This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 3BZ9 M

3. 50 xy

Ger 1315.1

No. 3725

A7784

Geschichte

Rudolf's von Habsburg,

Königs der Deutschen,

dargestellt

nach urkundlichen und meist gleichzeitigen Quellen

von

Ottmar F. H. Schönhuth,

Pfarrer, ordentlichem Mitglied der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau, so wie der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft zu Bern, und des würtembergischen Vereins für Vaterlandskunde zu Stuttgart.

Erster Band.

Leipzig,

Friedrich Fleischer.

1844.

Ger 1315.1

COLLEGE LIBRARY

Vnd wiewol diese Kronik an dem Getichte ist ainvaltig, doch hab' ich mir darumb offt ain suezzen schlaff abgebrochen.

Gregor Hagen,
Oesterreichische Kronike.

Dem

Sänger Rudolf's von Habsburg,

dem

hochwürdigſten Herrn Herrn

Johann Ladislav Pyrker,

Erzbiſchof von Erlau, Primas von Dalmatien ꝛc.

weiht dieſe geringe Arbeit aus
innigſter Verehrung

der Verfaſſer.

Weihe.

Der deutſchen Sangesmeiſter erſte Zier!
Du ſangſt ein Lied, das mir das Herz durchbebet!
Der Held, der Dich beſeelt, iſt ſeitdem mir
Im Bild vor Aug' und Seele vorgeſchwebet

Ich ſucht' dieß Bild im Buche der Geſchichte,
Des Helden Tugend fand ich hell und klar,
Wie Du ihn ſangſt im herrlichen Gedichte.
Den König fromm und gut, wie Keiner war.

Wie ſchön, wenn Poeſie nur Formen leiht,
Wenn ſie ein Bild nur ſtellt in beß'res Licht;
Wenn die Geſchichte keiner Lüge zeiht,
Froh tritt die Dichtung dann vor ihr Gericht.

Ein Bild gabst Du, vom Dichtungs-Glanz umhüllt,
In einfach-schlichtem Rahmen gab' ich's wieder.
Wenn nur das meine Dich mit Freud erfüllt,
Wie mich Dein Lied vom Helden treu und bieder.

Könnt' einen Kranz ich um das Haupt Dir schlingen,
Ehrwürd'ger Meister, ach ich bin zu fern.
Drum möcht' ich eine andre Gabe bringen,
Gering ist sie, doch biet' ich sie Dir gern.

Nimm huldvoll an, was Dir der Fremdling weiht,
Der nie in's Aug' Dir sah, doch Dich erkannt,
Den Geist des Sängers — aus der Ferne beut
Der Schüchterne Dir dankend Herz und Hand.

Vorwort.

Es war eine große, vielleicht die herrlichste Zeit des Mittelalters, als die Hohenstaufen mit ihrem kräftigen Herrscherarm von den Ufern der Ostsee bis zu den Inseln des Mittelmeers reichten. Diese große Zeit war zu Ende gegangen, als der Letzte dieses Heldenstamms, den wir passend mit den Wolsungen des Nordens (den Söhnen der Herrlichkeit) vergleichen, auf dem Blutgerüst zu Neapel sein jugendliches Leben endete.

Eine traurige Zeit war nun eingetreten — man nennt sie das große Interregnum, und mit Recht, weil Unordnung jeder Art von nun an in deutschen Landen regierte, und man nimmer wußte, wer Herr und Kaiser des einst so herrlichen deutschen römischen Reichs war — bis einer auftrat, der dem unsäglichen Jammer und Elend ein Ende machte. Es war Rudolf von Habsburg, der von jetzt der Retter und

Erlöser des deutschen Reichs wurde, und ihm einen Frieden und eine Ruhe gab, die es lange entbehrt hatte. Er wurde für Deutschland der Schöpfer eines Glücks, dergleichen ihm bisher kaum unter den vielgerühmten Hohenstaufen zu Theil geworden war, wenn wir jene Periode ausnehmen, wo Friedrich der Rothbart regierte. Rudolf's einzige Sorge, sein höchstes Streben, war darauf gerichtet, im eigentlichen Sinne des Worts das Wohl des Reichs zu fördern, während beinahe die meisten Hohenstaufen nur darauf bedacht waren, den Ruhm des deutschen Reichs durch Hinzufügung nahe liegender Länder und Staaten zu vermehren.

Wir verkennen nicht ihre große, wenigstens theilweise mit bewundernswürdiger Thatkraft durchgeführte Absicht, nicht nur den Namen eines römischen Kaisers zu führen, sondern auch mit diesem Titel eine Macht zu vereinigen, wie sie einst Karl der Große besessen hatte. Wir können es ihnen auch gar nicht verargen, wenn sie es gleichsam für einen Beruf hielten, sich um das schöne Grenzland Italien und Erbe Sizilien zu mühen, wo eine einzige Stadt ihnen mehr Reichthümer bot, als eine ganze Provinz des deutschen Landes. Die Hohenstaufen haben durch dieses Streben, in dem sich ihre Thatkraft so reich entfaltete, bei der Nachwelt den Namen großer Männer erworben; aber, möchten

wir fragen, ohne daß wir ihrer Größe Eintrag thun wollen — machten die letzten Hohenstaufen das Reich glücklich, welches sie groß zu machen suchten? Keineswegs. Durch ihre Romfahrten entfernten sie sich vom Herzen des Reichs, und überließen es, wenigstens theilweise, seinem Schicksal; statt dessen Kraft zu vermehren, wurden sie vielmehr die Ursache, daß es entkräftet und geschwächt wurde. Ist nicht für die Blüthe deutscher Ritterschaft, die über die Alpen zog, wie das Morgenland den Kreuzfahrern, so Wälschland ein großes Grab geworden, das Tausende und abermal Tausende gierig verschlang?

Rudolf von Habsburg kam nie zu einer Romfahrt, so sehr es immer sein Wunsch war, aus den Händen des heiligen Vaters die Kaiser-Krone zu empfangen, so sehr es sein Wille war, durch seine persönliche Gegenwart im Lande Ruhe und Frieden zu gebieten, wo sich Guelfen und Gibellinen in ewigem Hasse zerfleischten. Darum nannte er sich auch nur einen König der Deutschen, aber in diesem Namen war ein großer Segen unsers deutschen Vaterlandes eingeschlossen.

Die Nachwelt nennt ihn jetzt wohl nicht den Großen, ob er gleich an Heldenruhm sich mit jedem seiner Vorgänger und Nachfolger messen darf; sie stellt ihn nicht unter Diejenigen, welche vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit hoch über ihrer Zeit

ſtanden, wie der Hohenſtaufe Friedrich II., der ſich durch eine freie Geſinnung im Religiöſen eben ſo ſehr auszeichnete, als Rudolf von Habsburg durch eine ſchlichte und einfältige Frömmigkeit; aber ſie nennt ihn den Klugen und Weiſen, der es verſtand, ein Volk zu regieren mit Weisheit und Verſtand, wie Wenige zuvor und nachher; ſie nennt ihn den Volks-König, weil er ſich dem Volke nahe ſtellte durch Wort und That, weil er den Geiſt des Volks erfaßt hatte, und in ſeinen Sinn einzugehen verſtand, wie Keiner. Die Nachwelt nennt ihn den guten König der Deutſchen, denn ſeit den Zeiten Kaiſer Friedrichs des Rothbarts herrſchte Keiner über ſein Volk ſo gut, wie Rudolf, im ſtrengſten Sinne des Worts; und doch war er dabei der Kräftige, welcher ſeinem Willen Nachdruck geben konnte durch die Kraft des Arms, der den Scepter ſo wacker führte, wie das Schwert im Kampfe; ſie nennt ihn den Redlichen, denn er war redlich und bieder, ein Mann von ächtem deutſchen Korn und Schrot; darum es auch noch lange hieß, wenn man von ihm ſprach: ſo redlich, wie König Rudolf war — ſeine Redlichkeit iſt zum Sprüchwort worden.

Wohl ſtehen wir jetzt nicht vor Rudolf's Bild mit Staunen und Bewundrung, wie vor den großen Eroberern des Alterthums; aber wir blicken zu ihm hinauf mit Liebe, und ſehen in ihm nicht nur

den Beglücker seines Volks, sondern auch den Stammvater einer erlauchten Regenten-Reihe, die, so lange sie ächte Habsburger blieben, das heißt, von des Stammherrn Grundsätzen und Tugenden nie eine Hand breit wichen, immer die Beglücker ihres Volkes gewesen sind, und immerdar sein werden.

Das Bild eines frommen und guten Königes vor dem Blicke der Nachwelt wieder zu erneuen, ist die Aufgabe vorliegender Blätter. Diese ist dadurch dem Verfasser leichter geworden, daß eine Menge kleiner charakteristischer Züge von Rudolf von Habsburg überliefert sind, die er bei seiner Darstellung benutzen konnte.

Ueber den Werth solcher kleiner charakteristischer Züge, oder sogenannter Anekdoten, ist man schon einverstanden. Eine einzige Anekdote kann uns den Charakter eines Mannes treffender bezeichnen, als eine lange Darstellung seines Wirkens und Handelns — ein einziger Spruch aus seinem Munde, in Ernst und Scherz geredet, läßt uns deutlicher den Geist erkennen, und tiefer in das Herz schauen, als lange Reden oder Erörterungen über seinen Geist und seines Herzens Gesinnung. Aber solche Anekdoten charakterisiren nicht nur den Mann in seiner Größe, sondern sie stellen ihn uns auch näher. Wenn wir die Thaten großer Männer lesen, so erfüllen sie uns mit Staunen; wir blicken ehrfurchtsvoll zu

ihnen hinauf, und sie gelten uns als höherstehende von uns ganz verschiedene Wesen. Wie anders zeigt sie uns die Anekdote: sie lassen sich darin zu uns nieder, sie werden uns darin gleichgestellt, denn wir sehen sie in einem Thun und Treiben, das auch mit dem unsern Aehnlichkeit hat; wir sehen sie nicht mehr als Kaiser und Könige, als gewaltige Helden und Recken, sondern als gewöhnliche Menschen vor uns. — Die Anekdote ergänzt, wo die eigentliche Geschichte Lücken läßt; sie giebt Fleisch und Blut, wo die Chronik nur das leere Gerippe hinstellt. Es kann nie ein klares und vollständiges Bild vom Wesen und Wirken eines Mannes gegeben werden, wo nicht solche Charakter-Züge vorliegen.

Darum sind in dieser Darstellung alle solche Anekdoten, die uns von Rudolf von Habsburg aufbehalten worden sind, eingefügt worden, wo es nur thunlich war. Es ist kaum eine übergegangen worden, und wenn auch die eine oder die andere dazu dienen würde, ein minder günstiges Licht auf das Leben und Wesen des guten Königs zu werfen. Es soll nicht nur ein anschauliches, sondern auch getreues Bild Rudolf's von Habsburg gegeben werden. Eine Darstellung kann aber nimmermehr eine getreue sein, so sie nur das Gute an einem Gegenstand hervorhebt, und das Unvollkommne unbeachtet läßt, oder, mit andern Worten, nur die Lichtseite zeigt,

und die Schattenseite verdeckt. Auf diesen Abweg in der Geschichtsdarstellung sind schon so Manche gerathen; die Einen, weil sie durch Rücksichten auf die Lebenden verleitet waren, die Andern, oft aus Liebe für den Gegenstand, den sie sich zur Darstellung gewählt.

Zu den ersteren gehört der Verfasser nicht, und wird nimmermehr dazu gehören, denn er hat der Wahrheit allein zur Fahne geschworen, und diese führt als Wahrzeichen treu und frei; auch ist er im Leben Niemandes Diener im eigentlichen Sinne des Wortes, als dessen, zu dem ihn Treue und Anhänglichkeit von selbst verpflichtet.

Unter die Zahl der Letzteren, die aus Liebe für den Gegenstand der Wahrheit untreu werden, kann man so leicht gerathen, und der Verfasser mußte sich mit aller Macht davor hüten, daß es nicht geschah; es geschieht so oft, ohne daß es man selbst inne wird. Schon längst ist dem Verfasser der Held dieser Darstellung lieb und theuer gewesen, und immer mehr geworden, je mehr er sich mit dem Gegenstand beschäftigte; bei allem dem aber hat der Verfasser immer gefühlt, daß auch Rudolf von Habsburg nicht ohne Mängel gewesen. Er hat diese bestätigt gefunden beim tieferen Eindringen in dessen Geschichte, und diese Ueberzeugung ist auch in seine Darstellung übergegangen

ihnen hinauf, und sie gelten uns als höherstehende von uns ganz verschiedene Wesen. Wie anders zeigt sie uns die Anekdote: sie lassen sich darin zu uns nieder, sie werden uns darin gleichgestellt, denn wir sehen sie in einem Thun und Treiben, das auch mit dem unsern Aehnlichkeit hat; wir sehen sie nicht mehr als Kaiser und Könige, als gewaltige Helden und Recken, sondern als gewöhnliche Menschen vor uns. — Die Anekdote ergänzt, wo die eigentliche Geschichte Lücken läßt; sie giebt Fleisch und Blut, wo die Chronik nur das leere Gerippe hinstellt. Es kann nie ein klares und vollständiges Bild vom Wesen und Wirken eines Mannes gegeben werden, wo nicht solche Charakter-Züge vorliegen.

Darum sind in dieser Darstellung alle solche Anekdoten, die uns von Rudolf von Habsburg aufbehalten worden sind, eingefügt worden, wo es nur thunlich war. Es ist kaum eine übergegangen worden, und wenn auch die eine oder die andere dazu dienen würde, ein minder günstiges Licht auf das Leben und Wesen des guten Königs zu werfen. Es soll nicht nur ein anschauliches, sondern auch getreues Bild Rudolf's von Habsburg gegeben werden. Eine Darstellung kann aber nimmermehr eine getreue sein, so sie nur das Gute an einem Gegenstand hervorhebt, und das Unvollkommne unbeachtet läßt, oder, mit andern Worten, nur die Lichtseite zeigt,

und die Schattenseite verdeckt. Auf diesen Abweg in der Geschichtsdarstellung sind schon so Manche gerathen; die Einen, weil sie durch Rücksichten auf die Lebenden verleitet waren, die Andern, oft aus Liebe für den Gegenstand, den sie sich zur Darstellung gewählt.

Zu den ersteren gehört der Verfasser nicht, und wird nimmermehr dazu gehören, denn er hat der Wahrheit allein zur Fahne geschworen, und diese führt als Wahrzeichen treu und frei; auch ist er im Leben Niemandes Diener im eigentlichen Sinne des Wortes, als dessen, zu dem ihn Treue und Anhänglichkeit von selbst verpflichtet.

Unter die Zahl der Letzteren, die aus Liebe für den Gegenstand der Wahrheit untreu werden, kann man so leicht gerathen, und der Verfasser mußte sich mit aller Macht davor hüten, daß es nicht geschah; es geschieht so oft, ohne daß es man selbst inne wird. Schon längst ist dem Verfasser der Held dieser Darstellung lieb und theuer gewesen, und immer mehr geworden, je mehr er sich mit dem Gegenstand beschäftigte; bei allem dem aber hat der Verfasser immer gefühlt, daß auch Rudolf von Habsburg nicht ohne Mängel gewesen. Er hat diese bestätigt gefunden beim tieferen Eindringen in dessen Geschichte, und diese Ueberzeugung ist auch in seine Darstellung übergegangen

Er suchte ein getreues Bild des Mannes zu geben in seiner Schatten- und Licht-Seite; darum hat er jene Züge nicht übergangen, die der Geschichtsschreiber oft ungern im Leben eines Helden findet, und die bei dem Leser ein schmerzliches Gefühl rege machen, zumal wenn er dem dargestellten Gegenstand seine Liebe zugewendet hat. Rudolf von Habsburg erscheint als Mensch, nicht nur, während er auf der Burg seiner Väter im Ländchen Eigen aus- und eingeht, wo er die minder Mächtigen des Adels in seiner Umgebung oft seine starke Faust fühlen läßt — es ist kein gibellinischer Parteihaß, wie es der neueste Biograph Rudolf's von Habsburg dafür gehalten wissen will, sondern ein jugendlicher Uebermuth, der ihn noch vor die Thore der Stadt Basel führt, wo er ein Nonnenkloster in Rauch aufgehen läßt, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen; ein Uebermuth, der von keinem Parteihaß allein herrührte, sondern dem Geist der anarchischen Zeit angehörte, in welcher sich Rudolf bewegte.

Rudolf von Habsburg aber erscheint auch als Mensch, nachdem er den Königsmantel um seine Schultern geschlagen; er theilt die Vorurtheile seiner Zeit, wenn er einen Schwärmer wie den Pseudo Friedrich in den Flammen sterben läßt; er ist nicht ohne menschliche Leidenschaft, wenn er einen Abt von St. Gallen sein ganzes Leben hindurch es

entgelten läßt, daß er seine Söhne nicht liebt und ehrt; er erscheint in unsern Augen nicht als der Vollkommene, wenn er den Eifer, sein Haus zu mehren durch Macht und Ansehen, so weit treibt, daß er mit seinen Töchtern, wie mit einer Waare verfährt, welche man dem nächsten Besten bietet, der am meisten geben kann. Das Alles sind Züge die wir nicht verhehlen können und verhehlen werden, besonders sein egoistischer Sinn, sein oft zu haushälterisches Wesen, was schon seine Zeitgenossen mit der Geißel der Satyre gezüchtigt haben. König Rudolf war kein Heiliger, zu dem er in neuerer Zeit durch seinen Biographen beinahe gestempelt worden ist; er war es zu keiner Zeit, wenn wir seine ganze Laufbahn von Grafen bis zum König betrachten, aber ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften, bei dem Tugend und Heldensinn überwiegend in die Waageschaalen fallen, wenn wir auch seine manche Schwachheiten nicht unberücksichtigt lassen.

Als Solchen ihn darzustellen, das war das Bestreben des Verfassers; möge der geneigte Leser dieß anerkennen an vorliegender Arbeit, bei all der Mangelhaftigkeit der Darstellung in formeller Beziehung.

Was diese betrifft, so hat der Verfasser zu bemerken, daß er in Benutzung der Quellen wohl

Viel auf die Chroniken Rücksicht genommen, aber nur auf die gleichzeitigen, besonders Ottokar von Horneck; doch dieß kann mit Gewißheit behauptet werden, daß Nichts aufgenommen wurde, was nicht mit urkundlichen Daten gänzlich in Uebereinstimmung gebracht werden konnte. Dankbar muß der Verfasser anerkennen, daß des gelehrten Fürsten Lichnowsky Arbeit in dieser Beziehung Alles gesammelt hat, was nur aufgefunden werden konnte; darum sind die Regesten, welche er seinem Werke über Rudolf von Habsburg angehängt, oft wörtlich benuzt worden, uud es konnte auch nicht anders sein, denn, was einem Fürsten zur Benutzung und Prüfung zu Gebote, steht, das fehlt gar oft einem geringen Landpfarrer, der nur mit wenigen Hülfsmitteln versehen ist. — Wäre denn nicht auch die treffliche Arbeit des erlauchten Historikers in mancher Beziehung lückenhaft geblieben, wenn nicht ein so fleißiger Forscher, wie Dr. Böhmer in Frankfurt mit seinen reichhaltigen Kaiser-Regesten ihm zur Hand gewesen wäre? Möge der ebengenannte würdige Mann von einem Fremdling aus der Ferne deutschen Gruß und Handschlag nicht verschmähen, und darin im Geist den Dank seines Herzens empfahen, den er ihm schuldet, und bald persönlich bringen möchte. Leider konnte der Verfasser auch nicht Gebrauch machen von dem

freundlichen Anerbieten, das ihm vor Jahren von dem edlen Grafen von Mülinen, Altschultheißen von Bern, gemacht wurde, dessen reiche Handschriften und Urkunden-Sammlung für die Geschichte Rudolf's von Habsburg benutzen zu dürfen. Der Verfasser ist seid manchen Jahren zu ferne gerückt dem Ort, wo jener edle Schweizer noch aus alter herrlicher Zeit, seinen Wohnsitz sah.

So gerne hätte der Verfasser durch Bemerkungen unter dem Texte nachgewiesen, woher so Manches genommen, wie er Manches in den Quellen verstanden, und warum er Manches so und nicht anders gegeben; da er eben mit kurzen Bemerkungen nicht überall die Sache abgethan hätte, und lange Erörterungen so leicht den eigentlichen Text überschwemmen, so hat er alles Derartige in einen Anhang verwiesen. Dort wird sich der geneigte Leser überzeugen können, daß die vorliegende Arbeit auch ohne gelehrte Citate, die wohl hätten beigebracht werden können, den Glauben des Freundes der Geschichte, so wie des Forschers in gleichem Maaße erwarten darf.

Und nun zum Schluß noch ein Wörtlein an den Leser von deutschem Sinn und Gemüth; nur für Solche hat der Verfasser sein Buch geschrieben, nur Solche werden seiner nicht spotten, wenn er

Kunde giebt von der Entstehung seines Buches, an dem wenigstens das Sprüchlein:

nonum prematur in annum

wahr geworden.

Es mögen wohl neun Jahre vorüber sein, da stieg der Verfasser vorliegender Blätter herab von seinem lieblichen Wohnsitz, der alten Felsenburg Hohentwiel, und zog, vorbei an dem herrlichen Rheinfall, vorbei an den Ruinen der stattlichen Burg Küssenberg im Klettgau, in die Gefilde des Aargaus; er begrüßte den alten Stein zu Baden, wo Herzog Leopold mit seinen edlen Rittern noch Rath hielt, ehe er dem verhängnißvollen Tage bei Sempach entgegen eilte; aber keiner dieser herrlichen Punkte hielt den Fuß des rüstigen Wanderers auf, denn das Ziel seiner freudigen Wallfahrt war ein andres. Den Ort suchte er auf, wo die Stammburg eines deutschen Mannes und Königes steht, der ihm seit früher Jugendzeit ein Lieblingsheld gewesen ist, dessen Bild so oft vor dem Blicke des Knaben und Jünglings schwebte, wenn er, unbefriedigt mit der Gegenwart, in einer herrlichen und kräftigen Vorzeit träumend verweilte. — Mit raschen Schritten stieg der Wandrer hinan die sanft aufstrebende Höhe des Wülzelsberg, und er war am Ziele seiner Wallfahrt; er stand auf dem Boden, wo die Habsburg ragt mit ihren epheu-

umrankten Thürmen, und noch jetzt das schöne Ländchen beherrscht, wenn auch ihre alte Herrlichkeit vorüber ist, und ihre angefressenen Mauern früher oder später in Schutt stürzen. Er trat durch das Burgthor, wo keine Brücke mehr niederrasselt, wenn der Fremdling Einlaß begehrt, und eilte in das unscheinbare Gemach, wo der Held seiner Jugendträume, Graf Rudolf von Habsburg, aus und einging; er gönnte hier seinen von der Wanderfahrt müden Gliedern die erste Ruhe und brachte eine erquickende Nacht zu, vielleicht an eben der Stätte, da einst Graf Rudolf geschlummert und geträumt hatte. Hier an diesem theuren Orte kam der erste Gedanke dem Verfasser in die Seele, dem Helden von Habsburg ein geringes Denkmal zu errichten, nicht, das auf hohem Piedestale dem Besucher der Burg entgegenschaut, und die Züge des Helden und Königes dem Auge vergegenwärtigt, sondern ein solches, das in scharfen Federzügen das Bild Rudolf's von Habsburg beschreibt, und den Verehrern desselben vor die Seele führt. Dieser Gedanke ist zum festen Entschluß geworden, während der Verfasser im Gemache des Habsburgers von dem alterthümlichen Getäfel einen Span hieb, während er vom altergrauen Thurme den frischen Epheu brach und zu einem Kranze wand; er ist ein theures Gelübde geworden, als er von der schönen Burg schied,

die er nimmer sah, und wieder der Heimath zueilte mit seinen lieben Andenken, den Epheukranz um den Rücken geschlungen, und den Span im Ränzchen verborgen, wie ein theures Heiligthum, das man von der Wallfahrt mit sich nach Hause bringt. — Die Blätter des Epheukranzes sind längst schon verwelkt, aber das Andenken an jene seligen Stunden auf der Habsburg lebte fort in der Seele des Verfassers, und er suchte alsbald zu erfüllen das Gelübde, das er gethan hatte am fernen Orte. Er hat frische Blätter gebrochen in den Hallen der Vorzeit, und einen neuen Kranz gewunden von Epheu; den will er jetzt niederlegen an der Stätte, wo die irdischen Reste des Helden und Königes seit Jahrhunderten ruhen. — Wohlauf nach Speier! spricht er voll Sehnsucht, wie einst der greise zu sterben, bereite König rief — mit seinem Epheukranze will er schmücken das Bild des Königes, gehauen durch alten Meisters Hand, und freudig wird er rufen: mein Wort hab' ich erfüllt, das ich vor neun Jahren auf Habsburg gegeben, als ich den Kranz gebrochen — mögen aber diese Blätter länger dauern.

Schrieb's in der h. Fastenzeit 1843.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige zum ersten Band.

Einleitung.

Die Habsburg Seite 1. Graf Guntram der Reiche 4. Canzlin Graf von Altenburg 5. Radeboto, Canzelins Sohn 6. Bischof Werner und der Münsterbau zu Straßbnrg 9. Die Habsburg wird erbaut 13. Die Grafen von Altenburg nennen sich von der Habsburg; Stiftung des Klosters Muri 17. Ende Bischof Werners von Straßburg 22. Graf Werner, Radeboto's Sohn, läßt die Kirche zu Muri weihen und ordnet die Angelegenheiten des Klosters 23. Graf Otto von Habsburg 29. Graf Adalbert 30. Graf Werner II. 31. Adalbert der Reiche Landgraf im Elsaß 32. Graf Rudolf der Aeltere von Habsburg, Reichsvogt über die Leute zu Uri, Schwyz und Unterwalden 38. Adalbert und Rudolf seine Söhne theilen sich in die Herrschaft; von nun an die Linien Habsburg-Laufenburg und Habsburg-Habsburg 42. Graf Adalbert von Habsburg-Habsburg, Vänner der Stadt Straßburg 44. Er zieht nach Palästina, wo er stirbt 46. Seine Söhne Hartmann, Adalbert und Rudolf 47.

Erſtes Buch.

Graf Rudolf's Geburt und erſte Jugendjahre 51. Merkwürdige Prophezeihung 52. Seine Fehde mit Hugo von Tüfenſtein und ſeinem Oheim von Habsburg-Laufenburg 54. Hartmann von Kyburg übergiebt die Kyburg'ſchen Lande an das Bisthum Straßburg 58. Graf Rudolf wird Ritter und vermählt ſich mit Gertrud von Hohenberg 60. Er kommt in des Papſts Bann 61. Kriegt mit Biſchof von Baſel 65. Die Biſchofsfehde von Straßburg; Graf Rudolf wird Bänner der Stadt 73. Das Erbe von Kyburg; Fehde mit Lütold von Regensberg 81. Rudolf's große Naſe 84. Graf Rudolf und der Abt von St. Gallen 90. Zweite Fehde mit dem Biſchof von Baſel und den Bürgern 87. Die Ritter vom Stern und vom Sittich 104. Friede mit Baſel 112.

Zweites Buch.

Rudolf von Habsburg wird König 116. Krönung zu Aachen 123. Tag zu Speier 132. König und Kaufmann 134. Rudolf zieht mit den Rittern vom Stern in Baſel ein 136. Der Greis und der König 137. Rudolf zu Rotenburg am Neckar; edle Herren aus Steiermark bringen ihre Klage über König Ottokar von Böhmen vor Rudolf 139. Rudolf ſendet Bevollmächtigte an den Papſt Gegor X. nach Lyon; Vertrag mit dem Papſt 142. König Alphons von Kaſtilien macht gegen Rudolf Anſprüche rege 145. König Ottokar von Böhmen und die öſterreichiſchen Lande 147.

Drittes Buch.

Reichstag zu Nürnberg 165. Rudolf's Weisheit 168. Des Königs Verordnungen 169. König Ottokar und Her-

zog Heinrich von Baiern erſcheinen nicht auf dem Reichstag und verweigern den Lehenseid 172. Der Tag zu Augsburg; Streit wegen der bairiſchen Wahlſtimme; Bernhard von Seckau redet lateiniſch und erklärt Rudolf's Wahl für ungültig 176. Burggraf Friedrich von Nürnberg wird an König Ottokar nach Wien abgeordnet; Ottokars Beſcheid an König Rudolf 179. Ottokar und Herzog Heinrich werden in die Reichsacht erklärt 180. König Rudolf ordnet die ſchwäbiſchen Angelegenheiten 181. König Rudolf und Papſt Gregor der X. zu Lauſanne 182. Rudolf verpflichtet ſich zu einer Fahrt über Meer 184. Heinrich von Isny; Biſchof von Baſel 187. König Rudolf ſchreibt an die deutſch geſinnten Städte in der Lombardei 189. Tod Gregors X. 190. Erſter Aufſtand der ſchwäbiſchen Landherren wider König Rudolf 192. Wiederholte Klagen gegen Ottokar von Böhmen 194. Rudolf rüſtet ſich gegen Ottokar; Heerſchau zu Kempten 198. Graf Mainhard von Tirol 199. Erzbiſchof Friedrich von Salzburg entbindet die Seinen der Pflicht gegen Ottokar 200. Die Ungarn rüſten ſich für Rudolf 202. Friedensverhandlungen mit Herzog Heinrich von Baiern 203. Rudolf tritt die Heerfahrt an 264. Rudolf arm an Geld aber reich an Gottvertrauen 205. Herzog Heinrich von Baiern wird von Ottokar wieder gewonnen 207. Rudolf im Lager vor Paſſau 208. Graf Mainhard von Tirol fällt in Kärnthen ein; und die Edeln von Steiermark verſammeln ſich im Kloſter Runa, und ſtellen ſich auf Rudolf's Seite 209. König Ottokar rückt an die Donau hinab dem deutſchen König entgegen 210. Die von Ottokar ſtark befeſtigte Stadt Neuburg wird von Pfalzgraf Ludwig mit Liſt gewonnen 213. König Rudolf vor den Thoren der Stadt Wien; er belagert die Stadt 216. Ottokar langt am linken Ufer

der Donau an, aber er wagt keinen Streit mit Rudolf 221. Er wird von dem Bischof von Olmütz zum Frieden gestimmt; Friedensverhandlung im Lager vor Wien 223. Ottokars Uebergang über die Donau 224. Er empfängt seine Lehen von König Rudolf 230. Rudolf zieht in Wien ein, und trifft verschiedene Einrichtungen 234. Er schreibt eine Steuer aus und erregt die Unzufriedenheit der neuen Unterthanen 238. Der Friedensvertrag mit Ottokar wird erneuert 242. Königin Anna kommt nach Wien; Festlichkeiten werden angestellt 246. Neues Verabkommen zwischen den beiden Königen 247. Beschwerden König Ottokars gegen Rudolf 253. Ottokar wird durch seine herrschsüchtige Gemahlin zum Friedensbruch gereizt 255. Er widersagt dem deutschen König und rüstet sich zum Krieg 258. Rudolf's Werbungen gegen Ottokar 263. Er ist zu Wien in großen Nöthen 265. Ottokar rückt mit seinem Heere herab an die Donau, Rudolf ihm entgegen. 269. Vorgefecht der Ungarn mit Ottokars Leuten 270. Die Schlacht auf dem Marchfeld; Rudolf Sieger über Ottokar 275. Ottokars Begräbniß 293.

Viertes Buch.

König Rudolf berichtet über die Schlacht an dem Erzbischof von Salzburg und an den Papst 298. Sein Zug gegen Mähren 304. Markgraf Otto von Brandenburg gegen Rudolf 304. Richtung zwischen Beiden, und Sühne zwischen Haus Habsburg und Przemisl vermittelst einer Wechselheirath 307 Festliches Beilager der Königskinder zu Iglau 308. Rudolf wieder zu Wien; Festlichkeiten aller Art 312. Der Graf von Güns 313. Friedrich von Leiningen und sein Knappe Kranich 314. Rudolf trifft Anordnungen zum Wohl der neueroberten Lande 317. Er erfüllt

seine Gelübde und stiftet Kloster Tuln 318. Die tapfern Mitkämpfer auf dem Marchfeld werden belohnt 319. Rudolf bestätigt dem Papst die durch frühere Kaiser geschehenen Verleihungen und Vergebungen an den römischen Stuhl 322. Die italiänischen Angelegenheiten 323. Rudolf schließt einen Friedensvertrag mit Karl von Anjou 338. Plane des Papsts Nikolaus III. mit Burgund, der Lombardei und Toskana 340. Dringender Ruf von Seiten der italiänischen Städte an König Rudolf, daß er über die Alpen ziehe 342. Warum König Rudolf diesen Ruf weniger beachtete 344. Rudolf's Verhandlungen mit König Eduard von England wegen Vermählung seines Sohnes Hartmann mit der Prinzessin Johanne 348. Rudolf gegen Heinrich von Chunringen auf Weitra 357. Neuer Zug gegen den Markgrafen von Brandenburg; Friede zwischen Beiden 360. König Rudolf sendet seine jüngste Tochter Clementia dem Sohn des Königsmörders Karl von Anjou 360. Tod der Königin Anna; ihr Leichenbegängniß zu Basel 364. Der König verläßt Wien und kehrt nach Deutschland zurück, nachdem er seinen Sohn Albrecht zum Statthalter der österreichischen Lande eingesetzt 366.

Wegen der Entfernung vom Druckorte haben sich besonders in den Eigennamen, folgende Fehler eingeschlichen, die der geneigte Leser verbessern möge.

S.	3	L.	9	v.	o.	l. Wülpelsberg
"	5	"	7	"	"	" Hugowilare und Caroldesbare
"	5	"	10	"	"	" Windisch
"	12	"	14	"	u.	" 1019 statt 1013
"	18	"	6	"	u.	" inne hat
"	22	"	2	"	u.	" Erinlier
"	26	"	2	"	u.	" Rupert
"	29	"	1	"	u.	" Emich
"	31	"	2	"	u.	" Homberg
"	32	"	2	"	"	" Gertrud
"	32	"	11	"	u.	" Spoleto
"	33	"	1	"	"	" Biedertan
"	33	"	11	"	u.	" Trutpert
"	42	"	1	"	u.	" Lutold
"	65	"	8	"	"	" Wutach
"	66	"	10	"	"	" Kienberg
"	72	"	9	"	"	" Rikenbach
"	73	"	6	"	u.	" oberhalb
"	77	"	2	"	"	" gewänne

S.	77	L.	8	v.	o.	l. Acker: längen
"	86	"	9	"	u.	" Albis
"	87	"	11	"	"	" Uetliberg
"	92	"	10	"	"	" Oberried
"	93	"	9	"	"	" Engen
"	99	"	8	"	"	" hatte
"	102	"	10	"	u.	" Beuggen
"	103	"	5	"	u.	" Gülten
"	104	"	3 7	"	u.	" zum Brunnen; Frick; Krafft; Pfaffen
"	117	"	10	"	u.	" Rudolf's Neffe
"	122	"	13	"	"	" Neufen
"	126	"	9	"	u.	" seinen Neffen
"	138	"	2	"	u.	" Jedermänniglich.
"	138	"	5	"	u.	" Wildonie
"	141	"	3	"	u.	" ceperano
"	141	"	1	"	u.	" Britenoro
"	143	"	13	"	"	" Pretio
"	145	"	10	"	u.	" Wirre
"	147	"	1	"	"	" riefen
"	167	"	12	"	"	" zu zweifeln
"	176	"	10	"	"	" zierlicher
"	182	"	13	"	u.	" Capua
"	194	"	11	"	u.	" verdürbe
"	195	"	6	"	u.	" Hertrid
"	202	"	9	"	u.	" Das
"	203	"	2	"	u.	" dem Sohn des Herzogs
"	224	"	3	"	"	" und nun
"	230	"	6	"	"	" Leopold
"	240	"	9	"	u.	" 1276
"	245	"	7	"	u.	" darin

S.	269	L.	4	v.	o.	l. Selbenhofen
"	122	"	12	"	"	" Dürrenkrut
"	122	"	10	"	u.	" Abbruch
"	270	"	9	"	u.	" Moorgrund
"	274	"	6	"	"	" Sturmfahne
"	276	"	13	"	u.	" ſchwach
"	279	"	13	"	"	" Budewez
"	287	"	13	"	u.	" die
"	294	"	2	"	"	" betwungen
"	294	"	9	"	"	" entſize
"	311	"	4	"	"	" Selbenreiche
"	350	"	1	"	"	" Johanne
"	353	"	1	"	"	" Angelegenheit
"	353	"	11	"	u.	" ihren
"	355	"	12	"	u.	" vertagte
"	383	"	1	"	"	" durchſpickt
"	391	"	2	"	"	" Matthäus
"	392	"	4	"	"	" weiſlos
"	393	"	4	"	"	" Kronik an dem
"	409	"	8	"	u.	" wurde
"	411	"	8	"	u.	f. zwiſchen Gottes und mit die Worte denſelben Ort

Einleitung.

Die Habsburger.

In einer Gegend, die wir mit allem Rechte das Eden der nördlichen Schweiz nennen, nicht ferne von dem Zusammenfluß der Reuß, Limmat und Aar, liegt das uralte Kloster Königsfelden mit den Orten Windisch, Brugg, Altenburg und Gebisdorf (Gabinii villa), was Alles zusammen in uralter Zeit die Römerstadt Vindoniſſa bildete. Auf einer der Höhen, die gegen Südosten diesen wahrhaft klaſſiſchen Boden begränzen, dem sogenanten Wülzelsberg, stehen die noch beträchtlichen Ruinen der Habsburg, welche einem erlauchten Geschlechte den Namen gab.

Von drei Gebäuden, welche die frühere Habsburg bildeten, haben sich zwei Thürme noch ziemlich gut erhalten. Alter Epheu rankt sich vom Fuß dieser Thürme bis an ihren Giebel. In den einen derselben steigt man auf mehr als siebzig Treppen hinan. Die Mauern des Thurms, acht Fuß dick, von rohen unbehauenen Steinen aufgeführt, weisen auf das eilfte Jahrhundert, die Zeit der Gründung der Burg, zurück. Mit der Höhe nimmt die Dicke der Mauern ab. Die Boden sind von eichenen Dielen,

und Löcher in den Mauern, in welche die Riegel paßten, zeigen an, wo ehmals Thüren gewesen. Der innere Raum der alten Burg enthält sechzehn bis zwanzig Fuß ins Gevierte. In dem mittleren Theile des Gebäudes, das mit den Thürmen in Verbindung steht, finden sich abgetheilte Gemächer, darunter auch die Stube sein soll, wo der edle Rudolf von Habsburg noch als Graf aus- und einging.

Wie und wann die Habsburg gegründet wurde, soll später erzählt werden, zuvor aber werfen wir einen Blick auf die Geschichte des Geschlechts, in der Zeit, da es noch auf der sogenannten Altenburg seinen Wohnsitz hatte.

Guntram der Reiche, Graf im Breisgau, eröffnet mit Gewißheit die Reihe des Geschlechts. In mehreren Urkunden aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts kommt sein Name vor, und seine Güter liegen zerstreut im Klettgau, Breisgau und Elsaß. Fast in allen diesen Urkunden ist von einem Majestätsverbrechen die Rede, ob dem Guntram verurtheilt wurde. Dieses Verbrechen war aber wohl kein anderes, als daß er mit Bischof Ruodhard von Straßburg gegen einen Mächtigeren in Verbindung getreten war.

Ums Jahr 939 hatte Bischof Ruodhard in einem Aufstand gegen Kaiser Otto I., den Heinrich, sein Bruder, und Herzog Gisilbrecht von Lothringen erregt hatte, mit Bischof Friedrich von Mainz wider den Kaiser Parthei genommen. Nach Dämpfung des Aufstandes wurde Ruodhard von dem Kaiser nach Korvey, Friedrich aber nach

Fulda in die Verbannung geschickt. Friedrich, der Bischof von Mainz, kehrte im folgenden Jahre wieder aus der Verbannung zurück, Ruodhards Verbannung aber dauerte länger. Nach seiner Rückkehr belohnte Ruodhard seinen Anhänger Guntram, der vom Kaiser mit dem Verlust eigener Güter bestraft worden war, durch Belehnung mit den Gütern Hugowilare und Caroldesbahn[1]).

Guntrams Sohn hieß Kanzelin, und schrieb sich Graf von Altenburg, welchen Ort man in der Gegend des alten Weidisch, im sogenannten Eigen sucht. Wie er und seine Nachkommen in den Besitz der ganzen Gegend kam, in der seine Burg stand, darüber berichten die Klostergeschichten von Muri, die älteste Quelle hierüber, Folgendes:

Noch waren jene Gegenden, wo jetzt das Kloster Muri steht, lauter Waldung. Hier nun hatten einige reiche und freie Leute, welchen auch die daselbst befindliche Kirche gehörte, einen Hof (curtim). Sie baten Kanzelin, den Grafen von Altenburg, einen Sohn Graf Guntrams des Reichen, daß er Schutzherr ihres Eigenthums würde. Der willfahrte so lange ihrer Bitte, bis er Alles, theils auf rechtem, theils auf unrechtem Wege in seinen Besitz gebracht hatte. Als die übrigen Bauern, welche ebenfalls Freie waren und an diesem Orte wohnten, solche seine Macht sahen, so übergaben auch sie gegen ein bestimmtes Schutzgeld ihre Güter in seinen Schirm.

So geschah es, daß der Graf nach und nach beinahe die ganze Gegend in seine Gewalt bekam. Er vertrieb die eigentlichen Erben, und ließ seine Knechte und Mägde mit Pferden und Hornvieh, so wie ihren ganzen Hausstand, bis an seinen Tod daselbst wohnen.

Graf Kanzelin starb den ersten April 990 und hinterließ vier Söhne: Werner, Kanzelin II., Rudolf und Radeboto.

Als die früheren Besitzer der genannten Gegend — so fahren die Geschichten von Muri fort — hörten, daß Graf Kanzelin gestorben war, so verlangten sie wieder nach ihrem früheren Besitzthum; sie machten sich auf mit einem großen Begleit bis an den Ort, den man Marbach nennt, und hatten noch zwei Nonnen bei sich, die für sie Fürbitte einlegen sollten. Da wurden sie auf Befehl Radeboto's von den Leuten jenes Orts mit Gewalt zurückgetrieben. Darum kehrten sie nach Hause zurück, und nahmen sich vor, nie mehr in diese Gegend zu kommen. — Als nun Graf Radeboto die früheren Besitzer der Gegend auf solche Weise vertrieben hatte, und sich Niemand fand, der sich ihm widersetzte, so unterwarf er sich den Ort, den er schon vorher als sein Erbe angesehen hatte, sammt Allem was dazu gehörte, mit mehr Macht und Kraft als sein Vater, und brachte es so weit, daß er sich darauf ein Haus baute und mit seinem ganzen Hausstande darauf wohnte. Nun kam sein

Bruder Rudolf, welcher das Kloster Ottmarsheim gründete, und sprach: Lieber, laß uns den Ort theilen, so wie die übrigen Besitzungen. Radeboto wollte nicht einwilligen und Rudolf drang stärker in ihn. Als es aber umsonst war, so zog der Bruder über den Ort her und brannte und raubte. Doch er mußte wieder von dannen ziehen, ohne von seinem Bruder etwas erhalten zu haben. — Radeboto vermählte sich mit Ida, einer Tochter Herzog Friedrichs von Lothringen, und gab ihr die Gegend um Muri als Witthum.

Neben Rudolf und Radeboto hatte Graf Kanzelin I. noch zwei Söhne erzeugt: Kanzelin II., der im Jahr 1027 noch am Leben ist, und Werner, der ums Jahr 1000 das Bisthum Straßburg erhielt. Der bei weitem berühmteste unter den Söhnen des Grafen Kanzelin I. von Altenburg wurde Werner, der Bischof von Straßburg. In Erwägung seiner Verdienste um das Reich und seiner beständigen Treue gegen ihn, war ihm von dem Kaiser Otto III. das Bisthum Straßburg verliehen worden. Als nach Otto's Tod (1002) Herzog Heinrich von Baiern, der Sohn Heinrich des Zänkers, sich um die deutsche Krone bewarb, war es Bischof Werner von Straßburg, der seine Wahl beim Volk und den Fürsten zu fördern suchte, denn er und Herzog Heinrich standen schon seit früher Jugend mit einander in freundschaftlichen Verhältnissen. Das mußte aber Werner schwer büßen. Herzog

Hermann II. von Schwaben, Heinrichs Nebenbuhler in der Bewerbung um die deutsche Krone, zog gegen die Stadt Straßburg. Sie wurde nach einer schrecklichen Belagerung im Sturm eingenommen; ein trauriges Loos widerfuhr ihr. Kein Alter, kein Geschlecht wurde geschont, die Soldaten plünderten die Kirchen und steckten den alten Dom, der vom König Chlodwig erbaut war, in Brand. Dieß alles geschah, wie gleichzeitige Geschichtschreiber behaupten, ohne Wissen des Herzogs. Groß war der Schaden, den Stadt und Bisthum durch Herzog Hermann erlitten hatte. Wohl versprach der Herzog, als er am 1. Oct. 1002 zu Bruchsal fußfällig bei dem König um Verzeihung bat wegen seines früheren Widerstandes, den Schaden zu ersetzen, den er dem Bisthum Straßburg gebracht hatte; aber es kam vielleicht nicht einmal dazu, denn Herzog Hermann starb schon im Mai des folgenden Jahres. Darum trat jetzt der Kaiser mit seiner Freigebigkeit ins Mittel. Bischof Werner erhielt im Jahr 1004 für sein Bisthum die weibliche Abtei St. Stephan, „damit er von ihren Mitteln dem Bisthum wieder zu Hülfe käme, welches an Gebäuden u. s. w. so viel Schaden erlitten durch die Widerspenstigkeit einiger Fürsten, die sich seiner Wahl entgegen gesetzt hatten.“ Bischof Werner wendete das von dem Kaiser Verliehene auf die würdigste Weise an. Er richtete vor Allem seine Sorge darauf, daß das zerstörte Heiligthum wieder hergestellt würde. Schon

waren alle Anſtalten dazu getroffen, da wurde der noch ſtehende Theil des Doms von einem Blitzſtrahl angezündet und vollends in Aſche gelegt. Werner, durch dieſen Unfall zwar tief gebeugt, aber nicht muthlos gemacht, ſuchte jetzt vor allen Dingen den abgebrannten Einwohnern zur Wiederherſtellung ihrer Häuſer zu helfen; dann trachtete er darnach, das nöthige Geld zur Wiederherſtellung des Doms zu ſammeln. Das gelang ihm durch freiwillige Gaben ſeiner Geiſtlichen, durch von überall her geſammelte Collecten, und beſonders durch den allen Gläubigen für ihre Gaben und Beiſteuern verſprochenen Ablaß. Auch der Kaiſer erzeigte ſich wieder freigebig: er übergab im Jahre 1014 dem Biſchof die Abtei Schwarzach, und im Jahre 1017 eine Waldung. Mit ſolchen Mitteln unterſtützt konnte Werner einen großen und prachtvollen Bau unternehmen. Daher berief er die geſchickteſten Baumeiſter ſeiner Zeit nach Straßburg, um den Plan zu dem neuen Gebäude zu entwerfen. Der kam zu Stande und wurde auch angenommen, obſchon der Bau ſelbſt erſt nach acht Jahren ſollte angefangen werden. Während dieſer ganzen Zeit wurden die nöthigen Materialien zu der großen Unternehmung herbeigeſchafft; frohnweiſe mußten Bauern und Dienſtleute die ſchönen Quaderſteine, woraus das Münſter neu erbaut werden ſollte, aus dem Kronthal zwiſchen Marlenheim und Maßlenheim herbeiführen. Sie wurden gewöhnlich auf dem zwiſchen dem Münſter und dem kö-

niglichen Schlosse liegenden Platze gespeiset, der seit jener Zeit den Namen Frohnhof erhielt. Im Jahre 1015 wurden die alten Fundamente ausgegraben und neue gelegt. Und nun ward der erfreuliche Münsterbau mit allem Ernste betrieben; aber nur wenige Jahre konnte Werner ungestört am heiligen Werke fortfahren. Das Geräusch der Waffen unterbrach den Münsterbau.

Wie in geistlichen Dingen ein gewandter Mann, so war Bischof Werner, der Sprößling eines ritterlichen Geschlechtes, auch nicht fremd der Beschäftigung mit den Waffen; denn nach dem Geist jener Zeiten war es gar nicht so selten, daß ein Bischof zuweilen die Stola mit dem eisernen Küraß, und den Krummstab auf einige Zeit mit dem Schwerte vertauschte. Das freundliche Verhältniß mit Kaiser Heinrich wurde wohl wieder Veranlassung, daß Bischof Werner Gelegenheit bekam, sich im Waffenwerke zu versuchen.

Als Rudolph **III.**, König von Burgund, sah, daß er ohne Erben sterben würde, so verhieß er dem Stiefsohn seiner Schwester Gisela, Kaiser Heinrich **II.**, daß Burgund nach seinem Tode an ihn übergehen sollte; zugleich nahm er ihn zum Schirmherrn seiner Lande an. Bei manchen der Großen des Reichs, besonders bei dem Grafen Wilhelm von Poitiers, einem der mächtigsten, erregte dieß großen Unwillen. Kaiser Heinrich zog gegen denselben, um ihn zu demüthigen, aber er richtete nicht viel aus. Im

Jahr 1018 erneuerte König Rudolph von Burgund auf einem Tage zu Mainz feierlich, was er früher verheißen hatte. Bald darauf machte der Kaiser einen Zug nach Burgund, um von seinen Rechten Besitz zu nehmen, denn er befürchtete den Wankelmuth des Königs, so wie der Großen des Reichs. Wie er befürchtet hatte, so war es auch geschehen. Die Burgunder empfingen ihn mit den Waffen in der Hand. Er war von Basel bis an die Rhone vorgedrungen, aber er erlitt eine Niederlage, und wurde über die Gränzen von Burgund wieder zurückgetrieben. Unruhen in Alemannien nahmen jetzt des Kaisers ganze Thätigkeit in Anspruch, und Bischof Werner von Straßburg bekam jetzt den Strauß auszufechten, den der Kaiser mit den Burgundern begonnen hatte.

Daß Bischof Werner aus Auftrag des Kaisers schon zuvor an dem Zuge gegen Burgund Theil genommen habe, läßt sich historisch nicht nachweisen, aber so viel kann man mit aller Wahrscheinlichkeit schließen, daß er nun des Kaisers Freundschaft entgelten mußte. Der Aargau, in dem Werners väterliche Güter lagen, gehörte seit Heinrich I. Zeiten zu dem Königreiche Burgund; an diesem ließen jetzt die Burgunder ihren ganzen Unmuth aus. Sie fielen in die Besitzungen Werners, des getreuen Anhängers Kaiser Heinrichs, und konnten es um so ungestörter, da Kaiser Heinrich in Deutschland beschäftigt war. Die Besitzungen des Bischofs aber hatten keinen andern

Beſchützer als ſeinen Bruder Kanzelin den jüngeren, der bisher mit ritterlicher Hand das Erbtheil ſeines Bruders bevogtet hatte. Als Werner dieß vernahm, ſammelte er in Alemannien ein Heer um ſich, und zog ins Aargau. Dort verband er ſich mit ſeinem Bruder Kanzelin, ſo wie ſeinem Halbbruder Radeboto, und rückte gegen die Burgunder. Er war glücklicher gegen ſie, als ſein Freund Kaiſer Heinrich; in einem Treffen, das er ihnen lieferte, ſchlug er ſie aufs Haupt. Unter den Schwaben, welche mit dem Biſchof gegen Burgund zogen und ihm den Sieg erkämpfen halfen, wird auch ein Graf Welf namentlich aufgeführt. Dieſer Streit fällt zwiſchen die Jahre 1013 und 1020. Biſchof Werner legte das Kriegskleid wieder von ſich, und widmete ſich mit neuem Eifer ſeinem angefangenen Werke; der Münſterbau ſchritt jetzt ſchnell vorwärts.

Um dieſe Zeit wandte er, wohl veranlaßt durch die von den Burgundern gegen ſeine Beſitzungen verübten Feindſeligkeiten, ſeinem Heimathlande eine neue Aufmerkſamkeit zu. Seit er dieſelben mit ſeinen Brüdern im Treffen beſiegt hatte, mußten ſich die Grafen von Altenburg immer auf Angriffe von Seiten der Burgunder gefaßt machen, und die Altenburg, der Stammſitz des Geſchlechtes, mag nimmer in ſolchem Zuſtande geweſen ſein, daß ſie ein Bollwerk gegen ſolche Einfälle entgegenſtellte. Dieß bewog den Biſchof Werner von Straßburg, daß er

ſich entſchloß, einen Platz zu befeſtigen, durch den ſein Erbe geſichert würde, und von wo aus man etwaigen Angriffen der Burgunder kräftig begegnen konnte. Dieß auszuführen beauftragte der Biſchof ſeinen Bruder Radeboto, und unterſtützte ihn dabei mit allen nöthigen Geldmitteln.

Wie es mit dem Bau der Burg erging, möge Felix Fabri, der Ulmer Mönch, welcher noch im 15. Jahrhunderte lebte, erzählen. Da dieſe Erzählung auf die älteſte Darſtellung der Sage begründet iſt, wie ſie Albert von Straßburg gibt, ſo verdient ſie es, vor den übrigen mannigfaltigen Darſtellungen der ſpätern Zeit, daß ſie hier ihre Stelle finde, wenn ſie ſich vielleicht auch mehr als die andern im Gebiete der Phantaſie bewegt.

Graf Radeboto von Altenburg hatte ungeheure Summen Geldes von ſeinem Bruder, dem Biſchof von Straßburg, empfangen, und nun, ſprach er, will ich mir eine Burg erbauen zum ſichern Wohnſitz. Aber all das Geld, ſo er von ſeinem Bruder empfangen, verſchwendete er unter die Edlen, die ihn umgaben, weil er, wie es ja einem edlen Manne gebührt, ſehr freigebig war; er ging ſo weit, daß er von ſeinem Bruder der Verſchwendung bezüchtiget wurde. Doch ſandte dieſer ihm auf ſeine Bitte wieder eine ziemliche Summe Geldes. Als er auch dieſes Geld empfangen hatte, bot er er wieder Alles auf, um Edle wie Niedre zu ſeinen Freunden zu machen, und

brachte sie durch seine Geschenke von überall her zusammen, denn kluger Weise hielt er Freunde für höher als Geld.

Eines Tages beschäftigte er sich mit der Jagd, er ließ seinen Habicht steigen, um ein Wildpret zu fahen, der aber ließ von der Beute, flog auf einen hohen Berg und ließ sich dort auf einem Felsen nieder. Der Graf, dem der Habicht werth war, sprang vom Pferde, folgte dem Vogel, und bekam ihn wieder auf dem Felsen. Als er so allein auf der Höhe stand, ließ er seine Augen ringsumher schweifen, und vor ihm lag die ganze Gegend, geschmückt wie ein Paradies mit Gefilden, Wäldern und Flüßen. Darum wählte er diesen Berg zu seinem künftigen Wohnsitz, ließ Alles ordnen, und fing an, eine Burg zu erbauen. Als die Bauleute nach dem Namen der Burg fragten, so gab der Graf von dieser Begebenheit der Burg den Namen, und der blieb für ihn und seine Nachkommen. Dieweil er nämlich wegen des Habichts den Berg bestieg und ihn daselbst wiederfand, so gab er der Burg, die er damals bauen wollte, den Namen von dem Habicht (Habs, noch jetzt so gebräuchlich unter dem Volke) und nannte sie Habichtsburg, Habsburg. Als sich nun auf seinen Befehl eine geringe und wenig verschanzte Feste erhob, und Mehrere ihn darob rügten, so antwortete er: es wäre nicht nöthig, unter Freunden eine Burg zu verschanzen.

Sobald die Burg vollendet war, verſammelte Graf Radeboto alle Großen und Edlen des Aargau's, und ſprach zu ihnen, er wolle ſeinen Bruder aus Straßburg einladen, um das Haus zu weihen und die Herrſchaft zu ordnen; es ſei aber ſein Wunſch, daß Niemand ſeinem kommenden Bruder entgegengehe, ſondern ohne irgend einen ehrenvollen Empfang wolle er denſelben die Burg beſteigen laſſen; wenn er aber die Burg betreten habe, dann ſollten alle Edlen und Ritter mit ihrem Kriegszeug erſcheinen, und die Burg wie mit einer Belagerung umgeben. Auch ſollten die Frauen und Töchter der Edlen auf Wagen und Pferden mit ihren Kleinodien herbeigeführt werden; man möge für ſie Zelte und Küchen errichten, kurz Alles, was in der ganzen Gegend ſich befinde, ſollte zuſammen kommen. Wie er befohlen hatte, ſo geſchah es auch. Sein Bruder kam an ſammt ſeiner Dienerſchaft, und ſtieg auf die Habsburg. Als er ſah, wie die Burg ſo wenig befeſtiget, und ſo klein war, ſo verhielt er zwar ſeinen Aerger, wunderte ſich jedoch über die üble Anwendung ſo vieler Gelder, und verweilte daſelbſt, aber nicht mit einem behaglichen Gefühl, ſondern mit Unmuth. In derſelben Nacht aber umzingelten die Edlen des Landes mit ihren Leuten die Burg, und es ſtrömte eine ſolche Menſchenmenge zuſammen, wie noch zu keiner Zeit in jener Gegend geſehen worden war. Biſchof Werner ſtaunte über dieſe ſcheinbare Belagerung,

weil er das Geheimniß noch nicht wußte; er fing an, die Treue ſeines Bruders zu bezweifeln und befürchtete ſogar, er möchte durch denſelben in die Hände dieſer Krieger überliefert werden, weil er ſah, daß ſein Bruder keine Furcht äußere, und die Burg doch gegenüber ſo tapfern Männern nicht feſt genug war. Als der Burgherr die Verlegenheit ſeines Bruders ſah, ſo führte er ihn zu den Mauern, welche gegen das Kriegsvolk gerichtet waren, und ſprach: Seht, Herr Bruder, wenn ich eine große und verſchanzte Burg erbaut hätte, glaubt Ihr wohl, daß ich ſie lange gegen ſolch ein Kriegsvolk halten könnte? Nun aber habe ich eine kleine Burg erbaut, und mit dem Gelde, das Ihr mir gegeben, all dieſe Menge und dieſes tapfre Volk in meine Freundſchaft, Gunſt und Dienſte erkauft. Denn alle dieſe Herren haben ſich hieher verſammelt zu unſrer Ehre, und um die Weihung dieſes Hauſes zu verherrlichen. Hätte ich dies mit dem vielen Gelde feſter und prächtiger erbaut, ſo ſtänden uns keineswegs jene ſtattlichen Krieger zum Dienſte bereit. Laßt uns nun, mein Bruder, herabſteigen, und es wird ſich zeigen, daß ich eine ſehr feſte Burg erbaut habe, von den beſten und tapferſten Männern umgeben, und durch unzertrennliche Freundſchaft geſchirmt. Als der Biſchof heraustrat, ward er mit ſolchem Jubel, ſolcher Freude und Herrlichkeit empfangen, wie ihm durch ſein ganzes Leben noch nie widerfahren war. Radeboto's Vaſallen

blieben daselbst einige Tage, und es wurden von überall her Lebensmittel für dieselben herbeigebracht. Mit großer Feierlichkeit ward die Habsburg geweiht, und unter die stattlichen Burgen des Landes gezählt.

Seit der Gründung der Habsburg ging der Name Grafen von Altenburg ab, und das Geschlecht nannte sich von nun an Grafen von Habsburg.

Bald darauf machte sich Bischof Werner von Straßburg auch auf eine andre Weise um seine Heimath verdient, indem durch ihn die Stiftung und Gründung des Klosters Muri im Aargau veranlaßt wurde. Der Urkunde zufolge, die im Jahr 1027 ausgestellt wurde, wäre Bischof Werner allein als Stifter des Klosters Muri zu betrachten, aber dagegen sprechen ausdrücklich die Kloster-Geschichten von Muri (Acta Murensia) welche wegen ihres nicht unbedeutenden Alters — sie wurden wohl in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts verfaßt, — doch auch als glaubwürdig angenommen werden müssen. Sie nennen ausdrücklich die Gräfin Ida mit ihrem Gemahle Graf Radeboto als Stifterin des Klosters. Demnach wäre die Gründung von Muri eigentlich Dreien zuzuschreiben.

Wirklich nennt auch ein sehr alter Nekrolog beim Jahr 1027 neben Bischof Werner den Grafen Radeboto als Stifter, und beim Jahr 1026 die Gräfin Ida des Klosters Stifterin. Letztere gab wohl die allermeiste

Veranlassung dazu, indem sie die Güter um Muri dem Bischof Werner von Straßburg zu heiligem Zwecke abtrat. Diese Güter und das väterliche Erbtheil Bischof Werners von Straßburg bildeten sofort den ersten Grund und Boden des Klosters Muri[a]). Bischof Werner von Straßburg stellte, um der Sache größere Wichtigkeit zu verleihen, wie die Geschichten von Muri bemerken, die Urkunde in seinem Namen allein aus. Sie enthält nicht nur wichtige Bestimmungen in Betreff des neu gestifteten Kloster, sondern auch Einiges, was auf das neuerbaute Schloß Habsburg und die Familie des Stifters sich bezieht. Uebrigens ist diese Urkunde mehr als eine Art von Testament, denn als eine Stiftungs-Urkunde zu betrachten, da sie Bischof Werner wohl unmittelbar vor seinem Abgang nach Constantinopel abfassen ließ.

„Derselben zufolge soll das Kloster mit Brüdern bevölkert werden, welche nach der Regel des h. Benedikts leben und aus freier Wahl ihren Abt sich wählen. Dieser Abt aber soll mit gemeinem Rath der Brüder einen Schirmvogt wählen von der Familie des Stifters, welche das Schloß Habsburg inne haben; und zwar denjenigen, der dem Alter nach der erste in der Familie wäre. Diese Wahl soll aber von der Art sein, daß, wenn derselbe auf unerträgliche Weise das Kloster bedrücke, und, zum zweiten und dritten Mal ermahnt, davon nicht abstehe, ein andrer von eben dem Geschlecht, der auf der Habs-

burg wohne, an seine Stelle gesetzt werde. Sollte es geschehen, daß die männliche Nachkommenschaft in der Familie aussterbe, so solle der weibliche Sprosse, welcher laut Erbrechts auf der Habsburg sitze, aus der Hand des Abts die Schirmvogtei über das Kloster empfangen. Diese Schirmvogtei dürfe der Abt Niemandem als ein Lehen auftragen, sondern soll allein eine Anbefehlung und ein Schirm des Klosters sein. Selbst der Schirmherr soll keine Macht haben, etwas von den Gütern des Klosters oder von der Vogtei einem Andern zu verleihen. — Was zum Frommen des Klosters irgend Einer der Ministerialen an liegenden Gütern oder andern Dingen stiften wolle, das möge solcher thun, ohne auf seinen Lehnsherrn Rücksicht zu nehmen; was aber gestiftet sei, das dürfe weder Herr noch Frau, weder Sohn noch Tochter, auf irgend eine Art veräußern."

Was in dieser Urkunde festgesetzt oder vielmehr bestätiget wurde, trat wirklich auch in Vollziehung; aber, ob es durch Bischof Werner von Straßburg, oder durch seinen Bruder Radeboto geschah, ist unentschieden. Noch in demselben Jahr, da die Urkunde ausgestellt wurde, ward Bischof Werner in entfernte Gegenden versendet; und es ist sehr wahrscheinlich, daß Graf Rodeboto in Werners Namen zum Bau des Klosters schritt. Mit Recht wurde also auch Radeboto unter die Stifter gezählt.

Als nach Heinrich II. Tod Konrad von Franken den Thron der Deutschen bestieg, stand Bischof Werner bei ihm in nicht geringer Gunst. Er begleitete ihn im Jahre 1026 mit den Bischöfen von Mainz, Trier und Salzburg auf der Romfahrt, und war mit thätig auf der Kirchen-Versammlung, welche Konrad am 6. April des Jahres zu Rom hielt. Im Jahr 1027 wurde Werner von dem Kaiser gen Konstantinopel gesandt. Warum gerade er zu dieser Gesandtschafts-Reise verwendet wurde, ist nicht genau bekannt. Die Chronik von Ebersheimmünster erzählt, daß der Bischof zur Strafe diese Reise habe unternehmen müssen. Um seine Familie immer mächtiger zu machen, habe er seinem Bruder Radeboto viele Höfe und Kirchen seines Bisthums als Lehen zugewendet, namentlich aber es versucht, die Privilegien des Klosters Ebersheimmünster anzutasten Darüber erhob der Abt des genannten Klosters vor dem Kaiser Klage. Der Kaiser, der ohnedieß dem Bischof nicht mehr freundlich gesinnt war, weil er auf die Seite des aufrührerischen Herzog Ernsts sich geneigt hatte, hörte es mit großem Mißfallen; aber er verbarg seinen Zorn, und ging mit den Fürsten zu Rathe, wie er ihn auf schickliche Weise von dem Bisthum entfernte. In Betracht nun, daß das nicht ohne Aufsehen geschehen könnte wegen des mächtigen Geschlechts, dem der Bischof angehörte, kam er auf den Gedanken, ihn an den griechischen Kaiser gen Konstantinopel zu senden wegen gewis-

ſer Angelegenheiten des Reichs. Der Biſchof ſelbſt verhehlte die Veranlaſſung ſeiner Sendung und gab vor, er wolle der Andacht wegen ſeine Reiſe nach Jeruſalem fortſetzen; aber nach dem Rathſchluß Gottes, den Niemand täuſchen kann, wurde er wunderbarer Weiſe davon abgehalten, dieſes Vorhaben wirklich auszuführen. Denn als er mit einem großen Begleite von Menſchen und noch größerer Menge von Thieren, Pferden, Ochſen, Schafen und Schweinen, ſo wie übermäßig viel irdiſchen Bequemlichkeiten auszog und an die Gränzen von Ungarn kam, da ward ihm von König Stephan der Weg verboten, was zu jener Zeit noch nie einem Geſandten geſchehen war. Demnach kehrte er mit all ſeinem Gefolge gen Baiern zurück, und ging nach Italien hinüber. Er verweilte lange in der Gegend von Verona; mit vieler Mühe kam er über Venedig auf das Adriatiſche Meer, und gelangte endlich nach einem unheilvollen Schiffbruch gen Konſtantinopel. Er ward von dem griechiſchen Kaiſer ehrenvoll aufgenommen, und pflegte mit ihm eines traulichen Umgangs. Nach dieſem regte ſich der Wunſch in ihm, er möchte mit des Kaiſers Hülfe gen Jeruſalem gelangen, aber nie wurde ſein Verlangen geſtillt, da immer wieder ein Hinderniß dazwiſchen kam. Bald darauf ſtarb er, und wurde zu Konſtantinopel begraben. Ueber die Geſandtſchaftsangelegenheit ſchrieb nachher der griechiſche Kaiſer einen Brief mit goldener Schrift an den König der Deutſchen. — Nach der an-

geführten Chronik von Ebersheimmünster endete der Bischof auf andere Weise. Kaiser Konrad schickte hinter dem Bischof Werner her noch andere Gesandten mit einem Schreiben an den griechischen Kaiser, indem er demselben den eigentlichen Grund der Sendung Bischofs Werners darlegte, nämlich, daß sie als eine Verbannung gelte. Wirklich soll er dann von dem griechischen Kaiser auf eine Insel des Meers verschickt worden sein, und dort sein Leben an Gift geendet haben.

Wie weit letztere Ansicht Glauben verdient, läßt sich darnach bemessen, daß die Chronik von Ebersheimmünster aus der Feder eines gegen Bischof Werner feindseligen Mönches geflossen sein mag.

Bischof Werner von Straßburg starb im Jahr 1028 und hatte zum Nachfolger den Domherrn Wilhelm von Straßburg. Ihm voran gingen im Tode Gräfin Ida, welche im Jahr 1026, und Graf Radeboto, der im Jahr 1027 Todes verschied.

Graf Radeboto zeugte mit seiner Gemahlin eine Tochter und drei Söhne. Richenza, die Tochter, vermählte sich mit dem mächtigen Grafen Ulrich von Lenzburg und starb im Jahre 1080; die Söhne Otto, Adelbert und Werner theilten sich in das väterliche Erbtheil. Graf Otto wurde im Jahre 1046 von einem Kriegsmann Namens Frielier, erschlagen, und ward begraben in der Stadt Straßburg vor dem Altar des heiligen Laurentius; Graf

Werner gab für des Bruders Seelenheil ein Gut bei Ehusnach dorthin. Albert, der zweite Sohn Radeboto's, ſtarb im Jahr 1056 bei Hüningen; ſein Leib wurde nach Muri gebracht und in dem Grabgewölbe ſeines Vaters Radeboto beigeſetzt. Werner II. pflanzte nun das Geſchlecht fort mit Regilinda, einer gebornen Gräfin von Ntellenburg. Als Graf Werner das ganze Erbe ſeines Vaters Radeboto übernommen hatte, richtete er ſeine Hauptaufmerkſamkeit auf die Angelegenheiten des neu geſtifteten Kloſters. Reginbold, der erſte Propſt des Kloſters, welchen er aus Einſiedeln erhalten hatte, ein Mann in allen Stücken lobenswerth, war geſtorben ums Jahr 1055, ohne daß er noch den Bau des Kloſters vollendet ſah, den er ſo thätig betrieben hatte. An ſeine Stelle trat der ehrwürdige Mann Burkard, gebürtig aus Goſſau; ihn ſendete ebenfalls das Kloſter Einſiedeln. Er vollendete am Bau, was ſeine Vorgänger übrig gelaſſen hatten. Als das geſchehen war, ſchritt man zur Einweihung des Kloſters. Graf Werner und der Vorſteher Burkard ließen eine große Menge Frucht, Wein, Fleiſch und Alles, was nöthig war, zuſammenführen; beriefen den Biſchof Rumold von Konſtanz, und ließen die Kirche im Oktober des Jahres 1064 weihen. Anweſend waren bei der Weihe Graf Werner, und Abt Burkard nebſt ſehr vielen edlen Herren und Frauen. Die Kirche aber ward geweiht zu Ehren unſers Herrn Jeſu Chriſti,

sowie zu Ehren des h. Martinnus, Bischof von Tours. Am Tage der Einweihung bestätigte und gab Graf Werner auf den Altar des h. Martin alle Güter, welche Herr Reginbold für den Ort gekauft und erworben hatte, oder was die früher an der Stelle des neuen Klosters gestandene alte Kirche besessen hatte. Nach der Einweihung der Kirche schritt Graf Werner zur Einrichtung der Kloster-Verfassung. Als nemlich Abt Hermann zu Einsiedeln gestorben war, befürchtete der Graf, der Convent daselbst könnte, weil er bisher dem Kloster Muri seine Vorsteher gesendet hatte, einige Ansprüche machen, oder sich Gewalt gegen Muri anmaßen. Darum wählten die versammelten Brüder den Burkard, der bisher nur den Namen Vorsteher geführt hatte, förmlich zum Abt. Wie zuvor ein würdiger Vorsteher, so war er jetzt auch ein rechtschaffener Abt; sieben Jahre regierte er auf löbliche Weise. Nach seinem Tode war das Kloster zwei Jahre ohne Abt. Das geschah auf Anrathen des Konventualen Venelo, der diese von dem Grafen erbat so lange bis er das Klosterbauwesen gänzlich vollführt hätte. Als dieß geschehen war, so wählten die Brüder einen Mönch aus dem Kloster Disentis zu ihrem Abt. Der aber wandelte nicht in seines Vorgängers Fußstapfen, sondern er ließ die Mönche thun, was sie wollten. Das vernahm Graf Werner mit vielem Unwillen. Er berief den Abt vor sich, und ermahnte ihn mit einigen Brüdern nach St. Blasien zu gehen, von

dessen guter Verfassung er viel Löbliches gehört hatte, und dort rechte Ordnung zu lernen, welche er dann zu Muri einführen sollte. Das war nicht nach des Abtes Willen; er scheute jene Ordnung zu St. Blasien und legte lieber sein Amt in die Hände des Grafen nieder. Da reiste Graf Werner selbst nach St. Blasien, und erhielt von Giselbert, dem Abt des Klosters, vier Mönche, um eine reine Ordnung in Muri einzuführen. Während dieser Zeit kamen auch auf Verlangen des Grafen zwei Aebte, Willebrod von Hirschau und Siegfried von Schaffhausen nach Muri und besichtigten den Ort, der ihnen wohl gefiel. Diese machten an den Grafen das Ansinnen, er möchte zum Heil seiner Seele den Ort freien, und seine Landbauern und Diener von demselben trennen; denn wo später die Klosterzellen erbaut wurden, da stand früher ein Flecken. Graf Werner hörte sie gütig an, und erklärte ihnen, daß sie selbst die Freiungs-Urkunde abfassen könten, wie sie es für gut und nützlich hielten; dann wollte er sie vor dem König, den Edlen und dem Volk bestätigen. Die beiden Aebte thaten also. Nun versammelte Graf Werner seine Vasallen und Diener und kam mit Abt Giselbert und den eben genannten Brüdern aus St. Blasien nach Muri. Dabei waren noch viele edle Männer und andere Leute. Zuerst wurde im Kloster ein Gottesdienst gehalten, darnach trat der Graf vor den Altar, und erklärte den Ort für völlig frei, so daß keiner seiner Nach-

kommen oder Erben irgend eine Anſprache auf denſelben machen oder erſinnen könne. In Gegenwart ſeiner edlen Diener und Leibeigenen ließ er die Freiungs-Urkunde verleſen, und als ſie geleſen und dem Volk erklärt war, nahm er ſie ſelbſt in die Hand und überantwortete ſie an die genannten Brüder, ſo wie an den Abt Giſelbert, daß ſie dieſelbe hielten und wahreten, und den Ort, ſammt Allem, was dazu gehörte, ſo in Acht nähmen, wie ſie am Tage des Gerichtes Gott davon Rechenſchaft geben müßten. Nach dieſem ſtellte der Graf auch den Mönchen frei, welche Verfaſſung ſie nun für ihre gefreite Kirche wünſchten. Sie wählten das Recht der Kirche von Luzern. Das bewilligte ihnen der Graf alsbald. Nun forderte er die Brüder auf, daß ſie einen Schirmvogt erwählten, welchen ſie wollten; ſodann ließ er alle Bücher und Geräthe vor den Altar tragen, und fragte die Brüder, welche längſt im Kloſter waren, ob ſie wollten gehorchen den Brüdern, die er aus St. Blaſien hierher beſchieden hatte. Als einige ſich widerſetzten, ſo erklärte er ihnen: entweder ſollen ſie gehorchen, oder von dannen ziehen. Nachdem Alles innerhalb und außerhalb des Kloſters übergeben war, verließ man den Altar. Das geſchah im Jahre 1082. Einige von den früheren Conventualen blieben, andere gingen von dannen; die zurückgebliebenen wählten zu einem Prior den Bruder Stuzert aus St. Blaſien. Abt wurde derſelbe nicht, da Giſelbert aus St. Blaſien das Kloſter Muri

lieber unter seiner obersten Leitung behalten wollte. Man schritt nun auch zur Wahl eines Schirmherrn; von den versammelten Brüdern ward Herr Luitolf von Regensberg zu einem Schirmherr erkoren. Als dieser nur kurze Zeit das Amt bekleidet hatte, gab er die Schirmvogtei wieder auf und ermahnte die Brüder, sich einen andern Schirmherrn zu wählen. Dazu veranlaßte ihn eine Fehde, die zwischen Graf Werner von Habsburg und seinen Vettern von Lenzburg ausgebrochen war. Die Mönche von Muri wählten an seiner Statt Herrn Richtwin von Affegk zum Schirmherrn. Um diese Zeit ging der Prior Stuzert auf Befehl seines Abtes wieder nach St. Blasien zurück; darauf erklärten die Mönche: der Ort sei frei und müße einen eigenen Abt haben. Sie traten vor den Grafen Werner, und baten ihn, er möchte ihnen dazu behülflich sein, daß sie einen Abt bekämen. Auf seine Verwendung kam Bruder Luitfried von St. Blasien nach Muri und ward zum zweiten Abt des Klosters erwählt. Mit einem zweiten Gesuch kamen sie hernach bald wieder vor den Grafen. Herr Richtwin von Affegk war zu unmächtig, um Muri gehörig schirmen zu können; sie baten den Grafen Werner, die Schirmvogtei des Klosters wieder zu übernehmen. Nicht unwillkommen war dieser Antrag für den Grafen: es mochte ihn manchmal gereut haben, daß er den Ort von sich gegeben hatte; darum gab er dem genannten Richtwin sein Gut Schwarzenberg, und

empfing von ihm wieder die Schirmvogtei über Muri. Bald darauf kam er mit Abt Luitfried und einigen seiner Mönche zusammen, und setzte in Gegenwart Aller fest, daß der ältere unter seinen Söhnen aus der Hand des Abtes die Schirmvogtei erhalte, und zwar solle er nicht nach früherem Recht oder nach Erbs weise, sondern nur nach der Bestimmung des Privilegiums Alles empfangen, Alles handhaben und Alles schirmen. Als dieß geschehen war, übertrug Werner den Ort und Alles, was dazu gehörte, einem gewissen Eghard von Chusnach, auf daß er Alles an den Altar des h. Petrus zu Rom überantworte. Eghard von Chusnach reiste nach Rom, und erhielt einen Freiungs-Brief des Inhalts:

»wie daß Graf Werner von Habsburg mit seiner Gattin und seinen Söhnen das Kloster Muri an dem Altar des h. Petrus förmlich übergeben habe zu seinem und seiner Gattin und Söhne, so wie seiner Vorfahren Seelenheile; und zwar unter der Bedingung, daß das genannte Kloster unter der Gewalt und dem Schirm des apostolischen Stuhles bleibe auf ewige Zeiten, mit eben der Freiheit, welche auch andere Klöster derart genießen; dafür dann jährlich dem apostolischen Stuhl von demselben Kloster ein güldener Denar als Zins entrichtet werden solle.«

So wurde das Kloster Muri ein exemtes durch Betreiben des Grafen Werner von Habsburg. Zu früh für Muri starb Graf Werner im November des Jahrs 1096; ihm

folgte im Anfange des darauf folgenden Jahrs im Tode Abt Luitfried, der so wie Graf Werner ein Segen für Muri gewesen war. Werner von Habsburg hinterließ 2 Söhne, Otto II. und Adalbert II. und eine Tochter Ida. Letztere vermählte sich mit Graf Rudolf von Thierstein. Graf Otto von Habsburg übernahm nach seines Vaters Tode die Schirmvogtei des Klosters Muri. Neben dem, daß er seine Familiengüter zu vermehren suchte — so durch den Ankauf der Besitzungen in Dietikon vom Kloster Zwiefalten — erzeigte er sich, wie sein Vater, auch als Wohlthäter des Klosters; denn neben Anderem übergab er die Kapelle zu Boswil, mit Zehenten und Zubehör an das Kloster. Die Schenkung bestätigte Bischof Hermann von Konstanz, und später Propst Arnold von Mainz im Namen seines Erzbischofs. Graf Otto, der in der Klostergeschichte von Muri den Namen der Gelehrte führt (ob wegen seiner Kenntnisse in den Wissenschaften oder wegen seiner Gewandtheit in den Geschäften und seltenen Klugheit, ist nicht bekannt) fand ein trauriges Ende; am 8. Novbr. 1112 wurde er von einem gewissen Hesso, Edlen von Usenberg, in seinem Hause zu Butenheim ermordet. Sein Leichnam ward nach Muri gebracht, und vor den Thoren der Kirche, wo sein Vater und seine Mutter Regilinda ruhten, beigesetzt. Er zeugte — mit welcher Gattin das ist nicht bekannt — einen Sohn Namens Werner, und eine Tochter Adelheid, die sich an Erich von Huneburg vermählte.

Im Amt als Schirmherr folgte ihm sein Bruder Adelbert II. — Im Jahr 1114 kam König Heinrich der IV. nach Basel; als dieß Abt Luitfried von Muri hörte, so kam er mit seinen Brüdern und dem Grafen Adelbert dahin, und es ward Alles, was Werner, des Grafen Vater, dem Kloster verliehen und bei Wizingen bestätigt hatte, vor dem König und dem Fürsten durch eine förmliche Urkunde erläutert und bestätigt. Er bezeigte sich gleichfalls als Wohlthäter des Klosters Muri, denn er vergabte demselben den Ort Talwil, so wie Besitzungen bei Schaffhausen und Bremgarten. Seine Gemahlin, Judenta, übergab gleichfalls dem Kloster sechs Huben Güter. Auch andere Gotteshäuser bedachte Graf Adelbert; dem Kloster Olsperg übergab er ums Jahr 1114 Güter in seinem Dorfe Boreberg bei Basel.

Im Jahre 1128 hatte Graf Adelbert einen Krieg. Was die Veranlassung dazu war, oder gegen wen diese Fehde geführet wurde, ist nicht bekannt. Das Kloster Muri erlitt durch die Feinde des Grafen großen Schaden an Gütern in jener Gegend; der ganze jährliche Ertrag an Wein und Früchten ging den Mönchen zu Grunde.

Graf Adelbert starb im Jahr 1140 und scheint keine Kinder hinterlassen zu haben, wenn nicht Heinrich von Habsburg, den die Geschichten von Muri nennen, ein Sohn von ihm war, der noch vor dem Vater starb.

Werner III., seines Bruders Otto Sohn, übernahm die Regierung der habsburgischen Lande.

In mehrern von Kaisern ausgestellten Urkunden wird dessen Name unter den Zeugen genannt. Denen zufolge hielt er sich die Tage seines Lebens mehr am Hoflager der Kaiser und Könige, als in seinem Lande auf. Er ist im Jahr 1141 bei König Konrad **III.** zu Straßburg, und im Jahr 1150 bei ebendemselben zu Speier. Im Jahr 1153 finden wir ihn im Gefolge Kaiser Friedrich **I.** zu Erstein, und im Jahr 1155 auf dem Schloße Reverül bei demselben. — So fromm gesinnt, wie seine Vorgänger, scheint er nicht gegen die Klöster gewesen zu sein, denn es wird berichtet, wie er ein Gut, das die Mönche von Muri mit großer Mühe nutzbar gemacht hatten, ihnen mit Gewalt entziehen wollte. Statt es dem Grafen zu überlassen, ließen sie lieber funfzig Talente fahren, welche weiland Graf Adelbert vom Kloster empfangen hatte. Sie gaben noch das Gut Göslikon hinzu, das ihnen von demselben Grafen für die funfzig Pfund versetzt und nimmer eingelöst worden war, sowie achtzehn Huben bei Schaffhausen. Weiter wird nichts mehr von Werner gemeldet, er starb im Jahr 1167, vielleicht auf einer Fahrt nach Italien, wohin er Kaiser Friedrich **I.** begleitet hatte. Mit zwei Gemahlinen zeugte er sechs Kinder: Ida von Hemberg gebar ihm drei Söhne, Werner Rudolph und Otto; die zwei ersteren starben ohne Nach-

kommenschaft, und Otto wurde zum Bischof von Konstanz erwählt. Werners zweite Gattin war Gerbrand von Starkenberg; mit dieser zeugte er zwei Töchter: Gerbrand, die sich an den Grafen Dietrich von Mömpelgard und Richenza, die sich mit Johann Graf von Pfirt vermählte. Der Sohn Adelbert III. aus dieser zweiten Ehe pflanzte das Geschlecht fort. Schon im Jahr 1153 in demselben Jahr, da sein Vater zu Erstein als Zeuge unterzeichnet, erscheint auch er in einer Schenkungs-Urkunde der Brüder Luitolf, Rudolf und Gerung, an die Zelle St. Markus auf dem Zürcher Berg. Durch seine Vermählung mit Ida, der Tochter des Grafen Rudolf von Pfullendorf, gewann er bedeutend an Macht und Ansehen, aber er wurde durch diese Verwandtschaft, da seine Gemahlin eine Nichte Herzog Heinrich des Stolzen und Welfs von Welebo war, auf die Welf'sche Parthei gezogen. Mit Graf Rudolf von Pfullendorf stand er im Jahr 1164 in dem für Herzog Welf so ungünstigen Treffen bei Tübingen auf Seite des Letzteren. Als Graf Rudolfs von Pfullendorf einziger Sohn Berthold in Italien an der Pest starb, so übergab er, da er keinen männlichen Erben hatte, alle seine Güter dem Kaiser Friedrich I. von Hohenstaufen als seinem Erben; er machte eine Fahrt in's heilige Land und starb daselbst. Um diese Zeit verlieh Kaiser Friedrich dem Grafen Adelbert von Habsburg die Grafschaft Zürch, die Schirmvogtei über die

Kirche zu Seckingen nebſt den Gütern zu Biederkan; dieß Alles wohl, um ihn zu entſchädigen für das Erbe von Pfullendorf, das dem Kaiſer zugefallen war. Durch dieſen Zuwachs an Gütern mag wohl Graf Adelbert bei ſeinen Zeitgenoſſen den Beinamen der Reiche erhalten haben. Als ſich auf ſolche Weiſe von Tag zu Tag ſeine Macht mehrte, wurde ihm auch eine Würde zu Theil, die von nun dem Habsburgiſchen Hauſe eine wichtige Stellung im Reiche verlieh. Adelbert wurde Landgraf im Elſaß; wie er zu dieſer Würde gelangte, darüber iſt Nichts überliefert. Einige wollen es mit der angeblichen Abſtammung der Habsburger aus dem Elſaß und ihren früheren Beſitzungen daſelbſt in Zuſammenhang bringen[3]). Als Landgraf im Elſaß beſtätigte Graf Adelbert im Jahre 1186 die Privilegien, welche ſein Vorfahr und Ahn Luitfried, ſo wie die Stifter des Kloſters St. Trutgert, Otbert und Rambert, dem letzteren in alten Zeiten ertheilt hatten. Wie Graf Adelbert angeſehen war durch Reichthum und Würde, ſo muß er auch ein wackrer Kriegsheld geweſen ſein. Zweimal ſoll er die Fahrt nach Paläſtina mitgemacht haben. Einmal mit Kaiſer Friedrich I., wo er mit Berthold von Zähringen dem Heere voranging, vor allen Uebrigen zu Tyrus landete, und ſich den Ruhm eines tapfern Kriegshelden erwarb; das zweitemal zog er unter Pfalzgraf Heinrich bei Rhein mit vielen Fürſten und Herren, die zu Straßburg das Kreuz genommen hatten, gen Paläſtina.

kommenſchaft, und Otto wurde zum Biſchof von Konſtanz erwählt. Werners zweite Gattin war Gerbrand von Starkenberg; mit dieſer zeugte er zwei Töchter: Gerbrand, die ſich an den Grafen Dietrich von Mömpelgard und Richenza, die ſich mit Johann Graf von Pfirt vermählte. Der Sohn Adelbert III. aus dieſer zweiten Ehe pflanzte das Geſchlecht fort. Schon im Jahr 1153 in demſelben Jahr, da ſein Vater zu Erſtein als Zeuge unterzeichnet, erſcheint auch er in einer Schenkungs-Urkunde der Brüder Luitolf, Rudolf und Gerung, an die Zelle St. Markus auf dem Zürcher Berg. Durch ſeine Vermählung mit Ida, der Tochter des Grafen Rudolf von Pfullendorf, gewann er bedeutend an Macht und Anſehen, aber er wurde durch dieſe Verwandtſchaft, da ſeine Gemahlin eine Nichte Herzog Heinrich des Stolzen und Welfs von Welebo war, auf die Welf'ſche Parthei gezogen. Mit Graf Rudolf von Pfullendorf ſtand er im Jahr 1164 in dem für Herzog Welf ſo ungünſtigen Treffen bei Tübingen auf Seite des Letzteren. Als Graf Rudolfs von Pfullendorf einziger Sohn Berthold in Italien an der Peſt ſtarb, ſo übergab er, da er keinen männlichen Erben hatte, alle ſeine Güter dem Kaiſer Friedrich I. von Hohenſtaufen als ſeinem Erben; er machte eine Fahrt in's heilige Land und ſtarb daſelbſt. Um dieſe Zeit verlieh Kaiſer Friedrich dem Grafen Adelbert von Habsburg die Grafſchaft Zürch, die Schirmvogtei über die

Kirche zu Seckingen nebſt den Gütern zu Biederkan; dieß Alles wohl, um ihn zu entſchädigen für das Erbe von Pfullendorf, das dem Kaiſer zugefallen war. Durch dieſen Zuwachs an Gütern mag wohl Graf Adelbert bei ſeinen Zeitgenoſſen den Beinamen der Reiche erhalten haben. Als ſich auf ſolche Weiſe von Tag zu Tag ſeine Macht mehrte, wurde ihm auch eine Würde zu Theil, die von nun dem Habsburgiſchen Hauſe eine wichtige Stellung im Reiche verlieh. Adelbert wurde Landgraf im Elſaß; wie er zu dieſer Würde gelangte, darüber iſt Nichts überliefert. Einige wollen es mit der angeblichen Abſtammung der Habsburger aus dem Elſaß und ihren früheren Beſitzungen daſelbſt in Zuſammenhang bringen[a]). Als Landgraf im Elſaß beſtätigte Graf Adelbert im Jahre 1186 die Privilegien, welche ſein Vorfahr und Ahn Luitfried, ſo wie die Stifter des Kloſters St. Trutgert, Otbert und Rambert, dem letzteren in alten Zeiten ertheilt hatten. Wie Graf Adelbert angeſehen war durch Reichthum und Würde, ſo muß er auch ein wackrer Kriegsheld geweſen ſein. Zweimal ſoll er die Fahrt nach Paläſtina mitgemacht haben. Einmal mit Kaiſer Friedrich I., wo er mit Berthold von Zähringen dem Heere voranging, vor allen Uebrigen zu Tyrus landete, und ſich den Ruhm eines tapfern Kriegshelden erwarb; das zweitemal zog er unter Pfalzgraf Heinrich bei Rhein mit vielen Fürſten und Herren, die zu Straßburg das Kreuz genommen hatten, gen Paläſtina.

Auf die Nachricht vom Tode Kaiser Heinrichs VI. kehrten die Kreuzfahrer wieder in ihre Heimath zurück, unter ihnen auch Graf Adelbert von Habsburg. Vielleicht brachte er von diesem Zuge jenes aus einem Elephantenzahn kunstreich gearbeitete Horn mit, das er dem Kloster Muri schenkte. Man zeigte es noch in späterer Zeit; es führte die Umschrift:

„Kund sei Allen, die dieß Horn ansehen, daß Graf Adelbert, Landgraf im Elsaß, geboren von Habsburg, die heiligen Reliquien (des Klosters) mit diesem Horne vermehrte; das ist geschehen im Jahr 1198."

Das Jahr darauf starb Graf Adelbert, denn noch im Jahr 1199 bestätigt er als Landgraf von Elsaß dem Kloster Beromünster den Ankauf eines Gutes zu Guntzwil. Mit seiner Gemahlin Ida zeugte er eine Tochter Bertha, die sich mit Graf Heinrich von Leiningen vermählte, und einen Sohn Rudolf, an den das ganze beträchtliche Erbe von Habsburg überging.

Noch während sein Vater lebte, wird Rudolf von Habsburg als Vogt des Klosters Murbach genannt; denn im Februar des Jahres 1199 gestehen Abt Arnold von Murbach und Luzern, so wie Rudolf Graf von Habsburg, Kastaldus (Kastwald) von Murbach, dem Kloster Engelberg einige Landtheile zu in Eilsmatte, Melintebach und Wisoberch. Auf welche Weise diese so wichtige Vogtei an Habsburg gekommen, und ob Graf Rudolf der erste

gewesen, welcher dieses Amt hatte, ist nicht genau bekannt. Sein Vater Adelbert wenigstens scheint es noch nicht gewesen zu sein, denn in jener Urkunde vom Jahr 1168, wo der Bischof von Konstanz, Otto von Habsburg die Einverleibung der Kapelle Boswyl mit dem Kloster Muri bestätigt, ist offenbar der Graf Adelbert, Rudolfs Vater, nur deswegen Schirmherr genannt, weil er es über Kloster Muri war. Als Schirmherr von Murbach erscheint Graf Rudolf wieder im Jahr 1112 in der Urkunde über ein Urtheil in Sache dieses Klosters und Rüdigers von Ufholz; er ist als Zeuge, sowie als **judex ordinatus et advocatus** gegenwärtig. Eine andere Bewandtniß mochte es mit der Vogtei über Ruzzach bei Straßburg haben. Im Jahre 1201 macht Bischof Conrad von Straßburg Sühne in der Sache wegen der Vogtei von Ruzzach und dem Allod von Thierbach, weshalb zwischen ihm und seinen Vorfahren, so wie zwischen Graf Rudolf von Habsburg und seinen Verwandten Streit war. Wir sehen hieraus, daß diese Vogtei gleich der von Muri nach den ältesten Bestimmungen an der Familie selbst als Erbe haftete. Zu diesen Vogteien erhielt noch Graf Rudolfs Macht einen wichtigen Zuwachs, daß die Stadt Laufenburg, so wie die Schirmvogtei über das Stift Seckingen zu seiner Herrschaft kam. Die Vogtei über Seckingen hatte Friedrich Barbaroßa schon seinem Vater Adelbert für das Erbe von Pfullendorf übergeben, ob sie aber auch weiteres in sich

schloß, Rechte auf die Stadt Laufenburg u. dgl., ist nicht angegeben. Erst unter Graf Rudolf wurden genauere Bestimmungen gemacht. Dazu gab ein Streit zwischen ihm und der Aebtissin von Seckingen Veranlassung. Im Jahr 1207 thaten die Aebte von Muri, Engelberg, Lützel und Salem über diese Zwistigkeit, die Graf Rudolf und die Aebtissin wegen Stadt und Schloß Laufenburg hatten, einen schiedsrichterlichen Spruch; dem gemäß trat der Graf zwei Höfe zu Schinznach und Villach ab, und erhielt dagegen zum ungestörten Besitz die Stadt Laufenburg nebst Zugehör, und die Schirmvogtei über Seckingen wurde ihm als bleibend zugewiesen. So war wieder eine nicht unbedeutende Besitzung zum Erbe von Habsburg geschlagen.

Vielleicht schon vor dieser Zeit hatte das Haus Habsburg Rechte und Besitzungen in den Gebirgs-Kantonen der Schweiz, absonderlich um den Vierwaldstätter See herum. Die Rechte konnten sich wohl herschreiben von den Schirmvogteien, die in jene Gegenden hinüber reichten, zum Beispiel von der Abtei Murbach, deren Gerechtsame sich bis in die Alpen erstreckten. So bestätiget Graf Rudolf von Habsburg, Landgraf im Elsaß, im Jahr 1207 eine dem Kloster Lützel durch Heinrich von Knöringen gemachte Schenkung. — Aber auch Besitzungen hatte das Haus Habsburg in jenen Gegenden, was nicht selten vorkommende Gütertausche beweisen. So kennen

wir einen Tauschvertrag über zwei bedeutende Prädien zwischen dem Stift Engelberg und dem Grafen Rudolf von Habsburg, Landgrafen im Elsaß, und seinen Söhnen, der zu Luzern im Jahr 1210 getroffen wurde; in demselben Jahre tauschten Graf Rudolf von Habsburg und das Stift Engelberg Güter in Sarnen und Gersau. Bei diesen beiden Verträgen handelte es sich um Güter, die er vom Reich besaß. Hatten nun die Habsburger schon frühzeitig Rechte und Besitzungen in dieser Gegend, so finden wir es natürlich, wie diesem auch hier so mächtigen Hause von andern minder mächtigen die Vogtei über ganze Gemeinsamen, wie über die Leute von Schwyz, übertragen wurde.

Als ein solcher Vogt erscheint Graf Rudolf von Habsburg im Jahr 1217. Das Stift Einsiedeln lag um diese Zeit mit den Leuten zu Schwyz in einem Streite „und währete der Krieg drei Jahre, und war so hart, daß beider Theil klagend für ihm trat.“ Diese Zwistigkeit nun schlichtete Graf Rudolf von Habsburg als ihr Herr und ihr Landgraf über den Blutbann. Aus Letzterem erhellt aber auch, daß Graf Rudolf nicht nur Vogt dieser Leute war, den sie aus freier Wahl sich gesetzt hatten, sondern es muß ihm das Amt zu richten, von einem Höhern übertragen worden sein.

Das soll, so nimmt wenigstens K. Guillimann an, durch Otto von Sachsen, den Gegenkaiser, geschehen sein.

Mit den Guelfen von mütterlicher Seite verwandt, war Graf Rudolf bisher treu bei ihrer Parthei gestanden. Als daher der Kampf zwischen Otto von Sachsen, dem Sohne Heinrich des Löwen und Friedrich von Hohenstaufen währte, da hatte Rudolf von Habsburg kräftig den Verwandten mit seiner Macht unterstützt. Diese Anhänglichkeit ließ Otto nicht unbelohnt. Als er daher seinen Zug nach Italien antrat, setzte er den Grafen von Habsburg als Reichsvogt über die drei Gemeinsamen Uri, Schwyz und Unterwalden ein; zugleich bestellte er ihn zum förmlichen Landpfleger des oberen Deutschlands mit Vollmacht über Rechte und Einkünfte, und mit Befehl an den gesammten Adel, ihm zu gehorchen. So sehr sich aber Otto auf diese Weise um den Grafen von Habsburg verdient gemacht hatte — Rudolf wandte sich doch bald von ihm, als Otto seines Reichs entsetzt und in den Bann gethan wurde. Er schloß sich nun mit den Grafen von Kyburg und Anderen an die Parthei des neuerwählten Friedrichs von Hohenstaufen an, und findet sich von nun an öfter in seinem Gefolge. Zu Basel unterzeichnete er im Jahr 1212 mit die Belehnungs Urkunde, welche der junge Friedrich dem König Ottokar von Böhmen ausstellt; und dgs Jahr darauf ist er Zeuge in einer Bestätigungs-Urkunde Friedrichs für das Kloster Engelberg. Von nun an blieb Rudolf und sein Haus gut hohenstaufisch. — Als Werner und Hartmann, die

mächtigen Grafen von Kyburg, ihren Muthwillen gegen das Stift Beromünster auf die schrecklichste Weise ausübten, so daß sie sogar die Mönche aus ihrem Wohnsitz vertrieben, und fortfuhren, ungeachtet der Bann über sie ausgesprochen wurde; da machte Graf Rudolph von Habsburg wegen seines Sohnes Adelbert, der die Schwester der Grafen zur Ehe hatte, mit denselben gemeinsame Sache. Er ließ seine Mannen zu ihnen stoßen, und mißhandelte mit ihnen die Geistlichen von Beromünster. Als im Jahr 1223 Kaiser Friedrich die beiden Grafen von Kyburg in die Acht erklärte, so lange sie nicht dem Stift das zugefügte Unrecht büßeten, scheint auch Graf Rudolf mit seinen Söhnen dieß für einen Wink gehalten zu haben, seine Unbill gegen das Stift durch Gutthaten wieder zu ersetzen. Darum vergabte er im Jahr 1227 alle Güter, welche Conrad, der Pfarrer von Bomnath, einst besitzen sollte, so sie durch den Tod der Wittwe des Ritter Heinrich von Ottmarsheim erledigt würden, zu ewigem Besitz der Kirche zu Beron, welche er geschädiget hatte, und das mit Zustimmung seiner beiden Söhne Rudolf und Adelbert, welcher letztere später die Schenkung eigens bestätigte. Darnach im Jahr 1228 schenkte er, „aus Reue, daß er vieles Böse durch Raub und Brand dem Kloster Beromünster zugefügt," demselben drei Schupposen zu Martinsberg im Aargau, welche ein gewisser Dienstmann, Arnold von Merlinsberg, lassen mußte. In demselben

Jahr erhält das Kloſter zu Kapell einen Beweis ſeiner Wohlthätigkeit: er bewilligt mit ſeinen Söhnen Adelbert und Rudolf dem Convent daſelbſt den Hof in Barro mit den Zehenten und allen Rechten. — Bis gegen das Ende ſeines Lebens hatte Graf Rudolf von Habsburg die Vogtei über die Gemeinden im Hochgebirg verwaltet. Als aber ums Jahr 1231 König Heinrich der Hohenſtaufe von den Leuten von Uri, Schwyz und ihren Nachbarn in ſo unruhiger Zeit Hülfe verlangte, da weigerten ſich die Leute von Uri, ſo lange er ſie nicht von der Vogtei des Grafen von Habsburg, die ihnen läſtig geworden zu ſein ſcheint, entheben und überhaupt nie mehr durch Reichsvögte und Leiſtungen beläſtigen würde. König Heinrich willfahrte ihrer Bitte, und ſandte den Ritter Arnold von Baden (de Aquis) nach Uri ab mit einer Urkunde, worin er der geſammten Gemeinde zu Uri zu erkennen giebt, „daß ſie von nun an frei ſeien von der Oberherrlichkeit des Grafen Rudolf von Habsburg, und nie mehr auf irgend eine Weiſe von dem Reiche entfremdet werden ſollen; auch werden die Leute von Uri darin angewieſen, von nun an in Beziehung auf die Steuern den Weiſungen des Arnold zu folgen.“ Für dieſen Verluſt der Vogtei über Uri ſoll der König den Grafen entſchädigt haben; wodurch, darüber iſt nichts Näheres bekannt. Guillimann meint, der König habe ihm die Grafſchaft Rheinfelden, welche nach dem Abgang der Zähringer

an das Reich zurückfiel, übergeben. Sollte er aber auch nicht entschädigt worden sein, so geschah wenigstens die Entsetzung des Grafen von der Vogtei über Uri durch König Heinrich nicht aus Haß gegen den Guelfen; denn wir wissen ja, wie der Graf längst dieser Parthei entsagt hatte.

Graf Rudolf von Habsburg starb zu Anfang des Frühlings im Jahr 1232. — Mit seiner Gemahlin, Agnes von Staufen (im Breisgau) zeugte er zwei Söhne und zwei Töchter.

Die Töchter, Heilwig und Gertrud, vermählten sich mit den Grafen Hermann und Ludwig von Frohburg, die Brüder Adelbert und Rudolf setzten in zwei Linien das Geschlecht fort.

Graf Adelbert, der ältere Sohn Graf Rudolfs, bekleidete noch während seines Vaters Lebzeiten die Landgrafen-Würde im Elsaß. Als solcher schützt er schon im Jahr 1211 im Verein mit Bischof Heinrich von Straßburg das Kloster St. Trutgert gegen seine Schirmvögte, die Herren von Staufen; dasselbe geschieht im Jahr 1215. In der Urkunde nennt sich Graf Adelbert „von Gottes Gnaden Landgraf im Elsaß." Nebenbei führet sein Vater Rudolf gleichfalls den Titel als Landgraf; so in der letzten Urkunde vom Anfang des Jahres 1232, wo er sich zum Unterschied von seinem Sohn Graf Rudolf den Aelteren nennt. Im Todesjahr ihres Va-

ters, dem ebengenannten, erſcheinen die Brüder Adelbert und Rudolf zum letztenmal nebeneinander; ſie vergaben den 10. April 1232 zum Seelenheil ihres verſtorbenen Vaters zwei Schupoſen zu Reſchenwile, die ſie von ihrem Miniſterialen, Arnold, genannt Kamptpoll, erkauft haben, ſo wie die Schirmvogtei darüber dem Stift Beromünſter. Um das Jahr 1238 aber ſchritten die beiden Brüder Rudolf und Adelbert von Habsburg zu einer Theilung aller ihrer Herrſchaften. Bei dieſer erhielt Rudolf das Schloß und Stadt Laufenburg, die Schirmvogtei über Seckingen, Stadt und Schloß Waldshut, die Grafſchaft Klettgau, dann das Erbe von Biederkan, ſo wie jene Güter, die am Luzerner See lagen, und das Land Glaris; Adelbert aber erhielt die eigentlichen Stammlande des habsburgiſchen Hauſes: die Habsburg mit der Gegend von Windiſch, die Güter im Aargau, Zürchgau, Sundgau und Breisgau, dazu das Amt des Landgrafen im Aargau. Die Schirmvogtei über Muri und Murbach behielten ſie gemeinſchaftlich. Desgleichen wurde beſtimmt in Beziehung auf die Landgrafſchaft in Elſaß „die Landgrafſchaft zu Elſaze, ſit ſie deß von erſt mit Willen übereinkamen, daß dieſe Grave Albrecht und Grave Rudolf nit theilten, ſo ſollen ſie die gemein han, dieweil ſie leben.“ Es ſcheint aber bei dieſer Theilung noch Manches unbeſtimmt geblieben zu ſein, denn noch im Jahr 1239 oder 1240 thun Biſchof Lubold von Baſel und

Graf Ludwig von Werburg einen Ausspruch über die Güter des Grafen Albrecht und Rudolfs von Habsburg, die sie in Gemein haben sollen, und über diejenigen, worüber sie noch nicht einig wurden. —

Seit dieser Theilung bildeten sich die beiden Linien des habsburgischen Geschlechts, Habsburg-Habsburg und Habsburg-Laufenburg, welche letztere mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts gänzlich erlosch. Hierüber zu sprechen, liegt außer dem Zweck unsrer Darstellung, die nur die Geschichte des Hauses Habsburg-Habsburg, welches Graf Adelbert gründete, zum Gegenstand hat.

Graf Adelbert IV. von Habsburg vermählte sich mit Heilwig, einer Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg und der Gräfin Anna, deren Vater Pfalzgraf Hugo von Burgund war; er ahnete nicht, daß diese Verbindung zu einer beträchtlichen Vergrößerung seines Hauses dereinst beitragen würde. Vor der Hand war er dadurch mit mächtigen Häusern in Verbindung getreten. Aber nicht dieses Ansehen, in dem er stand, nicht die Macht, die er auch nach der Theilung mit seinem Bruder noch besaß, stellte ihn hoch in den Augen der Zeitgenossen, sondern seine Weisheit, wegen der man ihn den Weisen nannte, seine Gerechtigkeit, vermöge der er eines bedrängten Klosters gegen seine eignen Verwandten sich annahm: zwei Tugenden, die auf seinen erlauchten Sprößling übergingen. Einen solchen Mann wählten die

Straßburger zu ihrem Feldhauptmann, (Bänner und Leiter) und sie konnten keinem Würdigern dieses Amt übertragen. Als nämlich ums Jahr 1228 zwischen dem Bischof von Straßburg, Berthold von Teck und den Grafen von Pfirt eine heftige Fehde ausbrach, standen die Bürger von Straßburg ihrem Bischof bei. Graf Egon von Freiburg und zwölf Reichsstädte im Elsaß und am Rhein hatten sich noch den Grafen von Pfirt verbündet, und die Stadt Straßburg mit ihrem Bischof stand nun einem viel mächtigeren Feinde gegenüber. Doch zog der Graf von Habsburg an der Spitze der Straßburger Bürger voll Muth und Hoffnung den Verbündeten entgegen. Zwischen Blodesheim und Hirnfeld kam es am 12. Heumonat zu einem Treffen. Auf beiden Seiten wurde hitzig gekämpft, aber den Sieg behielt Graf Adelbert von Habsburg mit seinen Straßburgern. Die Feinde wurden schmählich geschlagen, viele derselben niedergemacht oder gefangen, und eine große Beute fiel in die Hände der Sieger. Diese Niederlage erfüllte die Großen und Städte mit Scham und noch mehr mit Erbitterung. Viele Dörfer des Bischofs in Ober- und Unter-Elsaß überfielen sie, und wütheten mit Raub, Mord und Brand. Der Graf von Habsburg zog mit denen von Straßburg wieder gegen sie aus, und trug in einem zweiten großen Treffen wieder den Sieg über sie davon. Nachdem drei Jahre gekriegt worden war, wurde im Jahr 1230

ein Friede geschlossen zwischen beiden Partheien. Den Kriegsruhm, welchen Graf Adelbert in diesem Kriege erworben hatte, wollte er noch durch eine Fahrt nach Palästina im Kampfe für Christi Grab verherrlichen. Im Jahr 1240 zog er mit jenem Kreuzheer, das besonders aus Franzosen bestand, ins heilige Land. Ehe er die Heimath verließ, berief er seine beiden Söhne Rudolf und Adelbert, so wie die Edlen seiner Herrschaft ins Kloster Muri. Hier legte er ihnen mit Mehrerem sein Vorhaben dar, „und ermahnte und bat die Edlen, sie möchten doch die Treue, welche sie bisher ihm erwiesen, auch seinen Söhnen halten. Dann wandte er sich zu diesen, und legte ihnen dar, „was ehrbar und recht wäre, zu erfüllen. Treu und Glauben sollten sie vor Allem halten, und nie eine Verheißung brechen. Frömmigkeit sollten sie hochhalten; den Rathgebern, welche es nur dem Scheine nach, aber nicht in Wahrheit gut meinen, sollten sie nie Herz und Ohr leihen. Sie sollten keine Fehden suchen oder anfangen, außer wenn sie gezwungen würden und es auf's Aeußerste käme. Was sie einmal angefangen, das sollten sie mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit durchführen, und bei ihren Angelegenheiten darauf sehen, daß Alles schnell zum Ziele komme. Dem allgemeinen Frieden sollten sie auch Privat-Vortheile nachsetzen. Nicht am Trug sollten sie halten, sondern an der Tugend und an der Sorge für den öffentlichen und den

gemeinen Nutzen. Nicht durch Gewaltthätigkeit und Eigennutz seien die Grafen von Habsburg zu einer guten Meinung und zu diesem Ruhme gekommen, daß Wenige ihres Standes ihnen vorangehen, und die Meisten ihnen weichen müssen. Wenn sie auf diesem Wege folgen, so sei es keinem Zweifel unterworfen, daß sie nicht nur die Erwerbungen ihrer Vorfahren erhalten, sondern sogar noch mehr hinzuthun, und sich zu höherer Würde erheben werden."

Auf diese Worte des alten Grafen entstand ein großes Weinen, und unter vielen Thränen betheuerten alle Umstehenden, daß sie seinen Wunsch erfüllen wollen. Zum Vormünder aller seiner Kinder ernannte Graf Adelbert der Aeltere seinen Bruder Rudolf, genannt der Verschwiegene, Graf von Laufenburg-Habsburg. Hierauf bestieg er sein Pferd und nahm mit sich 30 Herren vom ersten Adel. Sein Zug ging nach Marseille; allda fand er eine Flotte, mit welcher er nach Syrien schiffte und in wenigen Tagen vor Ptolemais landete. Nicht lange sah Graf Adelbert das heilige Land; denn als das Kreuzheer die Stadt Askalon wieder aufbauete, wurde er wegen der Strapazen und der ungewohnten Luft von einer Krankheit ergriffen, und starb im Winter des Jahres 1240. Seine Gebeine liegen auf heiligem Boden. — Mit seiner Gemahlin Heilwig zeugte er fünf Kinder, zwei Töchter und drei Söhne. Die eine der Töchter, Clementia, wurde zuerst die Gemahlin eines

Herrn von Küſſaberg im Klettgau; der ſtarb ohne Nachkommen und ſie vermählte ſich zum zweitenmal an Herrn Otto von Ochſenſtein, aus welcher Verbindung die Herrn von Ochſenſtein und Straßberg ſtammen. Die zweite wurde die Gemahlin des Grafen Friedrich von Zollern, Burggrafen von Nürnberg. Von den Söhnen wird Hartmann im Jahr 1247 zum letztenmal in Urkunden genannt, der zweite Albrecht, Domherr zu Straßburg und Baſel, ſtarb im Jahr 1265; der dritte iſt Rudolf von Habsburg, deſſen Leben, Thaten und Ausgang zu erzählen, die Aufgabe der nun folgenden Blätter ſein wird.

Erſtes Buch.

Graf Rudolf von Habsburg,

Landgraf im Elſaß und im Aargau.

Jahr 1218 bis 1273.

Am 1. Mai des Jahrs 1218 wurde Graf Rudolf von Habsburg auf dem Schloß Limburg am Rhein, wo sich sein Vater Adelbert eben damals aufhielt, geboren. Es war dasselbe Jahr, derselbe Monat, da Berthold V. Herzog von Zähringen, als der Letzte seines glorwürdigen Hauses, das Zeitliche gesegnete. Rudolfs Vater war immerdar ein inniger Anhänger des Hauses Hohenstaufen gewesen: er begleitete den Kaiser Friedrich II. auf seinem Zuge nach Italien. Diesem freundlichen Verhältnisse hatte er es wohl zu verdanken, daß ihn der Kaiser bei seiner Anwesenheit in Süddeutschland der Ehre würdigte, und seinen Sohn Rudolf über die Taufe hob. Für den jungen Rudolf war dieß von wichtigen Folgen, denn er kam auf solche Weise schon frühe in die Umgebung des großen Hohenstaufen. Als Kaiser Friedrich nach Italien zog, begleitete ihn Rudolf. Er wurde unter des Kaisers Edelknaben gehalten, und hatte solchergestalt Gelegenheit, sich in jeder Beziehung unter den Augen des erlauchten Helden auszubilden.

In diese Zeit fällt eine Begebenheit in Rudolfs Leben, die wir gern berühren, und wenn sie auch dem Reich der Sage angehören sollte.

Als Rudolf mit andern Junkherren vor dem Kaiser aufwartete, wurde er von den Astrologen, die derselbe häufig um sich hatte, mit mehr Achtung behandelt, als alle andere Junkherren, die damals am Hofe anwesend und zum Theil viel vornehmer, als Rudolf, waren. Lange sann er darüber nach, was wohl jene Meister an ihm so sehr hochschätzten, und er gedachte bei sich: jene halten mich für höher und vornehmer als die Uebrigen am Hof, und ich bin es doch nicht. — Als die Astrologen nicht aufhörten, ihm gleichsam königliche Ehre zu erweisen, so trat Rudolf zu ihnen, und stellte sie im Stillen darüber zu Rede. Auf dieß eröffneten sie ihm insgeheim und sprachen: wir wissen, daß Ihr dem Kaiser in dem Regiment folgen werdet, aber wir rathen Euch, daß Ihr diesen Hof verlasset, damit der Kaiser Solches nicht erfahre, sei es nun durch Offenbarung von irgend Jemand, oder durch jene Kunst, welche er selbst inne hat. Auf dieß verließ Rudolf den Hof des Kaisers.

Nach einem andern Berichte war es nicht der junge Rudolf, welcher die Astrologen erforschte, sondern der Kaiser war selbst darauf gekommen, und richtete an seinen Astrologen die Frage, warum er dem jungen Rudolf so viel Ehre vor den Uebrigen erweise? Dieser antwortete:

darum, weil an ihn die Ehre des Reichs und die Fürstengewalt seiner Zeit gelangen wird. Als der Kaiser darüber unwillig wurde, so fügte der Astrolog hinzu: „Zürnet über den Jüngling nicht, denn, ehe seine Herrschaft ihren Anfang nimmt, wird von den zehn Söhnen, die Ihr habt, keiner mehr vorhanden sein, der Euch auf dem Thron folgen könnte.“ — Des Kaisers Unwille jedoch bewog den jungen Rudolf bald darauf, sich aus der Nähe desselben zu begeben. Aber noch im Mai des Jahrs 1241 ist er an des Kaisers Hof, denn in einer kaiserlichen Urkunde, welche zu Faenza ausgestellt wurde, ist Graf Rudolf unter den Zeugen genannt.

Als Rudolf nach Hause zurückgekehrt war, so sammelte er von überall her tapfere und gleichgesinnte Leute um sich. Da ritterliches Wesen ihm angeboren war, so war Reiten, den Speerschaft werfen, mit den Schwerte Streiten, Tourniren aller Art von nun an sein ganzes Treiben. Man sah es schon in seinen jugendlichen Jahren, daß er es sich zur höchsten Aufgabe machte, der beste Kriegsmann seiner Zeit zu werden. Zu solchem kriegerischen Wesen trieb ihn viel das Beispiel seines Oheims, des Grafen Gottfrieds von Kyburg, der damals Burgdorf, Stadt und Herrschaft regierte, und über die Berner, deren Nachbar er auf diese Weise geworden war, einen glänzenden Sieg erfochten hatte. Rudolf suchte Gelegenheit, um auch einmal Etwas zu unternehmen, was ihm Kriegsruhm er-

werben könnte. Dazu kam noch, daß er manche alte Kriegsleute um ſich hatte, die ihm gleichſam die Ruhe zum Vorwurf machten, deren er ſie bisher hatte genießen laſſen.

Hugo von Tüfenſtein, einer der benachbarten Edlen, gab dem jungen Grafen die erſte Gelegenheit, loszubrechen, was dieſer ſchon längſt gewünſcht hatte. Die Einen berichten, um etwa Rudolfs jugendliche Fehdeluſt zu beſchönigen, es ſei eine geringe Beleidigung mit Worten geweſen, wodurch Hugo von Tüfenſtein ſeinem Gegner zu nahe getreten ſei; auch wäre auf beiden Seiten Trotz und Begierde geweſen, ſich gegenſeitig zu verſuchen. Richtiger mag es ſein, daß der junge Graf, der auf das Beſitzthum des Nachbars, beſonders ſeine Burg, die dem von Tüfenſtein, ihm gegenüber, eine Macht verlieh, ein lüſternes Auge warf. Kurz, Graf Rudolf ſchwur ihm den Untergang. Er belagerte den von Tüfenſtein in ſeinem Schloſſe, das in der Grafſchaft Hauenſtein am kleinen Albfluſſe lag. Die Burg war ſowohl durch ihre Lage, als durch die Beſatzung geſchützt, welche darinnen lag. Schon einige Tage hatte Rudolf die Burg belagert, aber es wollte nicht vorwärts gehen. Als er ſah, daß er die Burg nicht mit Gewalt der Waffen erobern konnte, nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht. Er beſtach Einige von der Beſatzung; dieſe kamen unter dem Schein, als ob ſie einen Ausfall machen wollten, heraus, und Rudolf drang

in die Burg ein. Hugo fiel tapfer kämpfend am Eingang seiner Burg. Nach einem wohl älteren und glaubwürdigeren Berichte schloß der Graf mit ihm trügerischer Weise einen Vergleich, einige von den Leuten des Ritters von Tüfenstein aber brachte er auf seine Seite, und diese wußten es so einzuleiten, daß er unter ihren Händen schmählich den Tod fand. So können wir die erste Kriegs-Unternehmung des jungen Habsburgers nicht unter diejenigen zählen, welche ihm Ruhm und Ehre erwarben, im Gegentheil müssen wir das Unrechte derselben mit seiner Begierde zu Fehden, mit seinem jugendlichen Uebermuth, und seiner Lust, sich mit einem Gegner zu messen, entschuldigen. Ein Gleiches gilt von der folgenden Fehde. — Nach dem Bericht Einiger hatte bei der habsburgischen Theilung Graf Rudolf von Habsburg-Laufenburg zu Viel bekommen; nach Andern handelte derselbe, als ihm sein Bruder, Graf Adelbert, Rudolfs Vater, vor seinem Abgang nach Palästina, die Vormundschaft über seine Kinder übertragen hatte, in diesem Berufe nicht zum redlichsten an seinem Neffen. Er war nicht, wie er sollte, mit den Gütern der Mündlinge umgegangen, hatte sogar dieß und jenes davon veräußert, kurz gegen Billigkeit und Verwandtschafts-Pflicht gethan. Der junge Rudolf war der Sache auf den Grund gekommen; er fühlte sich mächtig genug, mit Gewalt der Waffen das zu erzwingen, was sich nicht im Frieden geben würde, und gerade war

er noch im Feuer der Fehde mit dem von Tüfenſtein. Er ſandte Leute ab, welche von ſeinem Oheim das zurückfordern ſollten, in was er ihn übervortheilt hatte. Der Oheim hörte die Boten an, läugnete Dieß und Jenes, legte die teſtamentlichen Rechnungen vor, aber der Neffe ließ ſich nicht damit beſchwichtigen. Ehe ſich's der Oheim verſah, ſtanden ſchon die kriegsluſtigen Leute Rudolfs im Gebiete des Grafen von Laufenburg. Sie fielen über ſeine Ländereien her, plünderten und brannten in den Dörfern, trieben Leute und Vieh weg, und, nachdem ſie wie Feinde gehauſt, verließen ſie wieder das Gebiet des Grafen. Das ließ den Laufenburger nicht gleichgültig. Er erkannte wohl, daß Rudolfs Pläne weiter gingen, und er mit ſeiner Plünderung und Verheerung nicht zufrieden ſein würde; deßhalb, um Schlimmerem zuvor zu kommen, hieß er ſeine Söhne Gottfried und Eberhard mit Mannſchaft in das Gebiet Windiſch, welches ſeinem Neffen angehörte, einfallen. Mit Blitzesſchnelle vollzogen die Jünglinge den Befehl ihres Vaters; ehe daß ſich's der Habsburger verſah, ſtanden ſie ſchon beim Städtchen Brugg, und noch nicht war die Kunde von ihrem Anzug an Rudolfs Ohr gedrungen, ſo war ſchon das Städtchen in Brand geſteckt; mehrere andere Dörfer wurden niedergebrannt, und auf beiden Seiten des Aargeländes herrſchte Plünderung und Verheerung. Nur mit vieler Mühe retteten Männer und Weiber ihr Leben. Die Beute, welche die Feinde beſonders

in Brugg gefunden hatten, ſchleppten ſie mit lärmender Freude nach Laufenburg. Von der nahen Habsburg aus konnte Graf Rudolf auf den Brand ſeiner Orte ſehen, und das Lärmen der mit Beute davonziehenden Krieger hören. Das mag dem jungen Herrn auf Habsburg kein geringer Schmerz geweſen ſein; aber er ließ das Geſchehene nicht ungeahndet. Mehrere weniger bedeutende Kriegszüge und Fehden folgten, durch die es doch zuletzt ſo weit kam, daß der Oheim wenigſtens Einiges wieder erſtattete, was der Neffe anſprach, und ſo den fehdeluſtigen Jüngling beſchwichtigte. — Mögen wir das Betragen Grafen Rudolfs betrachten, wie wir wollen, wir wählen einen milden Ausdruck dafür, wenn wir es nur jugendliche Unbändigkeit nennen. Auch gegen ſeinen Oheim von mütterlicher Seite, den Grafen Hartmann von Kyburg, betrug ſich Rudolf von Habsburg nicht auf die freundlichſte Weiſe. Er beſchuldigte ihn — ob mit, oder ohne Grund, das iſt noch unentſchieden — daß er von dem Erbtheil ſeiner Mutter Heilwig noch Einiges zurückbehalten habe. Der Oheim fand ſich durch eine nicht unbedeutende Geldſumme mit dem Neffen ab. Dieſer wurde aber nicht befriedigt, und ſuchte nun jeden Vorwand, mit dem Oheim zu kriegen. Wirklich ſoll es auch von Seiten Rudolfs zu Feindſeligkeiten gekommen ſein. Um den Frieden zu erhalten, ließ ſich Graf Hartmann beſtimmen, noch mehr zu geben; aber das Betragen des Neffen ließ keinen

freundlichen Eindruck im Herzen des Oheims zurück. Unlange nachher that er einen Schritt, der dem Grafen Rudolf durchaus nicht gleichgültig sein konnte. Den 25. April des Jahres 1244 übergab er mit Zustimmung seines Neffen, Graf Hartmann des Jüngern von Kyburg, die Herrschaft Kyburg und Alles, was vom Lenzburg'schen Hause durch seinen Großvater an ihn gekommen war, dem Bischof Heinrich von Straßburg und seinem Domstift zu ewigem Eigenthum, da er keine Hoffnung mehr hatte, eine männliche Nachkommenschaft zu erhalten. Er nahm sich selbst die Vollmacht, diese Vergabung je einmal zu widerrufen.

In demselben Jahr, da Hartmann von Kyburg dieß that, trug auch Rudolf von Habsburg einen großen Theil seiner Güter, darunter auch Neu-Habsburg am Luzerner-See, dem Frauenmünster zu Zürch als Lehen auf. Die Gründe, warum dieß geschah, sind nicht angegeben; vielleicht war es Geldverlegenheit, in die er durch sein Befehden und Kriegen gekommen war.

Noch vor das Jahr, in dem Letzteres geschah, fällt ein Umstand, der im Leben jedes ritterlichen Mannes in früherer Zeit nie ohne Bedeutung war. Graf Rudolf von Habsburg empfing im Jahr 1243, also nach etwa zurückgelegtem 25. Lebensjahr, den Ritterschlag. Wo er ihn erhielt, und wer ihn ihm ertheilte, darüber haben wir keine Nachricht*). Bedenken wir die wichtige Be-

deutung dieſer feierlichen Handlung, das fromme Gelübde, welches ein Jeder ablegte, der beim Empfang des Ritterſchlags das Ziel ſeiner höchſten Wünſche erreicht ſah — gewiß dieſe heilige Handlung hatte auch auf das Gemüth Rudolfs ihren Zweck nicht verfehlt, und wohl eine Aenderung ſeines nur zu tobenden und fehdeluſtigen Sinnes herbeigeführt. Von nun an ſuchte er ſich einem edleren Treiben zu widmen, einem Thun, wie es dem Ritter geziemt, der nicht einzig und allein im Befehden und Kriegen, nicht im Sengen und Brennen, im Rauben und Plündern ſein Ziel ſucht, ſondern im Handhaben der Gerechtigkeit, im Schützen der Unglücklichen und Bedrängten, beſonders im Schirmen der verfolgten Unſchuld ſich ſeines heiligen Berufs würdig macht. Ein Zweites trug wohl dazu bei, um das in ihm zu vollenden, was das Erſte begonnen hatte. — Iſt es eine zu gewagte Anſicht, wenn wir behaupten, daß nicht nur im äußeren Leben des Mannes, ſondern auch in ſeinem ganzen Weſen eine Aenderung eintritt, wenn er für ſeinen Lebensweg eine Gefährtin ſich wählt? Bemerken wir nicht, vorausgeſetzt, daß es eine Wahl des Herzens iſt, wo nicht nur die Hände, ſondern auch die Seelen ſich in einander ſchlingen, bald eine gewiſſe geiſtige Mittheilung beſonders von Seiten des Weibes, die oft eine ſo wohlthätige Wirkung auf den Charakter des rauheren Mannes offenbart? Wie oft iſt aus einem wilden und aufbrauſenden Jüngling ein ruhi-

ger und ſanft fühlender Mann, und aus dem, der zuvor nur im weiten Kreiſe Beſchäftigung oder Unterhaltung ſuchte, ein Gatte geworden, der nirgends lieber verweilte, als in ſeinem kleinen Familienkreiſe, und hier ſeine Unterhaltung und Beſchäftigung fand. Auch auf den unruhigen und kriegsfreudigen Grafen von Habsburg mag es wohlthätig eingewirkt haben, als er mit Fräulein Anna, der liebenswürdigen Tochter des Grafen Burkhard von Hohenberg und Haigerloch, welcher eine der reichſten Herrſchaften in Schwaben beſaß, in den Bund der Ehe trat. Ihre vorzüglichen Eigenſchaften rühmen alle Chroniſten der früheren Zeit: das ſchönſte Zeugniß aber gibt ihr ein Zeitgenoſſe, wenn er ſagt: ſie war durchlauchtig und eine Minnerin (Liebhaberin) aller Tugend. Im Frühling des Jahrs 1245 hielt Rudolf mit ihr zu Baſel ſein Beilager, nachdem er ſich fünf Jahre zuvor zu Rotenburg am Neckar, dem Wohnſitz ſeines Schwiegervaters, mit ihr verlobt hatte. Nicht lange mag der junge Ehemann in den Armen ſeiner holden Gattin verlebt haben; wir finden ihn im Juni deſſelben Jahrs in Italien bei Kaiſer Friedrich II. Ob er dahin berufen wurde, oder aus eigenem Antrieb die Fahrt nach Italien antrat, iſt von keinem Schriftſteller jener Zeit überliefert. Wir nehmen aber ohne Bedenken das Letztere an; denn wie Rudolf ſchon von ſeiner Geburt an eine heilige Pflicht fühlen mußte, dem edlen Friedrich, ſeinem Taufpathen, wie dem

ganzen erlauchten Herrscherstamme, seine Anhänglichkeit jeder Zeit an den Tag zu legen, so ließ er dieß auch jetzt nicht ermangeln. Rudolfs Anhänglichkeit an seinen Taufpathen Kaiser Friedrich war keine so oberflächliche, wie wir es häufig finden, sondern eine wirkliche im Herzen begründete Liebe und Treue. Damals, als Rudolf in der Nähe des erlauchten Hohenstaufen in Italien erschien, hatte Pabst Innocenz IV. schon wiederholt den Bann über ihn ausgesprochen. Wohl war das Anathema für dießmal noch nicht so wirksam gewesen; denn noch am 1. Juni des Jahres 1245, vier Wochen vor der berüchtigten Kirchenversammlung zu Lyon, wurde der Kaiser zu Verona feierlich eingeholt, und viele Fürsten fanden sich auf seine ergangne Ladung zu ernsten Berathungen ein. Es kamen der Kaiser Balduin von Konstantinopel, die Könige Konrad und Enzius, die Herzoge von Oesterreich, die Markgrafen von Brandenburg und viele andere Fürsten und Herren: darunter auch der Graf von Habsburg, wohl im Gefolge König Konrads, bei dem er wohl gelitten war, wie wir später sehen werden. Auf diesem besuchten Fürstentage bestätigte Kaiser Friedrich die Privilegien, welche sein Vorfahr Friedrich Rothbart schon im Jahr 1156 dem Herzoge von Oesterreich gegeben, und bedrohte die Anfechter dieser Bestätigung mit einer Strafe von tausend Mark Goldes. Unter den meist erlauchten Zeugen, welche diese Urkunde mit besiegeln, ist auch Graf Rudolf von

Habsburg aufgeführt. — Dieſe Huldbezeigung des Kaiſers gegen das Haus Oeſterreich mag wohl darin ihren Grund gehabt haben, weil um jene Zeit eine Heirath mit der Nichte des Herzogs von Oeſterreich von Seiten des Kaiſers beabſichtigt wurde. Das war die letzte glänzende Zeit für den Hohenſtaufen Friedrich; das Geſtirn ſeines Glücks begann von nun an zu ſinken. Bald wurde die Kirchenverſammlung von Lyon gehalten, und dort erging über Friedrichs Haupt der ſchreckliche Spruch des Pabſts, wo es am Schluſſe hieß: „um dieſer und vieler andern verabſcheuungs- und verfluchswürdigen Frevel und Miſſethaten willen haben wir — — jenen Fürſten, der ſich aller Würden und Ehren unwürdig gezeigt hat, der ſeiner Ungerechtigkeit und Verbrechen halber von Gott verworfen iſt, aller ſeiner Würden und Ehren beraubt und entſetzt. Alle, die ihm durch Eide der Treue oder auf irgend eine Weiſe verbunden oder verpflichtet ſind, entbinden und befreien wir für immer von dieſen Pflichten und Eiden und gebieten aus apoſtoliſcher Machtvollkommenheit, ſtreng und beſtimmt, daß künftig Niemand mehr ihm als König oder Kaiſer gehorche u. ſ. w.“ Damals mögen ſo Viele abgeſchreckt worden ſein, die in des Kaiſers Nähe waren; während aber Viele ſich von ihm treulos wandten und hinter ſich gingen, hielt Rudolf von Habsburg feſt an ſeinem väterlichen Freunde. Er mag noch längere Zeit in Italien und in des Kaiſers Nähe geblieben ſein, denn

von jener Zeit an, da Rudolf von Habsburg in der Urkunde zu Verona als Zeuge vorkommt, wird sein Name nie mehr bis zum November des Jahrs 1246 in heimischen Urkunden genannt. Daraus ließe sich vermuthen, daß er diese Zeit über nicht in seiner Heimath anwesend sein mochte.

Rudolf von Habsburg mußte es später bitter fühlen, daß er den Hohenstaufen unverbrüchliche Treue gehalten hatte. Wohl noch vor dem Jahr 1249 wurde er als ein Anhänger des Kaisers mit dem Banne belegt; und dieses Interdict trat wirklich in Kraft. Auf allen Besitzungen des Grafen von Habsburg wurde der öffentliche Gottesdienst eingestellt, keine Glocke mehr geläutet, kein Kind getauft, keine letzte Oelung dem Sterbenden gereicht, kein Todter mehr unter den Ceremonien der Kirche begraben. Da legte der gut guelfisch gesinnte Oheim Rudolfs, der Graf Rudolf von Habsburg-Laufenburg, dem heiligen Vater die Bitte zu Füßen, daß er sich doch des Klosters Muri erbarmen möchte, dessen Klostervogt er mit seinem Neffen Graf Rudolf war. Der heilige Vater hörte auf die Bitte seines Sohnes, der nie ein Haar breit von den Satzungen der heiligen Kirche gewichen war, sondern heilig hielt den Spruch des Pabstes über den verworfenen Ketzer Kaiser Friedrich; er erbarmte sich seiner Söhne zu Muri und ließ von Lyon aus an den Abt und Convent daselbst am 1. Februar 1249 das

Trostwort ergehen: „auf Bitten Rudolfs, des älteren Grafen von Habsburg, und wegen ihrer eignen Verdienste und Andacht, dürfen sie, obgleich die Länder des jüngeren Grafen Rudolf von Habsburg, der dem Kaiser anhängt, mit dem Interdict belegt sind, doch im Kloster Muri bei geschlossenen Thüren, mit leiser Stimme, ohne Glockengeläute und mit Ausschluß der in Bann und Interdict Befindlichen Gottesdienst halten." — Mußte auf der einen Seite Graf Rudolf schwer seine Anhänglichkeit für die Hohenstaufen büßen, so gewährte ihm auf der andern Seite sein Festhalten manche Vortheile. Im August des Jahres 1249 verlieh König Konrad IV., Friedrichs Sohn, dem Grafen Rudolf von Habsburg „in Betracht seiner lautern Treue und wichtigen Verdienste, die er, Graf Rudolf von Habsburg, Landgraf, unser lieber Freund und Getreuer, unsrer Hoheit erwiesen" den Zoll bei Freudenaue; ferner in demselben Jahr und Monat den Zoll zu Unterbühel am Rhein. Im December des Jahrs 1252 belehnt ihn derselbe König mit der von ihm erbauten Feste Kelsteig, und am 5. Februar 1253 mit dem Zehent zu Mühlhausen. Auch von dem letzten Sprößlinge des erlauchten Hauses wandte Graf Rudolf seine Treue nicht. Der unglückliche Konradin von Schwaben zählte ihn noch zu den wenigen Freunden seines Hauses.

Noch vor den letztgenannten Zeiten führte Graf Rudolf ein Werk aus, das uns beweist, wie er sich nicht

nur berufen fühlte, mit der Kraft des Armes im Felde thätig zu ſein, ſondern Handlungen des Friedens zu üben zum Wohl derer, die im Bereich ſeiner Herrſchaft ſaßen. Im Verein mit ſeinem Bruder Albrecht, Domherrn zu Straßburg, welcher ſich eben ſo wie der dritte der Brüder, Hartmann, lange noch in die Regierung der habsburgiſchen Lande theilte, legte er den Grund zu der Stadt Waldshut an der Wubach. Ihre Bewohner freiete er von der Leibeigenſchaft. — Außer in Angelegenheiten zu Gunſten der Klöſter, wo Rudolf von Habsburg mitwirkend auftritt, finden wir in den nächſt folgenden Jahren wenig von ihm überliefert. Mit dem Jahr 1254 aber ſehen wir ihn wieder mit den Waffen in der Hand, und zwar gegenüber dem Biſchof von Baſel.

Ueber die Veranlaſſung zu dieſem Kriege haben die Schriftſteller jener Zeit nichts Beſtimmtes überliefert. Biſchof Berthold ſtammte aus dem Geſchlechte der Grafen von Pfirt, gegen die ſchon der Vater Rudolfs im Dienſte der Stadt Straßburg gekämpft hatte; vielleicht hatte ſich nun ſeit jener Zeit ein Familienhaß zwiſchen den Häuſern Pfirt und Habsburg erhalten. Alten Haß zu erneuern, dazu bedarf es keiner großen Anregung; der Biſchof, angränzend an die Landgrafſchaft, in der Rudolf gebot, ſoll ſich gewiſſe Rechte im Elſaß angemaßt haben; ſo war eine Veranlaſſung zu Erneuerung alter Feindſeligkeit ſchon gegeben. Dazu kam noch, oder vielmehr, dies mag

Haupt-Urſache zum Ausbruch der Feindſeligkeit geworden ſein, daß Graf Rudolf, während er mit ſeinen gibellinisch geſinnten Anhängern die Rechte der Hohenſtaufen in dieſer Gegend noch verfocht, der Biſchof von Baſel mit ſeinem Hochſtift die Parthei der Guelfen begünſtigte, zu der er gehörte. Kurz, es kam zum Ausbruch einer Fehde, die Rudolf nicht allein für ſich, ſondern auch im Intereſſe einer ganzen Parthei begann. Im Verein mit Gerhard von Göſikon, Heinrich von Palm, Rudolf von Wadiswylen, Heinrich von Kreinberg und Gerung von Tägerfelden, — lauter Edelleuten, welche bisher auf Seiten des Kaiſers und ſeines Sohnes Konrad geſtanden waren — ſo wie mit einigen Geſellen aus den Städten Baſel und Konſtanz, zog er gegen den Biſchof. Sie ſtreiften nächtlicher Weiſe bis vor die Thore der Stadt, brachen in das Kloſter der büßenden Schweſtern zur glückſeligen Maria Magdalena, ſo in der Steinenvorſtadt lag, plünderten es aus, und legten beim Abſchied noch Flammen ein, ſo daß das Kloſter ſammt der Vorſtadt in Aſche gelegt wurde. Die Sache kam vor den Papſt, und der ließ am 18. Auguſt des Jahres 1254 an den Biſchof von Baſel eine Bulle ergehen, der zu Folge über den edlen Mann, Graf Rudolf von Habsburg und ſeine Helfershelfer wegen ihres begangenen Frevels der Bann ausgeſprochen wurde, bis ſie vor den apoſtoliſchen Stuhl kämen mit Zeugniſſen, daß ſie der Priorin

und dem Convent St. Magdalena den Schaden vollkommen ersetzt hätten, der ihnen in ihren Gütern und Personen von dem Grafen und seinen Gesellen angethan worden war. Ob der Inhalt der Bannbulle über den Grafen von Habsburg wirklich in Ausführung kam, wird nirgends berichtet; eben so wenig, ob er den Klosterfrauen zu St. Magdalena wirklich Ersatz leistete, oder nicht. So viel aber wissen wir, daß er späterhin mit dem Bischof von Basel sich wieder aussöhnte; denn als er im Jahr 1259 dem Kloster Wettingen einige Güter vergabte, ist Bischof Berthold unter den Zeugen, welche die Urkunde mitbesiegeln. — Weniger läßt sich ermitteln, ob und wann Graf Rudolf wieder mit der Kirche in Frieden trat, denn noch in späterer Zeit, als er schon zum König gewählt war, glaubte ein Gegner behaupten zu dürfen, daß sich Rudolf noch im Banne der Kirche befinde. Uebrigens machte sich der Graf auf andre Weise wieder um die Kirche verdient. Im Jahr 1256 überträgt er mit seinen Vettern Gottfried und Eberhard, Grafen von Habsburg-Laufenburg, die Vogtei der Kirche zu Tällewile an das Kloster Wettingen. Dann im Jahr 1259 verzichtet er bei der Vogtei Muri auf die Besitzung in Islinkon zu Gunsten des Klosters. Zu gleicher Zeit überläßt er und sein Vetter Gottfried von Habsburg dem Kloster Murbach alle seine Rechte, die er mit ihm hat im Thale St. Amarin und im Dorf Watt-

wilre. Bald darauf beurkunden noch Beide, daß bei der Uebergabe des Thals St. Amarin und der Villa Wattwilre auch das Vogteirecht dem Kloſter Murbach abgetreten werde, das die Herren von Horburg von ihnen zu Lehen hatten.

Wenn ſich Graf Rudolf von Habsburg ſolcher Geſtalt thätig zeigte zu Gunſten der Klöſter, und ſomit auch der Kirche, ſo mag es ihm wohl gelungen ſein, den Frieden mit Papſt und Kirche, den er zuvor verſcherzt hatte, wieder zu erkaufen. Ueberhaupt ſcheint ſeit jener Zeit, da er ſich ſo gröblich gegen die Kirche verſündigt hatte, ſeine Sinnesrichtung und ſein Streben doch einiger Maßen wieder ein anderes geworden zu ſein. Wenn er auch nicht, wie Manche behaupten wollen, ſeiner bisherigen Anhänglichkeit an die gibelliniſche Parthei entſagte, ſo hat er ſich doch nach und nach der guelfiſchen mehr genähert. Er tritt von nun an, wie wir kurz zuvor geſehen, wieder in Verbindung mit ſeinen guelfiſch geſinnten Vettern von Habsburg-Laufenburg auf, und in der Mitte des Jahrs 1259 finden wir ihn ſogar im Bunde mit ſeinen Verwandten von Kyburg.

Die Zeit von 1254 bis 1261 iſt meiſtens eine friedliche im Leben des Grafen von Habsburg. Sie ſoll allein wichtig geworden ſein durch einen Kriegszug nach Preußen, den er zur Sühnung ſeiner Sünden unternommen habe[5]). Seine Thätigkeit wurde in dieſer Zeit wohl

auf eine andere Weise in Anspruch genommen. Wir finden ihn in einer Stellung, die immerhin auf die Wichtigkeit seiner Person hinweist.

So in einer Urkunde vom Jahr 1256, wo das Johanniter-Hospital zu Hohenrain ein Gut am Burgenberge erwirbt, dessen Grundeigenthümer das jüngere Haus Habsburg ist. Dagegen handelt Rudolf von Habsburg, der zu der Würde eines Landgrafen im Elsaß, die er als Repräsentant des älteren Hauses Habsburg besaß, noch das Landgrafen-Amt im Aargau erhalten hatte [6]). Waren auch die jüngeren Habsburger, wie in dem genannten Falle, Grundeigenthümer, so stand über ihnen die königliche Gewalt des Landgrafen Rudolf; und diese übte er nicht nur über Leute und Gut vom Burgenberge, sondern auch über Uri in Unterwalden, und um so vielmehr über Schwyz.

An Rudolfs, des Landgrafen Statt, ist Ulrich von Rüßegg Richter im Aargau, und sichert im Jahr 1257 den Johannitern zu Hohenrain das genannte Gut am Burgen, unter Androhung der Acht gegen unbefugte Ansprecher.

In demselben Jahr handelt Rudolf von Habsburg, Landgraf im Elsaß, in einer Streitsache der Urner, die durch die beiden Geschlechter Iseling und Fruober erregt worden war. Rudolf wählte aus der ganzen Gemeinde 40 Männer, welche den Streit richten sollten, und be-

ſtimmte 60 Mark Silber als Strafe für die Brecher des Friedens in ſeinen Fiskus, und eben ſo viel zu entrichten an den beleidigten Theil.

Das Jahr darauf ſpricht er unter der Linde zu Altdorf nach dem Land- und Gemeinde-Recht frevelnden Leuten zu Uri ihr Erbrecht ab, und der Abtei Zurch als Grundeigenthümerin auf dieſem Grund und Boden, den Heimfall zu.

So finden wir in dieſer ganzen Zeit nur richtend und ſchlichtend den Grafen Rudolf von Habsburg, unter Beſchäftigungen des Friedens, und ſogar im gottſeligem Treiben, wenn wir der Chroniken-Sage trauen dürfen, die uns zwei Anekdoten überliefert, welche wohl in keine andere Zeit fallen können, wenn ſie auch mit dem kurz vorangegangenen ſtrengen Verfahren Rudolfs gegen das Kloſter zu Baſel in einem ſonderbaren Contraſte ſtehen.

Einſtmals — ſo lautet der Bericht mehrerer alter Chroniſten — ritt Graf Rudolf von Habsburg auf's Waidwerk. Wie er in eine Aue kam, hörte er ein Glöcklein klingen; er ging dem Getön nach durch das Geſträuch, um zu erfahren, was das wäre. Da fand er einen Prieſter mit dem hochwürdigen Sacramente und ſeinen Meßner, der ihm das Glöcklein vortrug. Graf Rudolf ſtieg vom Pferde, und kniete nieder, um dem h. Sacramente ſeine Ehrfurcht zu erweiſen. An der Stelle, da Graf Rudolf dem Prieſter begegnete, floß ein Bach, der

war ausgetreten, und der Steg darüber durch die Gewalt des Wassers weggeschwemmt. Der Priester zog eben seine Schuhe aus, um über den Bach zu waten. Der Graf fragte ihn, wo er hin wolle? Der Priester antwortete: ich trage das heilige Sacrament zu einem Siechen, der hart darniederliegt; da ich an dieß Wasser kommen, ist der Steg weggeschwemmt, muß also hindurchwaten, damit der Kranke nicht verkürzt werde. Da hieß der Graf den Priester auf sein Pferd sitzen und zum Kranken reiten, damit er seine Sache gut ausrichte, und der Kranke nicht versäumt werde. Als der Priester zurückkam, brachte er dem Grafen das Pferd wieder, mit großer Danksagung der Gnaden und Tugend, die ihm der Graf erzeigt hatte. Da sprach Graf Rudolf: das wolle Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd überschritte, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Dünkt Euch, daß Ihr es mit Gott und Recht nicht haben möget, so ordnet Ihr es zum Gottesdienst. Denn ich hab's dem geben, von dem ich Seel', Leib, Ehr' und Gut zu Lehen hab'. Der Priester sprach: Herr! nun wolle Gott Ehr' und Würdigkeit hie in Zeit und dort ewiglich an Euch legen. — Das geschah wohl in der Nähe der Veste Neu-Habsburg am Vierwaldstätter-See, wo sich Rudolf gerne aufhielt, um sich in stiller Abgeschiedenheit zu erholen. — Darnach in kurzer Zeit kam er zu einer Gott Dienenden, die war eingeschlossen (eine

Einsiedlerin) und mit dem Geist Gottes erleuchtet. Diese weissagte dem Landgrafen, daß er bald sollte gefördert und groß geehret werden zuvörderst darum, daß er den König des Himmels mit dem Pferd so demüthiglich geehret hatte [7]).

Eine nicht minder rührende Geschichte schließt sich an die eben erzählte an: Eines Tags kam der Graf in die Gegend von Todtmoos, in der Herrschaft Hauenstein, die schon seit alten Zeiten eine Besitzung des habsburgischen Hauses gewesen. Da trat der Pfarrer von Stickenbach vor ihn, und erzählte, wie er vor einiger Zeit seine Pfarre verlassen und auf dem Schönbühl im Todtmoos der Jungfrau Maria zu Ehren eine Kapelle erbaut habe, um dem armen Volke, welches in dieser abgelegnen Wildniß von allem geistlichen Trost verlassen sei, eine Zuflucht zu gewähren; allein die Kargheit des Bodens würde ihn nöthigen, den Ort wieder zu verlassen, wenn ihm der Graf nicht ein kleines Einkommen vermache. Rudolf kannte den Pfarrer von früher her und sagte zu ihm: „wahrlich, wenn ich auch nicht um der heiligen Jungfrau willen Etwas für die Kirche im Todtmoos thun wollte, so würde ich es doch um Euretwillen thun, denn es ist mir wohl noch im Gedächtniß, wie Ihr uns von Eurem Brode mitgetheilt habt, wenn ich mit meinen Jagdgesellen bei Euch einsprach." Er schenkte nun dem guten Manne wirklich so viel jährliches Einkommen, daß derselbe im Todtmoos eine eigne Pfarrei errichten konnte.

Nicht lange trieb Graf Rudolf solche Geschäfte des Friedens und gottseligen Sinnes: der Geist des Kriegs ergriff ihn wieder, und er nahm aufs Neue Schwert und Schild, die einige Zeit ruhig an der Wand hingen, zur Hand. An den Wogen des Rheins, nicht ferne von dem Ort seiner Geburt, sollte sich der Ruhm des Helden wieder erneuern.

Walther von Geroldseck folgte im Jahr 1260 Heinrich III. von Stahleck im Bisthum zu Straßburg. Im Jahr darauf, am Lichtmeßtage, sang er seine erste Messe im Münster zu Straßburg. Zu dieser Feierlichkeit kamen viele große Herren, unter andern der Abt von St. Gallen mit 1000 Pferden, der Abt von Murbach mit 500 Pferden. In demselben Jahr um Pfingsten erhob sich eine Mißhelligkeit zwischen dem Bischof und den Bürgern von Straßburg um etliche Rechte, die der Bischof sprach, daß sie ihm zugehören. So viel man dazwischen fuhr und redete, so konnte der Streit doch nicht in Güte gerichtet werden. Als der Bischof mit dem Banne drohte, griffen die Bürger zu den Waffen; sie zogen auf den sogenannten Haldenberg, der ober der Stadt lag, und mit einem tiefen Graben umgeben war, fülleten den aus und zerschleiften den Ort; denn sie befürchteten, der Bischof möchte eine Burg darauf setzen, die ihnen gefährlich werden könnte. Darüber wurde der Bischof höchlich erzürnt; sogleich befahl er allen seinen Geistlichen,

die Stadt zu verlassen und alle Uebung des Gottesdienstes einzustellen. Und nun sammelte er ein großes Heer, um die Bürger von Straßburg förmlich zu bekriegen. Zu ihm stieß sein Oheim, der Bischof von Trier, mit 1700 Gewappneten, und mit ihm die Aebte von St. Gallen und von Murbach, welche Beide viel Volks herzuführeten. Auch kamen viel Grafen und Herren, unter andern auch der Graf Rudolf von Habsburg, um dem Bischof zu helfen; so daß Alles, was auswendig der Mauern von Straßburg sich befand, wider die Stadt war. Mit diesen seinen Bundesgenossen belagerte nun der Bischof die Stadt, und seine ersten Unternehmungen gingen glücklich von Statten. Aber bald nahm die Sache des Bischofs eine andre Wendung, denn mehrere seiner mächtigen Bundesgenossen wandten sich von ihm, unter andern auch Graf Rudolf von Habsburg; der letztere soll dazu veranlaßt worden sein, weil der Bischof die Schenkungs-Urkunde der Kyburg'schen Güter, welche Graf Hartmann der Aeltere zu Gunsten seines Neffen vom Hochstift zurückverlangte, hartnäckiger Weise nicht wieder herausgeben wollte[8]). Der Graf von Habsburg, zuvor sein Freund und Bundesgenosse, schlug sich nun auf die Seite der Straßburger, und mit ihm die meisten der Verbündeten, die zum Theil zur Verwandtschaft des Grafen gehörten. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Graf Rudolf von Habsburg Anfangs des Bischofs Parthei verlassen

hatte, ohne sich einer andern sogleich darauf zuzuwenden; dann mag wohl die Stadt Straßburg, in Erinnerung, wie einst sein Vater Albrecht, der Landgraf des Elsaßes, als Venner der Stadt mit Ruhm und Ehren die Hauptmannschaft über sie geführt hatte, an den Grafen den Antrag gestellt haben, in der so wichtigen Zeit, da sie eines kriegskundigen Heerführers bedurfte, sich an ihre Spitze zu stellen, und von nun an ihre Unternehmungen gegen den Bischof zu leiten. Gerade war der Graf von Habsburg zu Basel, und bei ihm jene andern Herren, die sich gleichfalls von dem Bischof losgesagt hatten.

Ohne Bedenken folgte der Graf dem Rufe der seit alten Zeiten ihm befreundeten Stadt. — Am 20. Februar 1261 ritt er mit seinem Vetter Graf Gottfried von Habsburg, Graf Conrad von Freiburg und Herrn Heinrich von Neuenburg, Domprobst von Basel, in die Thore von Straßburg ein. Während sie einritten, läutete man mit der Glocke, und versammelte alles Volk, das in der Stadt war, auf den sogenannten Frohnhof. Da schwuren die Herren dem Meister, Rath und der Gemeinde der Stadt Straßburg, ihnen beholfen zu sein wider Männiglich zwischen Basel und dem heiligen Forst und dem Gebirg, und sonderlich wider den Bischof Walther von Straßburg, wider seinen Vater von Geroldseck und dessen Verwandte; das schwur auch die Stadt denselben Herren hinwiederum. Auch schwuren sie, daß sie ohne die Bürger und die Gemeinde von

Straßburg nimmer sollen sich gefrieden noch gesöhnen, außer mit ihrem Willen; dasselbe haben sie ihnen auch dawider geschworen. Dazu, daß dieser Eid und diese Sicherheit niemand abtreiben noch werben soll von dem Papst, noch geistlichem, noch weltlichem Gerichte; dasselbe haben sie dawider gelobet.

Sofort wurden alle kriegerische Unternehmungen der Bürger von Straßburg gegen den Bischof Walther unter der Hauptmannschaft Rudolfs von Habsburg ausgeführt; und die meisten mit Glück, denn, wo die Gewalt der Waffen nicht ausreichte, war der Graf mit seinen klugen Rathschlägen bei der Hand. So bei der Ueberrumpelung der Stadt Kolmar. Diese Stadt war während der Zeit, da kein König war in deutschen Landen, von dem Bischof zu Straßburg ohne Weiteres in Besitz genommen worden. Nun war ein Schultheiß, Namens Johann Rösselmann, zu Kolmar, der war von der Parthei derer, die dem Bischof anhingen, aus der Stadt vertrieben. Nach einem andern noch älteren Berichte wurde er wegen seiner Gewaltthätigkeit seines Amtes entsetzt, und Einer von Razinhusen an seine Stelle gewählt. Ungerne ertrug Rösselmann diese Schmach, die ihm von Seiten der Stadt angethan ward. Um sich zu rächen, oder wieder an seine Stelle zu gelangen, begab er sich zu dem Grafen von Habsburg, der gerade bei Ensisheim lag und trug ihm an, er wollte heimlich in die Stadt zu seinen guten Freunden gehen, und es anlegen, daß man

ihm Nachts eine Pforte aufthue, und er dann Volk hineinführe und die Stadt gewönne. Der Schultheiß Rösselmann kam in einem Faß verborgen in die Stadt, und ließ sich in eines Domherrn Hof bringen, der sein Verwandter war, und um die Sache wußte. Sogleich schickte er zu seinen Freunden, und verabredete mit ihnen wegen Oeffnung einer Pforte. Als die Nacht kam, warteten schon die von Habsburg auf zwei Afterlängen heimlich vor der Stadt. Nun war auch bestellt, daß in jeglicher Gassen eine Bürde Stroh lag. Diese brannte man an, daß man desto besser sah — zugleich galten sie auch als Wahrzeichen für die, welche außerhalb der Thore standen. Rudolf mit den Seinigen wurde eingelassen, und diese ritten nun von einer Straße zur andern mit gezückten Schwertern und dem Feldgeschrei: Habsburg, Habsburg. Als die von der Gegenpartei Rösselmanns dieß hörten, nahmen sie die Flucht, und ließen alle ihre Habe im Stich. Diese waren der von Razinhusen, sieben Ritter, und zehen Bürger aus den bemitteltsten Geschlechtern. Die in der Stadt aber nahmen Rudolf von Habsburg zu einem Herrn. Darnach ward ihm auch Keisersberg, welche Stadt gleichfalls von Bischof Walther in Besitz genommen worden war. Als die Bürger der Stadt Mülhausen, welche auch dem Bischof von Straßburg unterworfen war, hörten, wie es zu Kolmar ergangen war, so schickten die, welche von der Gegenpartei des Bischofs waren, an

Rudolf von Habsburg, und ließen ihm heimlich erbieten, daß auch sie ihm ein Thor bei Nacht öffnen wollten, wie die von Kolmar gethan hätten. Rudolf nahm den Antrag an, und es geschah so. —

Zu Mülhausen hatte der Bischof eine Burg, und auf dieser saß ein Schultheiß, der drängte das Volk gar sehr, so daß es gar schwerlich mit ihm übersetzt war. Als Rudolf von Habsburg die Stadt eingenommen hatte, leistete nur die Burg noch Widerstand. Da belagerte er sie zwölf Wochen lang; zuletzt gewann man die Burg. Alle, die darauf waren, wurden gefangen, hernach die Burg von Grund aus gebrochen.

Um dieselbige Zeit machten die Bischöflichen, wohl auf Antrag des Bischofs, den Versuch, die Stadt Kolmar wieder zu gewinnen. Die Edelleute, welche um Kolmar herum saßen, und die Bürger, welche aus der Stadt vertrieben worden waren, kamen eines Morgens bewaffnet vor dieselbe, nachdem sie es mit ihren Freunden darinnen angelegt hatten; wohl hundert ritten in die Stadt mit bloßen Schwertern, und schrieen: Bischof von Straßburg! Da das Rösselmann vernahm, der von Rudolf wieder als Schultheiß eingesetzt worden war, so waffnete er sich, und auch des Volkes ein Theil. Sie fochten mit den eingedrungenen Feinden in der Stadt, und im Kampfe fiel der Schultheiß. Da thaten die in der Stadt den Feinden von außen solchen Widerstand, daß letztere ent-

weichen mußten. Ein Theil derselben floh wieder zu dem Thor hinaus, durch das sie in die Stadt gekommen waren; die andern, welche dablieben, wurden alle erschlagen und ein Theil auf Räder gesetzt. So war also dieser Versuch zu Wiedererlangung der Stadt umsonst gewesen.

Im Jahre 1262 um Fastenzeit kam es zwischen Mittelhusbergen und Oberhusbergen zu einem entscheidenden Treffen zwischen dem Bischof und den Straßburgern. Der Bischof stritt in eigner Person als ein frommer Ritter; zwei Pferde wurden ihm während des Kämpfens unter dem Leibe erstochen. Als er sah, daß er überstritten war von seinen Feinden, so floh er mit zwei Rittern. — Auf der Wahlstatt blieb Herrmann von Geroldseck, des Bischofs Bruder und Landvogt von Basel bis gegen Seiz zu beiden Seiten des Rheins; mit ihm der von Thiersberg und sechzig Ritter, die gemeinen Knechte, deren eine große Zahl fiel, nicht gerechnet.

Die Feindseligkeit hörte noch nicht auf, sondern währte fort, bis Bischof Walther starb. In der Fastenzeit des Jahres 1263 endete er, vielleicht aus bittrem Schmerz und Herzeleid, sein Leben.

Nach seinem Tode ward sein Vetter, Heinrich von Geroldseck im Wasgau (Vogesen) zum Bischof gewählt. Der schloß mit der Stadt, gegen die er auch während der Mißhelligkeit immer freundlich gesinnt war, einen dauernden Frieden. Von ihm erhielt Rudolf von Habsburg

die Schenkungs-Urkunde wegen Kyburg wieder zurück neben einer großen Summe Gelds zum Ersatz für die Kriegskosten. Um die Stadt Straßburg hatte sich Rudolf durch seine kriegerische Thätigkeit große Verdienste erworben; aus Dankbarkeit errichteten ihm die Bürger, aber wohl erst später, eine Ehrensäule oder Standbild[9]).

Ein Jahr darnach, da sich die Fehde zwischen Straßburg und ihrem Bischof endigte, starb Rudolfs Oheim, Graf Hartmann von Kyburg. Noch vor seinem Hingang hatte er seinem Neffen zu rechtem Besitz übergeben alles das Gut, so er hatte; denn Graf Rudolf scheint sich, seit der Zeit, da er im Dienste der Stadt Straßburg stand, seines alten Oheims mit treuer Anhänglichkeit angenommen zu haben.

So hatte Graf Hartmann, als die Bürger von Winterthur seinen Thurm brachen, welcher zwischen dem heiligen Berg und der Stadt lag, Keinen, an den er sich besser wenden konnte, um seine Schmach an den Uebermüthigen zu rächen, als seinen Neffen Rudolf. Der kam auch; aber während er herbei kam, hörte er die Kunde von des Oheims Tod. Dem jungen Grafen mußten jetzt die Bürger von Winterthur Besserung thun um die Burg, daß sie die gebrochen hatten, und er verzieh ihnen auch.

Weniger edel handelte Graf Rudolf an seiner Muhme, der Wittwe des Grafen Hartmann, einer gebornen Gräfin von Savoyen. In seinem Testamente hatte der alte Graf

verordnet, daß seine hinterlassene Gemahlin, einige Güter auf ihre Lebenszeit nutznießen sollte, Rudolf aber, uneingedenk dessen, nahm Alles Besitzthum von Kyburg mit Gewalt ein, und trieb sie aus ihrem Eigenthum. Dadurch kam er in Streit mit seiner Muhme Margaretha, und dieser Streit wurde erst im Jahr 1267 beigelegt, indem eine Ausgleichung zu Stande kam.

Mit dem Erbe von Kyburg zog sich Graf Rudolf von Habsburg viele Neider und Feinde zu. Die Grafen von Toggenburg und die Herren von Regensberg, von Alters her mit dem Kyburg'schen Hause verwandt, glaubten Ansprüche auf die reichen Güter von Kyburg zu haben. Der mächtigste dieser Landherren, welche auf Rudolfs steigende Macht sahen, und ihn schon längst beneideten, war Herr Lütold von Regensberg, ein ohne dieß durch seine Reichthümer hochmüthiger und trotziger Mann, dessen zahlreiche Burgen in Gebiete der Stadt Zürch lagen. Schon in früheren Zeiten hatten die Bürger von Zürch zu dem gewaltigen Freiherrn gesendet, und ihn gebeten, daß er sie in Schutz und Schirm aufnehme gegen ein ansehnliches Schirmgeld und Gegendienst. Stolz antwortete der Freiherr: ich bedarf weder eures Geldes noch eures Dienstes; wollt ihr mich aber zu eurem Herrn annehmen und mir schwören, so will ich euch gnädig regieren. Seid ihr denn nicht von meinen Herrschaften und Burgen, wie Fische vom Garn, umgeben? Die Zürcher verstanden, was

Lütold von Regensberg mit seinem Bescheid besagen wollte. Darum wandten sie sich jetzt mit ihrer Bitte an den Grafen Rudolf von Habsburg. Dieser hörte sie freundlicher an, und empfing alsbald bei ihnen Eid und Schwur. Das mochte dem Freiherrn von Regensberg eine weitere Ursache zum Neid, aber auch zur Besorgniß werden. Darum trat er jetzt im Stillen zusammen mit Solchen, die gleichfalls dem Grafen gehässig waren, und nur eine Veranlassung suchten, um loszubrechen. Es waren Rudolfs Vettern, die Grafen von Laufenburg, von Toggenburg, von Aarburg, die von Eschenbach, Wart und Palm und viele Andere. Im Verein mit diesen begann Lütold die Fehde, die sich zuerst gegen Zürch richtete, das ihn zum Schirmherrn erbeten und doch den Grafen von Habsburg vorgezogen hatte. Er zündete die Vorstadt Zürchs an, und trieb Beute weg. Sogleich erhielt Graf Rudolf Kunde; er saß mit den Mannen aus seinen Herrschaften auf, und zog in die Thore Zürchs ein. Jetzt begann die Fehde von Seiten der Stadt und ihres Schirmherrn, und Rudolfs Unternehmungen im Feld waren meistens glücklich. Einmal aber hätte es ihm beinahe fehlen können, wenn nicht fremde Hülfe ihm zu Theil geworden wäre. In einem Gefechte fiel er vom Pferde, denn er war schwer verwundet. Schon glaubten die Feinde, als er auf dem Boden lag, er wäre todt; die Troßbuben, welche nach ihrer Gewohnheit der Beute nachgingen, zogen ihm

seine Waffen und Kleider ab, und ließen ihn auf dem Kampfplatz liegen. Rudolf aber hatte sich nur todt gestellt, und erwartete die Gelegenheit, wo er von diesem vermeintlichen Tode wieder aufstehen und sein Leben retten könnte. Das ersah ein Bürger von Zürch, Namens Müller: es war ein starker und großer Mann, dazu kräftig mit der Faust. Dieser vertheidigte den Grafen und stellte sich vor ihn hin als ein Schild. Er richtete sodann den Daliegenden vom Boden auf und setzte ihn auf sein Pferd. Der Gerettete durchbrach sofort die Reihen der Feinde, und brachte ihnen noch eine tüchtige Schlappe bei. Der Mann aber, der den Grafen errettete, war derselbige Jakob Müller, welcher, früher des Grafen Feind, auf sonderbare Weise sein Freund geworden war. — Einstens, während er noch dem Grafen zuwider war, begegnete ihm dieser auf dem Wege. Müller, der nimmer wußte, wie er dem Grafen entrinnen sollte, sprang schnell vom Pferde, warf sein Schwert auf den Boden, ließ die Hosen hinunter, und stellte sich, als ob er seine Nothdurft verrichten wollte. Als der Graf über ihn herfallen wollte, streckte er seine Hände zu demselben aus, und sprach: es schickt sich nicht für Euch, als einen ehrenfesten Herrn, daß Ihr einen Mann, der seine Nothdurft verrichtet, niederhauet; gebt mir so lange Frieden, bis ich meine Hosen wieder angezogen. Der Graf erwiederte: es soll sein. Da sprach Jakob Müller: so sollen meine Hosen nie mehr an meinen Leib kommen. Der Graf ließ ihn und ritt

davon! Müller aber wurde von nun an sein treuer Dienstmann, und bewies es auch bald darauf in dem angeführten Falle; aber auch der Graf von Habsburg vergaß dem Mann nie, was er in seiner Noth an ihm gethan. — Wir kehren wieder auf die Regensberger Fehde zurück.

Als Lütold von Regensberg und seine Genossen im offnen Felde Nichts gegen Zürch und ihren Schirmvogt ausrichteten, so wandten sie sich gegen die Person des Grafen, und suchten seiner habhaft zu werden, um auf solche Weise die Fehde mit der Stadt durch einen Schlag zu enden, und ihrem alten Haß gegen den Grafen ein Opfer zu bringen. — Der Herr von Regensberg erfuhr durch Kundschafter, daß Rudolf von Habsburg auf dem Wege von Kyburg nach der Stadt sich befinde; alsbald schickte er seine Leute aus, um ihn auf der Straße nieder zu werfen. Aber sein unritterliches Vorhaben wurde durch einen sonderbaren Zufall vereitelt. Ehe es ausgeführt werden sollte, war noch der Freiherr mit seinen Genossen auf Regensberg zusammen. Man zechte und war schon zum Voraus guter Dinge, als ob das Schelmenstück gelingen müßte. Vom Weine glühend schwangen die Versammelten ihre Becher und riefen: „Dießmal soll der lumpigte Graf unsern Händen nicht entrinnen, denn jetzt wollen wir ihm, wie wir alle bei einander sind, seine große Nase in Stücken hauen.“ Das hörte der gerade anwesende Hofnarr des Freiherrn; der verwunderte

sich, wie sich wegen der Nase eines Mannes so Viele verschwuren. Seine Neugierde trieb ihn, diese merkwürdige Nase zu sehen. So schnell als möglich lief er auf die Kyburg; man ließ den Narren als einen, der nichts schaden möchte, ein und führte ihn vor den Grafen. Als der Narr vor dem Grafen stand, betrachtete er lange den Herrn vom Kopf bis zu den Füßen. Ei, rief er endlich — du hast noch keine so lange Nase, daß man so viel Volks nöthig hätte, um sie in Stücken zu hauen, ich hätte allein Kraft und Luft, um dir sie zu zerdreschen, daß man bald Nichts mehr davon sehen müßte. — Die Worte des Narren machten den Grafen aufmerksam, er forschte bei demselben weiter nach, und hatte bald das Geheimniß inne. Sogleich versammelte er seine Mannen, ging dem Freiherrn und seinen Auflaurern zu Leibe, und brachte ihnen, da sie nicht darauf gefaßt waren, eine bedeutende Schlappe bei.

Von nun an zog sich die Fehde in die Länge; es fielen häufige Scharmützel vor, in denen manche von des Grafen Mannen ihren Tod fanden, und man kam keinen Schritt weiter; denn die Feinde hatten sich in ihre festen Schlösser zurückgezogen, die man nun fortwährend zu belagern hatte.

Die Burg Uzenberg war die erste, gegen die der Graf seine Macht richtete. Diese versperrte den aus der Lombardei kommenden Handelsleuten die Straße, und von

ihr herab war von den Grafen von Toggenburg mancher Raub an den Vorbeiziehenden begangen worden. Solchem Unfug hatte Graf Rudolf längst mit Erbitterung zugesehen — also führte ihn dießmal schon alter Haß gegen die Burg der mit seinem Feinde auf Regensberg verbündeten Grafen. Rudolf lag lange vor derselben ohne Erfolg, denn die Grafen vertheidigten sich ritterlich. Als sich die Burg sieben Wochen lang gehalten hatte, gingen die Lebensmittel aus. Doch wurden die Belagerer dieß lange nicht inne, denn einer aus der Burg warf zum Hohn lebendige Fische herunter. Das aber gerade wurde den Belagerten zum Verderben. Die vor der Burg forschten genauer, und es fand sich hinter dem Gesträuche ein verborgener Pfad, der hinab an das Wasser führte. Die Burg wurde von hier aus erstürmt und die Grafen zogen mit den Ihrigen aus derselben. Rudolf ließ die Burg niederreißen und zog weiter.

Dießmal galt es der Burg Baldern am Albis, die dem von Regensberg gehörte. Auch diese machte ihm Viel zu schaffen, und er nahm endlich zu einer List Zuflucht, um der Burg habhaft zu werden. Graf Rudolf ließ 30 Reiter aufsitzen und gegen die Burg anrennen; eben so viel Fußvolk versteckte er als Hinterhalt in den Gesträuchen, die um die Burg wuchsen. Als die Reiter wie ihnen befohlen war, anritten, drohten, die Schwerter schwangen, und die Feinde mit Worten und Geberden

zum Kampfe heraus forderten, so machten die Burgleute einen Ausfall, und verfolgten die Reiter des Grafen, die sich flüchtig stellten. Nachdem die aus der Burg ferne genug von derselben waren, brach der Hinterhalt aus den Gebüschen hervor, fiel den Feinden in den Rücken, schnitt sie von der Burg ab, und bemeisterte sich der leerstehenden. Jetzt kehrten auch die Reiter von ihrer verstellten Flucht zurück. So von vornen und von hinten angegriffen, wurden die meisten Burgleute gefangen oder niedergehauen.

Uebliberg, die Burg des Regensbergers, welche im Angesicht der Stadt Zürch lag, und vor allen andern für dieselbige lästig geworden war, eroberte Rudolf durch eine andere List.

Der Freiherr von Regensberg unterhielt auf seiner Burg zwölf Schimmmel und zwölf weiße Hunde, die zur Jagd bestimmt waren. Graf Rudolf verschaffte sich eben so viele Schimmel und weiße Hunde, und verbarg sie in einer gelegenen Nacht nicht ferne von der Burg. Zugleich stellte er eine Schaar berittener Zürcher in der Nähe auf, mit der Weisung, sich, sobald er ein Zeichen gebe, anzustellen, als ob sie einen Feind verfolgten. Mit Anbruch des Tags zogen die Burgleute von Uebliberg aus, und saßen nach ihrer Gewohnheit auf den Pferden, theils, um Futter zu suchen, theils um Beute zu machen. Als der Habsburger merkte, daß die aus der Burg mit ihren

Pferden ausgezogen waren, so wartete er die Zeit ab, wo sie nach der Burg zurückzukehren pflegten. Das geschah gewöhnlich um die abendliche Zeit. Jetzt gab er ein Zeichen: die versteckten Reiter kamen mit ihren weißen Pferden und Hunden aus dem Hinterhalt hervor; zu gleicher Zeit sprengten die berittenen Zürcher auf sie an, die mit den Schimmeln und Hunden stellten sich flüchtig, und wandten sich der Burg zu. Da vermeinten die in der Burg nichts anders, als daß die Verfolgten ihre eigenen vom Streifzug heimkehrenden Leute wären; sie ließen schnell die Brücke nieder, und nahmen sie in ihre Burg auf, um sie vor den Verfolgern zu schirmen. So waren die Zürcher in der Burg, die sie leichten Kaufs gewannen, und nun von Grund aus zerstörten.

Noch war Städtchen und Burg Glanzenberg, das unterhalb der Stadt Zürch an der Limmat lag, und denen von Regensberg gehörte, übrig. Rudolf rüstete zwei Schiffe aus unter dem Schein, als ob es Handelsschiffe werden sollten, aber sie wurden mit Kriegern angefüllt. Diese ließ der Graf den Fluß hinab fahren, der Stadt Basel zu. Er selbst stellte sich in einem Eichenwald über der Stadt auf und erwartete, was geschehen würde. Bald fuhren die Schiffe an Glanzenberg vorüber. Als die in der Stadt sie sahen, so schossen sie mit Schleudern und Wurfspeeren auf die Schiffe. Jetzt erhoben die Ruderer auf einmal ein Geschrei und Geheul, nicht sowohl wegen des Scha-

dens, der ihnen von der Stadt aus geschah, als vielmehr wegen der Gefahr des Schiffbruchs, in die sie so eben gekommen wären. Sie stellten sich, als ob sie in dieser Lebensgefahr zu den Bewohnern der Stadt sich retten möchten, und trieben ihre Schiffe an das Ufer. Das war denen von Glanzenberg eine willkommene Sache — sie liefen alle aus der Stadt, einer immer schneller, als der andere, und fielen über die so leicht gewonnene Beute her. Derweilen aber eilte der Graf von Habsburg aus seinem Versteck herbei und zog ohne Schwertstreich in die Stadt ein, die von Alt und Jung verlassen worden war. Sie wurde angezündet, die Glocken aber und viel Anderes zum Andenken nach Zürch gebracht.

So hatte der Freiherr von Regensberg nach und nach alle seine festen Orte, worauf er noch Hoffnung setzte, verloren. Die langwierige Fehde nahm ein Ende, und, wer sich am meisten dabei verblutet hatte, das war der Freiherr von Regensberg. Zuvor mächtig, war er jetzt tief herabgekommen; denn während er kriegte, hatte er sich in Schulden gestürzt und seine Herrschaften verpfändet. Zuletzt ergab er sich an die Zürcher, nahm Leibgeding von ihnen, und, deren Hauptmann er nicht wollt' sein mit Ehren, deren Pfründer ward er mit Spott. Er starb bei ihnen und ward begraben bei den Barfüßern. Aber Graf Rudolf von Habsburg nahm zu an Gütern und Besitzungen, so wie an Macht und Ehren, und

ward seitdem eine Freundschaft zwischen ihm und der Stadt Zürch, die von jener Zeit nimmer erloschen.

Wie das Erbe von Kyburg für den Grafen von Habsburg zu der Fehde mit dem von Regensberg und seinen Genossen Veranlassung geworden war, so störte es auch das Verhältniß zwischen ihm und dem Abt von St. Gallen, Bertold von Falkenstein, aber Rudolfs Biederkeit machte dem Streit ein Ende, ehe er noch begann.

Rudolf hatte, als er die Kyburg'sche Herrschaft in Besitz nahm, auch diejenigen Besitzungen an sich gezogen, welche die Grafen von Kyburg nur als Mannslehen von St. Gallen besessen hatten, ohne darauf zu achten, daß Graf Hartmann noch vor seinem Tode verordnete, sie sollten der Abtei zurückgestellt werden, und ob er gleich selbst dem Abt schon durch eine Urkunde feierlich bekannt hatte, daß er dazu kein Recht hätte. Die sprach nun wieder an der Abt von St. Gallen, aber Rudolf wollte sie ihm nicht lehnen. Also rüstete sich der Abt von St. Gallen, und wollte mit dem Grafen kriegen um dieselben Güter, und legte sich gen Wyl mit einem gerüsteten Zeug. Und da der Abt sich gerüstet zur Fehde, da, eines Abends, während der Abt zu Wyl zu Tische saß, kam Graf Rudolf geritten gen Wyl an das Thor, und kam Einer und sprach: Herr, der von Habsburg ist an dem Thor, soll ich ihn einlassen? und da der Graf erst absaß,

ging er zu dem Abt. Also empfing ihn der Abt gütlich, als billig war, und sprach der von Habsburg: Herr von St. Gallen, wir hatten einen Stoß, darum bin ich herkommen; was ihr durch Recht han sollt, daß ich euch das gern geben will. Also ward gehandelt, daß er dem Grafen zehen Mark Golds ließ, darum, daß er des Gotteshaus Mann hieß, und lobt auch der Graf, kein Gut zu nehmen noch zu stehlen, das des Gotteshaus wär. Also wurden sie lieblich mit einander gerichtet. Der Abt versprach den Grafen so viel Lehen zu ertheilen, bis der jährliche Ertrag derselben nach dem Ermessen des Walthers von Klingen, Ritters, zehen Mark Silber ausmachen würde. Der Graf und der Abt wurden von Stund an Freunde und Bundesgenossen. — Ehe Rudolf von Habsburg that, was eben erzählt wurde, soll er nach einem andern, gleichfalls alten Bericht, gesagt haben: „wer drei Fehden hat, der bringe, wenn er kann, zwei zuvor in Ordnung, das ist mein Rath.“ In diesem Falle gerade befand sich Rudolf; er lag zu derselben Zeit mit drei Feinden in Zwist: mit dem Abt von St. Gallen, mit dem Grafen Rudolf von Montfort, von wegen seines Vetters Graf Hugo von Werdenberg, sowie mit der Stadt Basel und ihrem Bischof. Graf Rudolf von Montfort hatte eine Fehde mit Graf Hugo von Werdenberg. Da der von Werdenberg des Grafen von

Habsburg Muhmen Sohn war, so wurde an ihn geworben, daß er demselben helfe. Die neugeschloßne Freundschaft mit dem Abt von St. Gallen machte sich der Graf von Habsburg nun sogleich zu Nutzen. Er warb mit Hugo von Werdenberg an den Abt, daß er mit seinem Volk zu ihnen zöge. Vereint fuhren sie nun mit einander nach Feldkirch, legten sich dar mit Gewalt, aber die ganze Unternehmung bestand darin, daß sie die Bäume und Reben verwüsteten bis an die Stadt hin. Ehe sie abzogen, bauten sie das Schloß Blatten am Oberries, um die Grenze zu sichern.

Ehe wir eine wichtigere Fehde, die mit dem Bischof von Basel und der Stadt, erzählen, ist es nöthig, die Erbschafts-Angelegenheit mit Kyburg vollends auseinander zu setzen. — Nachdem sich Graf Rudolf mit seiner Muhme, der Gräfin Margaretha, in Frieden verglichen hatte, richtete er seine Hoffnung auf die zweite Kyburger Erbschaft. Auch Hartmann der Jüngere von Kyburg war gestorben, und hatte ein nicht unbeträchtliches Erbe hinterlassen, wenn es auch ziemlich verschuldet war. Es waren darunter mehrere Güter, welche durch die Zähringer Erbschaft an das jüngere Haus Kyburg gekommen waren, wie Burgdorf, Thun und Freiburg; dabei Vogteien und und Lehen. Letztere waren theils des Reichs, theils herzoglich schwäbische, durch den Tod Hartmanns als Mannslehen verfallen. Nur auf diese konnte Graf Rudolf sein

Augenmerk richten, denn die Güter und Vogteien des jüngern Hauses Kyburg gingen auf Hartmanns einzige Tochter Anna über. Bald suchte sich Graf Rudolf dieser Lehen zu versichern. — Ehe der unglückliche Konradin nach Italien zog, vielleicht, da er sich eben am Bodensee aufhielt, trat der Graf von Habsburg vor ihn, im Vertrauen auf die alte Freundschaft, welche immer zwischen den Hohenstaufen und den habsburger Grafen bestanden hatte. Beim Städtchen Fagka, vielleicht auf der alten Reichsburg Hohentwiel, stellte der jugendliche Konradin die Belehnungs-Urkunde aus, worin es merkwürdiger Weise heißt: „in Betracht der treuen Dienste unsers lieben Getreuen und Freundes, des Grafen Rudolf von Habsburg, verheißen Wir aus lautrer Huld und Gnade, daß wir ihm die Lehen Hartmann des Jüngeren von Kyburg lehensweise übertragen wollen, sobald wir Macht und Gelegenheit haben, d. h. wann wir zur höchsten Stufe des römischen Reichs erwählt und erhoben sein werden.“ Armer Königssohn, deine Hoffnung, die du damals hegtest, wurde nicht erfüllt; die Stufen, die du erstiegst, führten dich statt zum Königsthron zum Mordblocke, auf dem dein königliches Haupt fiel. Aber dein Freund und Getreuer errichtete auf dem Schutte deines erlauchten Hauses einen Thron, der, wenn auch nicht so glänzend, doch dauernder war. — Diese Belehnung war aber von keinem wichtigen Belang, denn, sobald der junge

Konradin hingerichtet war, wurden die Kyburger Lehen durch König Richard an Savoyen verliehen. Auf dieß kamen die Drei, Graf Rudolf von Habsburg, Graf Gottfried von Habsburg und Graf Hugo von Werdenberg, der Vormund der jungen Erbin Anna, auf Burg Laufenburg zusammen, und machten am 27. April 1271 bei einem Eide eine Uebereinkunft, deren Hauptinhalt dieser: „daß sie Drei die Lehen, die in der jungen Herrschaft von Kyburg sind, und von dem Reich darrühren, oder von dem Herzogthum Schwaben, als Brüder mit einander theilen wollen. Was Lehen die Dienstmannen von Kyburg haben, die von dem Reich darrühren, die soll Graf Rudolf allein voraus haben, im Fall, daß Anna unvermählt stürbe. Sollte es geschehen, daß die Jungfrau von Kyburg einen ehelichen Mann nähme, so sollen alle drei Genannten einander gemeinlich und getreu, ohne alle Gefährde helfen, das Gut von Kyburg zu behaupten; und eines Jeglichen Schaden werde abgethan von der Jungfrau oder ihrem Mann, oder von ihren Erben. Und geschähe es, daß ihrer Einer stürbe, so sollen die Zwei, oder Einer, wenn die Zwei stürben, des Andern Kindern oder Erben zur Hülfe gebunden sein. Sollte die Jungfrau von Kyburg sterben, so sollen alle Drei mit gemeinem Rathe und treulich um die Erbe werben. — Was Schaden der Einzelne an der Herrschaft hat, das sollen die Andern dem Einzelnen abthun — die Häu-

ser und Aemter, welche zu der Herrschaft gehören, werden von den Dreien nach Bedürfniß mit Geld versehen. Was die Herrschaft Nutzen trägt, das soll ebenfalls in drei gleiche Theile getheilt werden.

Mit den Verhältnissen der jungen Gräfin stand es bald gar traurig. Um die vielen Schulden zu tilgen, welche auf dem Erbe Anna's lasteten, und die durch die Zehrungen der Bürgen noch vermehrt wurden, mußten Verkäufe aus den Gütern selbst gemacht werden. Am 20. August 1267 wurden mit Einwilligung des Grafen Hugo von Werdenberg, Oheims und Vormünders, die Besitzungen in Heuenbrunn, welche Elisabeth, Anna's Mutter, als Leibgeding besaß und nun der Tochter gehörten, für 100 Mark Silber an den Abt und Convent Wettingen verkauft. Im Jahr 1271 verheirathete sich Anna von Kyburg an den Grafen Eberhard von Habsburg-Laufenburg. Nicht lange stand es an, so geschah ein zweiter wichtiger Verkauf, und da säumte Graf Rudolf nicht, sondern hielt es für eine gute Gelegenheit, die Kyburger Herrschaften nach und nach zusammenzubringen. Für die Summe von 14,000 Mark Silber kaufte er von dem jungen Ehepaare: Lenzburg, Vilmaringen, Sur, Aarau, Mellingen, Zug, Art, Sursee, Kastelen, Hof Grienach, — lauter Güter, welche der Gräfin angehörten. Noch erhielt er folgende Güter von Graf Eberhard: Willisau, Sempach, Schwyz, Stanz, Buchs, so wie

Alles, Leute und Gut, in den Waldstätten. — Dazu kam noch, daß die Stadt Burgdorf von Bürgern der Stadt selbst an den Grafen übergeben wurde; vielleicht geschah es auf Betrieb des Grafen, oder, was wahrscheinlicher ist, weil die Bürger von Burgdorf in dem Haus Kyburg jüngerer Linie keinen bedeutenden Schirm zu finden hofften. Ebenso thaten auch die Bürger von Freiburg im Uechtland. Da sie gegen das übermächtige Savoyen von ihrem rechtmäßigen Herrn, den Gemahl der Kyburgerin Anna, eben so wenig, wie Burgdorf geschützt werden konnten, so machten sie durch den Ritter Konrad von Wädischwil, ihren Schultheißen, dem Grafen Rudolf den Antrag, daß er die Stadt in seinen Schirm nehmen möge; und dieser nahm es gerne an. Später wurde sie förmliches Eigenthum des Hauses. — Auf solche Weise fehlte nicht mehr Viel, daß nach und nach auch der größte Theil des Kyburgischen Erbes unter den Grafen Rudolf kam. — Bald war er einer der mächtigsten Landesherren vom Bodensee bis zum Gotthard und Jura-Gebirg, desgleichen vom Schwarzwald bis zu den Vogesen. Nun können wir es uns auch denken, wie er es wagen mochte, mit Gegnern sich zu messen, die ihm eine bedeutende Macht entgegenstellen konnten, wie der Bischof und die Bürger von Basel, mit denen wir den Grafen jetzt im Kampfe finden.

Bischof Heinrich von Basel, der ein geborner

Graf von Wälsch-Neuenburg war, und mit dem Grafen von Habsburg, vielleicht durch Kyburg, in Verwandtschafts-Verbindung stand, eröffnete die Fehde. Vorerst zürnte der Bischof über den Grafen, daß er denen von Zürch half, die Grafen von Toggenburg, seine Vettern, bekriegte, und ihre Feste Utzenberg zerstört hatte. Mag dieß auch ein Grund zu feindseliger Gesinnung geworden sein, sie wäre wohl bei dem Bischof nicht laut geworden, wenn nicht etwas Anderes hinzugekommen wäre, wo es sich um das Mein und Dein handelte. — Die Stadt Breisach, schon seit dem zwölften Jahrhundert ein Besitzthum des Hochstiftes Basel, wurde der Zankapfel zwischen dem Grafen und dem Bischof.

Bischof Berthold, ein Geborener von Pfirt, hatte die Burg daselbst aufs Neue befestigt, aber doch war es dem Grafen von Habsburg gelungen, sie zu überrumpeln, und der Stadt Meister zu werden. Bertholds Nachfolger, Bischof Heinrich, sprach die Stadt wieder an, als er zur Regierung kam. Graf Rudolf, der sie schon einige Zeit inne hatte, wollte sich nicht dazu verstehen. Da zeigte Bischof Heinrich Urkunde und Sigill, wie der Besitz der Stadt Breisach dem Hochstift Basel von Kaiser Friedrich von Hohenstaufen im Jahr 1218 bestätigt worden wäre; und ebenso legte er die Urkunde vor, welche König Richard im Jahr 1262 ihm, dem Bischof, da er noch Probst und Coadjutor von Basel war, wegen Brei-

sach ausgestellt hatte. Graf Rudolf ließ sich endlich bewegen, die Stadt in Güte dem Bischof abzutreten; aber er verlangte dafür, daß er seinem Recht auf die Stadt und Burg entsage, 1000 Mark Silber. Der Bischof verstand sich dazu, ihm 900 Mark zu erlegen, und der Graf übergab ihm wirklich die Stadt.

Bischof Heinrich scheint die bestimmte Summe entrichtet zu haben, aber bald kam der Graf wieder, und forderte Geld von demselben. Der schlug ihm seine Bitte nicht ab; er gab ihm gutwillig 100 Mark Silber, sagte ihm aber mit kurzen Worten: „Vetter, jetzt laß mich in Ruhe.“ Wirklich ließ ihn der Vetter ein Jahr lang in Ruhe, aber im zweiten erschien er wieder mit derselben Bitte vor dem Bischof. — Er gab ihm noch einmal 100 Mark Silber, damit er ihn wenigstens jetzt in Ruhe ließe. Zum dritten Mal kam Graf Rudolf um Geld zu dem Bischof, und zwar bat er um 200 Mark Silber, die er nöthig bedürfe, da er von vielen Schuldnern bedrängt wäre. Da hatte der Bischof des Gebens satt; er ließ dem Grafen sagen: „ich befürchte, du könntest mich zuletzt für deinen Zinsmann halten.“

Diese Antwort — ohne Geld — nahm der Graf beleidigend auf, und betrachtete sie gleichsam als eine Aufforderung zur Fehde.

Zu gleicher Zeit reizten auch die Bürger von Basel den Grafen zum Kriege. Folgendes gab Veranlassung dazu.

Viele Herren, Ritter und Knechte aus dem Elsaß, Breisgau, Sundgau und aus dem Oberland hielten eine Fastnacht und Gesellschaftstag mit Graf Rudolf von Habsburg auf St. Matthis-Tag, Donnerstag vor der Herren Fastnacht. Wie nun der Adel zu Basel in der Stadt seine Lust, Freud' und Kurzweil übte, und mit den Bürgern, Frauen und Töchtern einen guten Muth hatten, mit Essen, Trinken, Spielen, Tanzen und andern Dingen, entstand ein großer Auflauf der Bürger über die Edlen, ehe die Fastnacht und Kurzweil ein Ende nahm; also, daß der Edlen etwa mancher zu todt geschlagen ward. Etliche wurden übel verwundet, etliche entrannen kümmerlich, etliche wurden den schönen Fräuleins in ihren Schößen zerhauen und etlichen ward heimlich aus der Stadt geholfen. Nun war Graf Rudolf von Habsburg Tags zuvor, ehe das geschah, von Basel verritten zu seinem Kriegsvolk gen Winterthur, das daselbst lag, um Widerstand zu thun dem Abt von St. Gallen. Als der Graf innen ward, wie es den Edlen zu Basel ergangen war, mühte ihn die Schmach übel, er wurde grimmig erzürnt über die von Basel, und meinte das an ihrem Leib und Gut zu rächen. Doch konnte er nichts Wichtiges gegen sie vollbringen, da er der Zeit schon mit so viel Fehden beladen war. Doch auf Anrufen des Adels, denen zu Basel die Schmach geschehen, verkündete er den Bürgern zu Basel offne Feindschaft, desgleichen

der Adel auch. Diese Fehde, welche der von Habsburg den Baslern ansagte, kam bald zu Stande. Zuvor aber begann der Streit mit dem Bischof, der schon längst ihm grollte. Die Stadt Neuenburg am Rhein gab wohl die Veranlassung zum Ausbruch des Streits. Graf Heinrich von Freiburg, ein Vetter Rudolfs von Habsburg, hatte von seinem Vater Conrad als Erbtheil Badenweiler und Neuenburg erhalten. Im Jahr 1268 kam er in letztere Stadt, um die Huldigung von den Bürgern zu empfangen. Am Abend vor der Feierlichkeit schwächte er die Frau eines Bürgers; darüber empörten sich die Bürger, und verweigerten ihm den Huldigungs-Eid. Der Bischof von Basel, zu welchem die Stadt heimlich Abgeordnete sandte, nahm sich mit Willen derselben an. Er führte Kriegsvolk nach Neuenburg, welches beim oberen Thor zur Nachtzeit eingelassen wurde, und die Burg besetzte. Dagegen verband sich Graf Heinrich von Freiburg mit Rudolf von Habsburg, und nun wurde zwischen dem Bischof und den beiden Grafen die Fehde eröffnet. Der Bischof von Basel zog im Jahr 1268 mit Baslern und Neuenburgern vor Bladolzheim, das dem Grafen von Habsburg gehörte. Ungeachtet dieser Ort erst kurz zuvor mit einem Graben umgeben und befestigt worden war, nahm ihn der Bischof im Sturm ein, und verwüstete Alles, was er darin fand. Desgleichen zog er in demselben Jahr vor die Burg Herstmberg, eine neu angelegte

und wohlverſehene Veſte, und zerſtörte ſie. Hierauf nahm er den Stein von Rheinfelden, welcher für unüberwindlich gehalten wurde, im Sturm ein, während die von Rheinfelden ihm noch dazu halfen. So gewann der Biſchof von Baſel einen feſten Platz nach dem andern, der dem Grafen von Habsburg gehörte. Aber auch Rudolf feierte nicht. In Verbindung mit den Bürgern von Kolmar eroberte er die Burg Reichenſtein, und nahm die beiden Herrn derſelben, genannt Geſelin, gefangen. In welcher Beziehung die Einnahme dieſer Burg zu ſeinen Unternehmungen gegen den Biſchof von Baſel ſtand, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Einen mächtigen Bundsgenoſſen hatte Rudolf von Habsburg in dem Abt von St. Gallen gegen den Biſchof von Baſel. Schon oben haben wir geſehen, wie ihm der Abt willig ſeinen Arm bot; jetzt um ſo mehr, da es gegen einen Feind ging, dem der Abt ſelbſt grollte. Als er nämlich auf Pfingſten des Jahrs 1268 ein Feſtmahl mit ſeinen Rittern hielt, und gen Botzen und Cläfen, an den Nekar und gen Elſaß ſandte, um Wein für ſeine vielen Gäſte zu erhalten, fuhr der Biſchof von Baſel zu, und nahm dem Abt den Wein, der von Elſaß kam. Da ſprach ein Herr von Röteln, der beiden, dem Abt und Biſchof verwandt war: Herr, laſſet dem Abt ſeinen Wein, und wiſſet, er kann dem von Habsburg wider euch gedienen mit 200 berittnen Mannen. Der Biſchof erwiederte: ja

um einen Umhang! Wirklich kam bald der Graf von Habsburg, und warb an den Abt, daß er ihm dienete gegen den Bischof von Straßburg.

Da warb der Abt an alle die Herren, die beim Festmahl waren, daß sie ihm dieneten; das waren bei 900 Ritter, die zusammen gekommen waren. Abt Berthold von St. Gallen führte jetzt mehr denn 300 Ritter und Knechte dem Grafen zu, die alle zu Seckingen, was dem Grafen gehörte, gezählt wurden, und vollständig gewappnet waren. Nun lag auch der Bischof von Basel und die Stadt mit großer Macht bei Seckingen, und jedweder Theil lag bereit, gegen den andern Streit zu erheben. Der Abt von St. Gallen befahl sein Banner Herrn Eberhard von Lüpfen, der war der theuersten Ritter einer, die man kannte. Aber es kam zu keinem Streit, sondern es wurde getädigt; und kamen die Herren zusammen im Kloster zu Bruggen. Da sprach der Bischof von Basel zum Abt: Herr von St. Gallen, wie verdient unsere Frau je den Unfug, den ihr und St. Gall gethan habt? Der Abt antwortete: Herr von Basel, wie verdiente je St. Gall und unsere Frau, daß ihr ihm seinen Wein nahmet, den Ritter und Knechte trinken sollten? Hiermit ward der Rede geschwiegen, und Männiglich fuhr heim.

Nicht lange dauerte der Friede, oder vielmehr nur Waffenstillstand, den die Herrn zu Bruggen im Jahr

1270 schlossen; schon das Jahr darauf belagerte der Bischof von Straßburg im Verein mit dem Bischof von Basel die Stadt Mülhausen, die vor wenigen Jahren an Rudolf von Habsburg gekommen war, sechs Tage lang. Dagegen that Rudolf einen Einfall in das Münsterthal bei Basel, und steckte einige Dörfer des Bischofs, auch das Kloster daselbst, in Brand. Um die nöthigen Mittel zur Kriegsführung zu erlangen, setzte Rudolf aller Orten, die seiner Schirmvogtei genossen, eine Auflage an. Er brachte 20,000 Viertel Getreide auf Einmal zusammen.

Auf andre Weise suchte der Bischof von Basel, dem Grafen gegenüber seine Macht zu stärken. Im Jahr 1269 hatte er von den Grafen Gottfried von Laufenburg das Schloß Biederkan gekauft; schon dazu hatte Rudolf von Habsburg nicht gleichgültig gesehen. Jetzt kaufte er von dem Grafen Ulrich von Pfirt und seinem Sohne die Grafschaft Pfirt um 1000 Mark, und gab sie ihm wieder zu Lehen. Dadurch wurden Vater und Sohn des Bischofs Vasallen und mußten ihm wider Rudolf von Habsburg helfen. In demselben Jahr tauschte er mit dem Herrn von Tüfenstein gegen eine seiner Burgen das Schloß Tüfenstein, uud gab noch 40 Mark Gülden dazu. Diese Burg war ihm wegen ihrer Lage bequem, um in das habsburgische Gebiet einfallen zu können. Auch das Schloß Werra, welches Rudolf von Habsburg schon früher eingenommen und zerstört hatte, baute der Bischof

wieder, so ungern auch die Nonnen von Klingenthal dazu sahen, denn die Burg mochte ihnen schon früher, statt ein Schirm, eher eine schädliche Nachbarin gewesen sein.

Während sich der Bischof auf solche Weise durch feste Plätze stärkte, gewann Graf Rudolf Streitgenossen aus der Stadt Basel selbst, wohl ohne daß er sich darum beworben hatte.

Es befanden sich um diese Zeit zwei Adels-Partheien in der Stadt Basel; die eine Gesellschaft nannte sich die vom Stern, die andere die vom Sittich. Das hatte darin seinen Ursprung. Wenn früher die Ritter von Basel zum Turnier oder andern Zusammenkünften in Menge auszogen, und man fragte: wer sind die? so hieß es: die Schaler (scolarii) und Mönche von Basel, da diese die vornehmeren waren. Das war den Andern nicht gleichgültig; sie hielten daher einen Rath, und man beschloß, eine Fahne mit weißem Stern auf rothem Felde machen zu lassen, die man sofort bei den Turnieren und anderswo trüge. Unter dieses Panier standen die von Eptingen, die Bitzthume, die Ufheim, die Kraffen, die Reichen, die Pfeffen, die von Ramstein, die am Kornmarkt (nachmals von Neuenstein), die Matzerell, die Krick und mehrere andere; und ihre Trinkstube war zum Brünn und Seufzen. Die andern machten sich jetzt auch eine Fahne, darin war ein grüner Sittich im weißen Felde: unter sie stellten sich die Schaler, die Mönche,

die von Rhyn, die Marschalke, die Cammerer, und viele andere, welche in der Stadt vor denen vom Stern immer den Vorrang hatten. Sie hielten ihre Versammlungen auf der Müggen. Zu diesen beiden Gesellschaften hielten sich auch mehrere Grafen und Ritter der Nachbarschaft. Die von Neuburg am See, die Markgrafen von Hochberg und Herren von Rötelen waren bei der Gesellschaft vom Sittich; die Grafen von Habsburg und Pfirt, desgleichen der Graf Heinrich von Neuenburg und Badenweiler hielten zu denen vom Stern. Diese Verbindung der Ritter vom Stern mit dem Grafen von Habsburg und Graf Heinrich von Neuenburg war dem Bischof von Basel ein Dorn im Auge; er wußte es nun so einzuleiten, daß die ganze Gesellschaft der Ritter vom Stern im Jahr 1271 aus der Stadt vertrieben wurde. Sie konnten sich nun aufhalten, wo sie wollten; natürlich finden wir es, daß sie sich jetzt an den Grafen von Habsburg, ihrer Gesellschaft Mitglied, anschloßen. Der wird sie auch nicht verschmäht haben, denn er bedurfte rüstiger und tapfrer Männer in seinen Unternehmungen gegen den Bischof von Basel.

Im Verein mit diesen zog Rudolf gegen die Burg Tüfenstein; er belagerte sie, wurde bald derselben Meister und schleifte sie von Grund aus. Dann ging es gegen die Stadt Neuenburg, welche die Bischöflichen in ihre Mauren aufgenommen hatte. Das war ein verheerender

Zug; weder Felder, noch Weinberge, noch Gärten wurden verschont: es wurde Alles so verwüstet, daß es auf Jahre lang nicht mehr bebaut werden konnte. Viele Einwohner wurden niedergehauen oder gefangen; mehr als funfzig an den Füßen verstümmelt. Der Zug ging bis in die Nähe der Stadt Freiburg. Als sich das Heer gegen Neuenburg wandte, um die Stadt zu gewinnen, erschien plötzlich der Bischof von Basel zum Entsatz und das Vorhaben der Verbündeten wurde vereitelt.

Dafür rächte sich der Bischof von Basel an dem Grafen: er verwüstetete mehrere jenseits des Rheins liegende Dörfer, die demselben gehörten, zerstörte von Grund aus den Kirchhof von Richesheim, welcher, wie die meisten Kirchhöfe damaliger Zeit, befestigt und zu einem Zufluchtsort eingerichtet war. Hierauf versammelte Rudolf sein Heer, und kam bis in die Nähe der Stadt Basel; er steckte ein Dorf in Brand und machte sich mit der Beute nach Seckingen, wo er Kriegsvolk liegen hatte, um auf des Bischofs Leute zu streifen. Die Bürger von Basel jagten dem Grafen nach, aber sie wagten es nicht, ihm auf den Leib zu gehen, und kehrten unverrichteter Dinge wieder in die Stadt zurück.

Glücklicher war die Unternehmung ihres Bischofs gegen die Stadt Seckingen. Am 10. August 1272 kam in einem Hause daselbst Feuer aus, welches die ganze Stadt, die Kirche und vier Häuser ausgenommen, zer-

störte. Die Einen berichteten: dieses Unglück sei durch die Bosheit eines Brandstifters herbeigeführt worden; die Chronik von Kolmar erklärt es für ein Strafgericht über die Einwohner von Seckingen. — Der heilige Fridolin hatte bis auf jenen Tag die Stadt so treu in Schutz genommen, daß keiner der mächtigen Nachbarn ihr einen Schaden zufügen konnte. Da versündigten sich die Einwohner von Seckingen gegen ihren Schutzpatron: sie brachen eine steinerne Brücke ab, die er selbst aufgeführt hatte, schleppten Beute von armen Umwohnern in die Stadt, und lebten nur in Saus und Braus. Der heilige Fridolin hatte seit zwei Jahren mehrere Male seinen Unwillen kund gethan, indem er im Sarge klopfte, der seine Reste enthielt. Man hörte aber nicht darauf, und so brach das Strafgericht über die Stadt herein.

Der Bischof von Basel machte sich dieses Unglück der Stadt zu Nutzen: noch an demselben Tage, da das Feuer die Stadt verheerte, eilte er mit den Seinigen herbei, und wurde mit leichter Mühe Meister des Orts. Er riß die steinernen Häuser und Mauren nieder, und führte Alles hinweg, was die Wuth des Feuers den armen Einwohnern noch übrig gelassen hatte.

Mittlerweile erwiederten auch die von Neuenburg dem Grafen von Habsburg seinen verheerenden Zug in ihr Gebiet: sie zerstörten im Sundgau die Burg Ottmarsheim. Den Adelichen in ihrer Stadt, genannt die Serwentzer, welche es mit Rudolf von Habsburg hielten,

und die Bürger schädigten, zerstörten sie zwei Festen zu Dugheim und die Burg Gerneck; desgleichen wurde von ihnen das Schloß Froschbach, welches von dem Grafen neben dem Rhein, nahe bei Bangenheim, wo er damals floß, erbaut worden war, von Grund aus zerstört.

Die Habsburgischen hingegen kühlten ihren Muth an den Klöstern: sie steckten das Kloster Sizikilchen in Brand, und auf einer andern Seite verwüstete der Graf Heinrich von Neuenburg das Frauenkloster Gutnowe, womit er zugleich die Zinsen tilgte, die er diesem Kloster schuldig war. Nun begann die ernstliche Fehde gegen Basel. Da Rudolf von Habsburg durch den Rhein verhindert war, die jenseitigen Besitzungen des Bischofs anzugreifen, so ließ er Nachen verfertigen, welche er auf Wagen mit sich führen konnte. Wann es ihm einfiel, setzte er mit diesen über den Rhein, überraschte die Bischöflichen unversehens, und brachte ihnen öfters bedeutenden Schaden bei; dann machte er sich auf eben den Nachen wieder zurück über den Rhein, und brachte sie auf Wagen wieder in Sicherheit.

In der Nacht vom 24. bis 25. August des Jahres 1273 wagte sich Rudolf an die Stadt Basel hin. Er verbrannte die Vorstadt zum Kreuz, jetzt St. Johanns Vorstadt genannt, denn die äußeren Ringmauern und Gräben waren damals noch nicht vorhanden.

Als Rudolf sah, daß er an dem Bischof einen Gegner hatte, dem er mit Gewalt nichts anhaben konnte, so ließ er den Bürgern der Stadt und den Soldaten des

Bischofs im Geheimen Geschenke zustellen, und versprach noch mehrere. Die Söldner des Bischofs nahmen das Geld, und lachten im Stillen über den Grafen, wie über ihren Herrn.

Während dieser Zeit wurde durch die Verrätherei eines Landmanns, Namens Wolf, die Burg Werra übergeben. Der Freiherr von Rötelheim, ein Geistlicher und Neffe des Bischofs, so wie viele Andere, fielen dem Grafen als Gefangene in die Hände. Der Bischof suchte diesen Schaden wieder zu ersetzen, indem er bald darauf zu Büsesheim eine Burg baute.

Wenn jene Bestechung von Bürgern und Söldnern in der Sadt Basel auch nicht die gewünschte Wirkung für den Habsburger hervorbrachte, so erreichte er doch so viel damit, daß er frei und ungehindert gehen konnte, wohin er wollte, in der Nähe und sogar in der Stadt. Der Bischof wußte wohl, daß seine Söldner nicht viel auf ihn achteten, und darum wagte er es nicht, mit den Seinigen den Grafen anzufallen. Da dieß der Graf merkte, so wurde er immer kecker und kecker. Er trieb es so weit, daß er einsmal sogar mitten durch die Stadt ging. Als dieß der Bürgermeister Hug Marschalk erfuhr, so rief er die Bürgerschaft zusammen, und befahl, daß man den Grafen verfolge. Der Graf floh, aber vermuthlich, nur um eine Kriegslist zu üben. Der Bürgermeister, welcher in eigner Person den Grafen verfolgte, ließ sich von seinem Eifer zu weit hinreißen, ging, uneingedenk, daß nur Wenige mit ihm wa-

ren, den Fliehenden näher zu Leibe, wurde aber ergriffen und niedergehauen. Von nun an ging Rudolf wohin er wollte; denn die Bürger von Basel wagten es nicht, ihn anzufallen, da viele der Ihrigen mit ihm im Einverständniß waren, und sich vielleicht eher des Grafen, als ihrer Mitbürger, angenommen hätten, wenn es zum Treffen gekommen wäre. So hatte Rudolf zur Bezwingung der Stadt Alles vorbereitet.

Den ersten Hauptversuch auf Basel machte er am Margarethen-Tage 1273. Rudolf berannte die Stadt drei Tage lang, aber vergebens, und hatte sein Lager auf der Höhe bei Binningen. Der Bischof und die Bürger wagten es nicht, ihn durch einen Ausfall abzutreiben; er selbst war mit den Bürgern in keinem rechten Einverständniß, denn er betrachtete unter ihnen sogar die, welche sonst für seine Freunde galten, jetzt für seine größten Feinde. Dagegen machten die Ritter vom Sittich manche Streifzüge gegen die Feinde, und brachten öfter Gefangne ein. Noch einige Tage lag Rudolf ruhig mit seinem Heer vor der Stadt, dann zog er unverrichteter Dinge wieder ab. Er wandte sich in das Breisgau, und verheerte das St. Gregorien-Thal. Von da aus zog er gegen Klingen: das Dorf wurde geplündert, die Burg aber konnte er nicht bezwingen. Hierauf ritt er nahe an Basel (der kleinen Stadt) vorbei, ohne daß die Bürger es wagten, ihm den Durchmarsch zu verwehren. Im Breisgau sammelte er mehr als dreihundert Reiter, und rückte dann wieder vor

die Stadt. Als er nun über den Rhein ſetzen mußte, wollten mehrere von ſeinen Gefährten ſich dem Wagniß nicht unterziehen; allein der Graf, der keine Gefahr kannte, ſprengt zuerſt über den Rhein, ſeine Reiter folgen ihm, ermuntert durch des Führers Entſchloſſenheit; ſie machen gute Beute, und der Zug wird glücklich vollendet. Die von Baſel jagen ihnen nach, aber ſie müſſen unverrichteter Sache wieder umkehren, denn Rudolf und ſeine Reiter waren ſchneller voran.

Mit dem Herbſt des Jahrs 1273 ſollte der Hauptſchlag auf die Stadt geſchehen. Graf Rudolf erſchien um den heiligen Kreuztag mit einem zahlreichen Heer vor den Mauren. Er hatte Kriegsvolk von Zürch, Schwyz, Uri nnd Unterwalden, auch St. Gallen bei ſich. Die Geſellſchaft der Ritter vom Stern fehlte auch nicht beim Zuge. Dagegen ſäumte ſich der Biſchof von Baſel ebenfalls nicht, ſondern bot alle ſeine Vaſallen und Kriegsleute auf, um die Belagerung zu verhindern.

Während beide Theile einander gegenüber lagen, ſcheint auf einmal der Biſchof zu der vernünftigen Anſicht gekommen zu ſein, daß auf friedlichem Wege Beſſeres zu erzielen wäre. Er war wohl die erſte Veranlaſſung, daß einige Herren dazwiſchen ritten, und der Krieg wurde unterlaſſen. Graf Rudolf gab für einen Schiedmann den Burggrafen von Nürnberg oder an ſeiner Statt (da er gerade abweſend war) Graf Heinrichen von Fürſtenberg. Der Biſchof erwählte zu ſeinem Schiedmann

den Markgrafen von Hochberg oder an seiner Statt den Alten von Geroldseck. Diese sollten nun alle Händel sprechen zu Minne oder zu Recht, das ist, freundlich oder rechtlich — von diesem Tag St. Maurizen bis nächsten St. Gallentag — und sollt' in solcher Zeit auch Fried' gehalten werden.

Das erste, was dieser Waffenstillstand zu Folge hatte, war, daß die Ritter vom Stern wieder in die Stadt Basel einreiten, und in ihre Häuser ziehen durften.

Graf Rudolf aber blieb mit seinem Heere noch eine Zeit lang vor der Stadt liegen. Es war, als ob er die Stunde abwarten wollte, wo er im Angesicht seiner Feinde auf eine Stufe der Macht erhöht würde, die er zuvor nie geahnt hatte. — Was er selbst nicht geahnt hatte, war einem seiner Getreuen im Traume kund geworden. Walther von Klingen hatte in den Tagen, da man einen neuen König wählen wollte, einen Traum, in dem ihn däuchte, als sähe er die Fürsten und Wähler des Reichs bei einander versammelt. Sie sprachen: welcher unter uns die Krone in unsrer Mitte aufheben kann, der soll von Allen für einen König erkannt werden. Einer nach dem Andern versuchte es, aber Keiner konnte sie in die Höhe heben. Endlich trat auch Rudolf von Habsburg hinzu; kräftig hob er sie in die Höhe und setzte sie sich aufs Haupt. Der Graf von Habsburg war der Tüchtige, wie wir jetzt sehen werden.

Zweites Buch.

Rudolf von Habsburg,

König der Deutschen.

Jahr 1273 bis 1274.

Der Tod des Hohenstaufen Friedrich II. war das Zeichen zu einer Anarchie geworden, welche das deutsche Reich auf das Schrecklichste zerrüttete. Es hatte 23 Jahre hindurch weder ein gewisses noch mächtiges Oberhaupt, das in die Verwirrung der Dinge eine Ordnung zu bringen vermochte. Weder durch die Erwählung Wilhelms von Holland noch Richards von England war für das Wohl des Reichs Etwas geschehen; eben so wenig durch Alfons von Kastilien, der zwar König hieß, aber weder von dem Papste dafür anerkannt, noch von den Ständen des Reichs als solcher gefürchtet wurde. Die Unruhen in seinem eignen Lande nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß er weder seine Rechte auf die deutsche Krone geltend machen, noch auf irgend eine Weise zum Besten des unglücklichen Landes Etwas thun konnte, von dem er nur den Königstitel führte, und das er nie gesehen.

In diesem traurigen Zustande des deutschen Reichs trat Papst Gregor X. mit seinem Einfluß auf, und dieser führte schnell eine glückliche Wendung der Dinge herbei.

An die Churfürsten, welchen es vielleicht aus dieser oder jener selbstsüchtigen Absicht nicht so sehr daran gelegen war, ein kräftiges Oberhaupt auf dem deutschen Throne zu sehen, ließ er die Drohung ergehen, wenn sie nicht alsbald erfüllten, was ihr Beruf wäre, so würde er selbst mit Zuziehung seiner Cardinäle das Reich mit einem neuen Regenten versorgen.

Diese Drohung blieb nicht ohne Erfolg, denn wohl mochten die Churfürsten befürchten, der Papst möchte sein Wort erfüllen. Mit dem Jahr 1273 schickten sie sich mit Ernst an, die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes vorzunehmen. Ein wichtiger Mann betrieb und leitete die Wahl.

Im Jahr 1259 war Werner von Falkenstein Erzbischof von Mainz geworden. Als er die Reise nach Rom machen wollte, um das Pallium zu holen, schrieb er durch einen Vertrauten dem Grafen Rudolf von Habsburg, dessen Name ihm als der eines ritterlichen Mannes zu Ohren gekommen war, er möchte ihm sein Geleit geben. Freundlich willfahrte der Graf: er begleitete den Bischof von Straßburg bis an die Alpen, und als er bestätigt war, wieder auf dem Heimweg. Indem der Erzbischof dankte, äußerte er den Wunsch: er möchte nicht sterben, bevor er diesen wichtigen Dienst durch einen Gegendienst dem Grafen erwiedert hätte. Was Werner gesprochen, blieb kein leeres Wort [10]). Er war es, der an die immer zögern-

den Fürsten das Ausschreiben ergehen ließ, sich zu Ende des Septembers bei der Stadt Frankfurt zu versammeln, um endlich einmal zur Wahl eines Königs zu schreiten.

Als sich die auf dem Wahltag versammelten Fürsten darüber besprachen, welcher Mann wohl für ein Oberhaupt des ledig stehenden Reichs tauglich wäre, empfahl der von Mainz den ritterlichen Sinn und die Weisheit des Grafen Rudolf von Habsburg; und als viele Männer von Macht und Ansehen genannt wurden, erklärte er: Weisheit und Rittersinn sei der Macht und dem Reichthum vorzuziehen; er sprach mit Eifer für Rudolf von Habsburg und brachte auch die Erzbischöfe von Köln und Trier dazu. Aber der Herzog von Baiern, eben derjenige, der seine erlauchte Gemahlin wegen eines falschen Verdachtes des Ehebruchs hatte enthaupten lassen, rief den eben anwesenden Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der Rudolfs Schwager war, bei Seite und sprach: wenn der genannte Rudolf also zum Könige gewählt würde, wäre ich wohl sicher vor seiner Beleidigung? Hätte er eine Tochter, die er mir zur Gemahlin gebe? Da der Burggraf versicherte, daß Rudolf sechs Töchter habe, und er ihm alle seine Güter dafür zu Pfand setzte, er würde vom Grafen eine Tochter zur Gattin erhalten, so trat der Herzog dem von Mainz bei mit seiner Stimme. Als dieß der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, welche beide ohne Gattinnen waren, hörten, so ließen sie

ſich ebenfalls von dem Burggrafen eine Zuſicherung geben, daß Jeder eine Tochter von Rudolf erhalten würde, und gaben ihre Zuſtimmung. So wurde Rudolf von Habsburg, nachdem die Wahlzeit drei Tage lang gedauert hatte, einſtimmig zum König erwählt. Herzog Ludwig von Baiern und Pfalzgraf bei Rhein erhielt von den Churfürſten den Auftrag, die neue Wahl zu verkünden. Er trat auf inmitten der Verſammlung und rief: „im Namen der Dreifaltigkeit ſei verrufen und geſagt aller Welt, daß mit rechter Wahl und Kür der Laien und Biſchöfe von Habsburg Graf Rudolf zum Könige iſt erkoren.“

Dieſe Verkündung machte einen verſchiedenen Eindruck auf die Anweſenden. Manche Fürſten nämlich hatten ihre Geſandten auf den Wahltag geſchickt, um Zeugen der Verhandlungen zu ſein, zugleich auch, um vermittelſt derſelben die Wahl etwa auf ſich zu leiten. Der eifrigſte Bewerber um die deutſche Krone war König Ottokar von Böhmen geweſen. Er ſchickte zu dem Ende den Biſchof Bernhard von Seckau, ſo wie den Biſchof Berthold von Bamberg dahin, um für ihn bei den Fürſten zu werben. Auf dem Wahltag ſelbſt ſcheint dieſen Abgeſandten vielleicht durch den von Mainz Hoffnung gemacht worden zu ſein, daß die Wahl auf ihren König fallen könnte. Biſchof Bernhard verließ ſich darauf und ſandte eilends einen der Herren, die mit ihm kamen, an ſeinen König ab, um ihm dieſe frohe Botſchaft zu bringen. — Wie

staunte aber der in der Sache seines Herrn so thätige Geschäftsführer, als er mit eignen Ohren jene Verkündigung des Pfalzgrafen Ludwig mit anhörte. Vor Aerger nahm er sich beim Schopf ob den Ohren — so erzählt der Zeitgenosse Ottokar von Horneck — und rief betrübt: ach! daß ich je geboren ward! Herre von Mainz, wie habt Ihr also gefahren an mir, daß ich längst habe Boten fürgesandt zu dem König in Böhmenland, mit dem Auftrag: ihm sei das Reich worden. Die weil er mag leben, so hindert er mein Gotteshaus.

Voll Aerger kehrte der Bischof vom Wahltag nach Hause, um seinem Herrn Bericht zu erstatten über seine so schlecht ausgerichteten Geschäfte.

Wie manche andere Abgesandten von Fürsten mag es ebenso geärgert haben, wie den Bischof von Seckau, daß der geringe Rudolf von Habsburg erwählt worden war. Vielen aber mag es eine Freude gewesen sein, wie sie hörten, daß Weisheit und ritterlicher Sinn dießmal vor Macht und Ansehen den Ausschlag gegeben hatte.

Sobald die Wahl vorüber war, wurde der Marschall des Reichs, damals Heinrich von Pappenheim, von dem Pfalzgrafen beauftragt, dem Neuerwählten die Wahl zu verkünden. Der zog mit dem Reichspanier über Wies' und Haide, um diese freudige Kunde dem Grafen zu bringen. Aber der Burggraf von Nürnberg konnte es nicht erwarten, bei seinem Oheim das Botenbrod zu verdienen,

und eilte dem Marschall gen Basel voran, wo Rudolf mit seinem Heere lag. Den ihm Begegnenden rief er zu: ich bring' euch einen König mit. Da er mitten in der Nacht ankam, so ließ er sogleich den Grafen wecken, und verkündigte ihm, daß er zum König gewählt worden sei. Dieser glaubte Anfangs, es wäre Scherz, und wollte ärgerlich werden über den Burggrafen. Der aber sprach: ferne sei es von mir, daß ich Euch verhöhne, den mächtigsten der Herren.

Er erklärte ihm nun den Hergang der Dinge und legte ihm dar, wie die Churfürsten auch dadurch für seine Wahl bestimmt worden seien, daß sie hoffen dürften, seine Töchter als Gattinnen zu erhalten. Erfreut hierüber, daß ihm auf solche Weise eine doppelte Ehre widerfahren sollte, rief der Neuerwählte: „das Alles und noch Anderes soll geschehen." Nun wurde allen Anwesenden die Wahlurkunde mitgetheilt, um sich durch Einsicht derselben selbst zu überzeugen, daß also geschehen. Rudolf aber sprach zu den Seinigen: habt Frieden mit Jedermann und gebet frei Alle, so gefangen sind. Alle riefen hocherfreut: es lebe der König in Ewigkeit!

Was der Herzog von Baiern durch den nun ankommenden Marschall des Reichs ihm entbieten ließ: „ daß er allen Zorn und alle Feindschaft, mit der er behaftet sei, jetzt unterwegen lasse," das that er auch. Von ihm beauftragt ging der Burggraf in die Stadt zum Bischof und

zu den Rittern von Sittich, und ſchloß mit ihnen eine freundliche Richtung.

Als der Biſchof hörte, was geſchehen war, ſo ſchlug er an ſeine Stirn und ſprach: „ſitz feſt auf deinem Sitze, lieber Herre Gott, oder Rudolf wird deinen Thron einnehmen“ [11]).

Freudiger nahmen die Bürger von Baſel den ſchnellen Glückswechſel ihres ehemaligen Feindes auf. Als ſie es vernahmen, daß er zum König erwählt ſei, wollten ſie nicht mehr wider ihn, ſondern ſeine Gutwilligen und Gehorſamen ſein. Alsbald thaten ſie die Stadtthore auf, und empfingen den König herrlich. Sie ſchenkten ihm Mehr, dann du — dies ſind die Worte des alten Chroniſten — und ich Gelds haben; und thaten ihm große Ehre an, als auch wohl und recht gethan und billig war.

Rudolfs Gemahlin hielt ſich gerade zu Brugg auf, als die Nachricht von des Gemahls Erwählung vor ſie gelangte. Sie machte ſich ſchnell auf, fuhr auf dem Rhein und kam nach Beuggen. Da wurde ſie von den frommen und ehrbaren Männern des deutſchen Hauſes herrlich empfangen, und mit Allem reichlich bewirthet. Die Bürger von Rheinfelden gingen ihr insgeſammt entgegen, brachten viele Gaſtgeſchenke, und verhießen, ſie wollen ihr mit Leib und Gut nach Kräften in Allem gehorſam ſein.

Am 12. October kam die Königin in Baſel an. Von einer großen Anzahl Bürger, von den Domherren und allen

Geiſtlichen wurde ſie empfangen. Die Reliquien wurden ihr entgegen getragen und alle Ehrfurcht erzeigt. Wie in Rheinfelden, ſo erhielt ſie auch hier viele Geſchenke.

Noch bei Baſel ſtrömten alle Freunde des Habsburgiſchen Hauſes zuſammen, um den König zu begrüßen, und ihm zur neuen Würde Glück zu wünſchen. Mit ſeiner Gemahlin war der ganze Aargauſche Adel nach Baſel gekommen; aus dem Schwabenlande aber kamen alle diejenigen, welche ſich in früher Zeit als Freunde des Hohenſtauf'ſchen Hauſes kund gethan hatten, unter vielen Andern Ludwig Graf von Oettingen, Graf Ulrich von Asberg, Graf Heinrich von Fürſtenberg, Graf Albert von Hohenberg, Gottfried von Neefen, Engelhard von Weinsberg und Andere. Nur der Graf von Würtemberg fehlte: denn der war aus beſonderen Gründen nicht mit der Wahl zufrieden. Dieſe alle verſammelten ſich, und begleiteten den Neuerwählten gen Aachen zur Krönung. Auf den Rhein ſetzte ſich der Krönungszug, doch ſo, daß Frankfurt nicht übergangen wurde. Bei der ganzen Fahrt wurden dem erlauchten Paare die deutlichſten Beweiſe der Liebe und Anhänglichkeit kund. Die von Kolmar ſchenkten zwölf Fäſſer des beſten Weins, die Straßburger gaben ſechzig Fäſſer und ein großes Schiff voll Getreide. Ueberall, wo der König und die Königin hinkamen, wurden ſie herrlich empfangen und mit Gaſtgeſchenken beehrt. Als der König mit ſeinem Gefolge nach Mainz kam, wurden

ihm die Reichs-Insignien übergeben, welche seine Vorgänger nicht um großes Geld hatten erlangen können. Von da ging man nach Aachen. Bis auf drei Meilen hin konnten die Heerstraßen die Menge Menschen nicht fassen, welche herbeieilten, um die Herrlichkeit des neu erwählten Reichsoberhauptes zu schauen. Dem Zug entgegen kamen die Herzöge von Baiern und Sachsen, und viele Andere mit zwanzig Tausend Reitern.

Am Abend aller Heiligen (31. Oktober 1273) wurde Rudolf von Habsburg mit seiner Gemahlin vom Erzbischof Engelbert von Köln zum König der Deutschen gekrönt. Als er gekrönt war, forderte er von den geistlichen und weltlichen Fürsten den Eid der Treue. Dessen sollen sich die Fürsten Anfangs geweigert haben, dieweil gerade das Reichszepter nicht vorhanden war. Da ergriff der eben Gekrönte das nebenstehende Kruzifix, küßte es und sprach: Sehet das Zeichen, an dem wir und die ganze Welt erlöst worden; dieß Zeichen lasset uns gebrauchen an des Zepters Statt. Auf dieß traten alle Fürsten, sowohl geistliche als weltliche hinzu und küßten das Kruzifix an des Zepters Statt; sie empfingen dann die Lehen und leisteten dem Könige den Eid der Treue. Um die Zeit, da Rudolf gekrönt wurde, zeigte sich bei einer Stunde lang eine weiße Wolke, nach Art eines Kreuzes gestaltet, und verwandelte sich dann in einen blutig rothen Schein. Als die Fürsten dieß dem König hinterbrachten, so sprach er: wenn mir der Herr Heil und Leben schenkt, so will ich

über Meer ziehen, und für meine vielen Sünden meinem Herrn Jesu Christo mein Blut weihen.

So war nun Rudolf zum König gewählt und in seiner hohen Würde bestätigt. Sowohl die Churfürsten als der Papst waren mit der Wahl vollkommen zufrieden. Der Churfürst von Köln schrieb an den Papst: Rudolf sei rechtgläubig, verehre die Kirche, liebe die Gerechtigkeit, sei klug und fromm, sei mächtig sowohl durch eigene Kräfte als durch seine Verwandtschaft mit vielen Mächtigen; er sei vor Gott gefällig, habe eine angenehme Gesichtsbildung und einen abgehärteten Körper. Mit welcher Gesinnung Rudolf diese seine Erhöhung auf den deutschen Königsthron aufnahm', offenbarte sich in den Worten, die er unmittelbar, nachdem die Kunde von seiner Wahl an ihn gelangt war, geäußert haben soll. Sie sind ein Ausdruck seiner demüthigen Gesinnung. „Die Ehre und der Preis — das waren seine Worte — so ich von Gott empfangen, die sind mir nicht geworden, daß ich's verdient habe um ihn, doch bitt' ich Gott, daß er mir durch seine Gnade den Sinn gebe, so bei dem Reiche zu leben, wie es ihm angenehm sei; Heil und Glück möge er mir senden, der mir die Ehre gegeben hat." Dieselbe Gesinnung der Demuth spricht sich aus in dem Schreiben, worin er dem Papst Gregor X. seine Erwählung kund thut.

„So ist nach langer Berathung der Fürsten die Wahl auf uns gefallen, obgleich andere Männer, die wegen ihrer

Tugenden weit vorzüglicher ſind, und viel größere Verdienſte haben als wir, die Zuſtimmung der Fürſten hätten erreichen können. Wir aber ſind zu dieſer ehrenvollen Würde ganz ohne unſer Beſtreben — das Gewiſſen iſt unſer Zeuge — ſondern vielmehr noch, indem auf dringende Weiſe unſre Zuſtimmung verlangt wurde, zum Regiment des Reichs erhoben worden. In Betracht der Wichtigkeit dieſes Rufs von Gott, und nicht uneingedenk unſrer vielfachen Unvermögenheit, haben wir mit zagendem Gemüthe es kaum gewagt, die Stufe einer ſo hohen Würde zu beſteigen. Doch im Vertrauen auf denjenigen, der nach dem uns unausſprechlichen Rathſchluß ſeiner Gottheit die Angelegenheiten und den Zuſtand der Erdenbewohner wie er will, ändert und wechſelt; der die Kraft mehrt, und den Stammelnden Beredtſamkeit verleiht, haben wir einen ſtarken Muth gefaßt, und zum Lob und Preis des Königs der Könige, auch aus Ehrfurcht gegen die heilige Mutter die Kirche, und zur Stütze des katholiſchen Glaubens einen ſolchen Beruf voller Müh und Arbeit, und ein Regiment voller Sorgen auf unſre ſchwache Schultern gelegt, damit nicht das, was der hohe Rathſchluß von Oben beſtimmt hat, durch irgend eine Spaltung oder einen Bruch beeinträchtiget werde. Dabei verhoffen wir, daß uns die Fülle der Gnade Gottes, der heiligen Mutter Kirche und der des apoſtoliſchen Stuhls, ſo wie die Milde Eurer väterlichen Gunſt nicht fehlen werde."

In ſonderbarem Contraſte ſtand dieſer demüthigen Geſinnung des zur höchſten Würde des Reichs Erwählten die eitle Geſinnung ſeiner Wähler gegenüber, die ſich am Tage der Krönung an den Tag legte. Als man ſich nach der feierlichen Handlung zum Feſtmahl ſetzte, entſtand ein Streit zwiſchen dem Erzbiſchof von Köln und dem von Mainz, wegen des Vorrangs im Sitzen. Auf des Königs und der Königin Bitte, welche beide der Zwietracht vorbeugen wollten, gab der von Mainz dem Erzbiſchof von Köln nach, und wohl mit Recht, da ja dieſer das Amt der Krönung geübt hatte. Jedoch, um den Erzbiſchof von Mainz zufrieden zu ſtellen, fand es der König für nöthig, an demſelben Tage eine Urkunde ausfertigen zu laſſen, worin bewieſen wurde, daß das Geſchehene dem Erzbiſchof von Mainz an ſeinem Rechte fürder nicht ſchaden ſolle. Die erſte Handlung ſeiner königlichen Gnade, die Rudolf den Tag nach der Krönung erzeigte, war, daß er ſeinem Schwager, Friedrich von Hohenzollern, eine Urkunde vom Jahr 1267 beſtätigte, worin ihm von dem Pfalzgrafen Ludwig von Baiern als Reichsverweſer das Recht ertheilt wurde, daß das Burggrafthum Nürnberg auf Töchter übergehen dürfe, wenn er keine männlichen Erben verlaſſe. Nach dieſem erhielten mehrere Andere Beſtätigung ihrer Rechte, wie Herzog Johann von Brabant und Lothringen. Beſonders wichtig erſcheint auch jene Handlung, durch die der König

die von dem edlen Manne Reinhard von Hanau mit Adelhaild, der Tochter des Reichsministerialen Ulrichs von Winzenberg erzeugten Kinder für freigeboren und edel erklärt. Hiezu ertheilten die Churfürsten zum erstenmale die sogenannten Willebriefe. Mit Recht schließen wir daraus, daß die Churfürsten erst bei Rudolf von Habsburg anfingen, der königlichen Gewalt gegenüber in Reichsangelegenheiten auch ihre Rechte gewissermaßen geltend zu machen, indem bei solchen Verhandlungen von nun an nicht mehr die leere Formel: mit der Zustimmung der Fürsten des Reichs — den königlichen Urkunden beigefügt wurde, sondern jeder Churfürst seinen eigenen besonderen Consens im sogenannten Willebrief beifügte. — In denselben Tagen gab der König auch dem Erzbischof von Köln das Versprechen, er wolle nicht eher die Mosel und Rhein überschreiten, als bis er sich bei der Stadt Köln für die Wiederherstellung der bischöflichen Rechte verwendet, und die schon längst in Zwist Stehenden mit ihrem Bischof wieder gesühnt habe. — Mit der Krönung des Königs zu Aachen wurden noch andre Feierlichkeiten verbunden. Was schon bei der Wahl zu Frankfurt in Beziehung auf die Verbindung mit wichtigen fürstlichen Häusern verabredet worden war, kam noch zu Aachen in Ausführung. Auf der Pfalz, von weiland Karl dem Großen erbaut, vermählte der König seine Tochter Mechtild mit dem Pfalzgrafen Ludwig, eine andere, Namens

Agnes mit Herzog Albrecht von Sachsen. Solche Feierlichkeiten, so wie die Krönung selbst, machten bedeutende Geldaufwände nöthig; dem Churfürsten von Trier allein mußte der König 3167 Mark Silber als Ersatz der Kosten entrichten, die er wegen der Krönung gehabt habe. Wir finden es demnach nicht auffallend, wenn bei dem neugewählten Könige Geldverlegenheiten eintraten. Diesen abzuhelfen, wandte er sich an den Grafen Wilhelm von Gülch; der schoß ihm so viel Geld vor, daß der König Alles, was er zu Aachen verzehrt hatte, damit berichtigen konnte. Dafür verpfändete der König dem Grafen die Stadt Aachen. Fünf Jahre später wollte der Graf von Gülch diese seine Rechte an die Stadt gültig machen; diese aber hatte keine Lust, ihm unterthan zu sein. Darum suchte er ihrer mit Gewalt habhaft zu werden. Er ritt mit 400 seiner Getreuen vor die Stadt, kam, während man die Heerden austrieb, unvermuthet in die Stadt, aber hinaus nicht mehr. Die Bürger schloßen die Thore, und da hieß es: schlagt her, schlagt her, daß Niemand von dannen kommt! Dem geschah auch also; denn es entrann nicht Einer von den 400; selbst der Graf war unter den Gefallnen. — Wohl noch in der Krönungswoche zu Aachen gaben die Churfürsten einen sprechenden Beweis ihrer Verehrung und Anhänglichkeit gegen die königliche Familie. König Rudolf hatte seine Gemahlin, die von nun an den Namen Anna führt,

1000 Mark Goldes als Einkünfte angewiesen, so sie von gewissen Orten, wo sie wollte, zu beziehen hätte. Dazu stellten die Churfürsten, in Betracht der ausgezeichneten Tugenden dieser hohen Frau, ihre Willebriefe aus, zufolge denen ihr diese Einkünfte bis zu ihrem Tode verbleiben sollten.

Ehe der König von Aachen abzog, empfing er von allen Seiten Beglückwünschungen: von einzelnen hochgestellten Personen, sowie von Städten und Gemeinden, die er meistens wieder mit verbindlichen Schreiben beantwortete. Bei Manchen hatten solche Glückswünsche auch den Zweck, sich wieder in die Huld des Königs zu empfehlen, die sie früher verscherzt hatten. Ein Beglückwünschungsschreiben der Stadt Basel, an welche der König seine Krönung berichtet hatte, möge zeigen, in welch rednerischem Tone solche Schreiben oft abgefaßt waren.

„Es freue sich von Herzensgrund und wünsche sich Glück das unbesiegte Germanien, das der Herr des Himmels, welcher von seinem hohen Sitze herabsieht, nach vielen Leiden und Trübsalen wieder heimgesucht hat mit seiner Gnade, durch Erwählung eines römischen Königes; eines Fürsten, der wegen Adels seines Geschlechts und seiner Gesinnung, wegen der trefflichen Gaben seines Geistes und seiner unermüdlichen Großmuth, berühmt geworden ist bei den Bewohnern der entferntesten Welttheile. — — All den alten Groll, den du gegen unsre Stadt hegtest,

haſt du uns vermöge deiner königlichen Gnade erlaſſen. Darum beugen wir uns vor deiner Hoheit und vergeſſen gänzlich aller Beleidigung, die vorgekommen iſt; wir rufen dir das Wort des Dichters ins Andenken:

„Der beleidigen konnte, mag einſt vielleicht Nutzen uns ſchaffen.“ So wenden wir uns mit aller Macht an deine Hoheit, daß ſich uns deine reiche Gnade in Erhaltung der Rechte und Herkommen unſrer Stadt erhalten möge, wie du uns jüngſt verheißen haſt u. ſ. w.“

Von Aachen weg ging König Rudolf mit all den Seinigen nach Köln; wir finden ihn daſelbſt zu Anfang des Novembers. Ob und wie er dem Erzbiſchof von Köln ſein gegebenes Verſprechen gelöſt, iſt nicht überliefert. Mehrere Urkunden, beſonders zu Gunſten der Stadt Zürch, werden daſelbſt ausgeſtellt. Hier traf der Abt von St. Gallen, Ulrich von Güttingen, bei dem Könige ein. Noch ehe Rudolf von Habsburg zum König erwählt wurde, hatten ihm, dem mächtigſten Nachbar von St. Gallen, unter Vermittlung Herrn Ulrichs von Ramſchwag die Gotteshausleute, Bürger und Bauern, mit Willen Abt Ulrichs von Güttingen, für einen Herrn geſchworen; dafür wurde das Gotteshaus auch kräftig von ihm beſchirmt. Eben ſo hatte er ſich des Abts Ulrich von Güttingen, ſeinen Gegenäbten gegenüber, wacker angenommen. Darum war Abt Ulrich froh, daß Rudolf König gewor-

den war, und er an ihm jetzt einen noch mächtigeren Schirmherrn hatte. Er machte sich auf mit einem ehrbaren Gezeug (Gefolg) und fuhr dem König nach bis Köln, denn er hätte gern dem Gotteshaus einen Vogt gehabt nach seinem Willen. Der König setzte dem Gotteshaus zum Vogt Herrn Ulrich von Ramschwag. — Der Aufenthalt zu Köln in der Nähe des Königs scheint dem Abt nicht übel behagt zu haben, denn er blieb daselbst bis gegen Ende des Jahres. Er verzehrte Alles, was er mit sich gebracht hatte, so daß er zuletzt nimmer wußte, von was er bezahlen sollte. Es kam so weit, daß er bald die Ritter, so er mit sich gebracht hatte, zu Geiseln setzen mußte. Da machte ihm der König den Antrag, er sollte ihm die Herrschaft Grüningen zu kaufen geben, welche dem von Elgow verpfändet, und erst vor Kurzem von dem König wieder gelöst worden war. Das that der Abt ungern; er wehrte sich dessen gar lang, und sprach: er hätte keine Gewalt, Solches zu thun. Doch ehe, daß er ginge und wieder käme, um zu erlösen seine Ritter und Knechte, wollte er lieber dem König willfahren, und ihm um eine bestimmte Summe Geldes die Herrschaft Grüningen und was dazu gehört verkaufen. Hernach ging Abt Ulrich wieder nach St. Gallen zurück, und war traurig und leidig, daß ihn der König zu diesem Schritte vermocht hatte.

Mit Anbeginn des Dezembers verläßt König Rudolf

die Stadt Köln, und geht den Weg auf dem Rhein nach Mainz zurück. Zur Erinnerung vermehrte er das Banner dieſer Stadt mit einem ſogenannten rothen Schwenkel. Hier ſoll er auch gegen ſeinen treuen Dienſtmann Jacob Müller aus Zürch ſich erkenntlich gezeigt haben. Als dieſer nämlich nach Mainz kam, und bei dem König eintrat, der gerade unter ſeinen Kriegsoberſten ſaß, ſo ſtand derſelbe mit freundlichem Blicke auf, und behandelte ihn mit ausgezeichneter Ehre und Freundſchaft. Als man nachher den König fragte, warum er vor einem ſo einfachen Manne, der doch in gar keinen Würden ſtehe, ſo ehrerbietig aufgeſtanden wäre, ſo ſprach er: „darum habe ich alſo gethan, weil er mich bei einem Streite, da ich noch Graf war, aus den Händen der Feinde entriß, unter die ich gefallen wäre, und mich auf ſein Pferd ſetzte; durch ihn entrann ich dem Tode, und klopfte noch wacker meine Feinde. Darum muß ich ihn allezeit ehren, der mir mit Gottes Hülfe das Leben gerettet hat.“

Von Mainz kam der König über Worms, wo er ſich vielleicht nur kurz aufhielt, nach Speier. Wo er hingekommen war, brachten Bürger und Kaufleute große Klagen vor über die vielen und ungerechten Zölle, und wie ſie die Straßen meiden müßten, weil ſie nicht mehr, wie früher, dnrch Geleit behütet würden. Denen allen verſprach Rudolf, daß er abhelfen wolle all' dieſem Unfug

auf einem bald zu haltenden Reichstage. Dazu waren besonders in der Zeit des Zwischenreichs viele Güter des Reichs verloren gegangen, indem Manche, die gar keine Rechte darauf hatten, sie als herrenlos betrachtend, sich derselben als Besitzer angenommen hatten. Darum ließ Rudolf, während er zu Speier war, öffentlich ausrufen, und verkündete es selbst in der Versammlung der Edlen: „wer in der letzten Zeit wider Fug und Recht Güter und Lehen an sich genommen, so zu dem Reich gehören, der solle sie alsbald wieder zu des Reichs Handen stellen.“ Wirklich war dies Gebot auch von Erfolg, denn Manche stellten, was sie widerrechtlich an sich genommen hatten, dem König selbst sogleich wieder zurück; denn sie fürchteten des neuen Königs Gebot, von dem man bald wußte, daß er kein Drohwort aussprach, ohne es in Erfüllung gehen zu lassen, wo ihm zuwider gehandelt wurde. Manche aber übergaben, was sie an sich gerissen hatten, den Verwaltern des königlichen Fiskus. — In der letzten Woche des Jahrs 1273 ging Rudolf nach Hagenau. Hier feierte er Weihnachten und bestätigte die Privilegien des Hochstifts Basel, so wie andrer geistlichen Stifte und Klöster. Zu Anfang des neuen Jahrs finden wir ihn zu Straßburg. Er bestätigt am 3. Januar die Privilegien der Abtei St. Maximi, wobei er, gegenüber den Anmaßungen ihres bisherigen Vogts, die Verordnung ertheilt, welche wohl nicht allein diese Abtei anging: daß kein

Vogt die Vogtei oder ſonſt etwas zur Vogtei Gehörendes, veräußern dürfe. Vielleicht haben wir auch in dieſe Zeit ſeines Aufenthalts zu Straßburg eine Anekdote zu ſetzen, die von dem praktiſchem Sinne des Königs zeugt, der nicht nur im Größeren das ganze Reich durch ſeine Weisheit und Klugheit wohl zu berathen ſuchte, ſondern, im Wohlſtand des Einzelnen Nutzen und Frommen Aller betrachtend, mit weiſem Rathe jedem ſeiner Unterthanen zur Seite trat.

Er hatte von einem Kaufmann gehört, der klug vor Allen übrigen im Handel, immer ſeine Geſchäfte ſcheinbar am zweckmäßigſten betrieb, und doch an Einem fort unglücklich war in ſeinen Unternehmungen. Da ließ er fragen, ob er ihn wollte zu ſeinem Theilnehmer im Handel annehmen und ſeinem Rathe folgen. Der Kaufmann nahm es an, und ſie ſetzten Jeder 100 Mark. Der König aber erklärte: ich verlange durchaus, daß du alle Häringe, die du zu Straßburg aufkaufſt, nach Köln führſt, dort Wein einhandelſt und ſolchen nach Straßburg bringſt. Mit dieſem Rathe war jener zufrieden, ob er ihn gleich Anfangs gar ſehr, und zwar mit Recht, erſchreckt hatte. Es war aber zu dieſer Zeit eine ſolche Menge Häringe in der Stadt, daß ſie einen Spottpreis galten. Als der Kaufmann nach Köln kam, hatte ſich in dem Gewäſſer, wo die Häringe gefangen werden, ein Unglück ereignet, daß keine Hoffnung zum Häringsfang in jenem Jahr

mehr vorhanden war. Deshalb hatte er an den Häringen großen Gewinn. Zu gleicher Zeit begab es sich, daß in die unteren Gegenden eine so große Menge Wein auf dem Rhein gekommen war, daß man die Weine zu Köln um viel geringeren Preis erkaufte, als im Elsaß. Daher brachte der Kaufmann jetzt die Weine auf Wägen gen Straßburg, wo indessen die Weinberge durch eine schnelle Kälte gelitten hatten, und er verkaufte sie um das Dreifache höher, als der Einkauf war. So hatte er und der König großen Gewinn gemacht. — Als der König wieder einmal nach Straßburg kam, so sprach er das praktische Wort aus: man muß auch wagen, wo es keinen Anschein hat, als ob man dabei Etwas gewinnen könnte.

Von Straßburg aus besuchte der König die Stadt Kolmar; hier stellt er am 8. Januar ein huldvolles Schreiben an die Freien unter den Leuten von Uri aus, und verheißet ihnen, sie als des Reichs besondere Schützlinge zu halten. Tags darauf versichert er auch den ehrsamen Meister und die Bürger der Stadt Luzern, in Betracht ihres treuen, willigen und unermüdlichen Dienstes, seines gnädigen Wohlwollens, und nimmt sie in seinen und des Reichs besonderen Schutz auf. Von einer Verleihung großer Freiheiten „über Haut und Haar zu richten, ihre Aemter zu besetzen, ihre Erb' und Erbfäll' auszurichten, und eine eigene Müntz zu schlagen u. s. w."

was Alles spätere und noch neuere Chroniſten in die Urkunde hineingelegt haben, davon iſt nichts darin zu finden.

Jetzt erſt richtet der König ſeinen Weg nach Baſel, welche Stadt er ſchon in einem Schreiben aus Aachen ſeiner Huld verſichert hatte. Mit 100 Rittern und einem zahlreichen Gefolge zog er in der Stadt ein. Er wurde von dem Biſchof von Baſel, 42 Predigermönchen, 36 Minoriten, und mehreren anderen Mönchen, ſo wie von der ganzen Bürgerſchaft, Männern und Frauen, ehrerbietig empfangen. Seinen Zug verherrlichte noch die Zahl der Ritter vom Stern. Zu Baſel beſtätigte der König am 15. Januar die Privilegien der Stadt Bern. Gegen die Bürger war er ſo voll Leutſeligkeit, daß er es nicht unter ſeiner Würde hielt, Einzelne, die er noch als Graf gut kannte, in ihrem Hauſe zu beſuchen. Als er bei einem reichen Gerber eintrat, erſchien dieſer im ſtattlichen Feierkleid, die Hausfrau in Seidenſtoff; auf Gold und Silber wurden die Speiſen aufgetragen. Wie kommt es, daß du bei ſolchem Reichthum noch dein Handwerk fortbetreibſt? fragte der König beim Gehen den Gerber. Der antwortete kurz: weil ich durchs Handwerk den Reichthum habe.

Vielleicht verweilte König Rudolf einige Wochen zu Baſel. Als er ging, ließ er ſeine Familie daſelbſt, denn noch um Mariä Reinigung hörten vier Töchter des Königs bei den Predigermönchen zu Baſel die Meſſe, und

weihten sehr große Kerzen. Der König begab sich nach Zürch. Hier erklärte er auf Veranlassung des Erzbischofs von Mainz den Landgrafen Heinrich von Hessen in die Reichsacht. Derselbe war mit dem Erzstift in beständiger Fehde gelegen. Nach drei Jahren wurde die Reichsacht wieder von dem Landgrafen genommen, da er sich im Krieg gegen Ottokar besondere Verdienste erwarb; und auch mit Mainz wurde er wieder verglichen. — Um dieselbe Zeit erhob der König den Abt Ulrich von Maria-Einsiedeln in den Reichsfürstenstand. Auch in Zürch verweilte er einige Wochen; es war ja die Stadt, deren freundliches Verhältniß mit ihm nie gestört worden war. Als er in diesen Tagen einmal über die Brücke ritt, sah er einen noch frisch aussehenden Greis mit einem Kopf voll weißer Haare. Wie viel gute Tage, sprach Rudolf zu Einem, der mit ihm redete, mag wohl dieser Graukopf im Leben gehabt haben? Der Greis hörte dieß und sprach freundlich: Ihr täuschet Euch, Herr, denn ich hatte niemals einen guten Tag. Da fragte ihn der König: was er denn gethan hätte? Der Greis entgegnete: dieweil ich arm war, nahm ich in meiner Jugend ein häßliches altes Weib, und sah nur auf ihr Geld und ihren Reichthum. Sie lebte lange mit ihrem Jähzorn, und quälte mich wegen andrer Weiber mit ihrer Eifersucht; so hatt' ich ein elendes Leben. Erst, als ich Greis war, starb sie, und alsbald nahm ich eine Junge, aber dieser

wollte ich im Bette nicht behagen: so hatte ich lauter Zank und ein herbes Leben. Der König mußte lachen über diese Rede und ritt von dannen.

Von Zürch ging König Rudolf in den Elsaß zurück. Am 21. Februar ist er zu Hagenau und verleiht dem Orden der deutschen Ritter das Recht, Reichsgüter zu besitzen. Am 27. bestätigt er den Pfalzgrafen Ludwig in dem Besitz der ihm von Konradin von Schwaben hinterlassenen Besitzungen. Die Theilung dieser Güter, welche als Erbe ihm und seinem Bruder Herzog Heinrich zugefallen waren, mögen schon damals die Ursache eines Streits zwischen beiden Brüdern geworden sein, der noch vermehrt wurde, als Herzog Heinrich von seinem Bruder verlangte, er solle sich mit dem Pfalzgrafiat am Rhein begnügen und ihn als alleinigen Herzog von Baiern anerkennen. Dessen weigerte sich Pfalzgraf Ludwig, und von nun an begann ein feindseliges Verhältniß zwischen beiden Brüdern, das weder Papst noch König bei all' ihrer Bemühung in den ersten Jahren zu beschwichtigen vermochten. Ja Herzog Heinrich richtete, besonders seit der Zeit, da sein Bruder mit dem König in so nahe Verbindung trat, auch gegen diesen seine feindselige Gesinnung; er trat schon im Jahr 1273 mit König Ottokar von Böhmen in ein Schutz- und Trutz-Bündniß wider Jede männiglich.

Noch zu Ende des Februar ist der König zu Hage-

nau, denn am 27. des Monats ertheilt er daselbst der Stadt Sindelfingen dieselben Freiheiten, welche Tübingen hatte. Ueber Oppenheim und Geilenhausen ging er nach Würzburg, wo wir ihn am 30. März finden.

Mit Anfang des Aprils besuchte König Rudolf seinen Schwager Albrecht von Hohenberg in seiner Stadt Rotenburg am Neckar. Hier sollen ihn die ersten mit König Ottokar von Böhmen Unzufriedenen aus Steiermark heimgesucht haben, um seine Hülfe anzuflehen. — Philipp, Erbe von Kärnthen und Krain, der zuerst Erzbischof von Salzburg und dann Patriarch von Aquileja geworden war, ohne jedoch die Priesterweihe noch empfangen zu haben, machte, nachdem sein Bruder Herzog Ulrich kinderlos gestorben war, seine Rechte auf Kärnthen und Krain geltend. Aber König Ottokar fiel in diese beiden Länder mit Gewalt ein, und ließ den Genannten nicht in seinen Besitz kommen. Als nun Philipp von der Wahl König Rudolfs hörte, eilte er zu dem Helfer aller Bedrängten, um durch ihn in sein Erbe eingesetzt zu werden. Ihn begleiteten zween edle Herren aus Steiermark, der von Wildonin und Erchanger von Landsee, die gewiß auch manche Klage über Ottokar laut werden ließen.

Philipp von Kärnthen täuschte sich nicht in Rudolfs edlem Sinne; er ging nicht ohne Trost von dem König, und bald muß er ihn wirklich in sein Erbe eingesetzt ha-

ben, denn im folgenden Jahr ist er mit diesen Ländern belehnt, und führt den Herzogstitel.

Um die Zeit, da König Rudolf sich zu Rotenburg aufhielt, schrieb Papst Gregor X. eine Kirchenversammlung nach Lyon aus. Auch des neuerwählten Königs Angelegenheit mußte dabei zur Sprache kommen; er war ja von dem Papst weder förmlich anerkannt noch gekrönt. Um all dieß ins Werk zu setzen, entschloß sich König Rudolf, eine Gesandtschaft nach Lyon zu senden. Seine Gesandten waren der Propst Otto von St. Guido zu Speier und der Burggraf Friedrich von Nürnberg; die sollten handeln in des Königs Namen, vor Allem aber darauf antragen, daß der Papst die Erwählung des neuen Königs anerkennt.

Rudolf kannte wohl die Hindernisse, die ihm entgegen stehen würden. Daß Alphons von Kastilien, den die Churfürsten zum deutschen König erwählt hatten, mit seinen Ansprüchen hervortreten würde, das war als natürlich voraus zu sehen. Da er diesen im Wege hatte, so mußte er, um den Papst für sich zu gewinnen, demselben gegenüber in Manches willigen, was er wohl unter anderen Verhältnissen nie gethan hätte. Daher lautete des Königs Vollmacht, die er seinem Gesandten am 9. April zu Rotenburg ausstellte, folgender Maßen:

„Otto hat freie Vollmacht und den ausdrücklichen Befehl, in des Königs Namen dem Statthalter Petri und

allen ſeinen rechtmäßigen Nachfolgern zu beſtätigen alle Rechte und Privilegien, und zu leiſten die Eide, ſo wie alles Andere, was ſeine Vorfahren im Reich ſollen geleiſtet haben; und nicht nur Dieß, ſondern auch noch Anderes zu verſprechen und zu thun, was der heilige Vater ohne Verringerung des Reichs nach Gott und Recht zu verlangen für gut befindet."

Zu Lyon angekommen, übergab Propſt Otto das Credenzſchreiben ſeines Herrn. Als Papſt Gregor X. daraus erſah, wie der Geſandte Rudolfs ermächtigt wäre, die den Päpſten von den Königen und Kaiſern gegebenen Rechte und Freiheiten, unter andern auch die ſeit früheſter Zeit an den römiſchen Stuhl gemachten Schenkungen zu beſtätigen, ſo ließ er alsbald die hierin gegebenen Diplome herbei bringen, und dieſelben, damit Alles deſto feierlicher herginge, vor den Erzbiſchöfen, Churfürſten und andern Fürſten Deutſchlands, die allda verſammelt waren, vorleſen. Anſtatt jedoch alle jene bekannten Diplome der vorhergehenden früheſten Kaiſer vorzunehmen, begnügte ſich der Papſt mit denen von Otto IV. und Friedrich II. von den Jahren 1204, 1213 und 1218, wo in dem letzten eben ſo wie in den vorangehenden dem heiligen Stuhl ſein rechtmäßiger Beſitz zugeſtanden wurde, nämlich „das ganze Land, ſo ſich von Radicofani bis Cezerano erſtreckt, die Mark Ankona, das Herzogthum Spoleto, das Land der Gräfin Mathilde, die Grafſchaft Bertinoro, das Exarchat

von Ravenna, die fünf Städte, Rimini, Pesaro, Ankona, Osmo und Verona, mit noch anderen Landschaften, welche ausdrücklich in den Privilegien der Kaiser und Könige seit der Zeit Ludwigs genannt sind." Als diese Diplome verlesen waren, wurde ein Instrument aufgestellt, das von allen Bischöfen, so wie den Gesandten des Königs unterschrieben wurde. Die Unterschrift Probst Otto's enthielt zugleich die Bestätigung des Verlesenen in folgenden Worten:

„Ich bezeuge durch gegenwärtige Schrift, daß ich die Privilegien Otto's IV. und Friedrich's II. so wie seiner übrigen Vorfahren genau eingesehen, und sie nicht verwischt, auch auf keine Weise verfälscht gefunden habe. Alles und Einzelnes, was in diesen Privilegien enthalten ist, erneure und gebe ich hiemit von Neuem Euch und allen Euren Nachfolgern."

Damit war nun das für den römischen Stuhl Wichtigste geschehen; aber, als die Gesandten im Namen ihres Königs den Eid der Treue leisteten, worin der jeweilige König der Deutschen das Gelübde ablegte, „daß er ein Beschützer und Vertheidiger der römischen Kirche und des Papstes sein, vor Allem aber dessen Besitzungen, Rechte und Ehren schirmen wolle," da fügte der Papst noch Bedingungen hinzu, die nur demjenigen weniger hart erscheinen konnten, der bei seinen Verhältnissen um jeden Preis das Wohlwollen des heiligen Vaters sich zu erhalten streben

mußte. Diese Bedingungen waren: 1) Daß das Königreich Sizilien für immer als ein gänzlich von dem deutschen Reich abgesondertes betrachtet werden müsse, da es bereits vorhergehende Regenten von Deutschland nur als ein von dem heiligen römischen Stuhl abhängiges erklärt hätten.

2) Daß Carl von Anjou auf keine Weise belästigt, etwaige Ansprüche auf Sizilien nie mehr hervorgesucht und Konradins Tod nicht gerächt würde.

Letzteres war von Seiten des Papstes keine leere Vorsicht, denn es fehlte damals keineswegs an Versuchen dieser Art. So hatte nach Konradins Hinrichtung Peter de Prebio, der ehemalige Vicekanzler Konrad's IV., die Markgrafen von Meißen dringend aufgefordert, einen Kriegszug nach Italien zu unternehmen, da Konrad IV. seine Schwester Margaretha, die Mutter des Markgrafen, zur Erbin von Sizilien und Schwaben eingesetzt habe. Wirklich hatte auch Friedrich mit der gebissenen Wange, aufgefordert durch einen lombardischen Grafen, das Versprechen von sich gegeben, bald mit einem starken Gefolge aus dem deutschen Adel nach Italien zu ziehen. Das war dem Papst nicht unbekannt geblieben, darum suchte er der Sache zuvor zu kommen

3) Um ein dauerndes freundliches Verhältniß zwischen dem Haus Anjou und Habsburg zu befestigen, sollte König Rudolf eine Tochter dem Sohne Carls zur Gemahlin geben.

Als nun der Papſt von Seiten der königlichen Geſandten über dieſen Gegenſtand beruhigt, und das Verſprechen beigefügt war, daß der König, ſobald der Papſt es verlange, perſönlich alle dieſe Punkte beſchwören, und eine feierliche Verſicherung darüber ausſtellen würde: ſo erkannte derſelbe, da er nochmals von anderen Geſandten des Königs, dem Herzog Bertold von Teck und ſeinem Kanzler Heinrich von Isny aufgefordert wurde, den 27. Tag des Herbſtmonats Rudolf feierlich für einen römiſchen König an, und erließ ein Schreiben an ihn, worin er ihn aufforderte, ſich eheſtens zur Kaiſerkrönung anzuſchicken. Zu gleicher Zeit ſandte der Papſt auch an alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten das Reichs Schreiben, daß er König Rudolf anerkannt habe. Das war keine angenehme Botſchaft für König Alphons von Kaſtilien, die ihm von ſeinen Geſandten zukam, welche er gleichfalls auf das Concilium zu Lyon abgeſchickt hatte. Mit ſolcher Entſcheidung des Papſtes war er nicht zufrieden, und er wollte ſich durchaus nicht zur Abtretung der deutſchen Krone verſtehen. Im Frühling des Jahrs 1275 kam König Alphons zu Beaucaire, wie es verabredet war, mit dem Papſt zuſammen. Nachdem er hier alle Gründe hervorgeſucht hatte, um zu beweiſen, wie er die gerechteſten Anſprüche an die deutſche Krone habe, aber alle dieſe dem Papſt nicht genügend erſchienen, um dem König Rudolf die deutſche Krone ab und ſie dem Spanier zuzuſprechen,

so machte Alphons wenigstens seine Rechte auf das Herzogthum Schwaben geltend. „Das Herzogthum Schwaben — das war seine Erklärung — gebühre ihm, nachdem Konradin nicht mehr am Leben, da er mütterlicher Seits der nächste Anverwandte der Hohenstaufen wäre; mit Unrecht habe dieß Rudolf in Besitz genommen, und so zu dem Raub der deutschen Krone noch neues Unrecht gefügt.“ Letztere Erklärung nahm der Papst weniger gleichgültig auf, und er verhieß wohl dem König von Spanien, sich in dieser Angelegenheit für ihn zu verwenden. Er richtete bald darauf ein Schreiben an König Rudolf, worin es unter Andrem heißt: „darum, erlauchter Fürst, wünschte ich zwischen dir und unserm geliebten Sohn in Christo, dem König von Kastilien, eine Eintracht, um so mehr, als wir alle der Ansicht sind, daß solche der Welt mehr frommen würde. Damit nun nicht zwischen dir und dem genannten König daraus eine Schirre entstehe, daß — wie er selbst es wenigstens behauptet — das Herzogthum Schwaben, ihm von mütterlicher Seite durch Erbfolge zugehörend, von dir in Unrecht besessen wird; so bitten wir deine königliche Herrlichkeit in dem Herrn und ermahnen dich, du möchtest dich bereitwillig finden, den gerechten Wünschen dieses Königs Genüge zu leisten.“ König Rudolf antwortete: „da wir die Pflicht haben, dem Unrecht Anderer zu steuern, wie sollten wir nicht bereit sein, uns zu enthalten des Unrechts gegen ei-

nen ſolchen Fürſten? Nun aber — würde das Herzogthum Schwaben nicht uns und dem Reiche angehören, und würden wir glauben, daß wir uns das Fremde angemaßt hätten, ſo würden wir es in der That, ohne dazu aufgefordert zu werden, demſelben mit Willen abtreten. Wenn jedoch König Alphons irgend ein Recht auf dieſes Herzogthum zu haben vermeint, ſo werden wir bereit ſein, ihm ohne eine Schwierigkeit das zukommen zu laſſen, was der Weg Rechtes erheiſcht. Aus dieſem Grunde, hochwürdigſter Vater, iſt unſer Geheimſchreiber Bruder Heinrich ſchon damit beauftragt, von den eigentlichen Rechten und Anſprüchen, die uns auf das Herzogthum Schwaben zukommen, genaue Auskunft zu geben, wie auch ſchon mündlich Eurem Abgeſandten mitgetheilt worden iſt."

Die Gründe, welche Rudolf darlegte, beſtanden darin, daß das Herzogthum Schwaben durch Konradins Tod, als ein eröffnetes Mannslehen, wieder an das Reich falle, alſo nicht auf die weibliche Linie durch die Mutter des Königs Alphons, Tochter Philipps von Hohenſtaufen, übergehen könne. Aber auch auf die Allodien des Hauſes Hohenſtaufen könne Alphons von Kaſtilien keine Anſprüche machen, weil dieſe durch Konradins Teſtament den Herzogen von Baiern zugefallen, und ihnen von König Rudolf bereits beſtätigt worden wären. Alphons wollte demungeachtet ſeinen Anſprüchen nicht entſagen; der Papſt ſuchte in Güte zu vermitteln, aber der unbeugſame Spa-

nier war zu nichts zu bewegen. Da rufen ihn Angelegenheiten im Innern seines Landes, die Bekämpfung der Mauren, von dem Handel ab, und er ließ seine vermeintlichen Ansprüche auf das Herzogthum Schwaben schwinden. In Kastilien machte es ihm noch eine Zeit lang Freude, den Titel eines römisch-deutschen Königs zu führen. Daß es eine leere Freude war, das konnte ihm die deutsche Reichsmünze zeigen, die von nun an statt des fremden Gelds im Reiche galt. König Rudolf hatte sie schon im Herbst des Jahrs 1274 prägen lassen; ihr Gepräge zeigte das Bild des gekrönten Rudolfs von Habsburg. So hatte nun König Rudolf einen seiner Nebenbuhler beseitigt, der ihm leicht die Krone hätte streitig machen können, und es eigentlich schon gethan hatte. Nur sein kluges Verfahren gegenüber dem Papst hatte diese schnelle und für ihn so glückliche Entscheidung herbeigeführt.

Nun trat aber ein zweiter Nebenbuhler auf den Schauplatz, König Ottokar von Böhmen, ein Gegner, der nicht auf dem Weg der Güte dahin gebracht werden konnte, seinen vermeintlichen Rechten dem Könige Rudolf gegenüber zu entsagen, sondern der es eher auf das Aeußerste kommen ließ.

Selten finden wir Männer in der Geschichte unsers Volks, die als Gegner einander gegenüber stehen, ausgerüstet mit gleicher Kraft des Geistes und des Körpers, mit ritterlichem Muth und allen edlen Anlagen, so wie

mit gleicher Energie, um für das höchste Ziel ihrer Wünsche — der Erste zu sein — Alles zu wagen, als wie Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen. Aber dem Böhmen fehlte jene Biederkeit und Rechtlichkeit, die den deutschen König auszeichnete, jenes Gefühl der Reinheit und Schuldlosigkeit gegenüber den Seinigen, deren sich Rudolf rühmen konnte; Ottokar von Böhmen ermangelte jener Ruhe und bedächtigen Ueberlegung, mit der Rudolf nicht nur im Kabinet, sondern auch im Felde handelte, — sein Rittermuth wurde zuweilen zur Tollkühnheit — und dieß, so wie der Verrath seiner Umgebung, war im Kampfe beider Könige, als es darauf ankam, wer Herr oder Vasall sein sollte, die Ursache seines Falls, bei dem auch der Feind wenigstens sein Mitleid dem ritterlichen Manne nicht versagen konnte. Es war Rudolfs erster und letzter Gegner von Wichtigkeit.

Ehe wir den Kampf Beider darstellen, ist es nöthig, Einiges über den Zustand der Länder welche Ottokar beherrschte, so wie über die Verhältniße dieses merkwürdigen Mannes selbst dem Leser mitzutheilen.

Mit dem Tode Herzog Friedrichs II., zugenannt der Streitbare, war das erlauchte Haus der Babenberger, welchem Deutschland die Deckung der Reichsgränzen gegen die kriegsfreudigen Ungarn und Mongolen, Oesterreich aber die Gründung seines heutigen Wohlstands zu verdanken hat, in männlicher Nachkommenschaft erlo-

schen. Friedrich endete im Jahr 1246 ohne Erben, und ohne eine letzte Willens-Ordnung in Beziehung auf die Nachfolge hinterlassen zu haben. Da außer den Prinzessinen Margaretha, Constantie und Gertraud Niemand mehr übrig war vom Babenberger Stamm, der Ansprüche auf die Erbfolge hätte machen können, so zog Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen die Lande Oesterreich und Steiermark, so wie die Herrschaften in Krain und Friaul als heimgefallne Lehen wieder zum Reich. Das konnte selbst Papst Innozenz IV. nicht gleichgültig ansehen; er befürchtete dadurch eine zu große Vermehrung der kaiserlichen Macht in Deutschland, und sann nun auf Mittel und Wege, dem Kaiser die österreichischen Lande wieder aus den Händen zu spielen. Zuerst suchte er die nächsten Nachbarn, die Könige von Ungarn und Böhmen, zu verlocken, daß sie ihre Ansprüche auf diese Länder rege machten; er schenkte sie ihnen zum Voraus, also durften sie sie nur noch erobern. Aber dazu bezeigten sie keine Lust, denn sie fürchteten den ritterlichen Friedrich von Hohenstaufen. Nun belegte der Papst die österreichischen Lande mit dem Interdict; aber es war ihm nicht möglich, die Bewohner des Landes von der Treue gegen Kaiser und Reich abzubringen. Da versuchte Innozenz das letzte Mittel. Er zog die älteste Schwester Herzog Friedrichs, Margaretha, die Wittwe des unglücklichen König Heinrichs VII. von Hohenstaufen, aus dem

Kloſter, um ſie mit einem Fürſten zu verbinden, der gegenüber dem Kaiſer und Reich Anſprüche auf die öſterreichiſchen Lande rege machen und verfechten könnte; ob er wohl wußte, daß die weiblichen Nachkommen vom Babenberger Stamm nur bedingungsweiſe ein Recht auf die Erbfolge hatten. Aber der Papſt täuſchte ſich in ſeiner Hoffnung, denn Margaretha war und blieb ſtets gut hohenſtaufiſch; ſie ging nicht in die Plane des Papſtes ein, ſondern bat bei dem Kaiſer nur um Belehnung ihres Sohnes Friedrich mit Oeſterreich und Steier. Kaiſer Friedrich zögerte mit Erfüllung dieſer Bitte, wodurch vielleicht das Haus Hohenſtaufen erhalten worden wäre, und machte den Herzog von Baiern zum Statthalter von Oeſterreich. Der handelte aber nicht im Intereſſe des Kaiſers; er förderte die Heirath Gertrauds, der verwittweten Markgräfin von Mähren und Nichte Herzog Friedrichs mit ſeinem Verwandten, Markgraf Herrmann von Baden. Da Gertraud, als Tochter eines älteren Bruders von Herzog Friedrich, ein Erbrecht auf deſſen Reichslehen zu haben glaubte, ſo ließ ſich Markgraf Herrmann dieſes Erbrecht von ſeiner Gemahlin abtreten, und warf ſich zum Landesfürſten von Oeſterreich auf, und Herzog Otto von Baiern, der kaiſerliche Statthalter, ließ es geſchehen.

Mit Freuden beſtätigte der Papſt dieſe Abtretung, denn ſie war ja nach ſeinen Wünſchen, und er befahl ſeinem König Wilhelm von Holland, den Markgrafen zu

belehnen; auch brachte er einige Städte, hohe Geistliche und Landherren dazu, daß sie dem Markgrafen huldigten.

Um dieselbe Zeit machte Bela, König von Ungarn, einen Streifzug bis vor Wien, denn Markgraf Herrmann hatte ihn durch einen unbesonnenen Einfall in seine Lande aufgereizt. Bald darauf starb Markgraf Herrmann; und nun schien die kaiserliche Parthei wieder in Oesterreich geltend zu werden, doch nicht lange, denn auch Friedrich II. endete seine große Laufbahn. Während sein Sohn Konrad IV. nach Italien eilte, um seine Erblande zu erhalten, überließ er das deutsche Reich seinem Schicksal; doch am meisten waren die österreichischen Lande sich selbst überlassen. Da drohte dem armen Lande von zwei Seiten Gefahr: das ob der Ens suchte der Herzog von Baiern zu dem seinigen zu ziehen, das Land unter der Ens mußte jeden Augenblick eines neuen Einfalls von Seiten der Ungarn gewärtig sein.

In dieser bedrängten Lage traten die österreichischen Stände im Jahr 1250 zu Triebensee zusammen, und beschlossen, aus eigener Macht einen mächtigen Fürsten über ihr Land zu setzen, das von Feinden umgeben und vom Reichsoberhaupt verlassen war.

Auf Przemisl Ottokar, Markgraf von Mähren, den Sohn König Wenzeslaws I. von Böhmen, fiel die Wahl. Um der nunmehrigen Besitznahme der österreichischen Lande den Schein eines Rechtes zu geben, ver-

mählte sich der junge Ottokar mit der alten Königswittwe Margaretha. Sofort suchte er sich in Oesterreich fest zu setzen. Die Baiern hatte er bald aus dem Land ob der Ens gedrängt; mit den Königen von Ungarn Bela IV. und Stephan V. gab es einen härteren Kampf. Der erstere hatte sich von der Markgräfin Gertraud ihre Ansprüche auf Oesterreich und Steiermark abtreten lassen, und hatte wirklich wenigstens Steiermark an sich gebracht. Aber Ottokar, durch den Tod seines Vaters nun auch König von Böhmen, und also im Besitz einer bedeutenden Macht, unterhandelte mit den Steirern, zog sie auf seine Seite, und setzte sich durch die siegreiche Schlacht bei Kroißenbrunn, die er im Jahr 1260 den Ungarn lieferte, in den Besitz des Herzogthums Steiermark.

Das erste Unrecht, was Ottokar in seiner neuen Herrschaft übte, erzeigte er gegen Gertraud, die unglückliche Wittwe des Markgrafen Herrmann von Baden. Als er Herr in Oesterreich wurde, begab sie sich aus dem Lande, wo sie zuvor als Fürstin gesessen war, nach Judenburg in Steiermark, was ihr im Vertrag Ottokars mit Bela nebst einigen anderen Orten als Wohnsitz angewiesen worden war. Hier sollte sie ein Asyl finden vor König Ottokar, der nimmer guten Willen gegen die Fürstin trug. Ihr einziger Trost waren ihre beiden Kinder; sie hütete sie, — sagt Ottokar von Horneck — als das Huhn die Küchlein hütet vor dem wilden Aar, denn sie waren ihr

traut und als ihr Auge. — Friedrich von Baden, der treue Freund des unglücklichen Konradin, war eines dieſer Kinder; die Tochter nahm ſpäter Graf Ulrich von Haimburg zur Gattin. — Nicht lange ließ Ottokar dieſe verlaſſene Wittwe ruhig in ihrem Zufluchtsort. Er nahm ihr widerrechtlich, was zuvor ihr beſchieden worden war, Burgen und Städte; er vertrieb ſie aus Judenburg, ſo daß ihr kaum noch eine Behauſung zu Feuſteritz mit hundert Mark Gült übrig war. Ja auch dieſe Beſitzung ließ er in Beſchlag nehmen, und zwar durch den Propſt von Brünn, einen herzloſen Mann, welcher ſich nicht entblödete, der trauernden Frau anzukünden, daß ſie ohne Zaudern das Land zu räumen habe. Kaum ließ er ſich noch bewegen, ihr noch drei Tage Friſt zu geben. Unter Donner und Wetter, wo man Einen kaum mit Prügeln aus dem Hauſe bringen konnte, mußte die arme Frau ihre Reiſe antreten. Weiber und Männer klagten über dieſe Mißhandlung der Fürſtin; der Propſt aber ſagte: nicht einen Strohhalm gebe er darum, was ihr auch geſchehe. Ohne Murren, vielmehr mit der größten Ergebung in Gottes Willen, ertrug die edle Frau all dieß Ungemach, die doch eines beſſeren Schickſals werth geweſen wäre. Sie begab ſich nach Meißen, wo ſie in einem Kloſter ihr Leben ſchloß.

Das zweite Unrecht beging Ottokar gegen ſeine eigene Gattin Margaretha. Als er ſah, daß er mächtig genug

wäre, der Babenbergerin Margaretha zu Rechtfertigung seiner Herrschaft im Oesterreich und Steiermark nimmer zu bedürfen, so suchte er sie sich auf schickliche Weise vom Halse zu schaffen. Er warb zu dem Ende mit kräftigem Gut an die Cardinäle, daß sie ihm den Papst geneigt machten, eine Bitte zu erfüllen. „Da er von seiner Gemahlin Margaretha keine Kinder habe, so möge er ihm erlauben, eine Andre zu nehmen.“ Der Papst antwortete: der König möchte bedenken, daß er Margarethen um des Erbes willen geheirathet habe; wenn er also von ihr sich scheide, und eine andere Gattin wähle, so würden diese keine Ansprüche auf die Erbfolge haben. An Letzterem war es wohl dem Könige nicht gelegen, er verstieß Margarethen und vermählte sich mit einer wunderschönen Nichte des Königs von Ungarn. Ja er soll noch so weit in seiner Ungerechtigkeit gegen Margaretha gegangen sein, daß er sie zu Krems, wo sie in Noth und Ungemach ihr Leben hinschleppte, vergiften ließ; denn sie lebte ihm zu lange, die ein lebendiger Zeuge seines Unrechts war. — Mit Recht sagt ein Zeitgenosse in Beziehung auf Ottokars unrechte Handlung gegen die beiden Frauen Gertraud und Margaretha — er habe sein späteres Leid und Ungemach an diesen Frauen verdient; denn es ist ein rächender Gott.

Vor der Hand konnte übrigens die neue Heirathsverbindung mit einer ungarischen Prinzessin nur dazu dienen,

um Ottokars Pläne zu Vergrößerung seiner Macht immer weiter auszuführen: während die Gränze seines Reichs gegen Osten auf solche Weise gesichert war, vergrößerte Ottokar sein väterliches Reich durch auswärtige Erwerbungen so sehr, daß es selbst dem deutschen Nachbarlande gefährlich werden konnte. Durch die Verbindung der Herzogthümer Oesterreich und Steiermark mit Böhmen und Mähren reichte sein Herrscherarm bereits von der Oder bis zu dem Adriatischen Meer. Im Norden bahnten ihm zwei Kreuzzüge gegen die heidnischen Preußen den Weg nach der Ostsee und den Ufern der Weichsel; im Osten wandte er sich bald gegen die zuvor mit ihm verbündeten Ungarn, als er sich für mächtig genug hielt, sich von Neuem mit ihnen zu messen, um seine Eroberungen zu vermehren. Ottokar eroberte Ungarn bis an den Raabfluß, und nahm die meisten festen Plätze weg, wie sie ihm gerade gelegen waren. Im Westen schwächte er durch wiederholte Fehden die Macht der Herzoge von Baiern, und besetzte die Stifte Salzburg und Passau mit Männern, die in seinem Interesse standen. Außerdem brachte er noch durch ein Erbvermächtniß des letzten Herzogs Ulrichs das Herzogthum Kärnthen an sich, und regierte das Capitel von Aquileja und die Stiftsvasallen von Friaul, wie jene von Salzburg und Passau. Auch Krain zog er in sein Bereich. Die Größe seiner Macht stieg fortwährend, und seine Begierde, immer mehr zu erobern in eben dem Grade.

Als die Böhmen an der italiſchen Gränze die Steinwände von Canale ſahen, ſprachen ſie zu König Ottokar: Herr, wenn wir Euch fragen dürfen — liegt nicht Rom hier nahe? Unſre Vordern haben wir ſagen hören, ſie haben eine Pfortenburg gebaut, da ſie fuhren hin zu Rom auf den Straßen. Da ſagte Ottokar: bald will ich euch ſehen laſſen, wenn daher kommt ein Pole gefahren oder ein Böhme, daß den dünken ſoll, er ſei daheim; ſoll ich der Jahre werden ſo alt, ſo muß ſo weithin meine Gewalt ſich ausrecken und ausdehnen." Auf dieß riefen die Böhmen: Herr, ſo müſſen wir immer froh ſein, daß wir ſo nahe zu Rom hinkommen; wir können dann die Gnade, die uns die Pfaffen von Rom aus künden, ſelbſt empfahen, ſo viel als wir wollen.

Wir ſehen, wie weit hinaus die Pläne Ottokars gingen, und wie er es darauf anlegte, den Ruhm eines großen Eroberers bei der Nachwelt zu gewinnen. Während er aber ſeine Lande nach außen hin zu vergrößern ſtrebte, verſtand er es nicht oder wollte er nicht verſtehen, wie man ſich die Herzen neuer Unterthanen zu gewinnen und zu erhalten ſucht.

Einer von Pettau hatte dem König die Klage vorgebracht, daß einige Herren aus Steiermark Willens geweſen, der Steieriſchen Mark einen andern Fürſten zu geben. Otto ließ dieſe freundſchaftlich nach Böhmen einladen, und bewirthete ſie mehrere Tage, ohne den Zweck der

Berufung kund werden zu laſſen. Jetzt wurden ſie, trotz ihrer Gegenbetheuerung, ohne alle nähere Beweiſe verhaftet und auf verſchiedene böhmiſche Feſten in Gefangenſchaft abgeführt. Dann verlangte er von den Verwandten dieſer Herren eine gewiſſe Anzahl Burgen; es geſchah, und nun ließ er einige derſelben ſtark beſetzen, andere zerſtören. Nach einer Einkerkerung von 26 Wochen ließ er die Gefangen wider nach Prag holen. Abgemagert und mit langen Bärten erſchienen ſie, nämlich Bernhard und Heinrich von Pfannenberg und einer von Wildonie; auch der von Pettau kam, den der König als den Verräther gleichfalls hatte verhaften laſſen. Sie wurden frei gelaſſen, nachdem ſie, zwar ungern, das Verſprechen abgelegt hatten, daß ſie mit dem Verräther eine Sühne ſchließen wollen.

Noch grauſamer benahm ſich Ottokar gegen andere Landherren ſeiner neuen Herrſchaft. Nach dem Sieg über die Ungarn machte er von der Gränze Salzburgs eine Luſtreiſe durch ſeine erworbenen Länder. An der Drau kamen die Herren überall mit Preiſen und Schallen zu ſeinem Empfang; nur Herr Siegfried von Merenberg kam nicht, weil er krank war. Gleich fand ſich ein Verräther, der den edlen Herrn bei dem Könige anſchwärzte. Der behielt dieß im Stillen, und zog gen Marburg an der Drau, und hochgeehrt langſam an den Gränzen weiter; und in welcher Stadt er einritt, da mußten ſich die Frauen vor ihm in Tänzen und Reigen ſehen laſſen. So

ging's über Wien bis Prag. Hier nun gedachte Ottokar, wie er den Merenberger mit Untreu und Meineid fahe. Wolf von Durnholz und Ortolf von Windisch-Grâz wurden heimlich bewogen, daß sie der Treue Hand und Hals abschlügen, und sich zu der That verstanden. Beim Essen selbst griff Ortolf den Merenberger, und ließ ihn durch den von Durnholz nach Prag abführen. Ottokar voll Argwohn und nach Geständnissen einer etwaigen Verschwörung suchend, ließ ihn martern, an eines Pferdes Zagel (Schweif) binden und schleifen; dann an den Galgen hängen, und zwar die Füße mit dem Haupte zusammen. Böhmische Szupane (edle Herren) riefen dem Unglücklichen zu, daß er bekennen solle, wer in Kärnthen und Krain gegen den König sich verschworen habe. Halbtodt aber standhaft rief der Held Gott zum Zeugen an, daß er eben so wenig den König hintergehen, als Unschuldige anbringen werde. Bis in die zweite Nacht lebte der Merenberger in dieser Qual, bis ein Szupan, welcher die Wache hatte, ihm das Haupt mit einem Kolben durchschlug. Zu dieser Unthat kam noch, daß er zwei edle Herren, darunter einer von Meißen war, in einen Thurm sperren und verbrennen ließ. Das Alles wurde bekannt in der Nähe und Ferne, ja es kam sogar nach Deutschland vor die Ohren der Fürsten, und machte überall böse Eindrücke auf die Herzen. Um das Maaß seines Unrechts noch voll zu machen, nahm Ottokar auch Theil

an dem grausamen Verfahren des Papstes gegen Konradin, den letzten Hohenstaufen, so wie gegen seinen Freund Friedrich von Oesterreich; er soll viel Geld nach Italien geschickt haben, auf daß beide gefangene Prinzen Ungemach erlitten, und er in dem Besitz von Steier und Oesterreich verbleiben möchte. Als die beiden unglücklichen Prinzen im Jahr 1268 auf dem Schaffot zu Neapel verblutet hatten, da durfte er nimmer besorgt sein um den Besitz seiner mit Margarethens Hand erhandelten Lande; hatte er ja vom König Richard sogar die förmliche Belehnung darüber erhalten. Jetzt eröffnete die traurige Lage des deutschen Landes, von dem er sich nie als Reichs-Glied trennen wollte, seinen ehrgeizigen Absichten ein neues Feld — er richtete sein gieriges Auge auch dorthin, nicht zufrieden mit dem Vielen, was er mit Unrecht erschlichen hatte. Zuerst nahm er den Schein an, als ob er eifrig für die Wohlfahrt dieses Landes besorgt wäre, in dessen Angelegenheiten er vermöge seiner Wahlstimme als König von Böhmen zu sprechen hatte. Aber alle seine Absichten gingen dahin, die Verwirrung in Deutschland durch zwiespältige Wahlen zu vermehren, einheimische Prinzen von der Thronfolge auszuschließen, und blos ausländische als einen leeren Schatten auf den kaiserlichen Thron zu stellen, welche wegen ihrer Entfernung und Unmacht nicht im Stand sein konnten, seinen Eroberungsplänen Gränzen zu setzen. Daher hatte er die

zwiespältige Wahl Alphonsens von Kastilien und Richards von England veranlaßt, indem er von dem ersteren zu dem letzteren übertrat; daher widerstand er der Wahl eines neuen Königs, und unterstützte den König Alphons von Kastilien. — Die Verwandtschaft mit dem Hause Hohenstaufen — Kunigunde, Kaiser Philipps Tochter war seine Großmutter von väterlicher Seite — erregte bei ihm bald noch andere Hoffnungen; dazu kam noch, daß er durch seine Kreuzzüge gegen die heidnischen Preußen auf den Dank des gesammten deutschen Reichs die gerechtesten Ansprüche zu haben glaubte. In seinen Augen war Keiner, der würdiger wäre der deutschen Krone, der vermöge seiner ausgebreiteten Macht das Gesunkene wieder in die alte Herrlichkeit erheben könnte, als er selbst, König Ottokar, der Herr vieler Lande, die zusammen genommen bald an Umfang dem deutschen Reiche gleich kamen. Er streckte kühn seine mit Missethat befleckte Hand nach der deutschen Krone aus, die freilich viel von ihrem früheren Glanze verloren hatte. Darauf hauptsächlich sollten seine Gesandten auf den Wahltag zu Frankfurt hinwirken, daß diese seine Hoffnung in Erfüllung ginge, deren er schon wie gewiß war. — Wie sich der Uebermüthige so schmählich täuschte, das haben wir schon gesehen. Der König aller Könige lenkte es anders; einen besseren hatte er sich ersehen. Er sandte — so spricht sich der gleichzeitige Volkmar von Fürstenfeld aus — seinem Volk nach langer

Zerrüttung und Trübsal voll Erbarmen einen Erlöser, und das war Rudolf Graf von Habsburg.

Aber ehe dieses Wort seine ganze Erfüllung fand, mußte noch mancher Tropfen Bluts vergossen werden; es begann zwischen Rudolf und Ottokar ein Kampf auf Leben und Tod, aus dem Rudolf siegreich hervorging, denn Gott war mit ihm.

Drittes Buch.

Rudolf und Ottokar.

Jahr 1274 bis 1278.

Unmittelbar, nachdem die Krönung vorüber war, hatte der König schon den Entschluß gefaßt, einen feierlichen Reichstag zu halten; in Speier wurde der Sache wieder gedacht, und schon aus dem, was König Rudolf öffentlich verkünden ließ, konnte man schließen, was der Gegenstand der Verhandlung bei dem künftigen Reichstag werden würde. Der König ließ den Tag ansagen und verkünden auf Martini des Jahrs 1274 und zwar in die Stadt Nürnberg. Er scheint es sich vorgenommen haben, diesen Reichstag so glänzend, als möglich auszuführen. Schon in Aachen waren seine Mittel erschöpft durch ungemein viele und große Ausgaben; noch jetzt fühlte er Wehen von der Krönung her, denn am 9. März mußte er dem Erzbischof von Trier aufs Neue 1,612 Mark Silber versprechen wegen der bei seiner Krönung gehabten Unkosten. Unter diesen Umständen wandte er sich an einige seiner getreuen Städte; „da wir — schreibt er an sie — eine so wichtige Unternehmung, und so kostspielige Feierlichkeiten nicht mit unsern eigenen Mitteln, die nicht hinreichen, ausführen können, so müssen wir von euch, und einigen andern Getreuen

eine schickliche Beisteuer erbitten, und euch und sie durch solche Theilnahme an der Sache belästigen."

Gerade in dasselbe Jahr, da der Reichstag gehalten werden sollte, fiel auch die Kirchenversammlung zu Lyon, wohin auch alle geistlichen Fürsten aus Deutschland zusammen kamen. Aus diesem Grunde war es beinahe nöthig geworden, den Reichstag viel weiter hinaus zu schieben, da man sonst auf keine allgemeine Theilnahme hoffen konnte. Schon ward von dem König statt Martini Ostern festgesetzt, da kamen die Fürsten eher, als man vermuthete, von Lyon zurück, und es blieb bei der ersten Bestimmung.

Noch vor dem Reichstag ließ der König ein besonderes Schreiben an alle Fürsten und Stände des Reichs ergehen, worin er seinen Entschluß kund that, wie er durch diesen Tag den Frieden herstellen wolle, und sich dringend dazu die Mitwirkung derselben erbat.

„Zum Regiment des römischen Reichs berufen durch den Ruf desjenigen, der den Stolz der Uebermüthigen verstößt, aber die Demuth der Demüthigen erhöhet, bedenken wir im Geist und erwägen im nächtlichen Nachdenken, wie wir, durch den höchsten König der Könige auf den hohen Thron der Majestät gestellt, für Wiederbringung des Friedens in dem längst zerrütteten Reich Sorge tragen, und die der Tyrannei despotischer Menschen Unterworfenen sicherer bewahren wollen in den Gefahren, die über ihnen

ſchweben. Dabei ſind wir der Hoffnung, daß uns in dieſem angeſtrengten Kampfe, der den Geiſt innerlich abmüht, und dem äußeren Leben keine Ruhe gönnt, die Hülfe von Oben zu Statten komme, und wir durch den Zuwachs menſchlicher Hülfe darin obſiegen müſſen. Da wir alſo auf den höchſten Stand der Würde geſetzt ſind, ſo ſollen alle, dem römiſchen Reich und uns durch ergebene Dienſte zur Treue verpflichteten Glieder, mit klaren Blicken und aufrichtigen Geſinnungen auf unſre Hoheit ſchauen. Alle und Einzelne umfaſſen wir liebevollen Herzens mit aller Güte, die der königlichen Hoheit geziemet, vermeinend und ohne im Geringſten daran zweifelnd, daß unſre Huld, ſo ihr aus der Gnade erfahren werdet, welche unſre Hoheit euch erzeigen wird, von eurer Seite durch Darreichung eurer Ergebenheit und Treue, wie es ſich gegenſeitig geziemt, auf alle Weiſe eine Belohnung empfangen müſſe."

Die Zeit des Reichstags, des erſten glänzenden, welchen König Rudolf hielt, erſchien, und es fanden ſich Fürſten und Herren aus allen Theilen Deutſchlands ein, beſonders aber auch Solche, die dem Neuerwählten ihre Klagen vorzubringen hatten. Und nun ſaß König Rudolf, wie er zu Speier verheißen hatte, zu Gericht, um zu richten und zu ſchlichten alle und jede Klage. Der Andrang von Leuten, die ihm eine Bitte oder Klage vorzubringen hatten, war in dieſer Zeit oft ſo groß, daß diejenigen,

welche um ihn waren, manchmal den Leuten den Zutritt verwehren mußten. Als der König einmal sah, wie dieß einigen Aermeren geschah, so sprach er zu seiner Umgebung: Um Gott! lasset doch die armen Leute zu mir; denn dazu bin ich nicht König worden, daß ich mich vor den Leuten in einen Kasten verschließen lasse. Er richtete, wo er zu Gericht saß, nicht nur mit Gerechtigkeit, ohne Ansehen der Person, traten Arme oder Reiche vor ihn — sondern er sprach auch Recht mit einer Weisheit und Klugheit, die derjenigen gleich war, welche wir an König Salomo bewundern. Nur ein Beispiel, das ein Zeitgenosse überliefert hat, und wohl in diese Zeit verlegt werden muß.

Ein Kaufmann kam zu dem König, der ja gekommen war, Allen Recht zu verschaffen, und zeigte ihm in der Stille an, er habe einem bekannten und berüchtigten Wirthe 200 Mark Silber zum Aufheben gegeben; jetzt läugne dieser, sie empfangen zu haben. König Rudolf fragte den Kaufmann, in was das Geld gelegt worden wäre? und als er hörte, daß er es in einem Sacke dem genannten Wirth übergeben habe, so ließ er ihn bei Seite treten. Gerade kamen mehrere Bürger vor den König, um ihm etwas vorzutragen; unter ihnen war auch der Wirth, der ihm schon bekannt war. Nun begann der König mit ihm zu scherzen; er sah, daß derselbe ein schönes Käppchen auf dem Kopf hatte, wie es damals Sitte war. So ein Käpp-

chen muß ich auch haben, sagte Rudolf zu den Genannten; und er nahm es ihm vom Kopfe. Dazu lachte der Wirth, und es freute ihn, daß sein Käppchen dem König gefiel. Als der König die Bürger angehört hatte, trat er in sein Nebengemach, schickte heimlich Einen aus der Stadt mit dem Käppchen zu der Gattin des Wirths, und ließ ihr sagen, daß sie ihrem Manne sogleich den und den Sack mit Silber einhändigen möge; zum Zeichen, daß es der Wille des Mannes sei, hätte er das Käppchen mitgegeben. Die Frau that es, und der Abgesandte brachte das Silber vor den König. Das wurde nun dem Kaufmann vorgezeigt, und als dieser sagte, daß es das seinige sei, so versteckte er das Silber, rief sodann allein den Gastwirth zu sich, und legte ihm die Klage des Kaufmanns vor. Als der Wirth schlechterdings läugnete, der Kaufmann aber es feierlich versicherte, so holte der König den Sack hervor, und überwies den gar sehr Betroffenen seines Betrugs. Dem Kaufmann wurde sein Silber wieder zugestellt, den Gastwirth aber bestrafte der König am Gute.

So richtete und schlichtete König Rudolf unter Einzelnen, die auf diese oder jene Weise Unrecht übten oder litten. Besonders aber mögen, wie schon zu Speier, viele Klagen über solche eingegangen sein, welche Wege und Straßen unsicher machten.

Darum gebot der König bei der Wid (der Strafe des Strangs): wer an Wegen und Straßen etwas nehme,

und so den Frieden breche, daß es gerochen werde, so man den überkäme. Dieses Gebot war gegen grobe Straßenräuber, wohl auch Raubritter gerichtet; es gab aber auch noch Andre, die durch das Abnehmen ungerechter Wegzölle in dieselbe Klasse gehörten, wenn sie ihre Räubereien auch auf feinere Weise übten. Wohl in diese Zeit gehört eine Ermahnung König Rudolfs, die er in solcher Beziehung an Einzelne dieses Gelichters richtete:

„Das Land erhebt sich gegen euch mit seinem Geschrei, und zu unsrer königlichen Hoheit dringt das Seufzen der Armen, darum, daß ihr, widerstrebend der Beobachtung eines Landfriedens, es euch herausnehmet, von den Vorüberreisenden einen Zoll zu erpressen, und sie mit Abträgen zu belästigen, die sie nicht schuldig sind. Deswegen ersuchen wir euch dringend, ermahnen und befehlen euch sogar vermöge unsrer königlichen Macht, daß ihr eure Hände ablasset von unerlaubtem Werk, und euch wendet zu dem, was recht ist. Anders sollt ihr das für gewiß annehmen, daß wir alle Kräfte und Sorge darauf wenden werden, diesen schönen Frieden, wie in früherer Zeit wieder ins Aufblühen zu bringen."

Vor den versammelten Fürsten ließ König Rudolf die früheren Satzungen und Verordnungen der Kaiser und Könige verlesen, welche bei Manchen leicht in Vergessenheit gekommen sein mochten, und schärfte sie aufs Neue ein. Damals soll er auch die wichtige Verordnung gege-

ben haben, daß von nun an alle öffentlichen Urkunden, ſtatt in lateiniſcher, in deutſcher Sprache abgefaßt würden, zum allgemeineren Verſtändniß, was in früherer Zeit nur ſelten der Fall geweſen war [12]). Am 19. November wurde eine wichtige Reichstagsakte ausgeſtellt, welche beſonders das bisher ziemlich geſunkene Anſehen des erſten Reichs-Richters, des jeweiligen Pfalzgrafen wider herſtellen ſollte. 1) Daß der Pfalzgraf Richter ſei, wenn der König Rechtsfragen gegen einen Richter ſtellt. 2) Daß der König von allen Gütern, welche Kaiſer Friedrich II. ſchon vor ſeiner Exkommunikation beſeſſen, und von ſonſtigen heimgefallnen, aber gewaltſam von Fremden occupirten Gütern Beſitz ergreifen ſolle. 3) Daß jeder Vaſall der binnen Jahr und Tag ſeine Lehen nicht muthet, derſelben verluſtig ſei. 4) Daß der Pfalzgraf den in dieſem Fall befindlichen König von Böhmen vorladen ſolle u. ſ. w. Noch viele wichtige Urkunden wurden in den nachfolgenden Tagen auf dieſem Reichstag ausgeſtellt. Am 21. November, beſtätigt der König ſämmtlichen geiſtlichen Fürſten alle denſelben bis zur Zeit der Exkommunikation Friedrichs II. von ſeinen Vorgängern ertheilten Privilegien und Beſitzungen; und am 23. November befiehlt er der Stadt Riga, den jeweiligen Meiſter des deutſchen Ordens in Livland als ihren oberſten Richter anzunehmen, doch ſo, daß ſie, wie der Meiſter und Orden, unter dem Kaiſer und des Reichs Stadt zu bleiben hätte. — Bis in die erſten Tage

des Märzen (1275) ſcheint der Reichstag gedauert zu haben; ehe die Fürſten aus einander gingen, ließ der König ſämmtliche noch ſchwören, daß ſie den Landfrieden fördern und halten wollten.

Auf dieſem Reichstage fehlte keiner der Fürſten, außer König Ottokar von Böhmen und Herzog Heinrich von Baiern; dieſe wollten dem König den üblichen Lehenseid nicht leiſten. Herzog Heinrich von Baiern erſchien nicht, weil er mit ſeinem Bruder, und ſomit auch mit dem Könige in Haß und Groll ſtand, bei dem Pfalzgraf Ludwig Alles galt. Noch wichtigere Gründe hatte König Ottokar von Böhmen: er wollte vor dem, durch den ſeine Hoffnungen um die deutſche Krone vereitelt worden waren, ſich nicht als Lehensmann beugen. Ottokar ging ſo weit in ſeiner Widerſpenſtigkeit, daß er dem Erzbiſchof von Salzburg, der auf dem Tage zu Nürnberg von König Rudolf die Regalien empfing, durch ſeinen Hauptmann Milota das Bisthum mit Feuer und Schwert verheeren ließ. — König Rudolf fragte die verſammelten Fürſten um Rechtens wegen Ottokar und Herzog Heinrich: da ward ertheilt von den Fürſten und Herren, beide ſollten ſich verantworten zu dem nächſten Tag, der über zwölf Wochen ward gen Würzburg gelegt, und der Pfalzgraf des Reichs ſollte ſie vorladen.

Indeſſen zog der König wieder allum in den Städten, und wo ſie etwas Verworrenes und Unrichtiges unter ih-

nen hatten, da verrichtete er Alles in Eile vermöge ſeines großen Geiſtes und klugen Sinnes. Am 12. März erneuert er zu Speier die Verordnung Kaiſer Friedrichs II. vom Jahr 1232, gegen die Reichsfreiheit der biſchöflichen Städte, und Tags darauf das den geiſtlichen Fürſten von eben dem Kaiſer im Jahr 1220 ertheilte große Privilegium. Zu Mainz beſtätigte er der Stadt am 23. März die Freiheit von fremden Gerichten.

Indeſſen war der Tag, den man gen Würzburg gelegt hatte, herbeigekommen; da erſchienen wieder alle Fürſten, nur die Zween nicht, König Ottokar von Böhmen und Herzog Heinrich von Baiern. Darum ward ihnen wieder ein Tag, „zu verantworten um die Frevel und Ungehorſam," gen Augsburg benennet, auf den 15. Mai des Jahrs 1275. Dieſer erſchien, aber auch dießmal ſtellte ſich weder Ottokar von Böhmen noch Heinrich von Baiern. Sie ſchickten dafür ihre Geſandten; Ottokar den Biſchof Bernhard von Sekkau, der ein beredter aber verſchlagener Mann war, und den Propſt Heinrich von Werden; Herzog Heinrich aber den Propſt Heinrich von Oettingen, Dr. der Rechte, der gleichfalls beredt war, und Friedrich, den Rektor der Kirche zu Landshut.

Das erſte, was die Geſandten zur Sprache brachten, war die ſtreitige Wahlſtimme; man konnte aber bald erkennen, daß es eine von Seiten Ottokars und Herzog Heinrichs verabredete Sache war, die keinen andern Zweck

hatte, als die verſammelten Fürſten vom Zweck des Reichstags abzubringen, oder vielmehr denſelben gar zu trennen. Es handelte ſich aber darum.

Bei der Wahl König Richards hatten die beiden Brüder Herzog Heinrich und Pfalzgraf Ludwig, der erſtere als Herzog, der andere als Pfalzgraf mitgeſtimmt; denn ihr Vater, Herzog Otto, der die beiden Lande Baiern und Rheinpfalz unter ſeinem Zepter verband, hatte zuvor ſchon von beiden Landen eine Wahlſtimme geführt. Dagegen war ſchon damals König Ottokar geweſen, und er hatte ſich durch ſeine Geſandten dawider geſetzt, weil ihm vermöge des Amts als Erzſchenke des Reichs auch die Churwürde zuſtehe, durch Zulaſſung Herzogs Heinrichs aber die gewöhnliche Zahl der Wahlfürſten überſchritten würde. Einer von Beiden müſſe alſo auf ſeine Stimme verzichten — Ottokar oder Herzog Heinrich von Baiern. — Allein die Kurfürſten wollten nicht darauf eingehen, und blieben bei dem alten Grundſatz ſtehen, daß den Herzogen von Baiern als ſolchen eine Wahlſtimme zuſtehe. König Ottokar von Böhmen wurde alſo mit ſeiner Wahlſtimme ausgeſchloſſen. Bei der Wahl Rudolfs entſtand noch ein beſondrer Streit, nachdem die Wahlſtimme dem König von Böhmen ab und dem Herzog Heinrich zugeſprochen war. Dieſer beſtand darin, ob Pfalzgraf Ludwig bei der Abweſenheit ſeines Bruders Heinrich die beiden Stimmen vom pfälziſchen Erzamt und vom Herzogthum Baiern zu-

gleich führen dürfe, oder ob die letztere seinem Bruder allein gebühre. Die Gesandten Herzog Heinrichs mögen wohl auf dem letzteren beharrt haben, aber die Kurfürsten nahmen keine Rücksicht darauf; die Wahl ging dennoch vor sich, und Herzog Heinrich gab endlich auch seine Zustimmung, wie der Zeuge dieser Verhandlungen, der Propst Heinrich selbst, berichtet.

Dieser Handel wurde nun auf den Tag zu Augsburg von Seiten der Gesandten wieder hervorgesucht, und es handelte sich jetzt nicht mehr darum, daß dem Könige von Böhmen seine Wahlstimme ab und dem Herzogthum Baiern zugewendet worden war, sondern als Gegenstand des Streites schwebte zwischen den beiden Brüdern von Baiern, ob dem Jüngeren die Wahlstimme vom Herzogthum Baiern her allein gebühre oder nicht. Freilich war es jetzt indifferent, da die Wahl ja vorüber war; und die Ansicht hat wirklich Vieles für sich, daß dieser frühere Streit nur absichtlich wieder hervor gesucht wurde.

Um den Streit für immer zu entscheiden, machte ihn Rudolf wirklich zur Sache des Reichstags; er ließ den Pfalzgrafen Ludwig Kraft seines Amts vor den versammelten Fürsten und Herren, wie vor dem Volk, Kundschaft ertheilen, wie es bei den bisherigen Wahlen, besonders bei der Wahl König Richards gehalten worden wäre. Als dieser nun Bericht erstattet hatte, wie auch bei Richards Wahl die bairische Wahlstimme gemeinschaftlich von

den beiden Brüdern geführt worden wäre, so gab König Rudolf die Entscheidung, daß den Herzogen von Baiern wegen des Herzogthums eine von den sieben Wahlstimmen zukomme. Mit dieser Entscheidung hatte der König zugleich auch die Gültigkeit seiner Wahl bestätigt [13]).

Doch damit waren die Gesandten, wenigstens der böhmische, noch nicht zufrieden. Obgleich dieser Anstand nun beseitigt war, so trat doch Bernhard von Sekkau besonders auf, und begann seine Rede in ziemlicher lateinischer Sprache, so daß Alle seine Fertigkeit bewunderten. Nachdem er sich mit scharfen Worten an dem Erzbischof von Mainz gerächt hatte, erklärte er die Wahl des neuen Königs und die Wähler für unrecht, indem er bemerkte, daß der König, als er gewählt wurde, und auch, während er die Weihe empfing, noch im Banne gewesen sei?

Lange hörte König Rudolf mit Geduld auf die scharfe Rede des Bischofs, die besonders gegen ihn gerichtet war, da brach er endlich das Schweigen und sprach: „Herr Bischof, habt ihr zu thun mit Pfaffen, so verspart es auf den Chor zu Mainz oder zu Trier; habt ihr aber gegen mir oder dem Reich etwas zu suchen, so müßt ihr verzichten auf solch Recht, daß ihr euch bedienet des Lateins. Würden mir nicht zürnen alle Herren, die ihr hier sehet? denn so säßen sie gleichsam als Thoren und Stumme in der Versammlung. Wie viel ihr auch des Krummen

mit eurer Kunſt könnet ſchlecht machen, ſolch Recht hat heute aufgehört. Was Pfaffen oder Laien vor dem Papſt zu ſchaffen haben, das ſoll in Latein geſchehen, aber uns laſſet die Gewohnheit, daß man deutſch rede in unſrer Mitte."

Da riefen alle die Fürſten, Grafen und Freien: ja, Herr König, erhaltet uns die alte Gewohnheit.

Nun erſt ward den Laien geſagt, daß der Biſchof die Wahl geſcholten habe. — Was? rief der Pfalzgraf Ludwig — es muß vergolten werden mit des Biſchofs eigenem Blute, und müßt ich darüber in der Hölle brennen; ſoll mich denn ein Solcher nennen, ſo wie ihn gelüſtet? Bald wäre dem Biſchof die Platte zerſchlagen worden, ſo hoch ſie auch geſchoren war.

Nur durch des Königs Dazwiſchentreten ward verhütet, daß es dem geiſtlichen Herrn nicht ans Leben ging. Er brachte die erbitterten Fürſten auf ein andres Geſpräch, und entließ bald die Verſammlung. Vertrauend auf des Königs Großmuth bat der Biſchof von Sekkau denſelben noch um ſicheres Geleit. Der König fragte ihn, wen er gern hätte. — Die, welche ihm am gehäßigſten wären, erbat ſich der Biſchof; und daran that er klug, denn gerade auf deren Treue, wie eines Pfalzgrafen Ludwig, konnte er ſich am ſicherſten verlaſſen.

Ehe König Rudolf den Reichstag zu Augsburg aufhob, empfing er noch einen Geſandten aus Ungarn. Der

oberſte Kämmerer des Reichs kam mit einem Schreiben des jungen Königs Ladislaus, das theils eine Angelegenheit des Kämmerers ſelbſt betraf, theils Wünſche des jungen Königs enthielt. König Rudolf antwortete in einem verbindlichen Schreiben; die Sache des Kämmerers fand zwar vor der Hand kein Gehör, aber dieſe erſte Sendung aus Ungarn hatte die wichtige Folge, daß ſich nach und nach eine nähere Verbindung zwiſchen König Rudolf und den Ungarn anknüpfte.

Nach dem Tage zu Augsburg kam der König gen Ulm; von hier aus ſandte er den Burggrafen von Nürnberg an König Ottokar, nachdem er ſich mit den Fürſten darüber berathen hatte. Deſſen Auftrag von dem König beſtand darin, daß er ihn aufforbre: „wieder zu geben in Freundſchaft und in Minne Alles, was er inne hätte, das zum Reich gehöre, als: Kärnthen und Krain, Steier und Oeſterreich; zugleich ſollte er ihm künden, daß er verdammt wäre in Urtheil des Amts, das er von dem Reich trug, darum, daß man ihn nicht ſah dienen deſſelben Amts. Den neuen König ſollte er jetzt anerkennen als rechtmäßig Erwählten, ihm huldigen und über Böhmen und Mähren die Lehen empfangen.

Zu Wien traf Burggraf Friedrich den König von Böhmen. Mehr auf höhniſche, als auf würdige Weiſe, empfing Ottokar die Botſchaft; er antwortete, nachdem Friedrich ſich ſeines Auftrags entledigt hatte: „wollt

ihr wiſſen was meine Rechte ſind auf die Lande, ſo ihr mir nennt? Auf Oeſterreich gab mir ihre Rechte Frau Margaretha, mein Gemahl, vor Laien und vor Pfaffen; ſo hab' ich Steier mit meiner Hand den Ungarn abgeſtritten, und habe darum erlitten manche Angſt und Noth; und Kärnthen beſitze ich als Erbe von meinem Oheim Herzog Ulrich. So ſprecht ihr von dem Dienſt, den ich dem Reich thun ſoll: daß ich ſoll dem nachreiten, der nach ſo kurzer Zeit ſchon meiner Lande begehrt. Ja ſo wär' ich werth, wenn mir Schmach widerführ' zu Schwaben oder an dem Rhein; nein, ich bleibe daheim, und will zu Wien warten, was da kommt." Die Anfangs bittere Rede endete Ottokar mit Scherzen, indem er ſprach: „fürwahr uns darf nicht reuen die lange Zögerung, die wir hatten mit der Wahl, denn die Churherren haben mich und den König von England dem Reiche wohl erſetzt durch ſolch einen frommen Helden." Der Burggraf verſtand den Spott, und erwiederte ihn ſo, daß Ottokar vielleicht gern geſchwiegen hätte. Er gemahnte ihn der Zeit, wo die Wahl der Churfürſten ſich ſchon auf Ottokar geneigt hätte, wie ſie aber wieder rückgängig geworden war, als kund wurde, mit welchen Miſſethaten ſich der König befleckte. Und noch — ſo ſchloß der Burggraf ſeine ernſte Rede — ſagen die Fürſten, die Wahl habe ſie nie gereut, und hätte mit Euch das deutſche Reich Tag täglich ein Land erworben, es müßt' Eurer müßig gehen

und Ihr seiner hinwiederum. — Da sah der König zur Erde, sein Haupt sank hernieder; lang saß er da und schwieg: ihn däucht' es ein Umfug, daß der Burggraf so frei seiner vielen Missethaten erwähnte. — Herr König, ich will heimkehren, was erbietet ihr meinem Herrn? das war des Burggrafen letztes Wort an Ottokar. Zornig erwiederte dieser: ich spreche noch, was ich zuvor sprach; mich dünkt, daß ich noch ungestört bleibe von eurem Herrn: meine Gewalt hat so weiten Umfang, daß er wird wohl empfangen, wann er nach Wien oder Prag kommt. Ich wär ein Feigling, wenn ich aus Furcht zwei solche Länder, wie Oesterreich und Steier nach Schwaben schickte; eh' soll mancher Geier am Fraß sich erlaben, bevor er mir's abzwinge durch Drohung. Er wähnt, ihm gelinge, wie an denen von Basel; nein, behalten will ich diese Lande zu meinem Nutzen; wer für mich will deren walten, und werden mein Nachbar, fürwahr dem soll es sauer werden — und das sei hoch geschworen.

Mit diesem Bescheid kehrte Burggraf Friedrich wieder zu dem König zurück. Als er ihm berichtete „wie gar der böhmisch Wolf freudig und übel wär'," so wie Alles, was König Ottokar geboten hatte, dem deutschen König zu melden; da gerieth Rudolf in solche Erbitterung, daß er mit Zustimmung der Reichsversammlung den König von Böhmen und bald darauf auch Herzog Heinrichen von Baiern, der sich gleichfalls nicht fügen wollte, ob ihn

gleich König Rudolf mit freundlichem Schreiben ermahnt hatte, zum Gehorsam zurückzukehren, in des Reichs Acht und Aberacht erklärte [14]). Es wurde ein Kriegszug gegen Beide verabredet. Aber was immer Rudolfs Grundsatz war, den er festhielt vom Anfang bis zum Schlusse seiner Regierung — er nahm ihm der Weil, denn es wird mit Eil manch Ding zu Nicht. — Um desto mächtiger zu sein, suchte er mehrere Fürsten in sein Interesse zu ziehen. So verlieh er dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, der durch seine Bergwerke damals der reichste Fürst war, die Landgrafschaft Thüringen, um welche er lange mit dem Enkel des Bruders seiner Mutter, Herzog Heinrich von Brabant, gestritten hatte.

Um dieselbe Zeit traf König Rudolf noch nähere Anordnungen in Betreff der schwäbischen Angelegenheiten. Der Stadt Augsburg gab er die von ihrem Bischof angesprochene Landvogtei wieder, setzte den Landgrafen Berthold von Mülhuse ein, und bestätigte ihr neugeschriebenes Stadtrecht, nachdem sie der alten Urkunden in früheren Unruhen durch Brand und Verheerung verlustig geworden war. Aehnliche Bestätigungen hatten zuvor schon auch andere Städte erhalten; so die Stadt Lindau Unveräußerlichkeit vom Reich und Befreiung von auswärtigen Gerichten.

Die große Landvogtei der Niederschwäbischen Städte, welche zuletzt Graf Ulrich von Würtemberg, wenig-

stens zum Theil verwaltet hatte, gab Rudolf seinem Schwager Albrecht von Hohenberg, die andere Landvogtei in Oberschwaben verlieh er dem Grafen Hugo von Werdenberg, seinem Neffen, mit dem ausdrücklichen Befehl, die verlornen Reichsgüter wieder einzuziehen. Indem der König solchen wichtigen Zweck im Auge hatte, knüpfte er diese angesehenen Dynasten Schwabens desto fester an sich.

Während dieß Alles geschah, war die Zeit herbei gekommen, wo Rudolf eines schon längst gegebenen Versprechens sich entledigte, mit dem Papst einer persönlichen Zusammenkunft zu pflegen. Der Papst selbst gemahnte ihn desselben. Als König Rudolf um Ostern seinen Reichstag zu Würzburg hielt, sandte der Papst einen Legaten, den Cardinal von Kazum, dahin, um Zeit und Ort der Zusammenkunft dem Könige zu bestimmen; sie sollte im Oktober zu Lausanne Statt finden.

Im Oktober des Jahrs 1275 kam nun Papst Gregor, der Verabredung gemäß, daß die Zusammenkunft auf der Gränze des Reichs Statt finden sollte, von Vienne aus nach Lausanne. König Rudolf ließ nicht lange auf sich warten, und erschien in einer Pracht, die er sonst nie gewohnt war. Er hatte allein auf kostbare Gewande 900 Mark Silber verwendet. In seiner Begleitung war die Königin Anna mit beinahe alle ihren Kindern. Vor sieben Cardinälen, fünf Erzbischöfen, elf Bischöfen und vielen deutschen Fürsten legte Rudolf dem Papst den Eid der

Treue ab. Er verpflichtete sich, was schon sein Kanzler, der Propst von St. Guido, in seinem Namen gethan hatte, die päpstlichen Staaten, „welche aus dem Landstrich von Radikofani bis Cezerano, in dem Exarchat von Ravenna, in den fünf Städten, in der Mark Ankona, in dem Herzogthum Spoleto, in dem Land der Gräfin Mathilde und in der Grafschaft Bertinoro bestehen," als erbliches Eigenthum der Kirche zu erklären, und den römischen Stuhl bei allen vorkommenden Fällen in seinen Rechten zu schützen. Ferner stellte Rudolf der Kirche ihre vollkommne Freiheit bei der Wahl ihrer Prälaten zurück, erklärte jenen eingeschlichenen Gebrauch, vermöge dessen nach dem Tode der Kirchenvorsteher die Kirchengüter in Besitz genommen zu werden pflegten, für schändlich, und gab unbenommene Freiheit, in geistlichen Angelegenheiten an den Papst zu appelliren. Zugleich bestätigte er der römischen Kirche ihre Rechte auf die beiden Inseln Korsika und Sardinien, und versprach, daß er den Lehensmännern der Kirche, namentlich dem König Karl von Sizilien nicht allein nichts zu Leide thun, sondern sich auch angelegen sein lassen wolle, daß die deutschen Fürsten dieses Versprechen bekräftigen. Das Königreich Sizilien betreffend, so wurde es auf's Neue als ein nie mit dem deutschen Reiche mehr zu vereinigender Staat erklärt, und der Papst drang darauf, daß die unter Papst Honorius III. von den deutschen Fürsten gegebene Versicherung erneuert würde, worin es

hieß: das deutsche Reich und Sizilien sollen auf eine solche Art von einander getrennt bleiben, daß sie nimmermehr unter Einen Monarchen kämen.

Dagegen verlangte Rudolf von dem Papst, es dahin zu bringen, daß König Karl des Reichs-Vikariats in Tuszien sich begebe, was er vom Papst Clemens IV. unter der Bedingung empfangen habe, daß, sobald der Papst einen römischen König würde in Deutschland anerkannt und bestätigt haben, er solches an denselbigen abtreten müßte. Karl von Anjou scheint dieser Bedingung nimmer gedacht zu haben; darum reklamirte Rudolf diese seine Rechte. Ein Beweis, daß er nicht gesonnen war, dergleichen Ansprüche nach Außen, die gegründet waren, leichtsinniger Weise fahren zu lassen.

Außer dem bisher Verhandelten kam noch ein wichtiger Gegenstand bei der Zusammenkunft zu Lausanne zur Sprache. Wie erzählt wurde, hatte Rudolf unmittelbar nach seiner Krönung schon das Wort von sich gegeben, daß er durch eine Fahrt über Meer für die Angelegenheiten des heiligen Landes etwas thun wolle. Noch deutlicher hatte Rudolf schon im Jahr vor der Zusammenkunft mit dem Papst diesen Wunsch kund gethan, wenn es in einem Briefe an Gregor heißt:

„Wir tragen ein heißes Verlangen dem heiligen Lande, welches der eingeborne Gottessohn allen andern Ländern der Erde vorgezogen, um es zum Ort seiner segensreichen

Wirksamkeit zu machen, und dem er durch Vergießung seines allerheiligsten Blutes die schönste Weihe gab, mit Eurem Rath oder Beistand nach allen Kräften zu Hülfe zu kommen, damit das Volk Gottes, seit lange her von den Feinden des Kreuzes verhindert, zu des Heilands Ehre das Grab des Herrn wieder ohne Furcht besuchen möge. Solch heißes Verlangen wird um so inniger in uns rege, da die Gebeine unsers leiblichen Vaters, welche zur Ehre des Gekreuzigten, außer der Heimath, dort in fremden Ländern ruhen, uns täglich im Sinne liegen. Wer sollte es hindern, daß ein Sohn den Wunsch im Herzen trage, zum Grabhügel des Vaters zu wallen und für ihn ein Fremdling zu werden, der die Heimath verließ und den Mühsalen sich hingab, nun aber in den Wonnen des Paradieses schwebt?"

Der fromme Sinn Rudolfs bürgt uns dafür, daß diese Worte nicht blos geschrieben wurden, um dem Papst etwas Angenehmes zu sagen, dem das Wohl des heiligen Landes so sehr am Herzen lag; nein, vielmehr was er schrieb, muß aus der Ueberzeugung seines Herzens gekommen, und wirklich ein Verlangen bei ihm gewesen sein, einmal diese heilige Fahrt anzutreten. — Was Rudolf geschrieben hatte, das ließ der Papst jetzt nicht unbeachtet, als sie einander von Angesicht zu Angesicht sahen. Er mahnte den König an sein Wort in früherer Zeit, und dieser nahm es nicht zurück. Noch auf dem Tag zu Lau-

ſanne ließ er ſich mit dem Kreuz bezeichnen, und machte ſich verbindlich, im Verein mit König Philipp von Frankreich, mit Jacob von Arragonien, Eduard von England und Karl von Sizilien nach dem heiligen Lande zu ziehen. Mit dem König nahmen das Kreuz Anna, ſeine Gemahlin, der Graf und die Gräfin von Pfirt, und alle edlen Herren, welche ſich zu Lauſanne eingefunden hatten.

Auch die Krönung Rudolfs zum römiſchen Kaiſer wurde zu Lauſanne beredet. Der Papſt machte dem König den Vorſchlag, daß er auf künftige Pfingſten nach Rom käme, wo er ihn dann feierlich zum Kaiſer krönen wollte. Es ſcheint ihm ſehr daran gelegen zu haben, daß dieſe feierliche Handlung bei den Römern imponire, denn er rieth dem König in Begleitung von 2000 Kriegern zu erſcheinen.

Ehe Papſt und König von einander ſchieden, drang der erſtere noch auf Abſchließung des ſchon zu Lyon verabredeten Verlöbniſſes einer Tochter Rudolfs mit dem Sohne Karls von Anjou, um den König deſto feſter an ſein Verſprechen zu knüpfen, daß er nichts Feindſeliges gegen Karl von Anjou unternehme, und jeder vorkommenden Feindſeligkeit von Seiten der deutſchen Fürſten zuvorkommen wolle. Der König war dem Verlangen des Papſtes nicht zuwider, und verlobte ſeine Tochter Clementia dem Sohne Karls von Anjou, Karl Martell, obwohl ihm zu Lyon die Prinzeſſin Guta zugeſagt worden war.

Außer dieser Feierlichkeit zu Lausanne ist noch zu erwähnen, daß der Papst in eigner Person den Dom daselbst einweihte. An diesem Tage erhob König Rudolf den Bischof von Lausanne, Johann von Cossonay, in den Reichsfürstenstand. Dagegen bestätigte der Papst noch zu Lausanne den Günstling Rudolfs, Heinrich von Isny, welcher bisher in Sendungen an den Papst, so wie in andern Angelegenheiten das volle Vertrauen des Königs gewonnen hatte, als Bischof von Basel.

Zuvor Guardian der Minoriten zu Luzern, wo ihn wohl Rudolf als Graf von seinem Schloß Neu-Habsburg hatte kennen lernen, war dieser Heinrich, eines Schmidts Sohn von Isny, in die Stadt Basel gekommen, um die Aufsicht über einen Hof zu übernehmen, der dem Grafen gehörte, und nahe beim alten Thore vor dem Convent der Prediger-Mönche gelegen war. Da begab es sich, als der Bischof von Basel im Jahr 1274 starb, daß die Domherren bei der Wahl zwieträchtig wurden. Als sie durchaus nicht einig werden wollten, wurde bestimmt: es sollten drei Domherren an den Convent der Minoriten abgefertigt werden, und diese sollten den nächsten besten der Brüder, welcher ihnen in den Weg kommen würde, nehmen und herführen; den wollten dann Alle für den rechten Bischof annehmen. Die drei Abgesandten kamen zu den Minoriten, und schlugen derb an die Pforte. Zufälliger Weise ging Bruder Heinrich im Kreuzgange auf

und ab; als er das ungestüme Klopfen hörte, kam er geschwind herbei, schloß die Thür auf, und fiel so den Domherren in die Hände. Diese packten den Erschrocknen und schleppten ihn in das Kapitel. Er erholte sich aber bald von dem Schrecken, als es sich kund that, daß er zum Bischof von Basel erwählt wäre. Das war um die Zeit, da sich König Rudolf zu einer Zusammenkunft mit dem Papst bereitete; und Bischof Heinrich betrieb diese Reise wohl selbst mit großem Eifer, um die Bestätigung in der Würde zu erhalten, welche ihm so leichten Kaufs geworden war.

Gleich nach seiner Bestätigung bestimmte ihn der Papst noch zu einem Legaten in Deutschland, um die Zehnten einzutreiben, welche er der Geistlichkeit auferlegt hatte. Von dieser Abgabe sollte der Bischof — so wurde er von dem Papst angewiesen — dem König Rudolf 12000 Mark Silber abgeben, so bald er die Gränze Deutschlands überschreite, um die Fahrt nach Rom anzutreten.

König Rudolf erhielt wirklich auch diese Summe; er sprach in einem Schreiben seinen gerührtesten Dank gegen den Papst aus, und fügte noch die Bitte bei, „der heilige Vater möchte ihm noch 3000 Mark dazu leihen, was um so nöthiger wäre, da sein Vorhaben in so kurzer Zeit und so glänzend ausgeführt werden sollte. Um dieser Sache nun kein Hinderniß mehr entgegen zu stellen, sollte der freundlich gesinnte Papst seine milde Hand noch

einmal aufthun, und dem König eine Bitte erfüllen, welche er mit verschämten Blicke ihm zu Füßen lege.“ Dieses Vorhaben, welches Rudolf in so kurzer Zeit und so glänzend auszuführen gedachte, war wohl kein anderes, als die Romfahrt zur Kaiserkrönung, welche ja nach des Papstes eignem Wunsche mit seltener Pracht begangen werden sollte. Ob und wie weit der Bitte Rudolfs willfahrt wurde, ist nicht genau überliefert, aber so viel wissen wir, daß der König durch wichtige Gründe, die er in einem Entschuldigungs-Schreiben an den Papst andeutet, wieder verhindert wurde, seine Reise anzutreten. Ein zweites Schreiben des Königs an den Papst spricht sich aber bald dahin aus, daß er nun alle Hindernisse beseitigen wolle, welche sie auch sein mögen, und am kommenden Fest der Auferstehung (1276) zu Mailand erscheinen werde, um von da nach Rom zu ziehen, und aus des heiligen Vaters Händen die Kaiserkrone zu empfangen. Zu gleicher Zeit erließ er auch ein Schreiben an die deutschgesinnten Stände in Italien, worin er ihnen kund that, daß er bald in kaiserlicher Pracht auf italischem Boden eintreffen werde. „Darum, so heißt es in dem Schreiben, erhebe sich eure Treue und Ergebenheit, um mit Jubel zu empfangen euren Schutzherrn, ihr, unter denen das Wehe des Kriegs so lange gehaust; erhebet euren Muth und stärket eure Seele, um anzuschauen die Pracht und Herrlichkeit des Reichs. Machet auf eure Thore, bereitet den Weg dem

Herrn, machet zurecht eure Bahnen, eure Brücken und Heerstraßen, erscheinet mit einer glänzenden Begleitung, welche mit uns verherrliche den Tag des Festes."

Kaum waren die königlichen Schreiben abgegangen, so kam die traurige Nachricht, daß der Papst an einer heftigen Krankheit darniederliege. König Rudolf gab ihm schriftlich seine Theilnahme kund; der Papst beantwortete vom Krankenlager aus das Schreiben des königlichen Freundes; er bezeugte ihm seine innige Theilnahme an seinen glücklichen Unternehmungen im Reiche, und ertheilte ihm noch die letzten schönen Ermahnungen. Der Schluß dieses rührenden Schreibens aus der Feder des seinem Ziele entgegengehenden edlen Kirchenoberhaupts lautete:

„Immerdar liebe und ehre die Kirche, und suche als ein frommer Fürst und christlicher Kaiser ihren Frieden und ihre Ruhe zu erhalten, damit wir, ob wir leben oder sterben, in Betreff dieser rühmen können von deinem christlichen Thun."

An dem Orte, wohin er gegangen war, um mit seinem königlichen Freunde persönlich zusammen zu kommen, erkrankte Papst Gregor; krank verließ er die Stadt Lausanne, und reiste durch das Gebiet der Stadt Florenz. Mit vieler Mühe erreichte er noch vor Weihnachten die Stadt Arezzo, aber da hieß es: bis hieher und nicht weiter. Papst Gregor starb daselbst am 10. Januar 1276.

Mit Recht nennt der Geschichtschreiber Raynald die-

ſen Mann einen Papſt groß in aller Beziehung, ſo wie fromm und heilig in der rechten Bedeutung des Worts. Kein Papſt hat es je ſo redlich gemeint mit einem deutſchen Könige, wie Gregor X. mit König Rudolf; aber kein König der Deutſchen zeigte ſich auch ſo würdig, durch herzliche Ergebenheit und redliche Geſinnung, das innigſte Vertrauen von Seiten des chriſtlichen Oberhaupts zu gewinnen. Wie erfreulich wäre es für Rudolf geweſen, wenn er's mit lauter ſolchen redlichen Männern, wie Gregor war, in der Folgezeit zu thun gehabt hätte. Nie war Kreuz und Schwerdt ſo ſchön mit einander verbunden, als unter Gregor und Rudolf.

Durch den unerwarteten Hingang des Papſtes wurde die Krönung Rudolfs vertagt. Wie es mit der Kaiſerkrönung erging, ſo geſchah es auch mit der Kreuzfahrt. Wohl war auf dem Tage zu Lauſanne ausdrücklich beſtimmt worden, daß alle mit dem Kreuze Bezeichneten nach zwei Monaten, vom Feſte der Reinigung an gerechnet, die heilige Fahrt antreten ſollen. Mit Gregor war jetzt der wichtigſte Vertreter der heiligen Sache in Paläſtina geſtorben: da König Rudolf von deſſen Nachfolgern ſeines früheren Verſprechens nicht gemahnt wurde, und er es nicht gerade für nöthig erachtete, die gleichſam verſchollene Sache ſelbſt wieder in Anregung zu bringen, ſo unterblieb der Kreuzzug. Ohnedieß hatte er ja genug

Feinde in der Nähe, gegen die er seine Waffen richten mußte: er bedurfte keinen Krieg in der Ferne aufzusuchen.

Während sich Rudolf noch in Deutschland aufhielt, hatte sich im Reiche ein Gegner erhoben, an dem er zuvor seine Kraft erproben sollte, ehe der Kampf mit Ottokar, seinem Hauptgegner, begann.

Durch das Gebot von der Zurückgabe der Reichsrechte und Reichslehen waren mehrere oberschwäbische Herren und Grafen ermahnt worden, Manches, was sie beim Untergang des Hohenstaufischen Hauses an sich gezogen hatten, wieder zurück zu geben. Das war nicht ganz nach ihrem Willen. Zudem waren sie ohnedieß dem Könige nicht gar hold, da er sich in Kurzen einen so hohen Rang ihnen gegenüber erworben hatte. Neid und Eigennutz — nach Einiger Bericht — auch Anstiftung von Seiten Ottokar's, brachte es dahin, daß sich in Kurzem eine bedeutende Anzahl dieser Herren und Grafen vereinte, und einen förmlichen Aufstand gegen den König erhob. An der Spitze der Verbündeten stand Eberhard Graf von Würtemberg, Rudolf Markgraf von Baden, sein Schwager, die Grafen von Helfenstein, die von Freiburg und Neuenburg, Graf Ulrich von Montfort und noch mehrere andere Grafen und Herren, die schon früher mit Rudolf gekriegt hatten. Dieses feindselige Bündniß war so stark, daß auch einige Reichsstädte im Elsaß, Breisgau und der Schweiz, so sonst dem König treu gewesen, auch hohe Wohlthat von

ihm empfangen hatten, sich anschlossen. Diese verbündeten Herren reichten nun den Hauptfeinden Rudolfs, Herzog Heinrich von Baiern und König Ottokarn die Hand. Dagegen hatte König Rudolf einen mächtigen Bundesgenossen an Pfalzgraf Ludwig, dem Bruder Herzog Heinrichs von Baiern. Im Verein mit diesem zog er zuerst gegen den Markgrafen von Baden. Da ihn sein Weg durch das Breisgau führte, so belagerte er die Burg und Stadt Freiburg, den Wohnsitz seines Gegners Graf Egon von Freiburg. Während der Zeit nahmen die mit Rudolf verbundenen Grafen von Zweibrücken und Leiningen, nebst den Herren von Flekenstein und den Straßburgern, die markgräfliche Stadt Selz im Elsaß weg. Rudolf drang dem Markgrafen nicht nur alle vom Reich herrührende Orte wieder ab, sondern brachte auch dessen eigne Städte und Schlösser, Durlach, Mühlberg und Grezingen in seine Gewalt. Als Eberhard von Würtemberg sah, wie es seinem Schwager erging, so zog er sich zurück, suchte mit dem Markgrafen des Königs Gnade und schwur ihm Gehorsam.

Nachdem der Bund der Unruhigen auf diese Weise seine Häupter verloren hatte, zerging er von sich selbst wieder, und mußten die übrigen Grafen und Edlen bei Rudolf Gnad' und Verzeihung suchen; sie wurden wegen ihres Ungehorsams um Geld gebüßt. In diesem Kriege wurden mehrere Burgen des Schwabenlandes eingenommen und zerstört.

Nun wandte Rudolf seine Waffen gegen den mächtigeren Feind, da er von den kleineren nichts mehr zu fürchten hatte. Gründe waren genug vorhanden, um einmal den widerspenstigen Ottokar und seinen Bundesgenossen, Herzog Heinrich von Baiern, seine Macht fühlen zu lassen. Er that es, da er schon längst selbst von denen dazu aufgefordert wurde, welche unter Ottokar's Oberhoheit standen. Friedrich, Erzbischof von Salzburg hatte, wie schon erzählt wurde, auf dem Reichstag zu Nürnberg von König Rudolf seine Lehen empfangen, und dadurch den Haß Ottokar's von Böhmen auf sich geladen. Ehe noch Rudolf mit dem Papst seine Zusammenkunft hielt, kam an ihn die Klage über die von Ottokar verübten Feindseligkeiten. Dringend hatte der Erzbischof bei dem König um Hülfe gefleht, damit er und sein Bisthum nicht ganz und gar verdärbe unter der Hand des Wütherichs. Zum zweitenmal richtetete sich Erzbischof Friedrich im Anfang des Jahres 1276 an den König, und schilderte seine traurige Lage unter Ottokar's immer zunehmender Feindseligkeit. Er bat wiederholt, der König möchte als Retter in diesen Nöthen erscheinen. Der Bote, welcher zu des Königs eigenen Händen das Schreiben des Erzbischofs übergeben mußte, mag noch manche andre Aufträge von seinem Herrn erhalten haben, die man nicht gern dem Pergament anvertrauen mochte. Es war ein Ruf an das Herz des Königs, den er nicht gleichgültig überhören durfte, und

er erging zum drittenmal eben so flehentlich. Aber noch von anderer Seite wurde Rudolf gemahnt, seinen Fuß schleunig in Feindesland zu setzen. Während Ottokar ohne Scheu gegen einen hochgestellten Cleriker seinen Groll ausübte, fuhr er fort, auch seine übrigen Unterthanen, weß Standes sie auch sein mochten, hoch und niedrig in Oesterreich und Steiermark zu kränken. Ueber das Landvolk ließ er seine Hauptleute schalten und walten, so daß sie in ihm nicht einen königlichen Beschützer, sondern vielmehr einen Unterdrücker ihrer Rechte als Unterthanen erkannten. So mußte das Vertrauen auf Seiten des Volks nach und nach sich verlieren, und wir finden es ganz natürlich, wenn sich nach der Wahl Rudolfs von Habsburg das Volk in Oesterreich und Steiermark freute, daß ein König erwählt wurde, von dem sie hoffen konnten, daß er sich eines verlassenen Volks annehmen und es von einer drückenden Herrschaft erlösen würde. Wie Ottokar das Volk unterdrückte oder wenigstens zugab, daß es von seinen Hauptleuten unterdrückt wurde, so kränkte er auch die Rechte und Freiheiten der Edlen und Landherren von Oesterreich und Steiermark. Hertrid von Wildonie befürchtete, man möchte von ihm erzählen, daß ihn ein gleiches Loos getroffen, wie den Merenberger, von dessen martervollen Tode schon früher die Rede war; darum räumte er Steiermark, und ritt zu König Rudolf, wahrscheinlich als er sich auf dem Reichstag zu Augsburg befand. Er

kam nicht allein, um für ſich Schutz zu ſuchen gegen Verfolgung, ſondern im Namen eines Volkes, das der Herrſchaft Ottokar's müde geworden war. Herr Hertrid rieth und bat fleißig, daß der König doch die ſchönen Lande Oeſterreich und Steiermark dem Reich möchte einbringen. „Herr — ſo redete der von Wildonie — Euch mag nicht mißlingen, ſo Ihr es ſchleunig vollführet, da das Landvolk ſo dienſthaften Muth zu Euch hat; darum, Herr König, rath ich Euch, daß Ihr eilet: nicht bedürfet Ihr einer großen Macht, um die zu gewinnen, die Euch ſchon zugethan ſind.“ Auf Hertrid von Wildonie folgten noch drei Edelleute aus Oeſterreich, der von Wolfgersdorf und zween Andere; ſie kamen mit denſelben Bitten und Anträgen zu König Rudolf, wie Hertrid von Wildonie. Das Alles blieb dem König von Böhmen nicht unbekannt; er gebot jetzt bei Leib und bei Gut, „auf allen Straßen und Wegen ſollt' man Niemand laſſen, er ritt oder ging, den man nicht griffe und unterſuchte: bei wem man aber fände Briefe oder Anderes, was einer Botſchaft gleiche in fremde Lande, den ſollt' man henken und radbrechen.“

Demungeachtet kamen fortwährend Briefe, ſogar aus böhmiſchen Landen an König Rudolf, die ihn dringend aufforderten, den Unterdrückten zu Hülfe zu kommen, und ſeinen Zug gegen Ottokar anzutreten. Nun griff Ottokar zu einem andern Mittel: er verſammelte alle Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Pröpſte und Aebte in ſeinen Landen. Als ſie

erſchienen, ſo begann er: „wir haben gehört, daß der Graf Rudolf von Habsburg ſich für einen römiſchen König ausgiebt, und ſpricht: er wolle unſere Lande, welche wir durch mannigfaches Recht beſitzen, in ſeine eigene Gewalt bringen. Das können wir nicht dulden; dazu möchte es uns zu großem Schaden gereichen. Daher bitte ich eure Liebe, daß ihr eure Treue gegen mich mit Eiden beſtätiget, und alle unſere Widerſacher nach euren Kräften von unſern Gränzen helfet vertreiben.“ Auf dieß ſprachen Alle einmüthig: was dem König unſrem Herrn gefällt, wollen wir thun. „So ſchwöret mir zur Stunde den Eid der Treue“ — — damit ſchloß der König ſeine Rede — und ſie ſchwuren Alle. Aber Ottokar, in dem einmal der Argwohn — und nicht ohne Grund — feſt gewurzelt hatte, war damit noch nicht zufrieden.

Als er noch erfuhr, daß König Rudolf nicht gleichgültig die Botſchaften aus Oeſterreich und Steiermark aufgenommen habe, ſondern wirklich verheißen hätte, daß er kommen wolle; ſo verlangte er Geiſeln von den Städten und Herren in ſeinen Landen. Wer keinen Sohn hatte, der konnte es kaum mit Bitten abwenden, daß man ihm ſeine Tochter zu Pfande nahm. Dieſe Geiſeln mußte man ihm nach Böhmen ſenden, wo ſie in den ſtärkſten Veſten aufgehoben wurden.

Solche Maaßregeln von Seiten Ottokar's hatten gerade eine entgegengeſetzte Wirkung. Statt das Volk zu binden,

nahmen sie vollends alles Vertrauen aus dem Herzen der Unterthanen. Ueberall, in Oesterreich wie in Steiermark, in Krain wie in Kärnthen, nur ein Schmerz und eine Klage, nur eine Bestürzung und ein Kummer; darum auch eine Sehnsucht bei Allen, daß der nicht mehr verziehen möge, auf welchen Aller Augen sich richteten als auf einen Erlöser aus allerlei Trübsal.

So stand es in König Ottokar's Landen: Gründe genug für König Rudolf, daß er nun nicht mehr säumte.

Als er in Straßburg, wo die letzte Botschaft aus Oesterreich an ihn ergangen war, die rheinischen Stände einen besonderen Landfrieden hatte beschwören lassen, so hielt er, wenn wir dem Zeugniß des Aventinus glauben dürfen, zu Kempten noch einen Reichshof, um dann die Heerfahrt gegen Herzog Heinrich und König Ottokar anzutreten. Es erschienen viele Fürsten des Reichs, besonders aber hatte sich eine so zahlreiche Ritterschaft um ihn eingefunden, wie noch nie gesehen worden war Neben dem, daß manche wichtige Reichsgeschäfte erledigt wurden, gab der König noch manche wichtige Verordnungen, und schlug eine große Anzahl edler Jünglinge zu Rittern. Als der König Heerschau hielt, fehlten nur diejenigen Grafen und Herren aus Schwaben, mit denen er, wie schon erwähnt wurde, in Fehde gelegen war. Hätte er sie auch zur Heeresfolge bestimmen können, es wäre nicht auf sie zu bauen gewesen. Dagegen hatten sich viele Andere vom

Schwäbischen Adel, so wie viele Grafen und edle Herren aus der Nähe und Ferne zu ihm versammelt, um ihre Treue und Anhänglichkeit bald in der That und Wahrheit kund zu thun. Unter diesen ist vor Allen Graf Mainhard von Tirol, einer der mächtigsten Gränznachbarn Ottokar's, zu nennen, der in jeder Beziehung mit dem Haus Habsburg eng verbunden war.

Vor sechzehn Jahren hatte Graf Rudolf von Habsburg seinen ältesten Sohn Albrecht mit Elisabeth, der Tochter seines Freundes, Graf Mainhards von Tirol, verlobt. Er hatte es sich zur Ehre angerechnet, mit einem so mächtigen und reichen Grafen, wie Mainhard war, in eine solche Verbindung zu treten. Jetzt war es das Umgekehrte; der Graf von Tirol durfte sich glücklich schätzen. Schüchtern ließ er, nachdem Rudolf zum König gewählt war, anfragen, ob der König wohl das Versprechen halten würde, das er als Graf gegeben. Graf Mainhard befürchtete nämlich, der König möchte wegen seines hohen Standes in seiner Gesinnung anders geworden sein, aber es war dem nicht so; wohl hatte er den Titel, aber nicht die edle Gesinnung geändert. Er ließ dem Grafen, seinem alten Freunde, sagen: Graf Mainhard ist von so hohem Stamm entsproßen, daß sich kein König schämen darf, mit ihm in solche Verwandtschafts-Verbindung zu treten." Dieses Wort des edlen Rudolfs schrieb Graf Mainhard in sein Herz, und

es war von nun an sein einziges Streben, solcher Verbindung mit dem Könige werth zu werden. Er wurde es auch, das hat der Erfolg bewiesen. Eine Hauptunternehmung wurde ihm von dem König aufgetragen. Während er selbst durch Baiern auf das eigentliche Oesterreich losgehen wollte, sollte Graf Mainhard Kärnthen und Krain besetzen; und dieser Plan wurde auch wirklich durchgeführt. Steiermark war dem König wie gewiß, denn dort bearbeitete Hertrid von Wildonie, der bittere Feind Ottokar's von Böhmen, die Edlen des Landes, und erweckte dem König eine treue Vasallenschaft. Auf andre Weise arbeitete im Dienste des Königs der von Ottokar viel bedrängte Erzbischof von Salzburg. Wohl konnte sich der treugesinnte Kirchenfürst nicht vor die Spitze einer Heeresmacht stellen, wie der Bischof von Basel, der so rüstig im Panzer, wie in der Stola sich bewegte, und eben so kräftig an der Spitze eines Heeres sein Wort sprach, als er am Altar sein Evangelium las. Was Erzbischof Friedrich nicht mit äußerer Kraft im Dienst des Königs wirkte, das suchte er, und wohl mit beßrem Erfolg, als wenn er Tausende ins Feld gestellt hätte, vermöge seiner Kirchengewalt auszuführen. Er entband zuerst seinen Suffraganen ihres Eids der Treue gegen Ottokar von Böhmen, als einen, dem man vor Gott und Menschen nicht gehorchen dürfe; er that es mit beßerem Rechte, als früher Ottokar gethan hatte, der den Bischöfen seiner Länder

auf das Strengſte unterſagte, dem Papſt zu gehorchen. Dann folgte der förmliche Bannſtrahl über Ottokar von Böhmen, wodurch alle Bewohner des Landes feierlich von ihrer Pflicht gegen denſelben losgeſprochen wurden. Dadurch wurden zuerſt die Geiſtlichen des Landes von dem Fürſten getrennt, der ihre Rechte ſo wenig, wie die der weltlichen Stände geachtet hatte; beſonders wurde dadurch ein Heer gegen ihn gewaffnet, deſſen Sieg gewißer war in den Herzen der Menſchen, als derjenige, den die Gewalt der Waffen bereitet. Tauſende von Laien trennte die Predigt der Minderbrüder und Dominikaner von dem König von Böhmen, und wandte ſie dem Könige Rudolf zu, der immer ein beſonderer Liebhaber und Schützer dieſer Orden geweſen war. Während auf dieſe Weiſe in ſämmtlichen, dem König von Böhmen bisher unterworfenen Landen für Rudolf Alles zu Gunſten vorbereitet wurde, rüſtete ſich an der öſtlichen Gränze des Landes eine Macht für ihn, die ſchon längſt mit Ottokar im blutigen Kampfe gelegen war; das waren die Ungarn und Kumanen, deren Reich bisher einen ſtarken Gränzwall gegen die Oeſterreichiſchen Lande gebildet hatte, aber an manchen Stellen von dem eroberungsſüchtigen Ottokar überſchritten worden war. Die Wichtigkeit dieſer mächtigen Nachbarn beachtend, hatte König Rudolf längſt geſtrebt, ein freundliches Verhältniß mit ihnen zu unterhalten; wenigſtens hatte er alle ſeine Abſicht darauf gerichtet, daß es nie zu

einem Frieden zwiſchen Ungarn und dem Böhmenkönig kam; denn ein Friede Beider wäre eine gefährliche Vereinigung gegen ſeine Abſichten geweſen.

Seit jenem Tage, da der oberſte Kämmerer mit einem Schreiben ſeines Königs zu Augsburg erſchienen war, ſcheint ſich eine freundliche Verbindung zwiſchen König Rudolf und den Ungarn angeknüpft zu haben, wenn es auch nicht hiſtoriſch erwieſen werden kann, daß damals ſchon eine förmliche Bundesgenoſſenſchaft geſchloſſen wurde. Daß Verhältniß zwiſchen König Rudolf und Ungarn war auf jeden Fall ſchon ſo weit gediehen, daß ſie leicht bereit waren, wenn es nöthig wäre, dem Könige der Deutſchen mit ihrer Macht gegen den ihnen feindſeligen Ottokar von Böhmen zu dienen. Noch nicht hatten ſie das Schwert gegen Ottokar aus den Händen gelegt; es war alſo eine Macht, die jede Stunde, da er es verlangte, für ihn ſchlagfertig war.

So war Alles für König Rudolf vorbereitet, wodurch ſeine Unternehmung gegen Ottokar eine glückliche werden konnte. Nur ein Hinderniß war noch zu beſeitigen, das ihm ſtörend in den Weg treten konnte. Mit Herzog Heinrich von Baiern, durch deſſen Lande man ziehen ſollte, mußte der König in einem beßerem Verhältniſſe ſtehen; er mußte ſtatt des Königs Feind ſein Freund ſein, und von Ottokar von Böhmen getrennt werden. Vorerſt mußte ein Friede zwiſchen dem Herzog und ſeinem Bru-

der geſchloſſen ſein, dann erſt war auch ein beßres Verhältniß zwiſchen ihm und dem König zu hoffen. Erſteres ſcheint zu Stande gekommen zu ſein, denn bald ergeht ein Schreiben des Königs an ihn, in welchem ausdrücklich ausgeſprochen iſt, „wie er ſich freue, von Biſchof Leo von Regensburg zu hören, daß er von ſeinem früheren Grolle gegen den Bruder abgelaſſen habe, und ſtatt ferner gegen verwandtes Fleiſch und Blut ſeine Waffen zu richten, nun bereitwillig zum Frieden wäre.“ Mit der Verſöhnung zwiſchen beiden Brüdern war auch der erſte Schritt zu einem beßeren Verhältniß mit dem Könige gethan. Dieſe Sühne kam wirklich zu Stande. In der Mitte des Mai im Jahr 1276 wurde der erſte Waffenſtillſtand bis Pfingſten geſchloſſen und bald darauf derſelbe bis Michaelis 1278 verlängert. So war vor der Hand Friede zwiſchen Heinrich von Baiern und ſeinem Bruder Ludwig. Nun unterhandelten Dieſelben, welche zwiſchen den beiden Brüdern vermittelt hatten, der Biſchof Leo von Regensburg und Burggraf Friedrich von Nürnberg, auch zwiſchen dem König und Herzog Heinrich. Sie ſtellten dem letzteren vor, wie ihm nützlicher wäre des Reichs Huld und halbes Gut, denn die Verheißungen, welche ihm der von Böhmen gethan hatte. Noch ſprachen ſie davon, wie der König nicht abgeneigt wäre, eine ſeiner Töchter mit einer nahmhaften Ausſteuer dem Herzog zur Gemahlin zu geben. Letzteres wirkte auf das Herz des

Herzogs, bei dem die Erfüllung irdiſcher Wünſche etwas gegolten zu haben ſcheint, um den Frieden auf beiden Seiten zu fördern. Der kam auch zu Stande, denn am 29. Mai 1276 gelobte Herzog Heinrich zu Regensburg feierlich, daß er von nun dem König von Böhmen entſagen, und von König Rudolf die Lehen empfangen wolle. Dazu verpflichtete er ſich noch, tauſend geharniſchte Reiter ſeinem Lehensherrn ins Feld zu ſtellen. Zur Beſtätigung des Friedens vermählte König Rudolf ſeine Tochter Katharina an Otto, den Sohn Herzog Heinrichs von Baiern, und verhieß ihm 40,000 Mark Silber als Heirathsgut. So hatte König Rudolf nicht nur einen Feind weniger, ſondern auch einen Bundesgenoſſen weiter gewonnen, der beſonders durch ſeine vielen Mittel, die ihm zu Gebote ſtanden, für ihn noch wichtig werden konnte.

Nun ſtand dem Zuge des Königs kein Hinderniß mehr entgegen. Wann und von wo aus der Zug begann, iſt nicht genau überliefert. Daß es von Nürnberg aus im Anfang des Septembers geſchah, dafür möchte ſprechen, daß wir den König noch vom 26. Auguſt bis zum 30. in dieſer Stadt finden. Er kam wohl dahin vom Rhein her über Worms und Mainz [15]). Zu Nürnberg verzieh er am 18. Auguſt der Stadt Frankfurt einen Aufſtand, wie er im April zuvor der Stadt Friedberg die Zerſtörung der dortigen Reichsburg verziehen, und ſie von dem Verdacht frei geſprochen hatte, als ob ſie ſich mit der Stadt

Oppenheim gegen ihn verschworen habe. Die Ursachen solcher Widersetzlichkeiten und Aufstände gegen den König und das Reich sind nicht angegeben; vielleicht rührten sie von Unzufriedenheit gegen die vom Reich gesetzten Vögte her. Oder soll sich die Wahrheit darin beurkunden, daß es zu allen Zeiten, auch unter der Regierung der besten Könige, unzufriedene Menschen gab? Für die von Seiten des Königs erhaltene Verzeihung gab die Stadt Frankfurt unter dem Namen eines Geschenks dem König 1200 Mark Kölner Pfennige; dagegen erläßt er der Stadt alle Abgaben auf die Dauer von drei Jahren, mit Ausschluß der jährlich zu erlegenden 300 Mark derselben Münze. Um einen solchen Preis zu verzeihen, dazu mag der König im Drang der Umstände bestimmt worden sein. War er auch im Beginn seines Feldzugs von einer noch so stattlichen Ritterschaft umgeben, Etwas fehlte ihm, womit man allein Unternehmungen ausführen kann — das Geld. Es heißt ausdrücklich von denen, die sich um ihn versammelt hatten: ihre Güter versprachen sie ihm, aber Geld hatten sie keines. Desto mehr hatte der König Gottvertrauen. Zu Mainz sprach zu ihm der Freiherr von Klingen, wohl eben der, welcher von seinem Könige geträumt hatte: Herr, wer ist Euer Schatzmeister? Ich habe keinen Schatz, erwiederte der König, und nicht weiter Geld, denn fünf Schillinge schlechter Münze. Da sagte der Freiherr von Klingen: wie wollt Ihr

aber für Euer Heer sorgen? Antwortete der König: wie der Herr immer für mich gesorgt hat, so wird er auch auf dieser Fahrt für mich sorgen. Dieß sein Vertrauen täuschte ihn auch nicht. Ein edler Herr, Ulrich von Sahlhausen, der von der Armuth seines Königs hörte, schoß 3000 Mark Silber her; und Ulrich von Kapellen, einer seiner Anhänger aus Oesterreich, gab 137 Pfund alter Wiener Pfennige her. Den König verließ nie sein Vertrauen auf Gott, aber auch nicht seine heitere Laune bei all seiner Armuth. Auf dem Wege nach Regensburg soll ein armer Mann ihm genaht sein, der um eine Gabe flehte, weil der König sein Vetter sei. Wie bin ich dein Vetter? fragte der König. Antwortete der Bettler: von Adam her. So gieb deinen Sack her, sprach der König, und warf einen Pfennig in den dargebotenen. Geh jetzt, setzte der König hinzu, und laß dir von jedem deiner Vettern eben so viel reichen und du wirst genug kriegen.

Noch nicht lange hatte der König mit seinem Heer das Gebiet von Regensburg verlassen, so zeigte sich, wie wenig dem Herzoge Heinrich von Baiern zu trauen wäre. — Die Verheißungen, durch welche König Ottokar mehrere Fürsten von Rudolf ab und auf seine Seite zu ziehen gesucht hatte, waren lauter solche gewesen, die auf das Herz Eindruck machen konnten. Seinen früheren Bundesgenossen, Herzog Heinrich, kannte König Ottokar von

einer Seite, auf welcher ihm leicht beizukommen wäre. Er ſandte ihm einen Wagen mit einem Faß voll Silber, welches ſieben böhmiſche Imi (**mensuram septem urnarum Bohemiae**) hielt, nach Straubingen, um wenigſtens ſo viel bei ihm zu bewirken, daß er keinem von beiden Theilen ſeinen Beiſtand leiſte, und zu Hauſe ſitzen bleibe. Der Berichterſtatter, Volkmar von Fürſtenfeld, ein Baier, fügt die Bemerkung bei: ich würde es einem Anderen, welcher es erzählte, nicht glauben, wenn ich das Silber nicht ſelber geſehen hätte. — Dieſes reiche Geſchenk verfehlte nicht ganz ſeine Zwecke; denn als der König mit ſeinem Heere vor die Stadt Straubingen kam, ließ Heinrich ihnen, uneingedenk ſeines mit dem König geſchloſſenen Vertrags, den Weg verlegen, welchen das Heer ziehen mußte. Er ging ſogar ſo weit, daß er den vor der Stadt Ankommenden den Durchzug verweigerte, indem er die Thore verrammeln ließ. Das brachte die Leute des Königs ſo ſehr auf, daß ſie einen der ehrbaren Bürger der Stadt, der ſich gerade außerhalb der Mauern befand, niederhieben. Ja, als der König und ſein Heer ſah, daß der Herzog aufs Neue zum Schelmen geworden war, auf die Seite des Königs von Böhmen ſich gewendet hatte, und es gegen Recht und Billigkeit mit demſelben hielt, ſo entbrannte Alles in Erbitterung; an dem unglücklichen Lande ließ man die Rache aus. Denn während das Heer auf dem Wege zog, plünderten, ſengten und brannten die Soldaten in der

Gegend, wie in Feindes Land. Dadurch scheint der Herzog wieder zu vernünftigeren Ansichten gekommen zu sein; er hielt wieder zum König, aber nicht lange.

Am 15. September 1276 finden wir den König schon im Lager an der Isar, vielleicht zu Pledelingen. Ungehindert zog er weiter, denn mit allen Landherren der Gegend hatte er so unterhandelt, daß sie ihn frei durch ihre Lande ziehen ließen. Wie ein Strom, je weiter sein Lauf geht, desto mehr Zuflüsse erhält, so auch Rudolfs Heer. Am 24. September waren im Lager vor Passau um den König versammelt die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Würzburg und Regensburg, der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Herzog Albrecht von Sachsen, die Herzoge von Baiern, Heinrich und sein Sohn Otto, der Landgraf Heinrich von Hessen, der Markgraf Heinrich von Burgau, Burggraf Friedrich von Nürnberg, Albert von Hohenberg, Hugo von Werdenberg, der Graf von Leiningen und Katzenellenbogen, die Grafen Otto und Heinrich von Sponheim, Gottfried von Hohenlohe, Graf Heinrich von Fürstenberg, so wie viele andere edle Herren. Auf dem Wege von Passau nach Oesterreich zeigte sich zum zweitenmal der bekannte Wankelmuth Herzog Heinrichs von Baiern. Dort wo die Wege zu Wasser und zu Land schwierig wurden, daß man wohlkundiger Führer bedurfte, dachte Herzog Heinrich den König zu verlassen, um aufs Neue an Ottokar sich anzuschließen.

Erst dann blieb er, als ihm Oesterreich, das noch zu erobern war, für das Heirathgut seiner Söhnerin von dem König zu Pfand gesetzt wurde.

Während König Rudolf unaufhaltsam längs der Donau auf österreichischem Boden vordrang, am 10. Oktober schon bei Linz und am 15. vor Ens sein Lager schlug, hatte der treue Graf Mainhard von Tirol seine Unternehmung begonnen.

Mit wehrlicher Hand war er in Kärnthen eingefallen, und nahm das Land in des Reichs Gewalt. Es war Niemand, der widerstritt, sondern Alle schwuren willig, dem Reich zu dienen. Von Kärnthen zog Graf Mainhard gen Steiermark; da ging die Eroberung weniger von Statten. Vor der Stadt Grätz, die dem König von Böhmen hold war, mußte er sich mit gewaffneter Hand legen, bis sie durch Vertrag überging. Desgleichen wurden Judenburg, Neumarkt, Offenberg, Kaiserberg und Eppenstein gewonnen. Einer nach dem andern von den Böhmischen Burggrafen, die Ottokar hieher verpflanzt hatte, eilte in die Heimath, und waren froh den Händen Herrn Hertrid's und Heinrich's von Wildonie mit heiler Haut zu entrinnen. Diese Beide waren zu Mainhard von Tirol gestoßen mit allen den Edlen, die sie am 19. September im Kloster Runa versammelt und aufgeregt hatten, sich als treue Vasallen dem Könige Rudolf zu verschreiben. Auch der berüchtigte Hauptmann Ottokar's, Milota, der die Stadt Grätz ver-

theidiget hatte, fand es für gut, das Land zu verlaſſen, wo er ſich ſo wenig Freunde erworben hatte, daß er, ſobald König Rudolf daſſelbe betrat, gewärtig ſein durfte, erſchlagen oder gefangen zu werden. So wurde Steiermark leer von des Königs Feinden, dagegen was Herren im Lande waren, dazu Arme und Reiche, die begannen ſpät und früh ſich dazu zu bereiten, wie ſie den guten König Rudolf als Herrn des Landes empfingen.

Das Alles blieb dem König von Böhmen nicht unbekannt, wie Herzog Heinrich von Baiern ihm abtrünnig geworden, wie Rudolf Eingang fand in den Herzen der Kärnthner und Steiermärker, ehe er noch ſelbſt erſchien, wie ihm eine ſchöne Provinz nach der andern verloren ging und König Rudolf mit Heeresmacht, wie auf den Fittigen des Windes herbeieilte, um ihn, den Widerſpenſtigen, im Herzen ſeines Reichs heimzuſuchen.

Im Lager zu Tepel, wohin er alle ſeine Truppen verſammelt hatte, um den deutſchen König feindlich zu empfangen, kam dieſe Kunde vor ſeine Ohren. Es ließ den Stolzen nicht gleichgültig. War Kärnthen und Steiermark ſo gut wie verloren, ſo wollte er dem König der Deutſchen doch wenigſtens wehren, bis Wien vorzudringen. Ottokar machte ſich alsbald auf, zog mit ſeinem Heer in Eile hinab an die Donau, nahe vor Wien, um die Feinde von der Gränze abzutreiben, aber es war ihm nicht mehr möglich, denn König Rudolf war allzu eilig vorwärts ge-

rückt. — Ottokar setzte sein ganzes Vertrauen auf den Ort Neuburg, der nur wenig von der Stadt Wien entfernt liegt. Dieses Neuburg, auf einem Berge gelegen, und mit einer starken Mauer umgeben, an der sich viele Thürme befinden, schien unbezwingbar zu sein. Dahin legte Ottokar viele Böhmen in Besatzung, und versah sie auf's Beste mit Lebensmitteln. Ottokar's Vorhaben ging dahin: würde Wien von dem deutschen Könige belagert werden, so sollte Neuburg mit allem Nöthigen die Stadt versehen; im andern Falle, wenn die Wiener dem König der Deutschen sich unterwürfen, so wollte Ottokar von Neuburg aus die Gegner mit Macht angreifen. Ueberhaupt gedachte er, von hier aus über das Land zu gebieten, und mit den großen Vorräthen, die er daselbst zusammen gehäuft hatte, alle Städte des Landes zu versehen. Ueber der Sorge um Neuburg hatte er aber auch die Stadt Wien nicht vergessen. Vier Schanzen, welche um die Mauren der Stadt sich ziehen, befestigte er noch durch Vorwerke; ebenso die sehr feste Burg, welche er noch nicht lange zuvor in der Stadt aufgebaut hatte. Die Bürger, Ritter, Edlen und Freiherren zwang er, ihm ihre Söhne als Geiseln zu übergeben, und ihre festesten Schlösser sammt ihren Waffen in seine Gewalt zu überantworten. Dazu legte er böhmische Besatzungen in alle Städte Oesterreichs, und schaffte ihnen Lebensmittel im Ueberfluß, damit, wenn es dem deutschen Könige beikäme, diese oder jene Stadt

zu belagern, die Bewohner der Städte sich nicht entschuldigen könnten, als ob sie keine Belagerung aushalten möchten.

Alle diese Vorbereitungen waren aber von keinem wichtigen Erfolg gewesen. Trotz dem, daß durch Ottokar's Vorsorge die meisten festen Orte reichlich versehen waren, hatte König Rudolf nirgends bedeutenden Widerstand gefunden während seiner ganzen Fahrt längs der Donau, bis dahin, wo er mit Ottokar zusammentraf. — Die Stadt Ens hatte Conrad von Summerau, der darin befehligte, mit Willen der Bürger übergeben; Tuln und andere kleinere Städte kamen gleichfalls durch ihre Befehlshaber sammt den Burgen ohne Schwertstreich an den deutschen König. Das schon genannte Neuenburg wurde mit ebenso leichter Mühe gewonnen, ehe noch der König mit seinem ganzen Heere vor demselben erschien.

König Ottokar hatte, bevor er selbst mit seiner Hauptmacht aus Böhmen an die Donau herabzog, den Bischof von Olmütz vorangeschickt, um die Stadt Neuburg mit Böhmen noch stärker zu besetzen, auf daß sie nicht in die Hand König Rudolfs käme.

Bischof Bruno eilte mit den Seinen so sehr, daß er an einem Tage 14 Meilen zurücklegte, und viele edle Pferde darüber zu Grunde gingen. Als Pfalzgraf Ludwig von glaubwürdigen Leuten davon Bericht erhielt, so trat er vor dem König Rudolf und machte ihm voller

Freude die Mittheilung. Er ſprach zum König: Herr, ich bitt' Euch, überlaſſet mir 300 Reiter, denn ich habe im Sinn, im Wald dem Biſchof von Olmütz einen Hinterhalt zu legen, und hoffe, etwas bei ihm zu gewinnen. Ihm antwortete der König: du ſollt haben, was du willt, aber fange deine Sache klug an. Da nahm der Pfalzgraf 300 Reiter von ſeinen Rheinländern, welchen er vor allen Andern traute, ſtellte ſie in einem Wald nahe bei Neuburg auf, und verbarg ſie ſo viel als möglich. Doch der Biſchof erfuhr, daß ihm ein Hinterhalt gelegt wurde: er übergab nun den Böhmen die Stadt zur Beſchirmung, er ſelbſt aber nahm eine ziemliche Anzahl Bürger aus der Stadt mit, die mußten ihm ſicher, Geleit geben. Auf Abwegen entging er unbemerkt dem Hinterhalt, und ſoll glücklich und wohlbehalten bei den Seinigen wieder angekommen ſein.

Indeſſen lag der Pfalzgraf bis zur neunten Stunde im Hinterhalt, ſo daß die Seinigen zuletzt vom ſchrecklichſten Hunger gequält wurden. Da ſprachen die Soldaten zum Herzog: „was ſollen wir hier Hungers ſterben? Man ſende einen Kundſchafter ab, der uns berichte, wie es ſtehet mit der Stadt und dem Biſchof.“ Auf dieß ſagte der Pfalzgraf zu einem Soldaten: geh' alsbald wie ein Freund in jene Stadt, und ſuche was du vermagſt zu erkunden.

Sogleich machte ſich der Soldat auf, ging in die

zu belagern, die Bewohner der Städte sich nicht entschuldigen könnten, als ob sie keine Belagerung aushalten möchten.

Alle diese Vorbereitungen waren aber von keinem wichtigen Erfolg gewesen. Trotz dem, daß durch Ottokar's Vorsorge die meisten festen Orte reichlich versehen waren, hatte König Rudolf nirgends bedeutenden Widerstand gefunden während seiner ganzen Fahrt längs der Donau, bis dahin, wo er mit Ottokar zusammentraf. — Die Stadt Ens hatte Conrad von Summerau, der darin befehligte, mit Willen der Bürger übergeben; Tuln und andere kleinere Städte kamen gleichfalls durch ihre Befehlshaber sammt den Burgen ohne Schwertstreich an den deutschen König. Das schon genannte Neuenburg wurde mit ebenso leichter Mühe gewonnen, ehe noch der König mit seinem ganzen Heere vor demselben erschien.

König Ottokar hatte, bevor er selbst mit seiner Hauptmacht aus Böhmen an die Donau herabzog, den Bischof von Olmütz vorangeschickt, um die Stadt Neuburg mit Böhmen noch stärker zu besetzen, auf daß sie nicht in die Hand König Rudolfs käme.

Bischof Bruno eilte mit den Seinen so sehr, daß er an einem Tage 14 Meilen zurücklegte, und viele edle Pferde darüber zu Grunde gingen. Als Pfalzgraf Ludwig von glaubwürdigen Leuten davon Bericht erhielt, so trat er vor dem König Rudolf und machte ihm voller

Freude die Mittheilung. Er sprach zum König: Herr, ich bitt' Euch, überlasset mir 300 Reiter, denn ich habe im Sinn, im Wald dem Bischof von Olmütz einen Hinterhalt zu legen, und hoffe, etwas bei ihm zu gewinnen. Ihm antwortete der König: du sollt haben, was du willt, aber fange deine Sache klug an. Da nahm der Pfalzgraf 300 Reiter von seinen Rheinländern, welchen er vor allen Andern traute, stellte sie in einem Wald nahe bei Neuburg auf, und verbarg sie so viel als möglich. Doch der Bischof erfuhr, daß ihm ein Hinterhalt gelegt wurde: er übergab nun den Böhmen die Stadt zur Beschirmung, er selbst aber nahm eine ziemliche Anzahl Bürger aus der Stadt mit, die mußten ihm sicher, Geleit geben. Auf Abwegen entging er unbemerkt dem Hinterhalt, und soll glücklich und wohlbehalten bei den Seinigen wieder angekommen sein.

Indessen lag der Pfalzgraf bis zur neunten Stunde im Hinterhalt, so daß die Seinigen zuletzt vom schrecklichsten Hunger gequält wurden. Da sprachen die Soldaten zum Herzog: „was sollen wir hier Hungers sterben? Man sende einen Kundschafter ab, der uns berichte, wie es stehet mit der Stadt und dem Bischof." Auf dieß sagte der Pfalzgraf zu einem Soldaten: geh' alsbald wie ein Freund in jene Stadt, und suche was du vermagst zu erkunden.

Sogleich machte sich der Soldat auf, ging in die

Stadt, und erkundigte ſich, wie es darin ſtand. Bald kehrte er wieder zurück und brachte die Nachricht: der Biſchof habe den Böhmen die Stadt anvertraut, eine Anzahl Bürger mit ſich genommen und ſei nun wieder zu den Seinigen zurückgekehrt. Beſtürzt ſprach der Pfalzgraf zu ſeinen Leuten: was ſollen wir nun anfangen, da uns die Hoffnung ſo ſehr getäuſcht hat? Der Eine rieth Dieß, der Andere Jenes. Einer aber unter ihnen ſprach: Herr, laßt uns unſern Weg nach der Stadt richten, und uns ſtellen, als ob wir ihre Freunde wären; vielleicht daß ſie uns aufnehmen als Freunde; und ſo möchten wir der Stadt habhaft werden. Da haſt du einen guten Rath gegeben, rief der Pfalzgraf — überhaupt hat es bei dir noch nie gefehlt an ſchlimmen Streichen. —

Auf dieß ſagte Einer von den Geſcheidteren: Herr, ſende zuvor zwei, dann vier, hernach zehn und zuletzt vierzig Soldaten voran, und dieſe alle ſollen ſich für Unterthanen und Freunde des Königs von Böhmen ausgeben. Ihnen folge dann plötzlich die ganze Mannſchaft, damit, wenn die Erſten in die Stadt eingetreten ſind, die ganze Mannſchaft hinter ihnen freien und ungehinderten Eingang habe. Wie es berathen ward, ſo wurde ſofort Alles ausgeführt.

Als die erſten der Stadt näherten, ſo ſangen ſie alle zugleich mit lauter Stimme. Die böhmiſchen Thorwächter hörten die Stimme der Singenden und wurden hoch

erfreut; denn ſie vermutheten die Bürger und Freunde wären mit Freude zurück gekehrt. Die Brücken werden niedergelaſſen, die Thoren aufgeſchloſſen, man begrüßt die Kommenden freundlich, und ungehindert läßt man ſie eintreten. Auch die vier nachfolgenden Soldaten werden ſehr freundlich aufgenommen, da ſie Angenehmes von ihren Mitbürgern berichten. Aber die zehn Andern, welche den vieren folgten, erſcheinen den Wächtern ſchon verdächtig und ſie wollen ihnen durchaus nicht die Thore öffnen, wie den Vorangehenden. Da rufen dieſe zehen den böhmiſchen Thorwächtern mit erlogenen Worten zu: „Wir ſind von den Eurigen; wir haben den Biſchof von Olmütz mit ſeinen Leuten an ſichere Orte geleitet, und kehren nun in unſer Heimweſen zurück.“ Auf dieß öffneten die Bürger die Thore, und ließen ſie frei eintreten. Aber dieſe eilten nicht gar ſehr im Hineingehen, ſondern ſie blieben am Thor ſtehen und täuſchten die Wächter weiter mit trügeriſchen Worten, bis vierzig Männer an den Thoren der Stadt erſchienen waren. Als die zehn Genannten ſahen, daß dieſe da waren, ſo fielen ſie mit gezücktem Degen die Thorwächter an, und zwangen ſie vom Thore zu weichen. Die Wächter verließen das Thor, flohen in ihre Herbergen, um ſich und das Ihrige zu retten, und verkündigten Jedermann, daß die Stadt eingenommen ſei. Die fünfzig genannten Soldaten hielten jetzt die Thore der Stadt mit Gewalt inne, bis der Pfalzgraf mit ſeiner

Mannschaft herbei kam, der dann ungehindert einziehen konnte. Als der Pfalzgraf auf diese Weise in die Stadt gekommen war und sie nun mit den Seinigen inne hatte, so ließ er durch den Herold den Bürgern dieß melden: Keinem der Bürger soll ein Leid geschehen weder an Leib noch an Gut, und in Beziehung auf ihre Familien; nur die Böhmen, unsre Feinde, sollen in öffentliche Gewahrsame gebracht werden. Auf dieß gaben Männer und Weiber die in ihren Häusern versteckten Böhmen an, und überlieferten sie in die öffentliche Gewahrsame.

Als Neuburg auf diese Weise gewonnen war, zog König Rudolf mit den Seinigen heran, vertheilte die Beute, und vierzehn Tage lang gab er reichlich seinem Heere von allen den Vorräthen, welche König Ottokar in die Stadt zusammen geführt hatte.

Nun ging das Heer schnell auf Wien zu; am 18. Oktober stand der König vor den Thoren der Stadt. Mit Neuburg hatte er einen Stützpunkt gewonnen, von dem aus er der Stadt Wien desto ernstlicher zusetzen konnte. Obgleich König Rudolf im Vortheil war, so wollte es doch mit Eroberung der Stadt nicht vorwärts gehen. Schon lag er fünf Wochen vor derselben; er hatte sie so eng eingeschlossen, daß Niemand weder aus-, noch eingehen konnte ohne des Königs Erlaubniß; nur eine Seite gegen die Donau hin war offen geblieben. Doch hatte er in dieser ganzen Zeit noch keinen Schritt weiter gethan.

Indeſſen fanden ſich Graf Mainhard von Tirol und viele Edle aus Oeſterreich, Kärnthen und Steiermark bei dem König ein. Rudolf empfing ſie mit Freuden; im Verein mit ſo vielen Treugeſinnten wurde berathen, was weiter zu thun wäre. Die Folge der Berathung war, daß man mit den Wienern einen Frieden anfinge, d. h. auf gütlichem Wege die Einwohner zur Uebergabe der Stadt beſtimmen möchte. Alsbald wurden Männer abgeſendet, die mit den Wienern in freundlichem und traulichem Verhältniß ſtanden. Die ſtellten im Namen Rudolfs ihnen vor, wie es bei ſeiner Beharrlichkeit und überwiegenden Macht voraus zu ſehen wäre, daß ſie doch bald unterliegen müßten. Zugleich wurde angefügt, wie im Fall, daß ſie länger widerſtreben, ſie den Zorn des Königs reizen würden, ſo daß er ſich zuletzt nothgedrungen fühlen könnte, ſtatt den Weg der Güte, einen ſtrengen Weg gegen die Bürger einzuſchlagen; würde alſo die Stadt nicht in Güte übergeben werden, ſo könnten leichtlich ihre Gärten und Weinberge ihre Widerſetzlichkeit büßen müſſen; überhaupt wie noch manches Uebel für ſie erfolgen möchte. Das war wohl keine leere Drohung gegen die Wiener, im Gegentheil konnte ſie König Rudolf jetzt leicht in Erfüllung gehen laſſen. Um dieſelbe Zeit, da Graf Mainhard von Tirol im Lager anlangte, war auch die erfreuliche Kunde gekommen, daß die Ungarn und Kumanen bis an die Gränze des Landes rücken, ſchlagfertig und nur einen

Mannschaft herbei kam, der dann ungehindert einziehen konnte. Als der Pfalzgraf auf diese Weise in die Stadt gekommen war und sie nun mit den Seinigen inne hatte, so ließ er durch den Herold den Bürgern dieß melden: Keinem der Bürger soll ein Leid geschehen weder an Leib noch an Gut, und in Beziehung auf ihre Familien; nur die Böhmen, unsre Feinde, sollen in öffentliche Gewahrsame gebracht werden. Auf dieß gaben Männer und Weiber die in ihren Häusern versteckten Böhmen an, und überlieferten sie in die öffentliche Gewahrsame.

Als Neuburg auf diese Weise gewonnen war, zog König Rudolf mit den Seinigen heran, vertheilte die Beute, und vierzehn Tage lang gab er reichlich seinem Heere von allen den Vorräthen, welche König Ottokar in die Stadt zusammen geführt hatte.

Nun ging das Heer schnell auf Wien zu; am 18. Oktober stand der König vor den Thoren der Stadt. Mit Neuburg hatte er einen Stützpunkt gewonnen, von dem aus er der Stadt Wien desto ernstlicher zusetzen konnte. Obgleich König Rudolf im Vortheil war, so wollte es doch mit Eroberung der Stadt nicht vorwärts gehen. Schon lag er fünf Wochen vor derselben; er hatte sie so eng eingeschlossen, daß Niemand weder aus-, noch eingehen konnte ohne des Königs Erlaubniß; nur eine Seite gegen die Donau hin war offen geblieben. Doch hatte er in dieser ganzen Zeit noch keinen Schritt weiter gethan.

Indeſſen fanden ſich Graf Mainhard von Tirol und viele Edle aus Oeſterreich, Kärnthen und Steiermark bei dem König ein. Rudolf empfing ſie mit Freuden; im Verein mit ſo vielen Treugeſinnten wurde berathen, was weiter zu thun wäre. Die Folge der Berathung war, daß man mit den Wienern einen Frieden anfinge, d. h. auf gütlichem Wege die Einwohner zur Uebergabe der Stadt beſtimmen möchte. Alsbald wurden Männer abgeſendet, die mit den Wienern in freundlichem und traulichem Verhältniß ſtanden. Die ſtellten im Namen Rudolfs ihnen vor, wie es bei ſeiner Beharrlichkeit und überwiegenden Macht voraus zu ſehen wäre, daß ſie doch bald unterliegen müßten. Zugleich wurde angefügt, wie im Fall, daß ſie länger widerſtreben, ſie den Zorn des Königs reizen würden, ſo daß er ſich zuletzt nothgedrungen fühlen könnte, ſtatt den Weg der Güte, einen ſtrengen Weg gegen die Bürger einzuſchlagen; würde alſo die Stadt nicht in Güte übergeben werden, ſo könnten leichtlich ihre Gärten und Weinberge ihre Widerſetzlichkeit büßen müſſen; überhaupt wie noch manches Uebel für ſie erfolgen möchte. Das war wohl keine leere Drohung gegen die Wiener, im Gegentheil konnte ſie König Rudolf jetzt leicht in Erfüllung gehen laſſen. Um dieſelbe Zeit, da Graf Mainhard von Tirol im Lager anlangte, war auch die erfreuliche Kunde gekommen, daß die Ungarn und Kumanen bis an die Gränze des Landes rücken, ſchlagfertig und nur einen

Wink erwartend, um ſich an den deutſchen König anzuſchließen.

Nun war zu Wien ein Bürgermeiſter, Namens Paltram, der war mit ſeinem ganzen Geſchlecht dem Könige von Böhmen auf's Innigſte ergeben, und ſuchte auf alle Weiſe die Uebergabe der Stadt zu hintertreiben. Als aber zuletzt Mangel an Lebensbedürfniſſen eintrat, da erhob ſich eine Parthei, die dem Antrag König Rudolf's an die Stadt nicht abhold war. Dieſe reizte den Pöbel zu einem Aufſtand gegen den Bürgermeiſter. Man rottete ſich zuſammen und ſagte ihm ins Angeſicht: es würde ihn und ſein ganzes Geſchlecht das Leben koſten, ſo er des Dings kein Ende ſchaffe, und ſie lieber dem Hunger Preis gebe, als ſich zur Uebergabe der Stadt entſchließe. Als Paltram ſah, daß er der Gewalt des Pöbels nicht mehr widerſtehen konnte, und nur an Wenigen Genoſſen ſeiner Treue gegen Ottokar fand, nämlich bei Chuno dem geweſenen Münzmeiſter, bei Konrad dem Chreißler, Stadtrichter, und den beiden Chormeiſtern zu St. Stephan, Konrad Mont und Ulrich Mont, ſo erbat er ſich drei Tage und drei Nächte Friſt zur Berathung. Was er in dieſer Zeit that, iſt von dem Berichterſtatter nicht überliefert worden; aber nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß Paltram dieſe Friſt dazu anwendete, um dem König von Böhmen vom Stand der Sache Kunde zu ertheilen, und ſeinen Willen zu vernehmen. Paltram ſcheint keine erfreuliche Antwort

erhalten zu haben. Jetzt hielt er sich seiner Treue für entbunden, die doch dem Könige von Böhmen immer nützen konnte; er ließ die Besten von dem Rath der Stadt zusammen berufen, und nun wurde beschlossen, daß man nicht eher nach dem Willen des deutschen Königs thun würde, als bis er verhieße, daß er den Bürgern alle ihre Handfesten, von den ersten bis zu den letzten, bei seinen Treuen bestätigen und vergewissern wolle. — Ehe vielleicht noch diese Bedingung der Uebergabe dem Könige vor den Thoren der Stadt vorgelegt wurde, kam eine Verhandlung zu Stande, die über Wichtigeres entschied, als die Uebergabe einer einzelnen Stadt war.

König Ottokar war von Freistatt hergekommen und auf dem linken Ufer der Donau angelangt, während dieß Alles vorgegangen war. Mit einem Heer von 20,000 Mann schlug er auf dem sogenannten Hanfelfeld links der Donau bis gegen Neuburg hin sein Lager. Gleich bei seiner Ankunft konnte er einsehen, daß kein Glück über ihm waltete. Die Stadt Neuburg, der Hauptort, von dem aus er seinen Feinden den kräftigsten Widerstand leisten konnte, um nicht gegen Wien vorzudringen, war gleichsam im Spott und Schimpf genommen, und nun war die Stadt Wien so gut, wie verloren; er konnte ihr nicht mehr zu Hülfe kommen, da er durch das nahe liegende Neuburg, welches schon von Feinden besetzt war, von ihr gänzlich abgeschnitten wurde. So konnte freilich keine

Rede mehr davon sein, daß er der Stadt einen Entsatz schicke, um den wohl der Bürgermeister Paltram nachgesucht hatte. Er mußte jetzt in wenigen Tagen mit eigenen Augen zusehen, wie sein Gegner den letzten wichtigen Punkt in seinen Landen durch freiwillige Uebergabe der ihm abtrünnig gewordenen Bürger einnehmen würde. — Der erste Fehler war dadurch geschehen, daß er den König der Deutschen auf böhmischem Boden erwartet, und durch diese Ansicht irre geleitet versäumt hatte, zu rechter Zeit ihm an der Donau zu begegnen; der zweite gleich große Fehler geschah durch die Uebergabe der Stadt Neuburg. Wenn der erste allermeist auf Rechnung König Ottokar's selbst fiel, so lastete der zweite nicht sowohl auf denen, welche die ihnen zu Beschirmung anvertraute Stadt Neuburg leichtsinnig übergaben, sondern hauptsächlich auf dem Bischof von Olmütz, der wohl früher, als es der Wille des Königs war, der ihn hieher voraus gesendet hatte, die Stadt verließ. Sich selbst konnte Ottokar seinen Fehler verzeihen, Andern aber nicht. Darum finden wir es ganz dem Wesen des Königs angemessen, wenn glaubwürdige Schriftsteller von ihm berichten, daß er voll Erbittrung den Bischof von Olmütz, seinen bisherigen Rathgeber und Freund, drei Tage lang nicht vor sich ließ. — Theils mißmuthig über den mißlungenen Plan, daß er dem deutschen Könige nicht zuvorgekommen war, um ihn von seinen Gränzen abzutreiben, theils verzagt, weil er

nach Verhältniß eine zu geringe Macht um ſich hatte, um Viel damit ausführen zu können, konnte er lange zu keinem Entſchluß gelangen. Ihm gerade gegenüber, längs dem Ufer der Donau, lag der deutſche König mit ſeiner ungleich geringeren Heeresmacht. Demungeachtet wollte König Ottokar keinen Uebergang wagen, denn einmal folgten ſeine Leute ſeinem Befehl nicht, weil ſie ſich zu ſehr fürchteten gegen die Deutſchen zu ſtreiten, die der Ruf ſo gar tapfer geſchildert hatte; und dann hätte ſich der König auch auf dieſe ſeine Leute nicht ſo feſt verlaſſen können, denn er hatte nicht beſonders ihre Liebe erworben, daß ſie jetzt Blut und Leben gern für ihn gelaſſen hätten. Ja, Ottokar ſelbſt ſcheint keine große Luſt mehr bezeigt zu haben, ſich mit dem Könige zu meſſen, denn er hörte, daß ein mächtiger Bundsgenoß auf der öſtlichen Gränze von Oeſterreich heranziehe, um dem deutſchen Könige zu helfen: die Ungarn und Kumanen, deren kräftige Arme und Schwerter er ſchon in manchem Kampf erfahren hatte. Dagegen hätten die Deutſchen gerne mit den Böhmen geſtritten, aber die Gegend war für ſie nicht recht gelegen; die Donau legte ihnen Hinderniſſe in den Weg, mit dem Feinde zuſammen zu kommen, und dieſe konnten nicht ſo ſchnell beſeitigt werden. Eine Schiffbrücke über die Donau, wo ſie ſchon ſo bedeutend ſich ausdehnt, war kein Werk von wenigen Tagen. Doch König Rudolf unternahm es,

mit einem Theil seiner Leute, während er mit dem andern die Stadt Wien umzingelt hielt.

Als Ottokar sah, daß es seinem Gegner auf dem andern Ufer der Donau Ernst wurde zum Streite, da ließ er seinen Rathgeber, den Bischof von Olmütz, von selbst wieder rufen, und befragte ihn, was er rathe, daß er unter solchen Umständen thun sollte. Des Bischofs Rath war in kurzen Worten der, daß sich der König mit seinem Gegner in eine gütliche Handlung einließe, da wohl vorauszusehen wäre, daß er, wenn es zum Streit käme, den Kürzeren ziehen würde. Anfangs wurde Ottokar über solchen Rath sehr erbittert, und er wollte es für unangemessen halten, daß er, der Beleidigte, bei dem Beleidiger zuerst Frieden suche. Bruno von Olmütz, ein Mann von geradem Sinn und Wesen, der nicht gewohnt war, seinem König zu schmeicheln, aber es treu und redlich, wie vielleicht keiner der sogenannten Getreuen mit ihm meinte, erklärte frei heraus, daß König Rudolf gegen Ottokar bisher nur streng Rechtens verfahren, da er zu rechten Tagen ihn vorgeladen, und dann noch den Burggrafen von Nürnberg an ihn abgesandt habe, um zu mahnen und zu bitten, daß er mit dem Reich in freundlicher Sitte sich verrichte. Auch gab er dem König zu bedenken: würde der König im Kampf unterliegen, so würde ein Andrer an seine Stelle treten, der eben so kräftig, wie Rudolf, seine Rechte vertheidigen würde; würde aber Ottokar sieglos, so kämen

ſeine Lande in die Hand der Deutſchen, und ſein Name würde vertilgt da, wo er zuvor ſo mächtig gewaltet.

Dieſe Vorſtellung des gutmeinenden Rathgebers blieb nicht ohne Eindruck auf des Königs Gemüth. Er ließ ſein Haupt ſinken, ſaß lange da und ſchwieg; als er wieder auffah, ſprach er zum Biſchof: Herr, ich will Euch folgen; nur mag die Sühne ſo geſchehen, daß es mir keine Schande bringt. — Wie ſollt' ich Euch mit Willen betrügen, rief der Biſchof — ich bin ja immer mit Euch geſtanden; ich will mit Euch geneſen oder dulden, was da kommt. Laſſet nur mich in der Sache handeln.

Alsbald verließ der Biſchof den König, und trat ſeinen Weg ins Lager vor Wien an. Da fand er bereite Gemüther.

Es war längſt vorauszuſehen, daß es zu einer blutigen Entſcheidung kommen würde, wenn der König die Donau überſchritte. Das bedachten die Biſchöfe in König Rudolf's Lager, die auch zum Weg der Güte mit der Stadt gerathen hatten. Dieſe Biſchöfe nun machten dem König die Vorſtellung, er möchte doch, wenn es möglich wäre, zu verhüten ſuchen, daß nicht umſonſt ſo viel Chriſtenblut vergoſſen würde; er ſolle demnach zu einem Frieden die Hand bieten. Rudolf zeigte ſich nicht abgeneigt bei ſolchen Vorſtellungen, wenn ſich anders ſeine Gegner zu einem billigen Vertrag verſtehen würden, der ſeiner und ſeines Reichs Ehre nicht nachtheilig wäre. So

war die Stimmung bei König Rudolf, als Bischof Bruno mit seinen Friedensanträgen ins Lager vor Wien kam. Der Bischof fand vor dem Könige williges Gehör, und ward sogleich zur Sache geschritten. Vorerst wurde nach dem Verlangen König Ottokar's ein Waffenstillstand von mehreren Tagen geschlossen, um ungehindert der Verhandlung pflegen zu können; dann wurden vier Schiedsrichter erwählt: Pfalzgraf Ludwig und Bischof Bertold von Würzburg auf Seiten König Rudolf's, Bischof Bruno von Olmütz und Markgraf Otto der Lange von Brandenburg auf Seiten König Ottokar's.

Diese brachten folgenden Schiedsspruch zur Friedensstiftung zwischen König Rudolf und Ottokar von Böhmen zu Stande:

1) Acht, Bann und Interdikt, so wie Alles, was gegen König Ottokar verkündet worden ist, sei aufgehoben.

2) Es sei vollkommne Sühne zwischen beiden Königen; darein sind eingeschlossen alle Vasallen beider Könige, und sollen ihre Burgen und Güter, die der eine oder der andere der Könige wider Recht inne hat, gegenseitig wieder zurückgestellt werden.

3) Der König von Böhmen entsage allen Rechten auf Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, windische Mark, Eger und Portenau.

4) Derselbe solle Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen, Herren und Dienstleute in ihren Gütern und Gerechtsamen nimmer irren.

5) Es sollen alle Geiseln, Bürgen oder Gefangene auf beiden Seiten los und ledig sein.

6) Der König der Deutschen belehnt den König von Böhmen und seine Kinder mit Böhmen und Mähren und Allem dem, was er und seine Vorfahren bisher nach Recht vom Reich besessen.

7) Damit solcher Friede, Eintracht und Sühne von Bestand sei, und gegenseitige Freundschaft und Liebe immer mehr befestiget werde, so gibt der König von Böhmen seine Tochter dem Sohn des Königs der Deutschen zur Gemahlin, und verzichtet zu Gunsten König Rudolf's auf alle Allode und Lehen in Oesterreich; solche Allode und Lehen aber verpfändet König Rudolf für 40,000 Mark Silber, welche König Rudolf seinem Sohn als Heirathsgut bestimmt. Diese Lehen und Allode aber wird der König oder sein Nachfolger für die genannte Summe wieder einlösen; sollte es der Fall sein, daß des Königs Sohn stürbe ohne Erben, so sollen dieselben nicht auf die Wittwe übergehen, sondern beim Reich verbleiben.

8) Der König der Deutschen gibt seine Tochter zur Gemahlin dem Sohne des Königs von Böhmen, und bestimmt Derselben als Heirathsgut 40,000 Mark Silber; dafür verpfändet König Rudolf dem Gemahl seiner Tochter 40,000 Mark Einkünfte von Orten in Oesterreich, die über der Donau liegen. Sollten die Einkünfte von daher nicht zureichen zur genannten Summe, so möge aus Or-

ten diesseits der Donau, wie es die Schiedsrichter bestimmen, beigelegt werden; sollte aber überbleiben, so möge dieß dem König der Deutschen und dem Reich zukommen. Sollte der Sohn des Königs von Böhmen ohne Erben sterben, so soll das Land über der Donau bei dem König von Böhmen als eine Pfandschaft bleiben, und nichts an die Witwe kommen; dagegen soll dem König der Deutschen und seinem Nachfolger das Wiederlassungs-Recht verbleiben.

9) In seine besondere Gnade nimmt der König der Deutschen auf Herrn Paltram und Meister Chunrad den Schreiber, Bürger zu Wien, mit allen ihren Freunden und Verwandten; dazu die Stadt Wien mit ihren Bürgern und sonstigen Insaßen, und soll der König nicht zugeben, daß sie auf irgend eine Weise in ihren Rechten und Freiheiten gekränkt werden. Desgleichen soll Meister Ulrich Mont an der Kirche zu Wien von dem König von Böhmen bestellter Schreiber, so wie die Kapellanen und Cleriker in Oesterreich Steiermark, und anderswo, im Besitz ihrer Pfründen und Güter bleiben, und Niemand in ihren Rechten sie irren und kränken.

10) Der erlauchte König von Ungarn mit all den Seinen sei in diese Sühne und Freundschaft mit dem König von Böhmen eingeschlossen, und zwar so, daß der König von Böhmen Alles, was er von Burgen, Städten, Leuten u. s. w. so dem König von Ungarn gehört, wider

Recht inne hält, ohne Schwierigkeit wieder erſtatte und frei gebe, und ſofort nimmer an Einigem hindre oder irre; daſſelbe ſoll auch geſchehen von Seiten des Königs von Ungarn.

Welcher von Beiden aber ſolche Sühne und Freundſchaft verletzte, gegen den würde der König der Deutſchen dem Andern, der die Sühne hielte, Hülfe und Beiſtand leiſten.

So geſchehen im Lager vor Wien den 22. November 1276; und fügte der Landgraf Heinrich von Heſſen, derſelbe, über den König Rudolf vor dem Zug nach Oeſterreich die Acht verkündet hatte, ſein Inſiegel bei, da er die Verhandlung hauptſächlich leitete.

Mit dieſem Schiedsſpruch gingen Biſchof Bruno von Olmütz und Markgraf Otto von Brandenburg ins Lager Ottokar's zurück.

Der König von Böhmen durchſah die Friedenspunkte, und es mag ihm manches darin hart vorgekommen ſein, wie z. B. die Abtretung der öſterreichiſchen Lande, um die es ſich ja hauptſächlich handelte. Anderes mußte ſogar ungerecht und unbillig erſcheinen, und auch jetzt noch erſcheint es jedem Billigdenkenden ſo, wenn wir in dem Schiedsſpruch von Alloden und Lehen Ottokar's hören, auf die er verzichten mußte, und die dann König Rudolf für das Heirathsgut ſeiner Kinder wieder dem König von Böhmen verpfändete. Man ſieht wohl, daß dieſer Schieds-

ſpruch auf einem Boden abgefaßt wurde, an dem König Ottokar ſchon keine Anſprüche mehr hatte.

In harte Bedingungen mußte Ottokar willigen, dazu hatte er noch einen ſchweren Schritt zu thun — er ſollte ins Lager des deutſchen Königs in eigner Perſon ſich begeben, um die Lehen zu empfangen. Drei Jahre lang hatte er ſich nicht dazu entſchließen können, jetzt mußte es geſchehen.

Zu der verabredeten Zeit ſtellte ſich König Ottokar am Ufer der Donau, um ſich hinüber ins Lager der Deutſchen zu begeben. Bis Neuburg ging König Rudolf dem König von Böhmen entgegen, um ihn ſeinem Stand gemäß zu empfangen.

Als Ottokar am Ufer der Donau ankam, machte er Halt mit dem Biſchof von Olmütz, und erwartete, bis das Geſind über das Waſſer geführt war. Indeſſen betrachtete er den die Donau heraufſchreitenden Zug König Rudolf's. Zunächſt hinter dem deutſchen König zog der Marſchall von Steiermark. Da ſprach der Biſchof zu dem König der Böhmen: ſeht Ihr den, der dort reitet? Das iſt Herr Hertwid von Wildonie; der hat jetzt mehr denn 100 Mann. — Ich weiß wohl, erwiederte Ottokar, daß er in meinem Dienſt nie über dreißig gewann, ob ich gleich vertraut mit ihm war. Damals war er ſeines Dienſtes auch nicht ſo fleißig, als er es nunmehr iſt, bemerkte der Biſchof.

Neben König Rudolf ritt Einer mit einer wonniglichen Schaar. Wer der wäre, fragte Ottokar den Bischof von Olmütz. Das ist von Pfannenberg der wackre Graf Heinrich, entgegnete Bruno; ihn — so setzte er ohne Scheu vor des Königs Unwillen hinzu — hat wohl nie gereut, was er wider Euch gethan hat. Wohl 300 Mann führt er zur Ehre König Rudolf's — bemerkte Ottokar — der doch nie über hundert meinem Dienste zuführte; darum es mich sehr wundert, woher sie die Leute alle genommen.

Bald nach diesem kam der von Pettau. Der König sprach: Herr Bischof, wer ist der, welcher dort einher trabt? Antwortete der Bischof: Herr, schaut, den Ihr dort kommen seht, das ist von Pettau der Alte: man sagte mir, daß er 200 bereiter Leute brachte.

Diesen folgte von Lichtenstein Herr Otto, mit einer ehrbaren Rotte kam er und der Stubenberger; auch war bei ihnen Herr Kol von Seldenhofen. Mit einem Hohn, der mehr seinen innern Schmerz ausdrückte, daß er so manchen Getreuen verloren hatte, rief der König: mich däucht, zu Steiermark sind heuer die Leute herfürgekrochen wegen des guten Wetters, und aus den Bäumen gewachsen. Darauf sprach der Bischof: Herr König, das sollt Ihr wissen, daß diese Alle nicht hergekommen sind, um Euch Dienst zu erzeigen, sondern vielmehr aus Haß, den sie mit Recht hegen; als sie wähnten, in Eurer besten

Huld zu ſtehen, da ließet Ihr ſie im Lande ſchlagen und ſchmählich behandeln. Wer mit dieſen will wandeln, der leiſt' ihnen, was er ihnen verſpricht, und ſetze nicht über ſie viel fremder Zwingherren; wer ihnen will verkehren ihre alten Rechte, ſo die biedern Fürſten zu Steier, Markgraf Ottokar und Herzog Lerzeld, ihnen gegeben, dem werden ſie nimmer hold; auch wird kein Dienſt je gut ohne willigen Sinn. Daß dieß eine Wahrheit ſei, das erkennet Ihr jetzt, nachdem ſie verſtießen einen König ſo mächtig und groß, und verzichten auf ihre Kinder, die hier gefangen liegen, ſo wie ihres Leib's und Gut's. Stets waret Ihr zornigen Sinnes, wenn ich zuvor Euch ſagte von dieſen Dingen die Wahrheit, oder habt Ihr mir nicht geglaubt; nun ſeht Ihr mein Wort erfüllet."

Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie zur Stelle, wo man über den Fluß fuhr. Da war eng der Raum von dem großen Gedränge, als der von Böheim empfangen ward von dem König der Deutſchen. Sofort zogen die beiden Könige mit einander ins Lager vor Wien. Mit König Ottokar kamen der Biſchof von Olmütz, der Commenthur von unſer Frauen, Herzog Heinrich von Breslau, der Markgraf Otto von Brandenburg, der Lange genannt, mit dem Pfeil, der Propſt Otto von Wiſcherad und mancher böhmiſche Landherr.

Bald begann die Belehnungsfeierlichkeit in Anweſenheit aller genannten Herren und einer großen Menge Volks,

das ſich von allen Seiten herbeidrängte. — Auf der gewöhnlichen Heerſtraße ſaß König Rudolf, angethan mit einem ſchlichten grauen Rock, wie er ſich gewöhnlich zu kleiden pflegte, einen hohen Helm auf dem Haupt. Der König von Böhmen trat vor den deutſchen in goldgeſticktem Kleide, behängt mit Perlen und Edelſtein, ließ ſich nieder, und bat demüthig nach alter Sitte um ſeine Lehen. Deſſen ward er auch gewährt. Knieend auf einem Knie empfing er mit dem Zepter aus des Reichs Hand das Königreich und die Krone von Böhmen, ſowie die Markgrafſchaft Mähren. Zween Eide ſchwur der König von Böhmen, die ihm der Pfalzgraf Ludwig vorſprach: der eine war der gewöhnliche Lehenseid, den andern mußte er thun zur Verſicherung, daß die Sühne treulich gehalten werde. In Beziehung auf den König von Ungarn legte er noch das Verſprechen ab, daß er dieſem die bedeutenden Kleinodien, welche ſeine Tante, die Königin Anna, aus Marau mitgeführt und ihm übergeben hatte, zurückſtellen wolle. Dieſe Kleinodien beſtanden in zwei goldenen Kronen, königlichen Sceptern, und einem köſtlichen goldenen Krug, der mit den edelſten Steinen von ausgezeichneter Schönheit geziert war, ſo wie in noch anderen koſtbaren Gegenſtänden von Gold. Das Alles ſoll ſeit den Zeiten des Königs Attila und ſeiner Nachfolger im Königreich Ungarn aufbewahrt geweſen ſein. — Sobald die Belehnung vorüber war, wurde die Belehnungs-Urkunde

ausgestellt, Tags darauf aber wurde der Friede von König Rudolf und Ottokar noch im Lager vor der Stadt ratifizirt und unterschrieben. Die Schiedsrichter und die beiden Könige, sowie der Landgraf Heinrich von Hessen hängten ihre Sigille daran.

Das ist die Geschichte der Belehnung Ottokar's durch Rudolf von Habsburg, wie sie geschah den 25. November 1276, aber die Berichte darüber lauten ziemlich verschieden. So erzählen die Jahrbücher von Kolmar: als König Ottokar im vollsten Glanze königlicher Herrlichkeit mit einer Menge von Reisigen und Pferden in goldgeschmückten Kleidern und behängt mit Edelsteinen dem Orte nahte, wo König Rudolf saß, um die Lehen zu ertheilen, so habe man den König Rudolf ermahnt, er möge sich rüsten mit kostbaren Kleidern, wie es einem König gezieme. Der König antwortete: öfter hat der König von Böhmen meinen grauen Rock belacht, nun soll mein grauer Rock über ihn sich lustig machen. Er blieb in dem grauen Rock, den er zu tragen pflegte. Zu seinem Kanzler sprach er: leih' mir deinen Mantel, daß der König von Böhmen über meine Armuth lachen möge. Seinen Mannen aber rief er zu: leget eure Waffen um, rüstet eure Streithengste, seid so gut als möglich zum Kampfe gerüstet, und stellet euch in Reihen an beiden Seiten des Wegs auf, auf daß ihr den Ruhm der deutschen Waffen den fremden Völkern darstellet.

Iſt letztere Aeußerung des Königs nicht ganz frei von einer gewiſſen Eitelkeit, verräth ſie einigermaßen Rudolf's Abſicht, ſeinen übermüthigen Gegner ein wenig zu demüthigen, ſo ſtellt ein dritter Bericht über dieſe Belehnung den König der Deutſchen als einen ſolchen dar, der darauf ausging, ſeinen ehemaligen Nebenbuhler auf's ſchmählichſte zu verhöhnen, was wir doch nie einem ſo biedern Mann, wie Rudolf war, zutrauen können. Dieſem Bericht zufolge erbot ſich Ottokar, nur dann den Vaſalleneid zu leiſten, ſofern es innerhalb des königlichen Zeltes geſchehe. Rudolf verſprach es. Nun war mitten im Zelt eine hohe Bühne errichtet, und auf dieſer der goldne Thron des Königs. Geſchmückt mit dem Diadem und den Reichsinſignien, zu beiden Seiten die Churfürſten des Reichs, und umgeben von Herren und Rittern, empfing Rudolf den König der Böhmen. Dieſer trat ein mit wenigen Großen des Reichs, ſtieg auf die Bühne, kniete vor Rudolf nieder und legte den Vaſalleneid ab. In demſelben Augenblick fiel das künſtlich errichtete Zelt auseinander, und vor den Augen des ganzen Heers erſchien Ottokar von Böhmen, wie er noch vor dem König kniete. Freudig jauchzten die Deutſchen, welche in Menge das Zelt umgaben, aber die Böhmen wurden mit Schaam erfüllt, daß ihr König ſolchen Weg gewählt hatte, um den Streit zur Entſcheidung zu bringen. Das ſoll auf der in der Donau liegenden Inſel Kamberg geſchehen ſein, wenn es

je geſchah, was wir billig bezweifeln, da dieſer Bericht einer viel ſpäteren Zeit angehört als die zuvor gegebenen.

Nachdem die Belehnung Ottokar's vorüber war, zogen die beiden Könige im Frieden von einander. Ottokar fuhr über die Donau, und kehrte ohne ſich lange aufzuhalten, in ſeine Lande zurück. Das ganze Jahr hindurch blieb er zu Znaim in Mähren, ohne ſeine Stadt Prag zu ſehen. König Rudolf aber zog in die Stadt Wien ein; denn jetzt erſt wurden ihm die Thore geöffnet. Mit Freuden ſoll er daſelbſt empfangen worden ſein, wenn wir anders dem Berichte zweier gleichzeitigen Berichterſtatter trauen dürfen; ja die Bürger ſollen ihm noch Geſchenke entgegen gebracht haben.

König Rudolf ſetzte nach dem Rath der Fürſten über die dem König Ottokar abgenommenen Provinzen eingeborne Landherren, denen Sitte und Gewohnheit des Landes bekannt war, und das ſo lange, bis über dieſe Fürſtenthümer weiter verfügt werden würde.

In demſelben Jahr, da Rudolf glücklich war in ſeinen Unternehmungen gegen Ottokar, erlebte er ein andres Glück im Kreiſe der Seinigen. Königin Anna gebar zu Rheinfelden am St. Valentins Tag einen hübſchen Prinzen. Der König berief ſeinen Verwandten, den Biſchof Rudolf von Konſtanz, um den Knaben zu taufen. Am heiligen Oſterfeſt hielt der Biſchof eine Meſſe und weihte die Taufe. Bruder Hartmann bei den Prediger-Mönchen

zu Basel sang das Evangelium: et exultet cum; der Bischof taufte den Knaben, Bruder Alexander, Leser bei den Predigern zu Konstanz, hob ihn aus der Taufe, Bruder Heinrich, Arzt und Freund der Königin, war der zweite Taufpathe. Nach wenigen Wochen starb der Knabe wieder, und wurde im Chor der Kirche zu Basel begraben. Bei seinem Leichenbegängniß waren alle Cleriker und Mönche, Soldaten, ehrbare Bürger, das Gesind der Königin beinahe mit allen ihren Frauen anwesend. Ueber der Bahre wurde ein Baldachin getragen, der hernach der Kirche überlassen wurde.

Von nun an ist König Rudolf's ganze Sorge denjenigen Landen zugewendet, in die er mit den Waffen in der Hand eingetreten war. Vor Allem bedurften sie jetzt wieder eines dauernden Friedens. Darum ließ er schon am 3. Dezember des Jahres 1276 einen Landfrieden für Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain verkünden in Folge des am 24. Juni des Jahrs mit König Ottokar von Böhmen begonnenen Kriegs. Noch in demselben Jahr hob er die neuen Zölle auf, welche sich unter allerlei Namen im Land eingeschlichen hatten. Im darauf folgenden Jahr (1277), am 18. Januar, wurde im Minoritenkloster zu Wien eine Versammlung aller in der Stadt anwesenden Reichsunmittelbaren gehalten. In dieser wurde unter Anderm auf eine Anfrage Bischof Heinrichs II. von Trient von König Rudolf der Spruch ge-

than, daß kein geistlicher Fürst ohne Genehmigung seines Kapitels Lehen vergeben könne. Ob der König denselben Grundsatz bei allen später so häufig vorkommenden Belehnungen seiner Söhne durch geistliche Kirchenfürsten streng durchgeführt habe, läßt sich nicht so genau ermitteln; wenigstens ist bei jenen Lehensertheilungen, welche in demselben Jahr durch die Bischöfe Konrad von Freisingen und Leo von Regensburg an die Söhne des Königs geschahen, von keiner Bewilligung oder Einstimmung des Kapitels nur ein Wort angeführt. — Um dieselbe Zeit bestätigte der König vielen Klöstern und Stiften, auch Städten und ganzen Landschaften ihre Privilegien. So im Februar dem Herzogthum Steiermark. Desgleichen den Ministerialen und jedem der übrigen Getreuen im Herzogthum bestätigte er in diesem Monat, was ihnen schon früher ertheilt worden war. — Auch der Juden in Oesterreich, die unter so mannigfachen Bedrückungen wohl eines königlichen Beschirmers bedurften, vergaß er nicht. Er gab ihnen am 4. März eine solche Ordnung, daß sie von nun an wenigstens nicht mehr als die blos aus Gnaden Geduldeten angesehen werden durften, sondern doch auch einigermaßen eine bürgerliche Stellung unter den übrigen Einwohnern des Landes erhielten; er stellte sie als königliche Kammerknechte unmittelbar unter das Reich, und ihre Abgaben fielen in den königlichen Fiskus.

Bis auf diese Zeit hatte König Rudolf das Glück,

durch dieſe und jene Einrichtungen ſich die Liebe und Werthſchätzung ſeiner neuen Unterthanen zu erwerben und zu erhalten; er hatte bei den Meiſten wirklich die Erwartungen erfüllt, welche man von ihm gehegt hatte; aber ſein Loos müßte ein ganz ſeltenes geweſen ſein, wenn er nicht auch erlebt hätte, was noch jeder Herrſcher erlebt hat, daß, je rauſchender der Beifall und die Gunſt der Menge in den erſten Zeiten iſt, da ſie unter den Ihren auftreten, deſto ſchneller auch dieſes oft übertriebene Erheben und Verehren wieder zu Ende geht. Nur zu bald erfuhr auch König Rudolf dieſe traurige Wahrheit. Es mußte aber auch ſo kommen; denn es lag in der Lage der Umſtände. Bisher war der König nur der freundliche, verleihende und vielleicht in Alles, was man wollte, willigende Herr aus Schwaben geweſen; nun trat er auf einmal in einer andern Stellung gegenüber ſeinen neuen Unterthanen auf: er wurde jetzt der Verlangende, und wohl nicht aus eignem Antrieb, um zu haben, ſondern weil ihn die Umſtände dazu nöthigten. Als ein armer König hatte er den Heerzug begonnen; Hülfsgelder ſeiner Freunde, beſonders aber ſeit er auf dem Zuge ſich befand, der geiſtlichen Fürſten, hatten es ihm möglich gemacht, ſein großes Unternehmen auszuführen; aber dieſe Geldmittel waren nun aufgegangen, und doch hatten die Bedürfniſſe nicht aufgehört, ſeit der König in Wien eingezogen war. Neue Geldquellen mußten eröffnet werden. Wohl hatte der Kö-

nig den größten Theil seines Heers wieder entlassen, aber doch mußte er immer noch eine Anzahl seiner Leute zurückbehalten, die mit ihm gekommen. Noch nicht war der König so befestigt im Vertrauen der neuen Unterthanen, noch nicht so gesichert in seiner Macht gegenüber dem immer noch kräftigen Vasallen in Böhmen und Mähren, daß es nicht nöthig gewesen wäre, noch eine Zahl von seinen eigenen Leuten in seiner Nähe zu behalten. Das waren hauptsächlich Ritter und Mannen aus den schwäbischen Landen, auf die er sich am meisten verlassen durfte. Aber die Ritter wollten in Oesterreich nicht von ihrem eigenen Gelde leben, und die andern Mannen und Söldner dienten auch nicht umsonst. Um solche Ausgaben zu bestreiten, mußte der König jetzt freilich einen Weg einschlagen, zu dem er sich wohl ungerne entschloß. Er mußte zu einer Auflage schreiten, die er in allen Landen, welche ihm zugefallen waren, ausschreiben ließ. Finden wir dieses Verfahren von Seiten des Königs nicht ungerecht, in eben dem Sinne, wie jeder Regent befugt ist, in außerordentlichen Fällen zu besteuern; so muß uns auf jeden Fall unbillig erscheinen die Art und Weise, wie diese Besteurung geschehen. Auf jeden Hof wurden 60, jede Hofstatt 12, jeden Weinberg wurden 30 Pfennige, jede Mühle eben so viel, auf jeden Pflug fünf Schillings gelegt, deren 12 auf das Pfund reinen Silbers gingen. Das war freilich nach jener Zeit berechnet eine große

Auflage, die als natürliche Folge die Unzufriedenheit der Landeseinwohner, besonders der Wiener, nach sich ziehen mußte. — Es wurden Vergleichungen zwischen dem jetzigen und früheren Herrscher angestellt, natürlich nicht zu Gunsten König Rudolf's. War Ottokar in mancher Beziehung gegen Einzelne seiner Untergebenen roh und tyrannisch gewesen, er wußte auf der andern Seite Einzelne, besonders die Bewohner der Hauptstadt, wieder zu gewinnen. Im Jahr 1275 um Philippi und Jakobi war eine fürchterliche Feuersbrunst in Wien ausgebrochen; sie hatte alle Kirchen, das Kloster der Schotten und der Minderbrüder, sowie die ganze Stadt außerhalb und innerhalb der Mauern bis auf 150 Wohnungen, die auf dem Markt stehen blieben, in Asche gelegt. Da fühlte König Ottokar inniges Mitleiden mit der unglücklichen Stadt, und bewies es auch in der That. Aus seinem eigenen Schatze gab er die Mittel her, um die Stadt wieder aufzubauen; einen ganzen Wald gab er dazu. Dazu befreite er die Bürger fünf Jahre lang von aller Steuer und Abgabe, und räumte ihnen bedeutende Freiheiten ein im Handel und Wandel, damit sich die Stadt wieder desto leichter erholen könnte. So Etwas ward nicht so schnell von den Bürgern vergessen, und Ottokar's freigebiger Sinn trat wieder lebhaft ins Andenken, als König Rudolf jene übermäßige Abgabe ausschrieb. Die frühere Neigung der Wiener für Ottokar erwachte aufs Neue, während die An-

hänglichkeit gegen den neuen Herrn ziemlich erkaltete. Das Alles blieb dem nicht so ferne weilenden König von Böhmen nicht unbekannt. Die Stadt Znaim, wo sich Ottokar bisher aufhielt, ist nur durch wenige Tagereisen von Wien getrennt. Daß das Gerücht von dieser Stimmung der Wiener, und wohl auch mancher andern Landeseinwohner für Ottokar nichts Mißliebiges war, läßt sich wohl denken; auch mag es ihn nicht gleichgültig gelassen haben. Aber das ist zu bezweifeln, und wenn es auch Schriftsteller jener Zeit überliefern, es habe Ottokarn schon nach wenigen Wochen wieder gereut, daß er mit König Rudolf einen so schimpflichen Frieden geschlossen. Ebenso ungegründet erscheint eine andere neuere Ansicht, daß er jenen Frieden nur darum geschlossen habe, um Frist zu gewinnen, sich aufs Neue und zwar kräftiger zu rüsten. Das ganze Betragen Ottokar's, unmittelbar nach dem Friedensschluß, spricht dagegen. — Bis gegen Ende des Jahrs 1776 hatte Ottokar fast Alles erfüllt, was der Friedensschluß zwischen ihm und König Rudolf auferlegt hatte. Nur in Beziehung auf den zweiten Punkt des Vertrags, wegen Zurückstellung der Burgen und festen Plätze auf beiden Seiten, hatte Ottokar darin denselben nicht erfüllt, daß er die beiden wichtigen Burgen Eger und Haimburg, die eine an Böhmens, die andere an Ungarns Gränze, dem deutschen Könige, so wie andere feste Plätze dem König von Ungarn, vor der Hand noch

nicht zurückgestellt hatee. Hatte Ottokar in dieser Beziehung dem Vertrag nicht ganz Genüge gethan, so hatte König Rudolf auf der andern Seite vertragswidrig gehandelt, daß er die Burgen Perneck und Weikartsschlaz seit dem Frieden weggenommen hatte. Außerdem fielen Edelleute aus Böhmen, die vor dem Frieden zu König Rudolf abgefallen und nach Oesterreich flüchtig geworden waren, plündernd in Mähren ein, ohne daß der König ihnen Einhalt that oder sie dafür zur Strafe zog; auch Ulrich Mont, der zufolge dem Friedensschluß sollte zu Gnaden angenommen und in seiner Stelle belassen werden, wurde aus derselben vertrieben und begab sich zu Ottokar. So hatte eher Ottokar eine Veranlassung, darüber sich zu beklagen, daß König Rudolf die Friedens-Artikel nicht streng gehalten hatte. Um sich zu beschweren, und durch einen Dritten mit König Rudolf in der Sache zu verständigen, hatte wohl Ottokar den Herzog von Baiern zu einer Zusammenkunft an der bairischen Gränze eingeladen. Dann richtete er sich auch in einer eigenen Beschwerdeschrift an König Rudolf, indem er Genugthuung verlangte, und ihn zugleich bat, er möchte ihm die Bestätigungs-Urkunde über den Ausspruch der Schiedsrichter, wie auch jene über Böhmens Freiheiten überschicken.

Das geschah gewiß in keiner Absicht, um den Frieden zu brechen, sondern vielmehr, um sich wieder mit König Rudolf zu verständigen, daß der Friede erhalten würde.

Diese friedliche Absicht sprach sich deutlich aus, als er den Bischof Bruno von Olmütz, Smila von Bielkau, den Burggrafen von Vöttau, und Meister Ulrich Mont, seinen Notar, nach Wien sandte, um einen neuen Friedensabschluß zwischen ihm und König Rudolf zu bewerkstelligen. Wirklich kam ein solcher zu Stande, unter Vermittlung des Burggrafen von Nürnberg, und zwar folgender Maßen:

1) Die vor dem geschlossenen Frieden und nachher gegenseitig gegebenen Geiseln müssen innerhalb 14 Tagen zurückgegeben werden ohne irgend eine Verbindlichkeit oder Geldleistung.

2) Die zwischen der Tochter König Rudolf's und dem Sohne Ottokar's verabredete Heirath kommt zu Stande, und König Rudolf verspricht seinem Schwiegersohn 10,000 Mark Silber als Heirathsgut, wofür er ihm die Stadt Eger mit allen dazu gehörigen Burgen, Gütern und Leuten verpfändet.

3) Alle Burgen und Städte, welche zum Herzogthum Oesterreich gehören, und die der König von Böhmen, oder seine Anhänger und Vasallen inne haben, sollen dem König Rudolf und seinen Anhängern zurückgestellt werden; dazu sollen die Gränzen von Böhmen, Mähren und Oesterreich diejenigen sein, wie sie in alten Zeiten gewesen. Auch König Rudolf verspricht, alle Burgen und Städte, welche zu Böhmen und Mähren gehören, und dem Kö-

nig Ottokar von König Rudolf und den Seinen wider Recht entrissen worden, dem König und den Seinen unverletzt wieder zuzustellen. Ausgenommen sei Nikolspurch, welches F. von Lichtenstein inne hat, und inne haben soll; ferner soll Chrumenau an den kommen, dem es gehöret. Dagegen wird die Burg Martniz dem Ritter Alexius von Martniz, und die Burg Dürrenholz dem König von Böhmen zurückgegeben. Hat König Ottokar eine Zahlungs-Verbindlichkeit gegen den Marschall Heinrich von Chunring und seine Gattin, so soll er solche leisten; hat Heinrich von Chunring und seine Gattin wegen genannter Burg Dürrenholz eine Ansprache wider den König von Böhmen, so soll derselbe nach dem Spruch der obgenannten Schiedsrichter Genüge leisten.

4) Sollte einer der Vasallen König Rudolf's durch den König von Böhmen, oder seine Vasallen und Anhänger auf irgend eine Weise beschwert und beeinträchtigt werden, so soll der König von Böhmen durch Botschafter von Seiten König Rudolf's belangt werden; thut er aber kein Genüge in Beziehung auf solche Beschwerung, so wird König Rudolf sich berechtigt fühlen, seinen Vasallen, die also beschwert werden, zu helfen. Ebenso soll es geschehen im umgekehrten Fall.

5) Sollte einer der gewählten Schiedsrichter mit Tod abgehen, so müssen andere an ihre Stelle gewählt werden.

6) Der König von Ungarn und sein Bruder ist

in den Frieden eingeschlossen, daß, was bisher da und dort von seinen Burgen oder Gütern an den Gränzen wider Recht eingenommen worden, durchaus und unverletzt ihm wieder zugestellt werde.

7) Keinem der Notare, Kapellanen oder sonstigen Geistlichen des Königs von Böhmen soll wegen des Besitzes ihrer Pfründen irgend Eintrag geschehen, wenn sie aber von Andern beschwert werden, sollen sie durch König Rudolf Recht erhalten, gegenüber denen, die sie beschweren.

Daß Solches Alles, und was die bestimmten Schiedsrichter zwischen beiden Partheien zur Befestigung des Friedens bis Michaelis noch bestimmen und festsetzen werden, der König von Böhmen pünktlich und gewissenhaft erfüllen wolle, schwören in die Seele des Königs von Böhmen die von ihm verordneten Botschafter.

So geschehen zu Wien den 9. Mai 1277.

Diesen erneuten Friedensschluß bestätigte König Ottokar, oder ließ ihn vielmehr durch seine Gesandten bestätigen. Die Bestätigung ist von demselben Tage und demselben Ort, wie die Friedensurkunde. Daraus läßt sich schließen, daß König Ottokar ein unbeschriebenes Pergament mit schon angehängtem Siegel mitgegeben. Ein Beweis, wie er unbedingt seinem Freund und Rathgeber, Bischof Bruno von Olmütz, vertraute. Dieses Siegel war noch dasselbe, dessen sich der König von Böhmen in früherer Zeit bediente; denn es waren darauf noch die Wappen von

Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Windischmark und Portenau, neben denen von Böhmen und Mähren zu sehen. Auch heißt es ausdrücklich am Schluß der Bestätigung: „deß zur Urkund haben wir unsre alten Sigille angehängt, da wir noch keine neuen haben verfertigen lassen und bezeugen, daß wir an alle die andern auf dem Siegel enthaltenen Titel, ausgenommen den vom Königreich Böhmen und Markgrafenthum Mähren, keine Ansprüche zu machen haben, noch machen werden.“ Wie vorsichtig benimmt sich hier König Ottokar, um ja keine Veranlassung zu geben, daß man glauben könnte, er wolle absichtlich bei König Rudolf, den er in der ganzen Urkunde *seinen Herrn* nennt, einen Anstoß erregen.

Merkwürdig ist es bei dieser Erneuung des Friedensvertrags, daß nur einer einzigen ehlichen Verbindung gedacht wird, nämlich der Verlobung des böhmischen Prinzen mit der deutschen Prinzessin. Nach Allem zu schließen, ist unmittelbar nach dem ersten Friedensschluß wieder ein besonderer Vertrag in dieser Beziehung zu Stande gekommen, denn König Ottokar hatte wohl darum seinen Willen geändert, daß er seine Tochter für das Kloster bestimmte: er ließ sie in das Kloster des heiligen Franziskus in Prag eintreten; aber es ist nicht gewiß, ob es in einer unfriedlichen Absicht geschehen, um den deutschen König damit vor den Kopf zu stoßen. Dagegen bestimmte König Rudolf seiner Tochter statt 40,000 Mark Silber

nur die Summe von 10,000 als Heirathsgut. Er ist also eben so gut von seinem früheren Versprechen abgegangen, als Ottokar.

Unmittelbar nach dieser Erneuung des Friedensschlusses zwischen Rudolf und Ottokar kam Königin Anna nach Wien. Sie hatte sich während dieser ganzen Zeit theils zu Basel, theils in den Orten nicht ferne von dieser Stadt aufgehalten. Nach Ostern des Jahres 1277 verließ sie Basel, ging über Konstanz, und setzte von dort aus ihre Reise durch Baiern fort. Um Himmelfahrt folgte ihr der Bischof von Basel mit 70 Pferden. Im Juni kam sie in Wien an und wurde nach Würden empfangen, und wohl jetzt wurden die prächtigen Geschenke der Königin entgegengetragen, die der König bei seinem ersten Einzug in Wien empfangen haben soll. Ihr zu Ehren wurden Festlichkeiten jeder Art, besonders auch ein Tournier angestellt. Bei letzterem soll Graf Albrecht von Hohenberg, Bruder der Königin, durch einen Edlen von Hoheneck, der mit Graf Mainhard von Tirol gekommen war, verwundet worden sein. Auch König Ottokar beehrte die Königin bei ihrer Ankunft, indem er ein eignes Schreiben abgehen ließ, worin er ihr zur Ankunft in Wien Glück wünschte. Aber das Schreiben hatte noch einen andern Zweck. Es scheinen in der kurzen Zeit zwischen dem erneuten Frieden und der Ankunft der Königin wieder neue Irrungen vorgekommen zu sein. Ottokar ersucht wohl in Folge

dieſer die Königin, ſie möchte ihm die Gewogenheit ihres Gatten verſchaffen und vermittelnd einſchreiten. Dieſe Bitte ſcheint nicht ohne Folge geweſen zu ſein. König Rudolf ließ wohl auf dieſes Schreiben ein andres ergehen, in dem er den König von Böhmen verſichert, daß er Alles thun wolle, um den Frieden aufrecht zu erhalten; und zugleich den Antrag macht, daß er einen Fürſten aus ſeiner Umgebung zur gänzlichen Ausgleichung alles Mißfälligen bei ihnen abſenden wolle. Ottokar drückt in einem neuen Schreiben ſeinen Dank aus, daß König Rudolf den Frieden befeſtigen wolle, und verſpricht ſeiner Seits dem Fürſten, den König Rudolf abſenden wolle, freies Geleit. Wirklich kam auch der Burggraf von Nürnberg bald darauf nach Troppau, wo ſich der König von Böhmen damals aufhielt, und es wurde daſelbſt verabredet, daß des Königs älteſter Sohn Albrecht nach Prag käme, um ein neues Verabkommen zu ſchließen. Es kam auch ein ſolches zu Stande, und lautete: „Der von den früheren Schiedsrichtern geſchloſſene Friedensvertrag ſoll in allen ſeinen Artikeln vollkommen gehalten und erfüllt werden.

König Rudolf ſoll den König von Böhmen gegen Alle ſchützen und vertheidigen, die ihn beſchweren und beeinträchtigen; dagegen will auch der König von Böhmen ſeinem Herrn, dem deutſchen Könige, ſo er der Hülfe bedarf, gegen Jedmänniglich mit perſönlichem Dienſt ſolche

leiſten, dazu, wenn er nach Nothdurft des Reichs des Königs von Böhmen bedarf, wird derſelbe zu Handen ſein, wie es ihm geziemt. — Wird der König der Deutſchen den von Böhmen erfordern auf ſeine Fahrt zur Kaiſerkrönung, daß er ihn begleite, ſo ſoll ſolches geſchehen, wie es ſich gebührt; ſollte jedoch der von Böhmen durch irgend eine wichtige Urſache verhindert ſein, ſich an den Zug anzuſchließen, ſo wird er die Seinigen verordnen, an ſeiner Statt zu leiſten, was ſich geziemt. — Der König von Böhmen erbittet ſich von König Rudolf die Gnade, innerhalb der von den Schiedsrichtern angeſetzten Zeit nicht auf einem feierlich angeſagten Reichstag erſcheinen zu dürfen.

In den geſchloſſenen Frieden ſollen aufgenommen ſein alle Verwandten, Vaſallen, Freunde und Helfer Ottokar's, beſonders der erlauchte Landgraf Albrecht von Thüringen, der Markgraf (Dietrich) von Landsperch, Herzog Heinrich von Breslau u. ſ. w.

Denjenigen aus Ottokar's Landen, welche zur Zeit des Kriegs dem deutſchen König beigeſtanden und Hülfe geleiſtet, ertheilt derſelbe vollkommne Gnade, und verſpricht mit einem Eide, daß er der Schuld, welche ſie gegen ihn begangen, nie mehr in ſeinem ganzen Leben gedenken, auf keinen Fall gegen ſie etwas Gewaltthätiges wider Recht unternehmen werde; jedoch, wenn ſie in Zukunft ſich verfehlen würden, dann werde Ottokar gegen ſie verfahren,

als gegen seine Reichs-Unterthanen, und nach Recht und Gewohnheit, wie solches in seinem Lande üblich gewesen. — Auf beiden Seiten sollen die Gränzen so geschützt werden, daß keine Beschwerden vorkommen. Sollten Leute Ottokar's, welche auf der Gränze oder anderswo wohnen, dem Könige Rudolf oder seinen Leuten einigen Schaden zufügen, so will sie derselbe, nachdem von Seiten des deutschen Königs innerhalb 14 Tagen eine Mahnung an sie ergangen, belangen und anhalten, Genüge zu leisten und den Schaden zu ersetzen, im Weigerungsfall aber gegen sie sogar Acht und Bann verkünden, bis sie wirklich Besserung gethan. Ebenso soll auch der deutsche König thun gegenüber dem von Böhmen. Geschieht dieß aber nicht von Seiten König Rudolf's, so sollen der Graf von Hardegge, die Brüder Luitold, Heinrich und Albrecht von Chunringen, Heinrich der Alte und Heinrich der Junge von Witra, Friedrich von Lichtenstein, Otto von Guotrat und Ulrich von Kapellen in der Stadt Einlager thun und nicht zurückgehen, bis volle Genüge geschehe. Sollte es aber von Seiten Ottokar's geschehen, daß er mit seiner Genugthuung zögere, so sollen Baier von Strachowitz, Hartlieb von Duben, Smiela von Bielkau, Albrecht von Vren, Vsnato und Tazto sein Sohn, Chinram Muren, Gerard Milota, Bessegge und auch der Sohn Ruto's in der Stadt Znaym Einlager halten. — Also soll es gehalten werden, wenn in unbedeutenderen Artikeln

der Friede verletzt würde. So aber in bedeutenderen Artikeln, z. B. bei Besetzung von Burgen u. dgl., durch König Rudolf und die Seinen der Friede verletzt würde, und in der gesetzten Frist keine Genugthuung geschehen sollte, dann sollen der Bischof von Passau, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachsen, der Burggraf von Nürnberg, der Markgraf von Hochberg, Graf Eberhard von Katzenellenbogen, Graf Heinrich von Fürstenberg, die Grafen von Rieneck, von Hirschberg und von Freiburg, die Edlen Otto von Ochsenstein und Graf Gebhard von Bruneck, in Nürnberg Einlager thun; sollte es aber von Seiten Ottokar's geschehen, so sollen Bischof Bruno von Olmütz, Markgraf Otto von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, der genannte Bayer von Strachowitz, Burkard von Winterberch, Jerko von Wartenberg, Burggraf Zmilo von Böttau, Bohus der Marschalk von Mähren, Chuno der Kämmerer von Olmütz, Burggraf Dietrich von Brig, Hako von Lichtenburg, Chenko von Liza und Jeroslaus von Sternenberg Leistung zu Eger halten.

Es soll ferner weder der deutsche König die Vasallen oder Leute des Königs von Böhmen ohne seinen Willen aufnehmen und hegen, noch der von Böhmen die Leute des deutschen Königs.

Endlich, wenn dem Könige von Böhmen über König Rudolf der Art Dinge berichtet würden, die sein Gemüth

nur aufreizen und leichtgläubig machen würden, so will derselbe den Angeber und was er angibt, dem König Rudolf anzeigen; ein Gleiches soll auch dieser thun.

Obiges alles zu halten und pünktlich zu erfüllen, gelobt König Ottokar mit einem feierlichen Eide. König Rudolf's Sohn Albrecht schwört dasselbe an des Königs Statt in seines Vaters Seele.

So geschehen und besiegelt in der Stadt Prag am 12. September 1277."

Auffallend erscheint in diesem neuen Abkommen, welches alles Frühere bestätigt, aber doch noch einige wichtige Zusätze enthält, daß die Herren von Thüringen, so wie Herzog Heinrich von Breslau und noch Andre aufgeführt werden als Solche, die in den Friedensvertrag aufgenommen werden sollen, da sie ja weder vor dem Frieden, noch nach demselben, als Anhänger Ottokar's im Zug gegen König Rudolf genannt vorkommen.

Es stand nicht lange an, so mußte dieser Vertrag noch einmal verdeutlicht werden. Burggraf Friedrich von Nürnberg und Graf Heinrich von Fürstenberg erschienen zum zweitenmal in Prag; sie drangen besonders auf die Erfüllung des Artikels, der die Freistellung der Geiseln auferlegte. Bei der hierüber neu ausgestellten Urkunde kam der nämliche Fall vor, wie bei einer früheren, daß die Bevollmächtigten Ottokar's bei der Siegelung des Sigills sich bedienten, das Ottokar führte, als noch alle Provin-

zen unter seiner Herrschaft vereinigt waren. Konnte es das erstemal, da es vorkam, eine Entschuldigung finden, so konnte es jetzt wohl die Bedeutung haben, als ob König Ottokar sich immer noch in Besitze dessen denke, was nur sein Sigill vereinigte, aber in der Wirklichkeit längst getrennt war. Darum ließ der Burggraf von Nürnberg ausdrücklich beisetzen, daß dieses Beibehalten des alten Sigills ohne Nachtheil des deutschen Königs und der Friedensschlüsse geschehe.

So war nun auf alle mögliche Weise der Friedensvertrag zwischen Ottokar und Rudolf durch mancherlei Sendungen hin und her verdeutlicht und in einzelnen Artikeln vermehrt und erweitert, aber so sehr man daraus schließen konnte, als ob es beiden Theilen an Vollziehung und Erhaltung eines Friedens gelegen wäre, so wenig kam der Friede recht zu Stande. König Ottokar scheint sich nie recht zur Auslieferung der Geiseln verstanden zu haben, eben so wenig zur Herausgabe der festen Plätze auf ungarischem Boden; denn ausdrücklich wendete sich wohl um diese Zeit der König von Ungarn an König Rudolf wegen der von Ottokar noch besetzten Burgen. Zur Herausgabe der früher genannten Kleinodien aus Attila's Zeit wollte sich Ottokar gar nicht bequemen; er brachte in dieser Beziehung den Vorwand, er wolle sie bis zur Volljährigkeit des jungen Königs Ladislaus aufbehalten. — Wurden von Seiten Ottokar's die Bedingungen des

älteren Friedensschlusses nicht erfüllt, so wurde von König Rudolf ein wichtiger Artikel der Bestätigungs-Urkunde durch Ottokar verletzt. Die zu König Rudolf abgefallnen Böhmen hörten nicht auf, Einfälle in Mähren und Böhmen zu machen, und König Rudolf scheint nicht nur mit keiner Strenge ihnen Einhalt gethan zu haben, sondern er schützte und hegte sie vielmehr gegenüber dem König von Böhmen, und machte vielleicht noch Einsprache, wenn Ottokar sie nach Fug und Recht bestrafen wollte. Da ließ König Ottokar am 31. Oktober 1277 ein Schreiben an den deutschen König ergehen, worin er sich im Allgemeinen beschwert, daß die Friedensbedingungen nicht vollständig erfüllt worden seien. Besonders aber spricht er sich, wohl nicht ohne Ehrerbietung, so gegen den König aus:

„Sein Recht über die eigenen Unterthanen möge er ihm nicht schmälern; diese, wenn treulos, habe er selbst zu strafen und den Verräthern wolle er nicht vergeben, denn bei der letzten Bestätigungs-Urkunde habe er diese Verräther unter den Worten nicht verstanden: „er wolle zu Gnaden die wieder aufnehmen, welche durch irgend einen Mißbrauch sich gegen ihn vergangen hätten;“ dann verlange er die Burgen zurück, welche mitten im Frieden ihm genommen worden, und endlich begehre er, der König solle ihn als Reichsglied nicht schwächen lassen, sondern weit eher kräftigen.“

Gerade befand sich König Rudolf zu Heimburg, als dieses Schreiben von Ottokar ankam. Er nahm es in einem andern Sinn auf, als es vielleicht gemeint war; statt als eine Beschwerdeschrift, empfing er es als einen Ausdruck der unzufriedenen Gesinnung Ottokar's, ja sogar als eine Art Ausfordrung zu einem neuen Streit. Seine Antwort war: „er glaube nicht, daß er solche Kränkungen von ihm verdient habe; er könne darauf nichts weiter erwiedern, doch würde er auf andere Weise von ihm Rechenschaft fordern."

Mit letztern Worten, wir mögen sie nehmen wie wir wollen, war dem König von Böhmen der Fehdehandschuh hingeworfen; und wenn er nie die Absicht gehabt hätte, den Frieden zu brechen, so hätte er jetzt Veranlassung dazu finden können. König Rudolf war also auch derjenige, der das Seinige dazu beitrug, vielleicht nicht aus Absicht, daß der Friede gestört wurde. — Es ist demnach eine sehr unbillige Ansicht der meisten Berichterstatter aus jener Zeit, daß es Ottokarn wirklich darum zu thun gewesen sei, den Frieden zu brechen, und daß er die ersten feindseligen Schritte gethan habe. Der ganze Gang der Sache, welcher ja in glaubwürdigen Urkunden dargelegt ist, spricht ganz und gar gegen diese Ansicht. Bedenken wir, daß meistens österreichisch gesinnte Schriftsteller so berichten, dann finden wir es ganz natürlich; während sie alles Schlimme von König Rudolf abwenden, wird es

gewiſſenloſer Weiſe nur auf König Ottokar gewälzt, über den einmal die Welt wegen ſeiner Schwachheiten und Fehler, wegen ſeiner vielen Ungerechtigkeiten, die er verübte, das Verdammungs-Urtheil gefällt hatte. Wir finden die gegen Ottokar gerichtete Anſicht um ſo mehr unbegründet, als alle Chroniſten, deren Heimath Oeſterreich iſt, einem Einzigen nachgeſchrieben, der freilich wohl unterrichtet ſein konnte, wie Wenige, da der Schauplatz, auf dem ſich die Geſchichte bewegte, ſeine Heimath war, und er ſich vielleicht bei manchen wichtigen Begebenheiten in der Nähe des Königs befand. Er konnte treuer berichten, als viele Andere, denn er kannte ja perſönlich die meiſten auf der Bühne handelnden Perſonen; es iſt der edle Ottokar von Horneck, der Steiermärker, der aber, was wir wohl bedenken müſſen, nicht nur Chroniſt, ſondern auch Dichter war, und überall ſeine dichteriſche Natur hervorblicken läßt. Und doch iſt er nirgends im eigentlichen Sinne ungerecht gegen Ottokar. Nicht in Ottokar's Seele läßt er den Entſchluß zum Friedensbruch urſprünglich rege werden, ſondern in ſeiner verbuhlten und herrſchſüchtigen dritten Gemahlin, Kunigunde, einer gebornen Polin, die ihn, als er zum erſtenmale wieder mit ihr zuſammentraf, mit ſpöttlicher und gallichter Rede auf folgende Weiſe empfangen haben ſoll: „Euch iſt recht geſchehen, mein Herr Gemahl! ſeid Ihr nicht gleich dem Maulthier, das, ſo es den Wolf von ferne wittert, die

Ohren spitzt, sich bäumt, und laut schreiend vorn und hinten ausschlägt; wenn aber der Wolf nahe kommt, und es angreift, dann läßt es davon und wird ohne Widerstand ihm zum Fraße. Da Ihr zu Schwaben gewittert den Wolf, da schluget Ihr aus vorn und hinten gegen König Rudolf. Ihr waret an Witzen ein Kind, daß Ihr nun Treu habt geschworen, und damit verloren viel achtbare Lande, die da dienten Eurer Hand. Die Schwaben können sich jetzt rühmen, durch wenig Schwertschläge einen Mann in Zagheit gebracht zu haben, vor dem Ungarische Macht so oft gewichen ist. Ob ich gleich ein Weib bin, hättet Ihr meinen Sinn gehabt, so wäret Ihr, ehe er seine Kraft sammelte, gegen ihn ausgezogen, und erschlagen oder gefangen wär' er jetzt in Euren Händen. Aber nun dienen ihm alle Länder zu Ehr und Gewalt. O! mein Herz weissagt mir, daß uns noch größeres Leid von ihm und seinem Geschlecht bevorsteht. Doch was hilft's, mehr davon zu reden? Was verloren ist, bleibt verloren."

Bei dieser Rede ward der König zornig, daß ein Dunst von ihm ausging, wie von einem Brande. Nach Drachenweise sah er auf, und sprach zur Königin: „Wohl, Teufelin, was ich nach Eurem Sinn thun oder nicht thun soll, das regt mich nimmer an; aber weil Ihr so sehr darnach strebet, daß Ihr mich bringt in Müh' und in

Arbeit, ſo ſei dem König widerſagt Beides Fried' und Sühne; das will ich ihm zu Leid thun und zu Schande."

Scheiden wir aus, was poetiſche Darſtellung an dieſem Auftritt ſein mag, ſo finden wir demſelben nicht gerade zu widerſprechend, wenn Ottokar ſeiner Gemahlin auf einen Brief, in dem ſie ſich bitter über den Verluſt der Herzogthümer beklagte, antwortet:

Verlorenes beweinen gezieme Königen nicht.

Alsbald ſandte Ottokar nach einem Schreiber, um den Abſagebrief an den deutſchen König aufzuſetzen, des Inhalts: er wollte ihm nicht mehr dienen, er gäbe denn wieder die Stadt Wien und alle die Lande, welche ihm angehörten, ehe Rudolf aus Schwaben gekommen. Die Räthe vernahmen kaum, was geſchehen ſollte, als ſie — wohl der weiſe Biſchof von Olmütz — mit Vorſtellungen zu dem König eilten. Herr, ſprachen ſie, ſehet doch, was Ihr thut; unſer keinem dünkt gut Euer Vorhaben: erſt kürzlich gabt Ihr noch Briefe und Handveſten über eine Sühne, die Ihr nun brechen wollt; beſinnt Euch eines Beſſeren. Eine Weile ſah der König nieder, dann ſprach er mit Heftigkeit: nun redet darwider nimmermehr: es mag koſten Gut und Ehr, dazu Seel' und Leib; das hat ein Weib gethan mit ihrem unnützen Geſchwätze. Da entgegnete Einer der Räthe: das iſt übel gethan; denn ſollten es die Weiber auch ausfechten, ſo würde der Schaden freilich klein und Niemand dabei erſchlagen. Liegen

wir todt da, so nehmen die Weiber sich andere Männer. An uns ist es, das Beste des Landes zu bedenken. Darum, Herr König, nehmet Euren Entschluß zurück, und thut, was Euch gut und nützlich ist. Wer wird auch an Weiber Rede sich kehren?

Der König rief: es ist verloren; und hätte ich geschworen tausend Eide, so laß ich nimmer, ich komm mit ihm zu Hauf; es muß zwischen uns beiden immerdar sein ungeschieden. Was Ottokar gesprochen hatte, das that er auch. Ehe noch der Absagebrief bei König Rudolf anlangte, warb er schon mit aller Macht, und brachte in kurzer Zeit 10,000 Mann auf die Beine. Da aber Ottokar sah, daß es ihm schwer werden würde, allein seinem Gegner zu Leib zu gehen, so sah er sich nach Bundesgenossen um; er sandte an die benachbarten Fürsten, besonders an Herzog Heinrich von Baiern, Briefe und Botschaften; letzterer ließ sich zum zweitenmal bethören, und trat mit Ottokar in Gemeinschaft. Er that es nicht ohne Grund; denn der König von Böhmen schickte ihm in die Stadt Straubingen einen Wagen mit einem Faß voll Silber zum Geschenke, um ihn desto gewisser auf seine Seite zu ziehen. Denselben niedrigen Weg schlug er auch bei Andern ein, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Einigen Landherren Oesterreichs schickte er eine große Summe Geldes, um sie von Rudolf abtrünnig zu machen, oder wenigstens dahin zu bringen, daß sie ihn in seinen Unternehmungen verhinderten.

Das waren wohl hauptsächlich die Gebrüder von Chunring, deren Einer die natürliche Tochter Ottokar's zur Gemahlin hatte. Ja, er ging noch weiter: sechszehn Söldnern verhieß er 1000 Mark Silber, wenn sie ihm den König Rudolf todt oder lebendig überlieferten. Auch den Bischöfen, Grafen und Herren am Rhein machte er Verheißungen, wenn sie den deutschen König im Stiche ließen oder gegen ihn stünden. Leider waren seine Werbungen bei Manchen nicht ohne Erfolg geblieben.

Auch an Ungarns Gränze warb Ottokar für seine Zwecke; es genügte ihm, wenn er nur so viel mit Geld erzielte, daß die dort sitzenden Grafen von Güns wenigstens nicht auf die Seite König Rudolf's traten. — Ungern abhängig von dem König von Ungarn, in dessen Gebiet ihre Besitzungen lagen, war es diesen vielleicht willkommen, die Zwecke eines mit Ungarn im Mißverhältniß stehenden Nachbarfürsten zu fördern. Der Bürgermeister Paltram zu Wien, welcher mit seiner ganzen Familie immer ein Anhänger Ottokar's geblieben war, leitete die Unterhandlung zwischen Ottokar und den Grafen von Güns. Sie verhießen, in Oesterreich und Steiermark einzufallen, um den König der Deutschen noch im Rücken zu beschäftigen, während er seine Hauptmacht gegen den König von Böhmen richten würde. Dafür, daß Paltram die Grafen von Günzburg ins Land rief, und um dieselbe Zeit in Wien noch eine Verschwörung gegen König Rudolf anzettelte, büßte er

sammt seinen Söhnen; er wurde geächtet und aus der Stadt verbannt. Sein Haus und die Güter seines Sohnes Pilgrim wurden eingezogen und im Juni 1278 an Andere verliehen. Paltram entfloh zu Herzog Heinrich von Baiern, der ihm und den Seinen das Schloß Carlstein einräumte, von wo aus sie lange Zeit die Umgegend schädigten, bis er im Jahre 1281 wieder nach Wien zurückkehren durfte. Ein neuer Beweis, wie es der wankelmüthige Herzog Heinrich von Baiern nie gut mit König Rudolf meinte.

Die Grafen von Güns hielten wirklich, was sie versprochen. Denn während König Ottokar am Ende des Juni 1278 mit seinem Heer aus Prag nach Brünn zog, wo der Sammelplatz seiner ganzen Macht war, fielen schon die ungarischen Grafen in Oesterreich und Steiermark ein, und nur mit Mühe widerstand ihnen Stephan von Meissau, Bertold von Ebersdorf und Otto von Bertoldsdorf.

Von Brünn zog Ottokar mit seiner ganzen Heeresmacht schnell an die Gränze von Oesterreich bis vor Drosendorf. Diesen Ort belagerte er mit damals noch wenig bekannten Maschinen, genannt Katzen, bis er ihn im Sturm gewann; dann rückte er vor die Stadt Laa, die am Ursprung der Thaya liegt. Unkluger Weise hielt er sich auch hier mit Belagerung dieser Stadt auf, statt daß er seinem Gegner nahe rückte, um ihn durch seine schnelle Ankunft zu überraschen. So ließ er dem deutschen Könige genug Zeit, seine Heeresmacht um sich zu versammeln.

Längst war König Rudolf auf diesen Schlag vorbereitet, besonders aber seit jenem Tage, da er dem König von Böhmen zugeschrieben hatte, er würde auf andre Weise von ihm Rechenschaft fordern. Darum hatte er sich auch längst vorgesehen. Lange zuvor, ehe noch Ottokar seine feindseligen Absichten kund that, und sein Absagebrief anlangte, hatte sich König Rudolf seines mächtigsten Bundesgenossen, des Königs Ladislaus von Ungarn, fester zu versichern gesucht. Getreu seinem bisher glücklich durchgeführten Grundsatze, glaubte er dieß am besten durch eine Heirathsverbindung zwischen seinem und dem ungarischen Königshause zu bewerkstelligen. Schon im Jahre 1276 hatten die Verhandlungen begonnen, und im Juli dieses Jahres erschienen die Bevollmächtigten des Königs von Ungarn zu Wien, und gelobten am 12. dem König der Deutschen, daß eine Gegenurkunde über die Einigung zwischen Oesterreich und Ungarn, und die Heirathsverbindung zwischen der Prinzessin Clementia und des Königs von Ungarn Bruder, Herzog Andreas von Slavonien, ausgeliefert werden sollte. Im Jahr darauf, um Allerheiligen, kamen beide Könige auf der Gränze von Ungarn und Oesterreich zu Heimburg zusammen, und bald darauf lud König Rudolf den König Ladislaus von Ungarn nach Bruck an der Leitha zur Mittagstafel. Bei dieser Gelegenheit wurden die Unterhandlungen persönlich gepflogen; das Verlöbniß zwischen Herzog Andreas und der

Prinzessin Clementia wurde abgeschlossen. Es war dieselbe, welche schon an den Prinzen Carl Martell von Sizilien verlobt worden war; aber König Rudolf hatte das Verlöbniß widerrufen, da er mit dem Vater des Prinzen, Carl von Anjou, immer in Zwist lag. Zu derselben Zeit, da die Verlobungsfeierlichkeit zwischen Andreas und Clementia Statt fand, nahm König Rudolf den jungen König Ladislaus und seinen Bruder an Kindesstatt auf. Der wichtigste Gegenstand dieser Zusammenkunft aber war wohl das Bündniß, das Rudolf mit Ladislaus schloß, indem sie sich gegenseitig feierlich gelobten, „daß einer den andern treulich und nach Kräften unterstützen, und keiner ohne des andern Willen und Zustimmung mit König Ottokar Waffenstillstand oder Frieden schließen wolle."

Jetzt war die Zeit gekommen, wo Ladislaus dieser feierlichen Verheißung Genüge leisten konnte. Wohl unmittelbar, nachdem Ottokar's Absagebrief ankam, gemahnte ihn König Rudolf in einem dringlichen Schreiben seines früheren Versprechens, und forderte ihn zu der Theilnahme an dem Zug gegen Ottokar auf, indem er beifügte, „daß er gesonnen wäre, mit Gottes Hülfe nicht nur den Stolz seines drohenden Gegners zu demüthigen, sondern auch das prächtige und glorreiche Königreich Ungarn in seiner alten Herrlichkeit wiederherzustellen." Um dieselbe Zeit ließ er auch einen Aufruf an die sämmtlichen Magnaten Ungarns ergehen, um ihrer Hülfe gegen Ottokar gewiß zu sein. Er

fügte dieſelbe Verheißung bei, „wie er darnach trachte, Ungarn in ſeine frühere rühmliche Stellung zurückzuführen," wohl ein wichtiger Beſtimmungsgrund, den Arm zum Kampfe zu leihen, bei Männern, die den Ruhm ihres Königs und Reichs für ihren eigenen Ruhm anſahen. Des Königs Ruf an das tapfere Volk der Ungarn war auch nicht umſonſt. Feſt verſichert dieſer Hülfe richtete er jetzt ſein Auge auf jene Lande, da ſein Name ſo guten Klang hatte ſeit alten Zeiten, wo er auf ſo Manchen rechnen konnte, der ihm freudig ſeine Dienſte weihte, — auf die Ufer des Rheins von Baſel abwärts bis Worms, und auf ſeine Stammlande, von Baſel Rhein aufwärts gegen Konſtanz, und hinüber bis an das hohe Gebirgsland Helvetiens. An den Rhein ſandte er ſeinen Sohn Albrecht, dem er als dem älteſten die Landgrafſchaft im Elſaß zugetheilt hatte. Mit ihm entließ er in die Gegend des Rheins den Biſchof Heinrich von Baſel, der ſeit der Ankunft der Königin um ihn war, und vielfältig bei wichtigen Geſchäften verwendet wurde. Dieſem und ſeinem Sohne gab er den Auftrag, an den Rhein zu eilen, und ſchnell von überall her eine Mannſchaft zu ſammeln. Sofort warb er um Hülfe bei den Herren in Oeſterreich und Steiermark; die fand er ſo willig, daß ſie ſprachen: ſie wollten nun und alle Stund mit ihm eher werden vertrieben, als daß ſie je hinter ihm zurückblieben nur einen Schritt; ja ſie wollten ihm folgen bis in den Tod und in aller Noth beiſtehen,

wo er ihrer bedürfte; es wäre ja nicht ehrbar, wenn ſie ihn jetzt im Stiche ließen. Auch die Kärnthner kamen zu Rudolf und boten ihm freiwillig ihre Dienſte an. Aus Krain ſagte ſich zu Graf Ulrich von Heunburg mit 200 Mannen, und Heinrich von Pfannenberg mit 100 Steiermärkern. So wollten auch Graf Albrecht von Görz mit 150, Graf Mainhard von Tirol mit 300, Friedrich und Albrecht, die Grafen von Ortenburg, mit ebenſoviel Mannen erſcheinen. Allein 300 Pferde rüſtete der Biſchof von Salzburg, um ſeinem Freund und Gönner zur Hülfe zu ſein wider ſeinen Quäler König Ottokar. In Schwaben und in der Schweiz ließ Rudolf werben durch ſeine Söhne und Freunde. Da zeigten beſonders die von Zürch ihre alte Anhänglichkeit an den erlauchten Landsmann — ſie kamen mit denen von Winterthur; Zürch allein führte dem König 200 Reiter ins Feld. Doch aus Schwaben und Franken ſchloßen ſich nach Verhältniß nur wenige an. Das waren die Markgrafen von Burgau, von Baden Markgraf Hermann, Graf Heinrich von Fürſtenberg, Graf Gottfried von Hohenlohe, die Grafen von Henneberg, Graf Friedrich von Leiningen, Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Biſchof von Baſel, der allein 100 Helme aus den Lehnsleuten ſeines Stifts aufbringen wollte. Aus der Rheingegend erhielt Rudolf wenig Hülfe: denn wohl hatten dort Ottokar's Geſchenke und Verheißungen Eingang gefunden. Ebenſowenig thätig zeigte ſich Herzog Ludwig von der Pfalz, auf den ſich der

König, als auf seinen Schwiegersohn, am besten hätte sollen verlassen können. Als er hörte, daß sein Schwiegervater seiner bedürfe, so rüstete er sich wohl, gen Oesterreich zu fahren, aber zog nicht weiter, als bis auf Ens. Seine Absicht soll gewesen sein, zu sehen, wer von beiden Königen den Sieg verliere; würde es auf Seiten Rudolf's der Fall sein, so wollte er sich alsbald der Lande unterziehen, um derentwillen man des Streites pflog. Er blieb liegen zu Ens, bis ihm der König durch seine Boten künden ließ: wollt' er kommen zum Streit, so sollt' er sich nicht säumen, herabzuziehen, da es an der Zeit wäre; aber der Pfalzgraf vertagte die Boten mit mancher klugen Rede: er hätte noch Zeit genug, um herabzuziehen. Als es aber zum Streit ging, da kam er zu spät[16]).

Ehe die von den Genannten verheißene Hülfe ankam, war König Rudolf zu Wien in großer Verlegenheit. Er hatte seinem Sohn Albrecht, dem Bischof von Basel und den übrigen Herren deutlich dahin sich erklärt: wenn sie kämen mit ihrer Hülfe, so sollten sie doch alsbald eintreffen; denn, so sprach er, wenn ihr nicht kommet ums Geburtsfest der heiligen Jungfrau, so könnte es mir zu großem Schaden gereichen. Als aber die verheißenen Völker auf die bestimmte Zeit nicht ankamen, da wurde der König der Deutschen über die Maaßen unruhig. Er war verlassen, ohne Rath und Hülfe. Dazu kam noch, daß die Bürger von Wien vor den König traten und sprachen: Herr! die Eurigen

haben Euch im Stich gelaſſen, und Ihr habt nun keine Leute, mit denen Ihr dem König von Böhmen Widerſtand leiſten könnet. Wir bitten Euch, erlaubet, daß wir uns ſelbſt einen Herrn wählen, damit wir nicht mit Euch verderben. Der König bat ſie flehentlich und ſprach: wartet doch noch eine kleine Zeit, damit wir ſehen, was wir zu thun haben. Sofort befahl er, daß die Burg ſicher bewacht werde. Ueberdieß gab er ſeinen Dienern, den jüngeren wie den älteren, Befehl, daß keiner irgend einem Bürger bei jedweder Gelegenheit eine ſtolze oder trotzige Antwort gebe; denn daraus, ſprach er, könnte uns Allen an Leib und Gut ein Schaden erwachſen. So konnte ſich alſo König Rudolf auf ſeine Wiener verlaſſen, denen er noch vor kurzer Zeit Beweiſe ſeiner Huld gegeben — am 20. Juni, da er ihre Rechte und Freiheiten beſtätigte, und am 24., da er ihre Stadt ausdrücklich zu einer Reichsſtadt erklärte.

Während der König in dieſer traurigen Lage ſich befand, ſammelte der Biſchof Heinrich von Baſel, ſowie Herr Conrad Wernher von Hattſtadt, Reichsvogt im Elſaß, 100 wohlgerüſtete Leute mit eiſenbepanzerten Streithengſten. In Baſel vereinigen beide Herren ihre Leute. Aus Baſel ziehen ſie miteinander gen Schwaben, und dort ſtößt zu ihnen der Graf Albrecht von Hohenberg mit 100 Mannen, welche gleichfalls bepanzerte Roſſe führen;[17]) und ſo machen ſie miteinander den Weg. Aus Furcht vor jenen vielen Land-

herren, durch deren Gebiet sie ziehen müssen, bleiben jene Krieger mehrere Tage in ihren schweren Rüstungen.

Als sie in Wien bei König Rudolf ankamen, hatte er eine unendliche Freude; aber sogleich fragte er, warum sein Sohn nicht in ihrer Gesellschaft mitkäme? Euer Sohn, antworteten die Herren, ist mit 500 Reisigen unterwegs; auch die Grafen von Pfirt und Mömpelgard sind im Begriff, mit vielen wohlgerüsteten Kriegern einzutreffen. Als sie mit dem König allein waren, da sagten sie das Gegentheil von dem Allen: Weder Euer Sohn, noch irgend Einer von Euren Freunden wird im Augenblick Euch zu Hülfe kommen können in Eurer Noth; darum müßt Ihr berathen, was Ihr thun müsset. Da sprach der König: möget ihr einen Tag ruhen und dann zum Kampf schreiten; mir genügt, daß ich euch habe als Wächter meiner Person. Auf meinen Gott vertraue ich, der mich wunderbarer Weise zu diesem Ruhm erkoren, und noch wunderbarlicher gestärkt hat; der wird mich auch jetzt nach seiner Gnade (wie ich hoffe) wunderbar unterstützen.

Indessen kam die Kunde, daß Ottokar von Böhmen mit bedeutender Heeresmacht schon die Thaya überschritten habe. Mächtige Bundsgenossen hatten in dieser Zeit sich mit ihm vereinigt. Ihm erschienen zur Hülfe der Herzog Polko, Casimir der Herzog von Polen, der von Glogau, Herzog Heinrich von Breslau, der Herzog von Ratibor, die Her-

zoge von Galizien und von Pommern, Graf Dietrich von Meiſſen, der Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeil, ſowie König Leo von Reußen. Dazu hatte noch Biſchof Bruno von Olmütz die Biſchöfe von Magdeburg und Merſeburg gewonnen. So kann es uns nicht unbegreiflich erſcheinen, wenn man annimmt, daß Ottokar ein Heer von 30,000 Mann zuſammenbrachte, während König Rudolf nur den vierten Theil dieſer Macht ihm entgegenſtellen konnte, wenn auch die obengenannten Zuzüger zu Rudolf's Heer wirklich noch eintrafen.

Als Rudolf vernahm, wie Ottokar von Böhmen ſchon ſo nahe herangerückt wäre, ſo hielt er es für Unmannheit, wenn er ihm nicht ſtracks entgegenzöge, und ſollte ſeine Macht noch ſo gering ſein gegenüber der Böhmiſchen.

Am 26. Auguſt 1278 zog König Rudolf aus der Stadt Wien. Längs dem rechten Ufer der Donau ging der Zug bis Heimburg. Bei dieſer Stadt überſchritt er die Donau. Der König ließ, wie einſt der kühne Hagen beim Zug der Nibelungen gen Hunnenland, alle Fahrzeuge zerſchlagen, auf welchen die Mannſchaft übergeführt wurde, damit die Seinigen nicht ſo leicht an eine Rückkehr über den Strom gedächten, im Fall die Unternehmung für ſie nicht glücklich wäre. Bei Marcheck machte er Halt, und ſchlug ſein Lager nicht mehr ferne von König Ottokar. Von hier aus ſchickte er den Grafen Hugo von Taufers an den König Ladislaus nach Ungarn und gemahnte ihn noch

einmal seines gegebenen Versprechens. Indessen sammelten sich die Steirer und die Oster-Herren, sowie die von Krain und Kärnthen zu dem König, Herr Otto von Lichtenstein und Herr Chol von Feldenhofen; sie befehligten die von der Landschaft Oesterreich geworbene Mannschaft, welche aus 1000 Kriegsleuten bestand. Vierzehn Tage wohl stand es an, bis der König von Ungarn eintraf; an die March führte er ein stattliches Hülfsheer von 10,000 Ungarn und Kumanen. — Indessen war Ottokar von der Thaya aus zu Thal gezogen; er rückte bis auf das sogenannte Marchfeld, das sich von Marcheck über den Weidenbach, dann weiter von Stillfried über Dürrenkrat bis Jedenspeigen hinauf erstreckt. Hier befestigte er sein Lager durch eine Wagenburg, und gedachte ein Haupttreffen vor der Hand zu vermeiden, inzwischen aber das nicht ferne Heer seines Gegners müde zu machen, oder ihm etwa nur durch List Abruch zu thun. — In diesen Tagen soll dem König von Böhmen aus dem Lager seines Gegners gemeldet worden sein, daß unter seinem Heere Leute wären, die ihn, wenn es zum Treffen käme, verrätherisch in die Hände der Feinde überliefern wollten. Auf dieß berief Ottokar seine Edlen zu sich in sein Zelt, stellte sich unbewaffnet vor sie hin, und sprach: „Sehet mich ohne Waffen vor euch; ob ich gleich nicht zweifle an eurer Treue, jedoch wenn Einer unter euch Untreu und Verrath an mir begehen wollte, so wäre es besser, daß er mich jetzt niederstieße, als daß im

Treffen zuvor viele Tausende mit mir umkommen.“ Aber die Edlen betheuerten unter vielen Eidschwüren, daß sie ihm treu zur Seite stehen wollten. — Indessen war die Zeit herbeigekommen, welche König Rudolf zu einem Treffen bestimmte — er pflegte immer den Freitag abzuwarten — jetzt entbot er dem König von Ungarn, er möchte über den Fluß kommen. Die Ungarn wurden von den Deutschen freundlich aufgenommen und bewirthet. Sie aßen und tranken miteinander, als ob sie schon längst miteinander Hausgenossen gewesen wären. Während des Zechgelages kam nun die Rede auf die starke Macht Ottokar's, und wie es den beiden Königen Rudolf und Ladislaus so schwer werden würde, gegen ihn zu streiten. Das brachte die Ungarn auf den Gedanken, mit einem kleinen Streit den Anfang zu machen; sie wollten die Böhmen aufbringen, und so sich Gelegenheit schaffen, ihre Macht zu erfahren, ob sie wirklich so groß wäre. — Zwischen beiden Heeren lag eine lange Strecke, die einem Moosgrund nicht unähnlich sah und von Böhmen und Deutschen bisher für eine Gegend gehalten wurde, die weder von Roß, noch von Mann begangen werden konnte. Da hatten bald die Ungarn erspäht, daß es trockner und fester Boden war, über den man wider Vermuthen schreiten konnte. Schnell zogen sie über diese Strecke, und waren bald an jenem unfern der March sich erhebenden Berge, hinter dem Ottokar's Heer sich gelagert hatte. Auf dieser Höhe hatte der Böhmenkönig Ottokar Leute auf-

gestellt, um der Warte zu pflegen. Gegen sie nun rannten die Ungarn auf ihren leichten Rossen an, und bald hatten sie dieselben mit Schüssen und mit Schlägen von der Warte getrieben. Die Böhmen flohen von der Höhe herab dem Heere zu. Als man dort erfuhr, wie die auf der Warte so schmählig abgetrieben waren, da machten sich Viele von dem Heer auf, und zogen den Ungarn entgegen. Doch wären die Böhmen lieber an Ort und Stelle geblieben, denn die Ungarn empfingen sie nicht zum Besten. Sie nahmen großen Zoll von den Mannen des Königs von Böhmen und seiner Bundesgenossen. Die Helme der Sachsen behagten so wohl den Ungarn, daß sie nicht so lange warteten, bis dieselben die Helme abbanden; was sie nicht schnell gewinnen konnten, es war Ritter oder Knabe, dem schlugen sie ab das Haupt mit dem Helm und Allem, was daran war. Während aber ein Theil der Ungarn mit den Böhmen plänkelte, erspähete eine andre Abtheilung, die auf der Anhöhe zurückgeblieben war, die böhmische Heeresmacht. Als die Warte besetzt war, zogen die andern Ungarn wieder heim, König Rudolf aber sandte sogleich Leute entgegen, welche nun der Warte pflegen sollten. Gegen 200 Gefangene — Sachsen und Polen — brachten die Ungarn ins Lager. Der König saß bei Ladislaus dem Jungen, als die kühnen Streiter hereindrangen, und deutliche Wahrzeichen brachten, daß sie den Feind angesehen hatten und ihm

näher gewesen waren. Bei hundert polnischer Köpfe lasen sie aus den Helmen, und König Rudolf wurde im Innersten bewegt, als er sah, wie sie die hundert blutigen Wahrzeichen vor seinem Zelt in das Gras schütteten. Doch lobte und lohnte er die kühne That der entschlossenen Ungarn.

Tags darauf, als dieß geschehen war, ging man zu Rathe; da riethen die Kumanen, daß man Heerschau hielte. Das ganze Heer mußte nun ausziehen, als ob es in den Streit ginge. Auf einem weiten Plan wurde es aufgestellt. Die zu schätzen tüchtig waren, besahen es nun vorn, hinten und neben, und ihre Schätzung der Zahl und Macht fiel so günstig aus, daß der König sein bisheriges Trauern fahren ließ; denn sie gaben ihm den Trost, daß er des Heers genug habe gegen demjenigen, das ihnen gegenüber lag. Das geschah am Mittwoch. Darnach am Pfingsttag Morgens früh stellte der König sein Heer in Ordnung, wie es in der Schlacht sein sollte. Da zierte sich Jeder so viel als möglich, und Mancher bat den König, daß er unter die vordersten gestellt würde, denn Jeglicher wollte für den besten Ritter gelten. Es wurden diejenigen ausgelesen, welche es spät und früh dahin gebracht hatten, daß man sie für tapfer halten mußte.

Unter den Ungarn zeigte sich bald, daß sie nicht alle Eines Sinnes und Muthes waren. Der eine Theil meinte es gut, der andre nicht. Letztere zogen bei der Nacht

davon ins Lager des böhmischen Königs. Dort handelten sie mit ihm; er legte ihnen einen Sold hin unter der Bedingung, daß sie unter seinem Heer kämpfen wollten, wenn es zum Treffen käme. Sie nahmen den Sold und versprachen, so zu thun; aber in der Nacht gingen sie ohne Urlaub davon. So ward Ottokar und Rudolf von ihnen betrogen, nur der erstere noch mehr, und zwar mit Recht, daß er die Schlechtigkeit dieser Ueberläufer belohnt hatte. Wie anders dachte König Rudolf. Zu ihm kam um dieselbe Zeit ein Ritter aus Ottokar's Heer, und erbot sich, seinen Gegner aus dem Wege zu schaffen, so er ihm eine Belohnung gäbe. Als Rudolf dieß Anerbieten verschmähte, ging der Ritter zu Ottokar; von diesem empfing er eine Belohnung, und er versprach dafür, er wolle den König der Deutschen, wie er sich auch verbergen möge, im Treffen niederwerfen.

Der entscheidende Schlachttag nahete heran. Am 23. August rückte König Rudolf bis Stillfried vor, und beschloß auf den folgenden Tag, der mit dem Feiertag des heiligen Bartholomäus auf einen Freitag fiel, mit Ottokar zu streiten[18]). Ehe dieser Tag anbrach, ordnete Rudolf seine Heermacht; er stellte sie in vier Schaaren. Auf Hugo von Taufers und andrer Herren Rath erhielt den Befehl über die erste Meister Matthias von Trenß, die zweite sollte Graf Stephan von Schildperg führen. Diese beiden Schaaren bestanden aus Ungarn. Aus Steier-

märkern und Schwaben, so wie Solchen, welche mit König Rudolf nach Oesterreich hernieder gekommen waren, desgleichen aus Kärnthnern und Krainern, so wie den Leuten des Bischofs von Salzburg bestand die dritte Rotte. Diese wollte der König führen in eigner Person. Neben ihm hielt sein Sohn Albrecht in der Hand eine Stammfahne mit rothem Kreuz; Markgraf Heinrich von Hochberg trug den Reichsadler, und Peter von Mülinen den Habsburger Löwen. Die vierte Schaar, welche mächtig und groß nur Oesterreicher enthielt, sollte unter den edlen Herren dieses Landes stehen.

König Ottokar ordnete gleichfalls sein Heer, er machte daraus sechs Schaaren. Die erste Schaar waren Böhmen, die zweite die aus Mähren und auch Pilsener; in der dritten Rotte befanden sich die von Meißen und Thüringen. Polen kamen so viele dar, daß man zwei Schaaren daraus bilden konnte. Zu der sechsten, seiner eigenen Schaar wählte er die von Sachsen, desgleichen die Baiern, denen ihr Herzog erlaubt hatte, bei dem König Ottokar in Sold zu treten. Als die Schaaren geordnet waren, da trat König Ottokar in silberner Rüstung, einen Goldreif mit Edelsteinen um den Helm, vor sein Heer und richtete an Alle ohne Unterschied sein Wort: „so sie sich ritterlich benehmen und streiten, so werd' er sie dessen genießen lassen immerdar." Das zu thun verhießen Alle feierlich, und gelobten es wider ihm.

Der Tag der Schlacht (26. Auguſt 1278) war jetzt angebrochen. In der Frühe des Morgens empfahlen die Einen mit Gebete Gott ihre Seele, die andern beichteten ihren Pfaffen. Ritter baten ihre Knechte, was ſie daheim ſollten ſagen ihren Frauen und Verwandten, wenn ſie auf dem Felde bleiben würden. Den Zagen ſchwand alle Freude, da es zum Ernſt ging; daß er daheim wär' in Frieden, das wünſchte Mancher. Der Königin von Böhmen ward mancher Fluch gegeben, daß ſie ihren Gemahl nicht im Frieden hatte leben laſſen mit König Rudolf. Vor Furcht war Manchem weh um Herz und Haupt, der noch nie einen Schlag empfangen hatte.

Als es helle geworden war, da ward ein großer Lärmen im Lager, denn der König brach auf mit dem Heer. Biſchof Heinrich von Baſel hielt vor verſammelten Schaaren Meſſen, und bat Gott, daß er mit ſeiner Hülfe zur Seiten ſtehen möge König Rudolfen und dem Reiche. Noch manche Meſſe wurde geleſen im Heere; die Frommen empfingen an derſelben Stätte das lebendige Brod aus der Prieſter Hand, zum Heil der Seelen. Sie ließen ſich ein Kreuz auf das Kleid nähen, und gelobten, ſo ſie die Schlacht überleben würden, eine Fahrt in's heilige Land. Merkwürdiger Weiſe thaten dieß auch die heidniſchen Kumanen im Heere; aber nur aus dem Grunde, um ſich an dem Zeichen des Kreuzes gegenſeitig zu erkennen, und im Treffen einander zu helfen. — Sofort be-

gann man ſich zu wappnen unter dem Schall der Heerpauken und dem Getön der Poſaunen. Wie glänzten die Helme, geziert mit Gebilden kunſtreicher Art, welch' künſtliche Zeuge lagen auf den Pferden, welche Pracht zeigte ſich nicht an den Wappenröcken, deren manche aus Sammt grün wie Gras mit goldnen Figuren geſtickt waren.

Als das Heer bereitet war, ſaß man zu Pferde. Da ritt unter den Erſten der Burggraf von Nürnberg. Zu ihm ſprach König Rudolf: den Sturmfahnen nimm, und begeh' damit dein Recht. Der Burggraf rief, während man ihm den Fahnen gab: ihr Herren ſeht, daß ihr das Andere ſchaffet wohl; was ich ſoll und vermag, das wird an mir nicht fehlen. Der alte Herr von Haſelau, ob wohl ſchwer am Leib von Alters halben, bat den König, daß er ihn nicht möchte verſtoßen, ſondern ſein Recht vollführen laſſen, nämlich zu Dienſt dem Reich das Panier von Oeſterreich zu tragen. Wegen ſeines Alters wollte der König ihn deſſen überheben, aber der Haſelauer ließ es nicht geſchehen, ſondern er faßte das Panier mit dem weißen Strich, und zog damit in die vorderſte Schaar. — Jetzt rief der König den Grafen Heinrich von Pfannenberg zu ſich und ſprach: reite höher mit einer Rotte, und harre, bis die Schaaren werden gemengt in einander und gedrängt; dann komm und durchbreche, wo du Nutzen ſchaffen kannſt. Graf Heinrich erwiederte: Herr, ſchaut um einen Andern, der es thue, ich bin unbereit dazu.

Der König bat nun den langen Kapeller und von Summerau Herrn Konrad daſſelbige; die gelobten es, und doch nicht gern; denn, ſprachen ſie, es möchte uns kränken an unſrer Ehre, wenn man uns beſonders halten ſähe; ein Jeglicher würde ſagen, wir wollten fliehen aus der Noth. Doch ſie mußten es thun, denn der König bat und gebot es. Die beiden Herren aber ritten zu den Andern, und deuteten ihnen an, wie ſie es nur thäten auf des Königs Bitte und Befehl, und baten ſie, daß ſie nicht Böſes von ihnen hielten, wenn ſie nicht mit den Andern anrücken.

Nun gab man dem Sturmfahnen ſeine Bedeckung und ebenſo dem König, daß, wenn im Streit Einer auf ihn eindränge, die da wären, welche ihn ſchützen. Auch trat, wie es Sitte war, mancher fromme Edelknecht vor den König und bat, daß er ihn Ritter werden ließ. Der König verſagte es Keinem, der Solches an ihn begehrte. Ueber Schild und Schwert war kurz der Segen: daß ſie der Mannheit pflegen mögen, dazu ermunterte er ſie, und damit war es gethan.

Aber nicht bei Allen im Heer war gleicher ritterlicher Sinn. Als man rief: reit' zu, reit' zu! da hörte man Manchen klagen. Dem einen war der Uebergurt zu ſchwach, dem andern war der Stegreif an dem Fuß zu lang, und dieß und das hatten die Knechte ihren Herren zu beſſern. Als guten Merker zeigte ſich in dieſer Zeit Biſchof Heinrich von Baſel. Auf weſſen Antlitz die

Farbe so gar verschwand, dem sah er wohl an, daß er keine Mannheit pflegen wollte. Darum ritt er auf und ab, und ermahnte die Herren alle, daß sie sich verdient machen um das Reich, und es an Nichts ermangeln lassen, was ihnen jetzt und nachher Ehre bringe. Zu dem König gewendet sprach er: Herr, wer heut auf Eurer Seite in Würdigkeit sich läßt schauen, dem sollt Ihr gewähren hinfort alle Ehre, und sollt ihn mehren an Hab und Gut. Darauf rief der König: des Reichs Huld und Förderung soll immer bei denen sein, die heute ihrer Ehre und der meinigen hüten. Dieß gesagt ließ er das Heer gegen die Höhe traben, wo zuvor die Ungarn einen Wartplatz gewonnen hatten. Ottokar's Heer rückte erst entgegen, als Rudolf mit den Seinen über den Berg zog und schon wieder auf dem ebenen Lande ankam. — Auch der König von Böhmen hatte seine Schaaren gerüstet und geordnet in aller Weise, als solche die des Tags wollten ringen nach Preis und Ehre. Auch unterließ er es nicht, mit Gut Diejenigen zu gewinnen, von welchen er wußte, daß sie sich auszeichnen durch Mannheit. Viel verhieß und theilte er aus des Morgens, so lange das Heer noch unter den Zelten war. Am meisten Vertrauen aber hatte er auf die Ritter aus deutschen Landen; diese alle erlas er zu seiner Schaar, die den Zug begann.

Was Rudolf beabsichtigte, ehe er anrückte, das unterließ auch Ottokar nicht. Dem Ritter Milota befahl er,

mit zwei Rotten höher zu reiten, und so lange zu warten, bis sich mit ganzer Macht die Ritterschaft in einander menge, und wenn dann das Volk im Streit ermüde, so sollte er zur Stunde rasch anrennen, und die Deutschen zersprengen.

Nun rückten die Heere einander näher. Ueber Ottokar's Schaaren breitete sich ein Sturmfahne, der war grün wie das Gras, darin lag ein Kreuz weiß wie der Schnee. Kaum waren die Böhmen acht Schüsse lang von dem Lager gezogen, so erhob sich Lärmen und großer Schall. Laut tönten Posaunen, Pauken und Schalmeien. „Hie Rom" das war der Ruf der Deutschen, „Budewepp Broha das Feldgeschrei des böhmischen Heers [19]).

Auf einem der schönsten bepanzerten Streithengste saß Bischof Heinrich von Basel; er ritt vor der Schaar von Oesterreich und rief: „fechtet männlich, denn ihr streitet und ringet für das Recht; wer da stirbt auf dem Kampffeld, deß Seele wird erwerben Wohnung in der Engel Chor." So sprach er und noch mehr, um sie zu reizen zur Tapferkeit und ritterlichem Thun.

Vor der böhmischen Schaar ritten Barfüßer und Prediger aus Böhmen, und ermahnten: „Seid bieder und männlich, ihr Fechtet um Gerechtigkeit. König Rudolf will bezwingen zum Reich Mähren und Böheimland; wer es ihm wehrt mit ritterlicher Hand und fällt, dessen

Seele fährt alsbald in Abraham's Schooß." — Während die Ungarn ihre Bogen erprobten, indem sie ihre Bolzen in das Heer der Böhmen versendeten, zog König Ladislaus der Junge vom Streit hinweg auf den Berg ob dem Plan, da er wohl sah und hörte, was auf dem Felde geschah. — Das ist der Ungarn Gewohnheit, daß der König vom Streit ferne geht, denn sie sagen, ihr Gebieter sei ihnen zu achtbar, denn daß er sollte streiten wie die Andern.

Mit lauter Stimme begann jetzt Bischof Heinrich von Basel den Schlachtgesang:

Sant Marei, Mutter und Maid:
Alle unsre Noth sei dir gekleit (geklagt).

Ihm nach sang Rudolf von Rhyne, ein Ritter aus Basel, mit so heller Stimme, daß man es hörte bei beiden Heeren. Auf der böhmischen Seite riefen die Pfaffen:

Gospondina Pomiloidol

und ritten voran. Ueberall hörte man den Ruf: Helm auf! Helm auf! aber man zögerte noch auf beiden Seiten mit dem Angriff.

Heinrich Schorlin aus Schwaben hatte einen unbändigen Hengst, der nimmer in der Reihe bleiben wollte; Schorlin gab ihm die Sporen, und der Hengst rannte unter die Feinde. Da rief der König: Auf! laßt uns ihm helfen. So war der Angriff eröffnet und die Schaaren trafen zusammen. Die von Oesterreich drangen auf

König Ottokar's deutſche Schaar. Das waren wohl neunthalb hundert Ritter mit verdeckten Roſſen: ihr Halten war ſo feſt, daß ſie nicht leicht zu ſpalten war, denn Ottokar, der unter den Vorderſten focht, hielt ſie zuſammen. Rückwärts und vorwärts ging es jetzt zwiſchen beiden Schaaren: die eine drang vor, die andere ſchien zu weichen, und wieder umgekehrt: die böhmiſche widerſtand und die deutſche wich. Lang dauerte dieß, ſo daß man in ſanfter Eil eine Meile geritten wäre, bis es ſich entſcheiden konnte; da drang die Schaar von Oeſterreich mit einem gewaltigen Druck durch, und eine ſchädliche Furche zogen die Helden von Oeſterreich durch die böhmiſche Schaar. Jetzt mengten ſich die Schaaren, und ein Gemetzel begann, daß die grüne Heide mit Blut gefärbt wurde. Die von Oeſterreich erzeigten es wohl, wie gram ſie waren den Böhmen, und Gleiches erfuhren die hochgeſchornen Polen, denn ſie düngeten mit ihnen das Land. Wohl ſchalten ſie nimmermehr das Panier mit dem weißen Strich. Das führte ritterlich der Alte von Haſelau. Bereit und gut war zur Tapferkeit ſein Sinn; aber er zählte des Alters mehr denn hundert Jahr, das machte ihn des Leibes ſchwach. Wider ſeinen Willen nahm ihm der ſtolze Degen, Herr Heinrich von Lichtenſtein, das Panier aus den Händen. Dieſer und der von Valchenberg thaten nun manchen kräftigen Hieb, wodurch ſie an dieſem Tag ihre Bravheit bewährten. Die mit den langen Bärten, Meiſter Matthias von Trenz

und Graf Stephan von Schildperg, hieben ein, daß es laut ertönte, und die zwei Schaaren, so sie führeten, drückten und drangen weit vorwärts im Streite. Von Ungarn hörte man nie, weder zuvor, noch seither, daß von ihnen je so männlich gestritten worden wäre, wie von denen, die König Rudolf zu einer Schaar geordnet hatte. Die Ehre, welche ihnen dadurch widerfahren war, machte sie so kampffreudig. Auch rächten sie das Herzeleid, den Schaden und die Schande, daß König Ottokar auf Ungrischen Gebiet mit Raub und Brand so wild gehaust hatte. Wer diese Ungarn sah im Streite, der mußte sagen, daß sie fochten nach Schwäbischer Weise. — Wie aber die von Steiermark fochten, das möchten nicht zehen Erzähler genug berichten. Sie gedachten recht wohl, was Ungemach und Schande der von Böheim ihnen erzeigt hatte. Darum richteten sie sich an diesem Tag so sehr wider ihn, daß von solcher Ritterschaft nie bessere That begangen ward. Daß sie der König der Deutschen in seine Schaar gewählt und sich zu ihnen gesellt hatte, dafür gaben sie ihm jetzt ihren Dank zu erkennen. Manchen Funken hieben sie mit ihren Schwertern aus den Helmen; was ihnen die Böhmen borgten, das ward ihnen also vergolten, daß sie ungescholten blieben. Auf keine Weise ließen sie sich dringen von dem Sturmfahne, so daß, der ihn führte, Burggraf Friedrich von Nürnberg, dem König nachher selbst gestand, wie er fast verzagt hätte des Siegs, bis er die

Steirer ſah begehen ſolche Werke der Tapferkeit. Daſſelbe ward gethan von den Kärnthnern; manchen Sattel ſah man ſie leer machen. Nicht ſäumte ſich an Mannheit Graf Ulrich von Heimburg, und an Tugend die er von ſeinem Vater ererbt hatte; er machte fließen manch blutigen Schweiß, und mehrte den Feinden Angſt und Noth mit ſeinen Händen. Was der von Ortenburg den Seinen gebot, davon ward nichts unterlaſſen; alle Kärnthner ſtritten, daß ihnen der König ſpäter mit Gut und Ehre ſeinen Dank zu erkennen gab. Herzog Mainhard war auch nicht ſäumig mit ſchweren Schlägen, und die aus Krain thaten, was in ihren Kräften ſtand. Wie fochten aber nicht die Mannen des Biſchofs von Salzburg, die er dem König zur Hülfe und Wehr geſendet? Mancher der Polen mußte unter den Schwertern der Dreihunderte ſein Ende finden.

Aber Wunder möchte man ſehen, wie da begannen zu hauen, die gekommen waren aus Schwaben, getrieben von ritterlichem Muth, und nicht um des Gutes willen. Wie das Wachs und Blei ohnmächtig verſchmilzt vor des Feuers Macht, ſo wenig mochten die Sachſen ſich halten vor der Ritterſchaft von Schwaben. Die der Markgraf mit dem Pfeil dem König von Böhmen brachte, deren kamen Wenige wieder heim; im Blut ſah man ſie baden. Auch das böhmiſche Geſind mußte ſich wacker wehren vor den ſchwäbiſchen Gäſten, oder in der Flucht ſein Heil

versuchen. Während auf Seiten König Rudolf's so ritterlich gestritten wurde, wäre er beinahe selbst in große Gefahr gekommen. Nicht hatte er sich ferne gestellt von dem Schlachtgewühl, wie der junge König von Ungarn, sondern er focht in den Reihen, wie ein andrer Mann. Da drang auf einmal ein Ritter auf ihn ein, der es schon längst auf ihn abgesehen hatte. Schon ehe das Treffen begann, war dieser Ritter — er nannte sich Herbot von Füllenstein — mit noch einem andern aus Thüringen vor Ottokar gekommen, und hatte sich hoch und theuer vermessen, er wollte gewißlich den König Rudolf zu der Erde niederbringen. Ottokar verhieß ihm großen Lohn, wenn er es vollbringen würde. Wirklich suchte Herbot von Füllenstein im Treffen den König auf, und stieß bald auf ihn, ob er gleich in seiner unscheinbaren und rostigen Rüstung vor den Uebrigen nicht leicht zu erkennen war. Aber er fand in Rudolf einen Gegner, dem er wenig anhaben mochte. Der König ließ wohl schauen, daß ihm in manchem harten Streit Ehre geworden war, und daß er da und zu aller Zeit Ritterschaft wohl verstand. Er traf den Ritter von Füllenstein im Kampfe auf den Helm; durch das Helmgitter ging die Lanze, und stach ihm beide Augen aus dem Kopfe, daß er starb. Da wollte der Ritter aus Thüringen vollführen, was dem von Füllenstein nicht gelungen war. Vier Ritter waren da, um dem Thüringer zu helfen, aber ehe sie zu dem Könige dran-

gen, wurden sie von den Rossen zu Boden getreten. Ihren Tod wollte nun der Ritter aus Thüringen rächen; wirklich traf er auch das Roß des Königs mit der Lanze, daß es mit seinem Reiter darnieder fiel. Dicht neben einem Bache wurde der König zu Boden gefällt; schnell deckte er seinen Schild über sich, damit er nicht unter den Hufen der Pferde zertreten würde. Zur glücklichen Stunde waren die Ritter zur Hand, die ihm zur Hut gegeben waren; die wollten dem König wieder aufhelfen, aber der rief: sorgt nicht für mich, denn es ist jetzt nicht Zeit, sich um einen einzelnen Mann zu kümmern; schreitet in den Kampf und helfet den Andern. Als die Pferde über den König gegangen waren, da richtete ihn Heinrich Walter von Ramschwag auf, so gut er konnte. Ein Pferd her! rief der vom Boden Aufgerichtete, man reichte ihm eines; alsbald saß er auf, band den Helm fest, und sprengte von Neuem unter die Feinde. — Als der Thüringer sah, daß er dem König nichts weiter anhaben mochte, so machte er sich eine Gasse mitten durch die Umgebung des Königs; er wurde aber nachher gefangen.

Kaum war diese Gefahr vorüber, so richtete ein dritter Gegner auf König Rudolf sein Augenmerk — das war König Ottokar in eigner Person. Wie rasend drang er ein auf die Schaar, die vor Rudolf focht. Die ihn umgaben, vermochten es nicht, ihm zu folgen, und thaten

es auch ungerne, da ihnen gewisser Tod bevorstand, und die Unmöglichkeit am Tage lag, den Keil zu sprengen, von dem Rudolf umschlossen war. Dessen achtete Ottokar nicht; ja, wenn ihm St. Peter sogar gesagt hätte, daß er seinem Verderben entgegen gehe, er wäre nicht vom Platze gewichen. Sein kühnes Vordringen war auch nicht ohne Folgen; zwischen beiden Heeren wurde der Streit aufs Neue heftig, und lange schwankte es bald hin bald her. Diesen Augenblick ersah der Kapeller, der vom König zur Hinterhut bestellt worden war. Im Nu war er zur Stelle: er fiel dem Heere der Böhmen in die Flanke, zertheilte sie, und griff rüstig die Hintersten an. Das krachte, wie wenn der Blitzstrahl einen Wald niederschlägt. Ein Entsetzen kam die Böhmen an, und sie glaubten, die Schaar des Kapellers wäre viel größer, als sie wirklich war. — Da rief der Markgraf von Hochberg, wie es verabredet war: sie fliehen, sie fliehen; und die Seinen riefen es ihm nach. Das erschreckte die Böhmen noch mehr. Jetzt erst wurde von den Deutschen recht ernstlich gefochten. Diejenigen, welche zuvor bei dem Hin- und Herschwanken des Streits beinah zag geworden waren, als sie sahen, wie der Kapeller also auf die Feinde ging und so männlich gebahrte, faßten sie neuen Muth und fochten ritterlicher, denn zuvor.

Als Ottokar sah, wie die Deutschen durch eine neue Schaar verstärkt wurden, ließ er alsbald an Herrn Mi-

lota den Befehl ergehen, er möge zureiten. Den vernahm Milota, aber jetzt gedachte er deſſen, was Ottokar an ihm Uebles gethan, wie er im Thurm ſeinen Bruder verbrannt hatte. Drum achtete er nicht auf ſeines Königs Befehl, ſondern er wändte von dannen, und ging bei der March zu Thal; ihm war es gleichgültig, wer die Wahlſtatt behauptete oder verlor. Er floh gemächlich, denn ihm jagte ja Niemand nach. Als der König ſah, daß er an Milota weder Troſt noch Hülfe hatte, da wäre er gerne ſelbſt aus dem Feld gekommen. Selbviert drang er aus dem Streit, und ſonſt war Niemand dabei, als er mitten durch die Streitenden hindurch ging. Das ſahen zwei Ritter aus Steiermark, um die der König in früher Zeit Böſes verſchuldet hatte, und legten ſich alsbald mit Neid auf ihn. Von dem Schlachtfeld trieben ſie ihn auf die Ebene, wo ſich Ottokar ihnen ſtreitend gegenüber ſtellte. Zwei ſeiner Getreuen fielen kämpfend an ſeiner Seite, der dritte verlor ſich. Jetzt ſtand er allein gegen zwei erbitterte Gegner. Lange trieben dieſe ihn hin und her, da rief er endlich ſtreitmüde: „Was ſoll euch mein Sterben, daß ihr mein Blut vergießen wollt? Bringt mich lieber lebendig gefangen eurem Herru; was ihr mir thut, es frommt euch an Ehr und Gut hinfort nimmermehr.“ Doch die Beiden achteten der Rede nicht. Mit einem Stoß brachten ſie den König von Pferde, und fochten mit ihm, bis er wehrlos vor ihnen ſtand. Der eine rannte ihm

jetzt das Schwert durch den Leib, daß es auf der andern Seite hindurch ragte. Noch hoffte der König auf ihr Mitleiden. Laßt mich genesen, bat er, ihr zieren Helden, und vergebt mir, wenn ich Etwas wider euch gethan habe."

Ihr büßt mir den Oheim, Herrn Seifried von Merenberg, rief der andre von den Rittern, und stach ihm den Dolch in den Hals, daß er für todt zur Erde fiel. — Sie ließen den Gefällten liegen und kehrten wieder zum Heere zurück. Und nun kamen die Troßbuben, die zogen dem König Harnisch und Kleider ab, daß er ganz bloß und nackt da lag.

Zu derselbigen Zeit ritt an dem König vorbei Herr Perichtold von Emerperg; eben neigte Ottokar sein Haupt in den Schooß und klagte, daß er bloß war, doch der Ritter ritt weiter ohne Etwas davon wissen zu wollen. Das hörte der Ritter von Perchtolsdorf; er nahm den Mantel von seinem Knaben und warf ihn über den König. Er labte ihn auch mit Wasser, und indem viel Volk nach beendigtem Streit vorüber zog, starb Ottokar in den Armen des Truchsessen.

Während noch Rudolf auf dem Schlachtfeld stand, kam die Nachricht, daß Ottokar gefangen sei. Er dankte Gott, und befahl sogleich auf den Rath Herrn Otto's von Lichtenstein, daß man den Gefangenen zu den Fahnen führe, damit er nicht die, welche ihn fingen, durch Gaben blind mache und sie ihn so frei ließen. Aber schnell kam ein zweiter Bote, der brachte die Nachricht, daß die von

ihm verritten wären, welche ihn des Lebens beraubt hätten. Der König ritt dahin, wo Ottokar lag. Als er ihn sah nackt und beraubt aller seiner königlichen Kennzeichen und Waffen, und über und über mit Blut bedeckt, so fühlte er inniges Mitleiden mit ihm. Er ließ den Leichnam des Königs auf eine erhöhete Stelle bringen, damit Jederman sehe und erkenne, Ottokar sei wirklich getödtet — und daß so kein Zweifel für jetzt und für später entstehen könne, als ob er nur entrückt worden wäre, und nicht wiederkäme — und der letzte Betrug ärger werde, denn der erste.

Als die Böhmen auf der Wahlstatt hörten von ihres Herrn Tod, so suchten die, welche noch wehrlich waren, ihr Heil auf der Flucht. Manche Schaaren, die noch während der Schlacht zum Heere Ottokar's sich sammeln wollten, aber zu spät kamen, kehrten wieder um, als sie die Flucht der Andern sahen. Die polnischen Gäste, welche des Landes unkundig waren, wurden ungerechter Weise ihrem Schicksale überlassen, so daß sie nun irre und weisellos waren. Mancher von ihnen verlor Leib und Gut; sie zogen dem Marchfeld zu, wollten hinüber, aber manch Tausend ertrank im Gedränge. Die aber auf dem Lande flüchteten, denen ritten die Ungarn und Kumanen nach. Letztere waren, ehe noch das Treffen entschieden war, schon in das Lager beider Könige gerannt, und plünderten nach Herzenslust, war es bei Freunden oder Feinden. Da wurden die Kammerwagen zerschlagen, die Saumschreine ge-

der Abschied; der von Ungarn ritt mit den Seinen über die March gen Ungarn hinab. Gern hätte er den Weg über Böhmen genommen, aber König Rudolf gab es nicht zu, denn er befürchtete nicht ohne Grund, daß die heidnischen Ungarn mit dem Christenvolk in Böhmen schrecklich verfahren würden.

Voran war längst Ottokar der sieglose König gezogen. Sein Leichnam wurde auf einen Wagen gelegt, und zuerst nach Marcheck, dann nach Wien gebracht. Unter lauten Klagen ward er dort empfangen, denn wohl ergriff so schneller Glückswechsel das Herz aller Fühlenden. Zuerst wurde der Leichnam bei den Schotten beigesetzt; dann aber in der Frühe des Morgens trug ihn die sämmtliche Geistlichkeit ohne Gesang und Glockenklang ganz in der Stille in das Kloster der Minoriten. Daselbst wurde sein Angesicht aufgedeckt und Allen gezeigt; dann nahm man seine Eingeweide heraus, balsamirte den Leib mit Specereien, und wickelte ihn in reine Linnen und einen Purpur, den König Rudolf's Gemahlin dazu hergab. So wurde er im Kapitel der Minoriten fast 30 Wochen lang aufbewahrt; kein Todtenamt ward für ihn gehalten, keine Glocke geläutet, keine Messe gelesen. Da kamen seine Böhmen, nahmen mit Erlaubniß des Königs den Leichnam und übergaben ihn den Minoriten zu Znaym, wo er gleichfalls noch bis zum Jahr 1303 unbeerdigt lag, denn er starb im päpstlichen Bann, den Nikolaus III.

im Januar über Ottokar und alle Widersacher König Rudolf's verkündet hatte.

Endlich wurde der todte König in seine Hauptstadt nach Prag gebracht und dort in dem von ihm selbst erbauten Franziskaner-Kloster königlich zur Erde bestattet. In der Gestalt, wie man ihn gefunden hatte auf dem Schlachtfeld, wurde er abgebildet, und unter das Bild folgende Inschrift gesetzt:

O rex Ottocare! quondam pugnasti honeste,
Nunc stans in pannis depictus cum Tartaranis.

So endete Ottokar der Prächtige und Glorreiche, der seines Siegs so gewiß war, daß er schon Kriegszeug mit sich genommen hatte, um den Gegner zu belagern, wenn er sieglos das Feld verlassen und in eine Veste sich werfen würde. — Ottokar von Horneck, ein Mann der entgegengesetzten Parthei, hat in kurzen, aber vielbesagen-Worten seinen Werth ausgesprochen, wenn er sagt:

es lag erschlagen auf dem Plan
der aller theurist Mann,
der je getrug Kron'.

Dem Sieg über Ottokar hatte Rudolf Alles zu verdanken; Ottokar's Fall war für Rudolf's Haus der erste Schritt zu seiner künftigen Macht und Herrlichkeit. Schön hat dieß ein gleichzeitiger Dichter, Konrad von Würzburg, im Liede ausgedrückt:

Dem Adelarn von Rom werdeklichen ist gelungen,

Wan er Krainvogeln ein Wunder hat mit ſeiner Kraft beſwungen.
Er hat Lob erſwungen durliutig luter, und Glanz:
Hebch und Valken ſwang (er) ze Oſterlanden und in Stire;
Das mag in Pulle (Apulien) erſchreken wol die Raben und die Gire.
Rubine und Saphire,
Wie billich, zieren ſeinen Kranz.
Sin Geliuke und ſine Kraft entſige ſwas nu Wildes lebe,
Es ge, ſwimme oder ob es ſwebe;
Ob dem kann er wol fliegen.
Kein Vogel kan us allen landen wider in nu gekriegen.
Sich mueſte ein Lewe us Beheim under ſine Klawe ſmiegen.
Er iſt ane trigen, veſte und an hohen Eren ganz[33]).

Viertes Buch.

König Rudolf in Oesterreich.

Jahr 1278 bis 1281.

König Rudolf's erstes Thun nach der Schlacht auf dem Marchfeld war eine fromme Handlung; diese bestand nicht nur in einem dankbaren Gebet zu Gott, sondern auch in einer frommen Stiftung an die Kirche zu Marchek. In der Urkunde, worin er den Pfarrer und die Kirche zu Marchek in seinen besondern Schutz aufnimmt, und ihr einen Platz vor der Stadt zur Erbauung einer Mühle anweist, heißt es: „Wir wollen, daß die Kirche von Marchek zu ewigen Zeiten insbesondere mit der größten Andacht und Ehrerbietung verehrt werde, weil der höchste Vater der Barmherzigkeit, einen Blick auf unsere Angelegenheit werfend und milde sie leitend, an einer dieser Kirche nicht entfernten Stätte uns aus der Todesgefahr mit triumphirender Ehre errettet hat."

Was er hier dankbar mit der That anerkannte, das sprach er auch in Schreiben aus, die er unmittelbar nach der Schlacht an Verschiedene richtete. Schon von Feldsberg aus am 27. August meldete er dem Herzog von Venedig, Jacob Contareno seinen Sieg über König Ottokar von Böhmen. Vielleicht zu derselben Zeit und von

demſelben Ort aus ſchrieb er auch an den Papſt, ſo wie an den Erzbiſchof von Salzburg.

An den Erzbiſchof:

„Mit welcher Schmach, mit wie viel Unbill der fortwährende Störer des Reichs, weiland König Ottokar von Böhmen, uns heimſuchte, bis er uns dahin brachte, daß wir endlich die Hände erhoben, um ſeinen gottloſen Unternehmungen Einhalt zu thun, das weiß Niemand beſſer als Du, theuerſter Fürſt; denn Dir ſind nicht unbekannt die Verſchwörungen, welche derſelbe gegen uns anknüpfte, die Nachſtellungen, welche er uns bereitet, und die Stricke, die er heimlich uns gelegt hat. Weil Du mit mir von demſelben ſo bittres Leid erfahren, daß nun auch Du über unſern Sieg Dich freuen darfſt, ſo ſoll Dir Genüge geſchehen, indem Du aus unſerem Briefe vernimmſt, wie Alles ergangen. So wiſſe denn, daß wir am 25. Auguſt an dem Ort unſer Lager aufſchlugen, wo wir kaum eine halbe Meile von den Zelten des genannten Königs von Böhmen entfernt waren. Am Morgen des folgenden Tages rückten wir mit unſern Schaaren gegen die Stellung der Feinde, und ſo ward in der ſechſten Stunde des Tags unter uns ein hitziges Treffen geliefert, in dem der genannte König von Böhmen, als ein ritterlicher Kämpe, tapfer ſich vertheidigend, endlich beſiegt unterlag; nicht durch unſere Tapferkeit niedergeworfen, ſondern von Gott vielmehr geſchlagen, der die Wiederſacher des Reichs

schnell bekämpft hat. In diesem Kampfe sind viele Edlen des böhmischen Reichs theils durch die Schärfe des Schwert's gefallen, theils, als sie sich siegelos zur Flucht gewendet, von den Verfolgenden gefangen worden. Aber, da wir aus wahren und sichern Anzeigen wissen, daß nicht unsere, sondern des höchsten Gottes Macht, der uns in so großer Lebensgefahr gnädig beschützt, den Triumph gefeiert hat, so schreiben wir seinem Namen und seiner Ehre den gegenwärtigen glänzenden Sieg zu. Um unsere Noth zu enden, hat er sein gnädiges Auge voller Huld auf uns gerichtet, während die größte Gefahr über unsrem Haupte schwebte. Darum, mein theuerster Fürst, danke dem Allerhöchsten, und richte dein Herz zum Lobe der glorreichen Jungfrau Maria, durch deren Schutz unser Leben, dem Tode schon nahe, errettet ward, und die Ehre des römischen Reichs, die so jämmerlich darniederlag, auf wunderbare Weise wieder aufathmete."

An den Papst:

„Wir haben es für Pflicht gehalten, Eurer apostolischen Heiligkeit zu berichten, wie jener Streit sich geendet, den weiland der erlauchte König Ottokar von Böhmen, der Störer des Reichs und Verfolger unser Lebens, gegen uns und das römische Reich erhoben, nachdem er der Eide, die er als Lehensmann uns geleistet, so wenig geachtet. Am letztverwichenen Feste der Pfingsten ist der genannte König gegen die Lande des Reichs aufgebrochen, hat da-

rin mit Raub und Brand feindlich gehauſt, und Städte und Burgen mit Gewalt der Waffen genommen. Durch ſo viele und ſo große Unbilden, ſo viel Schimpf und Schmach hat er uns angetrieben, zur Vertheidigung des Reichs, deſſen Grundpfeiler er beinahe untergraben, endlich das Schwert zu ziehen, welches uns von Gott anvertraut ward. Am 25. Auguſt nach Bartholomäus-Tag haben wir und unſer Sohn Ludwig, König von Ungarn, das Lager gerückt, bis wir vom Heere des Königs kaum eine deutſche Meile entfernt waren. Aber den Tag darauf in der Frühe haben wir die Hülfe des ewigen Gottes angerufen, ſind vorgerückt, haben unſere Kriegsfahnen erhoben, und ſind mit dem König von Böhmen da zuſammengetroffen, wo er in geordneten Schlachtreihen das Treffen erwartete. Während die Feldzeichen ſich da und dorthin richten, drängen ſich hier die Kämpfer im wilden Angriff auf einen Knäuel zuſammen, dort wird mit gleichen Kräften unter uns gefochten mit gezücktem Degen. So ſehr war auf beiden Seiten das Verlangen, zu triumphiren, daß es ein Jeder für eine würdige Sache und Schuldigkeit anſah, mit dem Tod den Sieg zu erwerben, und ſterbend zu ſiegen. Da werden wackre Krieger unter die Hufe der Pferde geworfen, dort wird die Erde mit ſo vielem Blute getränkt, daß nicht nur den Kämpfenden, ſondern auch denen, die nur der Hitze des Kampfs zuſahen, das Leben zum Ueberdruß werden konnte.

Endlich aber trieb unser Heer, nicht durch seine, sondern durch des ewigen Gottes Kraft überwiegend, die Mannen des Königs von Böhmen in den nahen Strom, wo sie alle entweder unter der Schärfe des Schwerts umkamen, oder im Fluß ertranken, oder von den Feinden gefangen wurden. So half es nur Wenigen, daß sie ihr Heil in der Flucht suchten; denn beinahe Alle wurden entweder bei uns gefangen oder blieben im Tode. Obgleich aber der genannte König die Schaaren seiner Krieger zerstreut sah, und sich von Jedermänniglich verlassen, so wollte er doch unsern siegreichen Fahnen nicht weichen, sondern nach Art und mit dem Muth eines Riesen und mit wunderbarer Kraft vertheidigte er sich, bis Einige von unsrer Schaar den tödtlich Verwundeten mit seinem Streitroß niederwarfen [23]). Dann erst verlor jener prächtige König mit dem Siege das Leben; ihn fällete nicht unsere Kraft und Stärke, sondern die Hand des erhabenen Gottes, der gnädig unsere Sache entschied [24]). Indem wir also diese und andere Wohlthaten, welche er uns erzeigte, in Demuth erkennen und zum Lob und Ruhm seines heiligsten Namens berichten, werden wir auf das, was dem allerhöchsten König, dem Sohne Gottes, Jesus Christus wohlgefällig ist, mit desto größerem Eifer unsere Sorge richten."

Von Feldsberg, wohin sich Rudolf vom Schlachtfeld aus gezogen hatte, nahm er seinen Zug über Nikolsburg

gen Mähren. Er hatte manche seiner Leute entlassen, aber noch viele folgten ihm. Die Meisten wohl hauptsächlich, um ihre Rachsucht auf böhmischer Erde zu kühlen, und mehr des Raubs wegen, als dem König zu Liebe. Rudolf gedachte, sich beider Länder, Mährens und Böhmens, zu bemächtigen für den Schaden, welchen er erlitten hatte. Man berechnete, was Ottokar dem Reiche geschadet hatte, auf 40,000 Mark Silber. Auf dem ganzen Zuge ertheilte oder bestätigte er den Städten Rechte und Freiheiten; so den Städten Znaym, Brünn, Olmütz. Als der König gen Eibenschitz kam, verweilte er 13 Tage. Sein Heer hauste nach Feindes Weise mit Raub und Brand. Unzählige Beute wurde dem Heere zugetrieben, und unendlich viel mußte das Landvolk erleiden. Das Städtchen Pohrlitz wurde niedergebrannt, Kloster Raigern geplündert; Pohrlitz wurde aber gleich darauf von dem König für das, was es erlitten hatte, wieder entschädigt, denn es mag manches Ueble auch wider seinen Willen geschehen sein. Zu mancher Gewaltthat war auch das Heer veranlaßt, indem es in dieser unwirthbaren Gegend an Vielem Mangel litt, zuletzt auch, in den warmen Tagen des Septembers, an Trinkwasser. Als dem König in einem Helm Wasser dargeboten wurde, soll er es nicht angenommen, sondern gesagt haben: er wolle nicht trinken, während die Andern Durst leiden.

Von Eibenschitz zog der König in das Land, das man

Habern nennet. Zwölf Tage blieb er dort der Beute wegen. Eine Menge Pferde, Rinder und Vieh wurde ihm zugetrieben. — Ganz Mähren übergab sich; den Städten, die sich unterwarfen, bestätigte er ihre Freiheiten. Dieweil der König da lag, kam ein Bote vor ihn, der ihm berichtete, daß Markgraf Otto von Brandenburg im Anzug wäre, um seinen Oheim zu rächen, und ein Heer Sachsen mitbrächte. Sogleich sandte Rudolf Boten hinter sich nach Steiermark und Oesterreich, und zu Bischof Friedrich von Salzburg, welche Alle er nur zu früh auf dem Schlachtfeld von sich entlassen hatte. Diese hörten auf das dringende Aufgebot des Königs, und bereiteten sich sogleich zu einer neuen Heerfahrt. In eigner Person kam der Bischof von Salzburg; an ihn schlossen sich an der Bischof Johann von Gurk und der Bischof von Chiemsee. Auch mußte mit ihnen ziehen Bischof Bernhard von Sekkau, der indessen sein Unrecht an König Rudolf gewaltig bereuet hatte, und sich längst auf seine Seite schlug, sowie der Bischof von Lavent. Sie brachten dem König 300 Mannen. Auch kamen die von Oesterreich und Steiermark alle. Da man ihnen sagte, daß der König nahe bei Czaslau wäre, so zogen sie bei Nacht und bei Tag. Rudolf äußerte große Freude, als er sah und hörte, wie sie so willig dem Reich zu Hülfe kamen. Sogleich rückte er mit den Seinen näher, und ließ sich bei Zedliz auf den Wiesenmatten nieder.

Indessen war auch der Markgraf von Brandenburg näher gerückt. Bei Colin legte sich derselbe, so daß nicht völlig eine Meile zwischen ihm und König Rudolf lag. Schon rüsteten sich beide Heere zum Streit, da ritt Bruno, der weise Bischof von Olmütz, hinüber ins Lager zu dem von Salzburg, ohne daß Jemand davon wußte. Er bat ihn, bei dem König der Deutschen es dahin zu bringen, daß er sich in eine gütliche Verhandlung einließe. „Es wäre, so sprach er unter andern, eine schwere Bürde für das Kind, dem der Vater erschlagen wurde, wenn es noch dulden müßte, daß es seines Erblandes verlustig würde. Was Ottokar gegen dem Reich freventlich begangen, dafür hat er gebüßt, und damit soll sich König Rudolf begnügen. Wie viel besser wäre es, wenn dieser Haß durch eine Heirath geschlichtet würde." Solcher Rath mußte allen Fürsten angenehm erscheinen. Aller Ansicht ging dahin, daß es dem Reich nicht gezieme, wenn der höchste Würdenträger, welcher demselben unterthan wäre, seiner Lande enterbt und als ein Kind mißhandelt würde. — Bischof Friedrich von Salzburg nahm die Sache unter die Hand, um sie seinem König vorzutragen; die Bischöfe Johann von Gurk und Bernhard von Sekkau aber ritten am Morgen zu dem Markgrafen von Brandenburg, der sich nach Ottokar's Tod seiner Kinder, zweier Töchter und eines Söhnleins, angenommen hatte.

Die beiden Bischöfe begannen ihren Vortrag an

Markgraf Otto damit, daß sie riethen, was der junge König zu thun hätte, um für seines Vater Missethat dem Reiche Buße zu leisten. Dagegen sprach der Markgraf von Brandenburg: „Leid und Ungemach ist den Waisen Ottokar's durch die Kriegszüge Rudolf's ohnedieß genug geschehen; denn da der König mit seinem Heer aus Schwaben herniederzog, hat er ihm wider Recht viel nahmhafte Lande genommen, die ihm unterworfen waren. Darnach raubte er ihm den Vater, und auch dieß deuchte ihm noch nicht genug: er brachte ihm noch Schmerz und Herzenleid mit seinem Zug hieher, durch den manche Wittwen und Waisen geworden sind. Ohne Schuld sind Ottokar's Kinder gehöhnt und gering gemacht, so daß es Allen, die bei Treuen sind, wehe thun muß."

Diese Rede widerlegte Bischof Johann mit triftigen Gründen, indem er darauf hinwies, wie nur wegen Ottokar's Widersetzlichkeit all dieß geschehen. Zu dem sei ja Alles, was der König gethan habe, nur mit Rath und Willen der Churfürsten geschehen. Er gab ihm noch die Weisung, es möchte ihm nicht frommen, dem König zu widerstreben, in Betracht, daß der mächtige Ottokar selbst den Kürzeren gezogen hätte; was auch sein Loos sein könnte, wenn sich der König mit Ungnaden auf seinen Schaden legen würde.

Markgraf Otto gab es zu, daß er großen Schaden hätte, so er des Reichs Huld verliere und den König der Deutschen zum Feind bekäme. „Aber dennoch — das waren seine letzten Worte voll Nachdruck — will ich ab-

wenden von den Kindern des Königs, die ihm meine leibliche Schwester geboren, Alles, was ihnen schaden könnte. Eh' ich sie verderben lasse, will ich lieber mit ihnen sterben; und um dieser Kinder willen will ich gerne alle meine Angehörigen aufs Spiel setzen, beide zu Gewinn und zu Verlust."

Darauf rieth Bischof Johann dem Markgrafen, er möchte mit seinen Böhmen indessen zu Rathe gehen. Auf des Markgrafen Bitte blieben indessen die Bischöfe im Lager, wo sie gut gehalten wurden. Der Markgraf versammelte Laien und Pfaffen. Aller Wort ging einstimmig dahin, daß er sich zu einer Ebenung verstehen sollte. Sie wären des Kriegens satt, denn seit König Ottokar über Steier und Oesterreich Herr geworden, hätten sie nie ein ganzes Jahr in Ruhe zugebracht; jetzt hätten sie Lust zu Urlaub, und daß die Sache in Minne abgethan würde; auch fürchteten sie, es würde zur Letzte neigen, wenn es noch einmal zu einem Streit käme.

Als der Markgraf die Gesinnung der Böhmen vernahm, da ließ er die Bischöfe wieder vor sich kommen, und erklärte ihnen, daß er sich auf ihre Treue verlasse, und also zu einer Ebenung und Sühne sich verstehen wolle. Bischof Johann versprach ihm, es unter Vermittlung des von Salzburg dahin zu bringen, daß König Rudolf in dieser Sache keineswegs von der Gerechtigkeit abweichen würde. Er möge nur den Bischof Bruno und den Bischof Tobias von Prag, sowie zwei andere Herren, die ihm recht dazu dünken, mit ihnen nach des Königs Lager

abgehen lassen, damit diese am Morgen ihm wieder Nachricht bringen könnten, wie man die Sache anstellen wolle. — Die beiden Bischöfe kehrten jetzt wieder in Rudolf's Lager zurück, und sagten ihm von Wort zu Wort, was geredet worden war. — Der Bischof von Salzburg nahm die Sache wieder unter die Hand, um sie zur Entscheidung zu bringen. Dazu trug auch alles Mögliche bei Burggraf Friedrich von Nürnberg. Es kam nun dahin, daß man die Sache vier Fürsten übergab, die sollten sie nach Gott und Gerechtigkeit beilegen. Auf Seiten des Reichs wurde genommen Graf Mainhard von Tirol, und von Nürnberg der Burggraf; auf der andern Seite der Markgraf von Brandenburg, genannt mit dem Pfeil, und Bischof Bruno von Olmütz. Ueber drei Tage sollte die Sache verrichtet sein. Wirklich kam eine Richtung zu Stande, und das Resultat derselben war, daß jene Wechselheirath, welche schon früher zwischen den Kindern Rudolf's und Ottokar's beschlossen worden war, zu Stande kommen, und dadurch eine rechte Sühne und dauernde Freundschaft zwischen Haus Habsburg und Przemisl gestiftet werden sollte. Der erst achtjährige Wenzel sollte sich mit Rudolf's Tochter Guta vermählen, an der mit Fülle alle Reize sichtbar waren, die man sehen mag an schönen Frauen; Rudolf aber, des deutschen Königs Sohn, sollte Ottokar's Tochter Agnes zur Gemahlin erhalten. Rudolf's Tochter, Guta — das wurde bei der Verabredung be-

ſtimmt — ſoll, ſobald ſie Königin in Böhmen wäre, das Land innhalb Donau als Pfand erhalten; der junge Wenzel aber ſoll, ſo lang er nicht volljährig wäre, unter der Vormundſchaft des Markgrafen Otto ſtehen. Hedwig, eine andere Tochter König Rudolf's, wurde dem Bruder des Markgrafen von Brandenburg beſtimmt. Für die gehabten Kriegskoſten erhielt König Rudolf auf fünf Jahre lang die Markgrafſchaft Mähren. Ehe man auseinander ging, wurde noch beſchloſſen, daß das Beilager beider Paare zu Iglau (in Mähren) gehalten werden ſollte.

Während König Rudolf mit ſeinem Heer nach dieſer Stadt aufbrach, ließ er nach Wien entbieten, daß ſein Töchterlein Guta, die ſich daſelbſt bei der Mutter befand, mit Gefolge wonniglicher Frauen und ſchützender Ritter nach Mähren komme; andrerſeits reiſte die verwittwete Königin von Böhmen Kunigunde mit ihren Kindern Agnes und Wenzel von Prag ab. Um dieſelbe Zeit hatte ſich auch Rudolf's Sohn zu Iglau eingefunden.

Die Frauen, welche erſchienen, hatten Alles aufgeboten, um ſich im Glanz ihrer Schönheit zu zeigen. Sogar Kunigunde, die noch trauernde Wittwe, hatte es nicht unterlaſſen, ſich zu zieren, ſo viel es die Trauer um ihren Gemahl ihr zuließ. Ihr Antlitz war verhüllt mit einem Schleier klein und weiß, dadurch gaben Glanz die Wängelein roſenfarb. Wer dahin ſah, wenn ſich der Schleier öffnete und von ihren Wangen verrückte, daß ſie bloß ſich

zeigten, der ward verzückt hoch empor vor Freude bis in den dritten Himmel. Einen halb todten Mann, der sie angesehen hätte, konnte sie aus sehnender Noth ziehen, zur Stunde, wenn von ihrer Minne ein Strahl in sein Herz geflogen wäre.

Die Festlichkeit begann früh Morgens mit einer Messe, worauf der Bischof von Basel im Kreise der Frauen und Herren den jungen Paaren die Verlobung kund that. Dann ward ein Waffenspiel angestellt, wobei die Böhmen zeigten, daß sie zum Spiel geschickter sein, als zu ernstlichem Streiten; und als man gespeist hatte, begann ein großes Kampfrennen. Unterdessen ging König Rudolf mit den Rittern ins Gemach der Frauen, wo sie zu Kurzweil versammelt waren; und bald, wie der König es anordnete, nahmen sie Platz, je ein Ritter zwischen zwei Frauen. Da saßen die klaren Frauen zur Seite der dunkelfarbigen Ritter wie die weißen Zeitlosen neben schwarzen Kohlrosen. Rudolf saß neben der Königin Kunigunde; und wie er Leutseligkeit zu Glimpf und Scherz hatte, so wandte er sich mit mancher losen Rede zu der schönen Frau, und begannte mit ihr zu kosen: „Holde Frau, wißt Ihr das, wenn man tödtliche Feindschaft in Sühne vertilgt, die bestätigt und versiegelt man mit einem Kuß? Wollet Ihr also gegen mir thun, so wüßt' ich wohl, daß die Sühne zwischen uns wäre stet und ganz." Kunigunde bedachte sich nicht lange auf des Königs höfliche Rede,

sondern sie antwortete ihm mit gleicher Freundlichkeit; und wohl mag, was er auf so feine Weise sich erbat, ihm nicht verweigert worden sein.

Zur Seite der Königin saß an der Tafel das jugendliche Brautpaar Guta und Wenzel. Wer ihr Gespräch vernommen hätte, sollte sich wohl des Lachens nicht erwehrt haben. Da sie an Witz und an Alter beide gleichsam Kinder waren, so thaten sie dem nach gleich und redeten wie Kinder. Dem Bräutigam sagte das Fräulein von seinen Locken, wie die gestaltet wären; so erzählte Wenzel seiner kleinen Geliebten, was sein Spring (Lieblingshund) gefangen hätte. Weiter unten an der Tafel sah man den Herzog Rudolf sitzen, dessen Herz die hochgeborne Königstochter wie ein Magnetstein an sich gezogen hatte; denn viel sehnlich blickte er zu der minniglichen Agnes hin, und erhielt gleich gütliche Blicke von ihr. Sie war von so süßer Rede und so angenehmer Sitte, und nicht minder tugendlich, daß wohl ein Engel ihr zu Lieb einen Augenblick aus dem Himmel entschwebt wäre. Nicht wandte Rudolf seine Augen von der Süßen, und oft wünschte er im Stillen, daß der Tag ein Ende nehme, und er der Guten also nahe käme, daß er sie möchte umfangen, und ihr Mund so roth büßen sollte seinen Liebesschmerz.

Als es Abend wurde, verliefen sich die Gäste; König Rudolf ging in seine Herberge, die beiden Brautpaare aber hielten jetzt ihr Beilager. Guta und Wenzel, die Kinder,

wurden in ein Bette gelegt: nach dem Bericht der Zofen hatten diese mehr Freude am Schlafen als am Küssen. Auch die junge Agnes führte man zu ihrem Rudolf. Dem war damit geholfen seiner Sehnsucht, daß ihm die Seltenreiche (glückselige) so nahe kam. Halsen und Umfahen, Küssen und Trauten geschah des Nachts viel von diesen beiden jungen Leuten; des Morgens schieden sie ungern von einander. Als sich Wenzel von Guta trennen mußte, so sprach er zu seiner kleinen Neuvermählten: ich will Dir vor allen Frauen alleine dienen. Herzog Rudolf's Abschied war desto länger und klagenswerther. — Agnes und Wenzel reisten jetzt wieder mit ihrer Mutter gen Prag. Ehe Königin Kunigunde Iglau verließ, wies ihr der König 3000 Mark Einkünfte und die Provinz Troppau zum Unterhalt an. Dagegen hatte sie den feierlichen Schwur geleistet, alle Verträge treulich zu haltun, und sich mit des Königs Feinden nie in ein Bündniß einzulassen. Der König ordnete nach diesem kostspieligen Aufenthalt zu Iglau, wo er aus Mangel an Geld Manches hatte versetzen müssen, was ihm werth war, noch viele Angelegenheiten in Mähren; er setzte den Bischof von Olmütz als Statthalter über das Land ein, gab ihm aber noch den Bischof von Basel bei, um einige Distrikte zu verwalten, so lang er noch im Lande wäre. Jetzt eilte er nach Wien, um als Sieger die Hauptstadt zu begrüßen.

Müde des Kriegens und Blutvergießens mag sich Kö-

nig Rudolf gesehnt haben, in die Hauptstadt des Landes einzutreten, in deren Mauern er nun ausruhen konnte auf schwer erkämpften Lorbeeren.

Als er am 1. Januar des neuen Jahres (1279) den Thoren der Stadt nahete, ging ihm entgegen Alles, was da geistlicher Orden war, sowie die weltliche Pfaffheit, und empfing ihn mit Gesang und unter dem Geläute der Glocken. Man sah Allen an, daß sie erfreut waren über die Ankunft des Königs. Nach diesem freudigen Empfang ging man zum Münster St. Stephan; ihm folgte die ganze Menge des Volks. Dort dankte der König Gott, dem Herrn aller Gnaden, die ihm waren geschehen. Nun empfing auch die Königin ihren Gemahl, umgeben von den Kindern, und in ihrem Gefolge manche wonnigliche und hohe Frau; und mocht' man da wohl sehen freundliche Blicke, denn ihr beider Herzen waren verbunden durch das innigste Band der Liebe. Darauf folgten Festlichkeiten jeder Art, um den Sieg Rudolf's über Ottokar zu verherrlichen, und seine Rückkehr in die Hauptstadt zu feiern. Edle Junkherren erhielten den Ritterschlag, und darauf folgte das gewöhnliche Tyostiren der jungen Ritter. Bei dieser Gelegenheit brach der mehr als hundertjährige Otto von Haselau, der in der Schlacht auf dem Marchfeld das Banner geführt hatte, eine Lanze mit dem Sohn seines Urenkels, Hugo Turzo, welcher eben den Ritterschlag empfangen hatte. Der alte Herr soll gegenüber dem Jüng-

ling ſich noch wacker gehalten haben. Vielleicht die Zeit dieſer Feſtlichkeiten zu Wien benützend kam Graf Iban von Günz, derſelbe, welcher zuvor die öſterreichiſche Gränze beunruhigt hatte, in die Hauptſtadt. Er hatte bisher manche Verträge geſchloſſen und immer wieder gebrochen; deßwegen iſt es auch glaublich, daß er mit friedlichen Worten nach Wien verlockt wurde. Eine große Furcht wandelte ihn an, als er vor die Burg kam, wo gerade die Mittagstafel gehalten wurde. Doch trat er entſchloſſen an den Tiſch, ergriff den Mundbecher des Königs, trank daraus und rief: nun bin ich ſicher, denn ich habe getrunken mit dem beſten Manne, der in der Welt lebt. Aber kaum war die Tafel vorüber, ſo wurde er ergriffen und in den Fluß geſtürzt. Als aber Einer von Liele, der Hauptmann der königlichen Leibwache, ſah, wie Graf Iban ergriffen wurde, griff er, um jenen Grafen zu vertheidigen, an ſein Schwert. Da ſprach der König: laß ab, was gehet es Dich an? Der ließ es ſein, aber mit Trauern, da er ſah, daß es der König ſelbſt befohlen hatte. Ein andrer ſehr wackrer Soldat, der denſelben Grafen auf Befehl des Königs nach Wien gebracht hatte, ließ ſich nachher vor Furcht nicht mehr blicken, als er ſah, daß das, was geſchah, nicht mehr durch ihn verhindert werden konnte. — Wenn wir auch dieſe Geſchichte nicht ganz bezweifeln wollen, ſo muß der Graf von Günz, dem Solches widerfuhr, nicht Iban, ſondern viel-

mehr ſein Bruder Heinrich geweſen ſeyn, da Iban ſpäterhin wieder auftritt.[25]) Ein anderes Beiſpiel, wo König Rudolf von einer Seite ſich zeigte, die mit ſeinem ſonſtigen Weſen nicht vereinbarlich erſcheint, erzählt derſelbe Chroniſt, Albert von Straßburg, dem wir wohl keine böſartige Abſicht König Rudolf gegenüber zutrauen dürfen.

In denſelben Tagen geſchah es oft zu Wien, daß die Diener des Königs, wenn ſie des Nachts über die Straße gingen, um Wein zu holen, beraubt, und ſo ſie ſich wehrten, verwundet wurden. Das erfuhr Graf Friedrich von Leiningen, ein Vetter des Königs, welcher in ſeiner Umgebung war, und der nahm ſich vor, dem Unfug zu ſteuern. In einer Nacht nahm er ſeinen Knappen, der Kranich hieß, mit ſich, und ging in eigner Perſon mit einer Weinkanne in der Hand wie ein Bube überall umher, um Wein zu holen. Alle Raufbolde, die über ihn herfielen, ließ er über die Klinge ſpringen, hieb ihnen die Köpfe ab, und ſein Knappe Kranich legte jedem der Getödteten den Kopf über den Bauch. Als es Tag wurde, ſah man die Getödteten auf der Straße liegen und es ergab ſich, daß Mehrere derſelben Söhne von Bürgern waren. Letztere erhuben ein großes Geſchrei vor dem König, daß ihre Söhne ermordet worden wären, während er ſelbſt in der Stadt ſich aufhalte. Wer es aber gethan hatte, das wußte Niemand. Als nun der König in die Meſſe ging, und Friedrich von Leiningen ihm nachfolgte, ſahen ſie

Einen der Getödteten auf der Straße, und dieser hatte seinen Kopf nicht auf dem Bauche liegen. Da sagte Graf Friedrich zu seinem Kranich: Dem hast du's nicht recht gemacht. Der König hörte, was gesprochen wurde, und schwieg. Als sie nachher allein waren im Gemach, fragte Rudolf seinen Vetter weiter, und erfuhr nun den ganzen Hergang der Sache. — Darüber war der König dem Vetter nicht böse, sondern er billigte noch sein strenges Verfahren.

Nach jenen festlichen Tagen zu Wien, denen wohl die Meisten noch beiwohnten, welche die Entscheidungsschlacht auf dem Marchfeld mitgekämpft hatten, gingen Viele wieder in ihre Heimath zurück. So kam um diese Zeit an den Rhein zurück Herr Siegfried von Gundolzheim, und brachte erfreuliche Kunde von des geliebten Königs Sieg und Glück den Bewohnern seiner Gegend. Zu derselben Zeit kehrten auch die beiden Königssöhne, Graf Albrecht ins Elsaß und Graf Hartmann in die Habsburgischen Erblande zurück. Während König Rudolf in Oesterreich weilte, war ihre Anwesenheit in jenen Landen so nothwendig. In ihrem Gefolge waren wohl der edle Conrad Wernher von Hadistadt, Landvogt im Elsaß. Auch Heinrich der Bischof von Basel scheint das ihm anvertraute Amt in Mähren bald verlassen zu haben, denn noch in demselben Jahre hält er eine große Synode zu Basel.[26]) Während viele der Getreuen von dem Kö-

nige ſich beurlaubten, und in ihre Heimath zogen, fanden ſich Andere bei ihm ein, die ihm vor der entſcheidenden Schlacht ferne geblieben waren. Pfalzgraf Ludwig, des Königs Tochtermann, erſchien, und mit ihm ſein Neffe Otto, der einer Tochter des Königs zum Gemahl beſtimmt war. Letzterer kam, um ſeinem Vater Gnade zu erwirken, was am leichteſten geſchehen konnte, wenn die ſchon längſt beſchloſſene Vermählung zu Stande käme. Sie wurde auch in dieſen Tagen wirklich vollzogen. Jetzt erſt fand ſich auch Herzog Heinrich ein. Schon Pfalzgraf Ludwig hatte ſich in letzter Zeit geringe Verdienſte um ſeinen Schwäher erworben, denn er war ja der ſäumigſte geweſen, der ihm zur Hülfe zog, und kam erſt an, als die Haupſache längſt entſchieden war.

Noch viel weniger hatte ſich Herzog Heinrich der königlichen Gnade würdig gemacht; denn er war nie im rechten Sinne des Wortes auf Rudolf's Seite geſtanden; ja in letzter Zeit hatte er ſich förmlich wieder auf Ottokar's Seite geſchlagen. Darum konnte er es jetzt nur für eine Gnade halten, daß ihn der König bei Land und Leuten ließ. Jedoch, daß er nicht umſonſt den Weg nach Wien gemacht hatte, ſo mußte er in eigner Perſon dem König jene Handfeſte zurückgeben, die ihm derſelbe nur nothgedrungen ausgeſtellt hatte, als er durch Baiern auf der Donau fuhr. Es war das zum Unterpfand des Heirathsguts ſeiner

Tochter überlaſſene Oberöſterreich, was er nun wieder herausgeben mußte.[27])

Sofort mußte berathen werden, wie von nun an die eroberten Lande Oeſterreich und Steiermark verwaltet werden ſollten, wenn der König einmal das Land verließe. Zu dem Ende berief König Rudolf den Burggrafen von Nürnberg, den Pfalzgrafen von dem Rhein, Herzog Heinrichen von Baiern, den Grafen von Sayn, den Biſchof von Salzburg und den Kanzler Meiſter Rudolf von Hoheneck, dazu noch einige Herren von Steierland und Oeſterreich, und bat ſie, daß ſie ſofort erdächten und erfänden, auf welche Weiſe der König ſolche Ordnung ſtiften möchte, damit fernerhin das Wohl des Landes auf keine Weiſe beeinträchtigt würde. Darauf verſammelten ſich die genannten Herren in der Herberge Herzog Heinrichs von Baiern. Hier kam man überein aller der Sachen, die zur Ordnung und zum Frieden gehören. Von ihnen wurde verſchlichtet, was zuvor noch unverrichtet geweſen war. Es wurden alle nöthigen Anordnungen zum Wohl des Landes getroffen. Einem Mann, den der König erſt ſeit kurzer Zeit kennen und ſchätzen gelernt hatte, dem Abt von Admund, übertrug er das Amt eines Landſchreibers. Der Abt war ein Landeseingeborner, und hatte ſchon durch fromme und rechtſchaffene Verwaltung ſeines Kloſters eine Treue im Kleinen dargelegt, die ihn würdig machte, auch über Größeres geſetzt zu werden. Wirklich ward er auch

ein tüchtiger Amtmann. Denn was in den Wirren des Kriegs entzogen war dem Herrn des Landes, dessen brachte er viel herwieder; er zog in dem Land auf und ab ohne Scheue, wie ihn der König gebeten hatte. Abt Heinrich that weislich, was er sollte; aber Etliche machte er ihm hold, Etliche wurden ihm auch gram. Darnach machte der König zum Hauptmann des Landes Steier Herrn Otto von Lichtenstein, derselbe, den Ottokar von Horneck seinen Herrn nennt. Nur gedrungen nahm er dieß Amt an, in dem er sofort alle Dinge weislich verrichtete, denn er war ein Ritter voll Mannheit, Verstand und Treue. Zu Grätz nahm er seinen Wohnsitz.

Ulrich von Capellen wurde Landeshauptmann und Landrichter in Oesterreich ob der Ens, und Stephan von Meissau Marschall des Landes für den ungetreuen Chunring.

Unter die ersten frommen Handlungen, womit König Rudolf das neue Friedensjahr zu Wien begann, gehört die Erfüllung eines heiligen Gelübdes, das er nach der Schlacht auf dem Marchfeld abgelegt hatte. Weil sein Leben an jenem Tage in höchster Gefahr stand, aus der ihn Gott auf so wunderbare Weise gerettet und den Sieg über Ottokar verliehen hatte, so gelobte er noch auf dem Schlachtfeld, er wolle zum Dank gegen Gott ein Kloster zum heiligen Kreuz für Dominikanerinnen stiften. Wirklich gründete er auch ein solches in der Vorstadt zu Tuln, doch unbeschadet der Rechte der Bürger zu Tuln. Der

Bau deſſelben wurde noch im Jahr 1279 begonnen, und ſcheint ſchon im Auguſt des folgenden Jahres vollendet geweſen zu ſein. Er dotirte das Kloſter mit vielen liegenden Gütern, Zehenten und Gülten an Geld, Getreide und Wein, und nahm die neue Stiftung in ſeinen beſonderen Schutz; verordnete den jedesmaligen Herzog von Oeſterreich zu einem Vogt, und befreite es, mit Ausnahme des Blutbanns, von jedem Gerichtszwang. An dieſe fromme Handlung reihen ſich lauter ſolche andere, wodurch er die Pflicht der Dankbarkeit gegen Diejenigen erfüllte, welche im Kriege gegen Ottokar, beſonders aber in der Schlacht auf dem Marchfeld ſo treulich ihre Dienſte dem König geleiſtet hatten. Voran Allen, die ſich um den König verdient gemacht hatten, ſtand Heinrich Walter von Ramſchwag, Sohn Ulrichs, des Untervogts von St. Gallen; dieſer hatte den König aus der augenſcheinlichen Todesgefahr errettet. Er verlieh ihm in Gegenwart vieler Fürſten 500 Mark Silber, „weil er — ſo heißt es in der Urkunde — uns aufhub aus dem Bach, da wir niedergeſchlagen waren, damit er uns des Lebens gehalf, und der Fall, der uns mit Geding (Abſicht) auf war geſetzt, den 'wandt' er von uns.“ Nach ihm war es der von Capellen, welcher zur Rettung des Königs und zur Entſcheidung des Treffens ſo viel beigetragen hatte; außer einem Marktrecht, das er dem Flecken Königswieſen um ſeines Herrn, des Capellers willen, verleiht, gab er ihm noch

vor ſeinem Abgang von Wien 800 Pfund Wiener Pfennige. Otto von Berchtoldsdorf, derſelbe, in deſſen Schoos der unglückliche Ottokar ſein Leben ausathmete, wurde Kämmerer in Oeſterreich, und alle ſeine Lehen, ausgenommen das Kämmereramt, wurden von dem Könige für Allode erklärt. So verlieh König Rudolf dem Einen Geld, dem Andern Lehen, dem Dritten ein Amt. Der für den König ſo thätige Biſchof von Baſel erhielt das Zollholz der Stadt Baſel, ſowie 3000 Mark Silber, welche er von den Abgaben der Basler und Straßburger Juden zu beziehen hatte. Burggraf Friedrich von Nürnberg, der im Frieden, wie im Kriege, unermüdlich im Dienſte ſeines Oheims, des Königs, geweſen war, wurde in dieſem und den folgenden Jahren mit verſchiedenen Reichsgütern belehnt. Wie König Rudolf ſich gegen Einzelne erkenntlich zeigte, ſo war er es gegen Hochſtifte, Stifte und Klöſter; auch einige Städte der neuen Lande, die ihn in jener verhängnißvollen Zeit des Kriegs mit Ottokar auf dieſe und jene Weiſe ſo treulich unterſtützt hatten. Beſonders erfuhr das Hochſtift Freiſingen und der Biſchof für ſeine Perſon beſondere Gnadenerweiſe von Seiten des Königs. Rechte und Freiheiten wurden theils beſtätigt, theils neu ertheilt, Zölle erlaſſen oder eingeräumt; kurz der König ſuchte auf alle mögliche Weiſe ſich erkenntlich gegen ſeine früheren Freunde zu erzeigen. — So freigebig er ſich in den bisher genannten Fällen mit Ertheilung von Rechten und Freiheiten, mit

Verleihung von Lehen und Zöllen und anderen Benefizien erzeigte, so blieb er fest bei seinem seit Antritt der Regierung behaupteten Grundsatze, Alles, was dem Reich entzogen worden war, wieder zurückzufordern, und streng darüber zu wachen, daß es nicht ferner geschehe. Diesen Grundsatz hatte er bisher mehr auf den Süden des deutschen Reichs angewendet, aber er sollte jetzt auch für die nördlichen Staaten des Reichs gültig werden. Der König selbst, zu wenig anwesend in jenen Gegenden, mochte es wohl weniger ausführen, darum erwählte er tüchtige Männer zur Ausführung. Am 9. September 1279 übertrug er dem Herzog Albrecht von Sachsen und dem Markgrafen von Brandenburg die Verwaltnung der Reichsgüter in Sachsen und Thüringen nebst der Stadt Lübeck, und beauftragte sie, die abgenommenen Besitzungen hereinzufordern.

Während wir den König Rudolf seit seinem Einzug in Wien einzig und allein damit beschäftigt finden, wie er auf alle Seiten hin seinen Freunden verleiht und vergabt, um die Pflicht der Dankbarkeit im strengsten Umfang zu erfüllen, sendet auch der heilige Vater, dem Rudolf seinen Sieg über Ottokar längst angekündet, seinen Legaten über die Alpen; denn er hielt es jetzt für die schicklichste Zeit, dem Könige sein Ansuchen ans Herz zu legen, der in seiner Freude über den gewonnenen Sieg Keinem etwas verweigern konnte, viel weniger dem heiligen Vater, dem er ja in seinem letzten Schreiben seine Bereitwilligkeit erklärt

hatte, Alles zu erfüllen, was zu Gottes und Jesu Ehren diene. Mit Anfang des Jahrs kam der Legat des Papstes nach Wien; das Schreiben, das er mit sich brachte, enthielt vorerst einen Glückwunsch wegen des über Ottokar erkämpften Siegs, dann folgte die bei den Päpsten gleichsam zur stehenden Redensart gewordene Einladung zur Kaiserkrönung nach Rom, und am Schlusse die Hauptsache der ganzen Sendung, eine freundliche Bitte des Papsts, daß König Rudolf die dem päpstlichen Stuhle durch frühere Kaiser geschehenen Verleihungen und Vergabungen feierlich bestätigen möchte. Der König erfüllte den letzteren Wunsch des Papsts, und es wurde den 19. Februar 1279 zu Wien eine Urkunde darüber ausgestellt. Die Einladung zur Kaiserkrönung, wenn sie auch von Seiten des Papsts noch so herzlich gemeint war, was wir wohl bezweifeln möchten, konnte er für jetzt nicht annehmen. Hatte jene Fahrt nach Lausanne, die König Rudolf unternahm, um mit Papst Gregor X. zusammenzukommen, einen Aufwand erfordert, den er nicht mit eigenen Mitteln, sondern beinahe mit lauter fremdem Gelde hatte bestreiten müssen: wie wäre es ihm möglich gewesen, die noch viel kostspieligere Romfahrt zu unternehmen, bei der er im Glanze der früheren Deutschen Kaiser erscheinen mußte — jetzt, da durch den Krieg mit Ottokar alle seine Mittel erschöpft waren. Wie wäre es jetzt rathsam gewesen, über die Alpen zu ziehen, da die Ordnung der österreichischen Lande ihn

schon ins dritte Jahr vom Reich ferne gehalten hatte, das so nothwendig seines längst vermißten Königs wieder bedurfte. War es aber auch dem Könige nicht blos darum zu thun, die Kaiserkrone aus den Händen des heiligen Vaters zu empfangen, sondern den deutschgesinnten Städten und Provinzen jenseits der Alpen sich einmal als denjenigen zu zeigen, der auch auf jene Lande mit der deutschen Krone Rechte ererbt hätte — die Aussichten in Italien waren nicht mehr so glänzend, daß sie den Aufwand, die Mühe und vielleicht auch die Gefahren einer Romfahrt überwogen hätten.

Mit dem Tode Gregor's haben wir die Darstellung der Angelegenheiten des cisalpinischen Landes, soweit es Deutschland berührt, abgebrochen; wir müssen den Faden wieder auffassen, um Manches nachzuholen, was bisher dort geschehen war, und zugleich auch zu erfahren, was König Rudolf in jener zu Wien ausgestellten Urkunde dem Papst eingeräumt, und warum es geschehen.

Kaum hatte Alphons von Kastilien durch Papst Gregor X. sich dazu bestimmen lassen, seine Ansprüche wenn auch nicht auf den Königstitel, doch auf den Besitz der deutschen Krone aufzugeben, wenigstens vor der Hand, so lange er im Innern seiner Lande mit den Mauren beschäftigt war, so stand ein andrer Widerpart gegen König Rudolf auf, wohl Keiner, der ihm die deutsche Krone, wie Ottokar streitig machte, aber der seine Hand nach den schönen Städten

und Provinzen Oberitaliens ausstreckte, die ihm wohl köstlicher däuchten, als die Edelsteine in der deutschen Krone; es war Karl von Anjou, König von Sizilien, Mörder Konradin's von Schwaben und Friedrich's von Oesterreich. Obwohl dieser genau wußte, daß ihm Pabst Clemens IV. nur unter der Bedingung das Reichsvikariat und die Statthalterschaft von Toskana übertragen hatte, bis der Pabst einen römischen König würde anerkannt haben, so legte er dieses Amt nicht nieder, obgleich Gregor X. den Rudolf von Habsburg als König anerkannt hatte. Karl von Anjou ging auf nichts Geringeres aus, als darauf, seine Herrschaft von Sizilien bis zur Provence auszubreiten. So war zwischen König Rudolf und Karl von Anjou schon der Grund zu einem zwieträchtigen Verhältniß gelegt; dazu kam noch, daß Rudolf die Grafschaften Provence und Forçalquier als Oberlehnsherr in Anspruch nahm. Papst Nikolaus III., zwischen Beiden in der Mitte stehend, beeilte sich nicht sehr, die beiden Gegner zu vereinigen, wie einst Gregor X. gethan, der vermittelst einer Heirathsverbindung zwischen Habsburg und Anjou den Streit zu beenden gesucht hatte. Vielmehr gebrauchte Pabst Nikolaus den Einen gegen den Andern, um erst seine eigenen Hoheitsrechte weit genug auszubreiten und zu befestigen. Da nun während der kaiserlosen Zeit ein großer Theil der italienischen Stände sich nach und nach vom deutschen Reich getrennt, und gleichsam unabhängig gemacht hatte, so hatte

König Rudolf nunmehr einen dreifachen Kampf zu bestehen, wenn er die alten Reichsrechte in jenen Gegenden wieder herstellen wollte. — Zuerst suchte er sich der mächtigeren italienischen Stände zu versichern. Bald nach seiner Krönung schickte König Rudolf unmittelbar auf den Gesandten an den Papst, Otto von St. Guido, oder vielmehr an seiner Stelle seinen Kanzlar und Reichs-Verweser in Italien, Rudolf von Hoheneck, sowie den Bruder Beringer, Johannitermeister in Deutschland, und den Grafen Heinrich von Fürstenberg nach Italien, nicht nur, um bei dem Papst die Angelegenheit wegen der Kaiserkrönung vollends zu bereinigen, sondern vielmehr, um die lombardischen Stände in seinem Namen in Huldigung zu nehmen. Da sie den Städten manche Freiheiten bewilligten, jedoch mit Vorbehalt der Rechte des Königs und des Reichs, so wurden sie meistens gut aufgenommen. In Mailand aber, der wichtigsten Stadt der Lombardei, fanden die Gesandten des Königs Anstand, und die Huldigung wurde verweigert. Gerade damals standen in dieser Stadt die Welfen und Gibellinen im heftigsten Kampf einander gegenüber. Die eine Partei hatte den Grafen Napoleon della Torre, die andere den Erzbischof Otto, aus dem Hause Viskonti, an ihrer Spitze. Vielleicht war die erstere Partei die schwächere, darum sah sie sich bald darauf, als die Gesandten des Königs die Stadt verlassen, nach der Hülfe eines Mächtigeren um. Obgleich Napoleon de la Torre als Welfe bisher auf König

Karls Seite gestanden war, so wollte er doch nicht an jenen sich wenden, um dem ohnedieß schon so Mächtigen noch die Herrschaft über die erste Stadt der Lombardei in die Hand zu spielen. Er verordnete deßhalb eine Gesandtschaft an König Rudolf, welche, indem sie ihm den herzlichsten Glückwunsch zu seiner Erwählung zum deutschen König darbrachte, zugleich die traurige Lage der Stadt, ihre inneren Zwiste und Fehden schilderte, und dieselbe seinem Schutze empfahl. Als Grund ihrer verzögerten Huldigung führte die Gesandtschaft an, daß die Bürger es gethan, um Gelegenheit zu haben, sich persönlich vor dem König darstellen zu können. König Rudolf nahm die Gesandtschaft huldreich auf, und versicherte die Stadt seiner Gnade. Darauf gab er ihr den Napoleon della Torre zum Statthalter, und sandte ihm eine Schaar deutscher Ritter, unter Anführung eines Grafen von Leiningen, zur Vertheidigung: diese befehligte hernach Cassonus, ein Sohn Napoleon's, der bravste und schönste Ritter von der Welt. Mit diesem kämpfte Napoleon della Torre glücklich gegen seine Feinde; es wurden Viele von der Partei der Viskonti gefangen, Viele nahe bei Mailand getödtet. Auch Viele von den Gefangenen ließ Napoleon della Torre niedersäbeln. Das machte auf die deutschen Ritter einen so üblen Eindruck, daß sie nimmer bleiben wollten. Unter denen, die erst zu Hause getödtet wurden, befanden sich 24 aus den edelsten Geschlechtern, sowie der Graf von Laguscho, und ein gewisser Tibaldus,

beide Neffen des Erzbischofs. Das geschah im Jahr 1276; das Jahr darauf aber erlitt die Partei des Napoleon della Torre durch die Viskonti eine große Niederlage. Der Graf wurde mit vielen Andern gefangen und in einen eisernen Käfig gesperrt, bis er elendiglich endete. Auch sein Sohn Cassonus wurde nach einigen Jahren gefangen und hingerichtet. So war die Rache wegen jener wider Recht und Fug Niedergehauenen nicht ausgeblieben!

Ehe sich noch die ebenerzählten Vorfälle in Mailand ereigneten, hatten die Gesandten König Rudolf's, der von Hoheneck, Bruder Beringer und der Graf von Fürstenberg mit den päbstlichen Legaten, dem Bischof Wilhelm von Ferrara, in den Städten die Runde gemacht, um die Huldigung für den König zu empfangen. In Reggio war alles Volk der Stadt mit Jubel und Freuden ihnen entgegen gegangen; in der großen Gasse daselbst schwuren die von Reggio, der Kirche und dem Kaiser treu zu seyn. Von da kamen die Gesandten nach Modena, Cremona, Piacenza, Crema, Lodi und Parma, wo der Eid der Treue geleistet wurde. Als sie in das Exarchat und die Pentapolis kamen — gerade war es die Zeit, wo Papst Gregor von Lausanne zurückgekehrt war, — wurden sie in ihrem Geschäft unterbrochen; denn der Papst rief sie nach Bologna, gab ihnen einen derben Verweis, und befahl ihnen Romandiola alsbald zu verlassen und sich nur um die Lombardei zu kümmern. Die Gesandten

aber achteten nicht auf den Befehl des kranken Papstes, der bald darauf in die ewige Ruhe einging. Auch unter Innozenz V., seinem Nachfolger, übten die Gesandten das von König Rudolf ihnen übertragene Recht aus, denn am 30. März 1276 wurde zu Ferrara vor Zeugen ein Notariats-Instrument ausgestellt, daß Rudolf, kaiserlicher Kanzlar und Gesandter, sowie Verweser des römischen Reichs in der lombardisch-trevisanischen Mark, in dem Patriarchat von Aquileja und der Romandiola, den Herrn Obizzo, Markgrafen von Este und Ankona, Namens König Rudolf's, mit seinen Besitzungen feierlich belehnt habe. Das wäre gewiß nicht geschehen, wenn Rudolf von Hoheneck keine Vollmacht als Reichsverweser auch in der Romandiola in Händen gehabt hätte. Wie Gregor's Nachfolger, Innozenz V., zu diesem Treiben des sogenannten Reichsverwesers in der Romandiola sah, wissen wir nicht; nur vernehmen wir bald darauf, nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen, seinen strengen Willen an König Rudolf folgendermaßen: „Wir ermahnen Dich in dem Herrn, ja wir bestimmen Dich mit wohlbedachtem Rathe, daß Du in möglichster Eile einige tüchtige Männer sendest, welche unbeschränkte Vollmacht haben, Alles das zu bestätigen, was mit meinem Vorgänger zuletzt beschlossen worden; es ist unser Wille, daß Du nicht früher die Fahrt nach Italien antretest, und, wenn Du schon auf dem Wege begriffen sein solltest,

wieder zurückgehest, bis alle jene Verträge ihre volle Bestätigung erlangt." Das Schreiben des Papstes überbrachte Bernard von Casteneto, der das Nähere mit dem König noch mündlich verhandeln sollte. Unmittelbar darauf schickte der König den Bischof von Basel, Heinrich von Isny, an den päpstlichen Hof, mit einem sehr devoten Schreiben; was Heinrich von Isny in der bewußten Sache im Namen des Königs gethan, ist nicht überliefert, aber soviel wissen wir, daß mit Bischof Heinrich auch König Karl von Sizilien vor den päpstlichen Stuhl kam, um seine Angelegenheit mit König Rudolf verrichten zu lassen. Papst Innozenz soll sich alle Mühe gegeben haben, um die zwischen Rudolf und Karl obwaltende Sache zu einem friedlichen Schlusse zu bringen, aber es war nicht möglich. Heinrich von Isny blieb bei dem von seinem König gegebenen Auftrag stehen, und Karl von Anjou behielt das Vikariat von Tuszien. Auf Papst Innozenz folgte noch in demselben Jahr Hadrian V.; an ihn wohl sandte König Rudolf den Bruder Edmund, vom Predigerorden, um gewisse geheime Geschäfte mit ihm abzumachen. Vielleicht geschah es aber auch unter seinem Nachfolger Johann, XXI. Was durch diesen Edmund verhandelt wurde, scheint nicht bekannt geworden zu sein. Der gleichzeitige Chronist weiß Nichts davon, wie vielmehr mußte es der Nachwelt unbekannt bleiben. Aber das wissen wir, daß König Rudolf etwa um dieselbe Zeit den Grafen von Fürstenberg in der

Eigenschaft als Gubernator in Italien einsetzte, und den Einwohnern der Romandiola, sowie den Städten des Seegebiets in einem freundlichen Schreiben befahl, daß sie ihn mit Ergebenheit aufnehmen, und ihm mit Freuden gehorchen mögen. Ein anderes Schreiben richtet er bald darauf in eben jene Gegenden, um den Grafen Heinrich von Fürstenberg, „als seinen Verwandten, den er zur Erhaltung seiner und des Reichs Ehre zum Gebietiger jener ganzen Gegend bestellt," zu empfehlen, daß sie ihm mit Rath bei Handen sein mögen, indem sie dadurch in dem Gesandten den Sendenden ehren. Es ist nicht ausdrücklich angegeben, an welche Stadt dieses Schreiben erlassen wurde, aber gewiß war es eine der ersten, welche dem König gehuldigt hatten, — etwa Reggio —; denn ausdrücklich spricht er sich darüber aus, wenn es heißt: er habe besonders auf sie sein gnädiges Auge gerichtet, indem sie die Erstlinge einer unverletzten Treue ihm dargebracht, es vorziehend, dem Befehl eines Einzigen zu gehorchen; und zudem, da sie die Gesandten, welche er ihr zugeschickt, mit so großer Ehre und Feierlichkeit aufgenommen habe. So haben wir hier den deutlichsten Beweis, daß König Rudolf seinen Gesandten wirklich den Auftrag gegeben, die genannten Städte in Huldigung zu nehmen. Es war also geschehen, und durch die Sendung des Grafen von Fürstenberg in die Romandiola deutlich bestätigt, daß jener Huldigungs-Akt der Städte mit des Königs Willen

vorgenommen wurde. Die Sendung des Grafen hatte aber keinen andern Zweck, als die Reichsrechte auf jene Gegend an Ort und Stelle im Namen des Königes zu handhaben.

Hatte Papst Gregor, sowie Innozenz V. nicht gut dazu gesehen, — Hadrian V. war zu kurze Zeit Papst, um Einsprache thun zu mögen — so drang auch Johann XXI. darauf, daß König Rudolf seinem Hoheitsrechte auf jene Gegenden entsage, die er zu Lausanne dem apostolischen Stuhl als Eigenthum von uralten Zeiten her zugesichert hatte. Bald geht eine Ermahnung Papst Johann's XXI. an den König, wo es unter Andern heißt: „Wir erinnern Deine königliche Majestät, wie jene Gesandten (Rudolf von Hoheneck und Bruder Beringer) unbesonnener Weise sich angemaßt, in Deinem Namen, wie Einige behaupten, — wir aber halten dafür, daß es ohne Dein Wissen und Willen geschehen — die Städte von Romandiola in Pflicht zu nehmen. Darum fordern wir Dich auf, daß Du jenen, so wie Anderen, die noch geschickt werden sollten, genau befehlest, daß sie darin vorsichtiger handeln, von solchem Thun ablassen, und sich von nun an nicht mehr in das mischen, was die Länder der Kirche angeht." König Rudolf scheint sich an diese Ermahnung des Papstes wenig gekehrt zu haben; denn, als Johann XXI. durch den Einsturz seines Gemaches das Leben einbüßte, und ihm Nikolaus III. auf dem apostolischen Stuhle folgte, machte

dieſer die nämliche Einſprache. Er bediente ſich derſelben Ausdrücke, wie zuvor Johann XXI. und ſuchte kluger Weiſe noch den König zu entſchuldigen, als ob es wirklich ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen wäre, daß die zum Kirchenſtaat gehörigen Städte von den Geſandten in Huldigung genommen worden. — Seines Herzens Ueberzeugung mag es aber wohl nicht geweſen ſein, als er den König von aller Schuld frei ſprach, und dieſe ganz auf ſeine Geſandten wälzte, als ob dieſe ſich das Recht von ſelbſt herausgenommen hätten, die Städte huldigen zu laſſen. Bei alle dem aber, daß er den König wegen deſſen, was geſchehen war, freundlich zu entſchuldigen ſuchte, blieb er bei ſeiner Einſprache ſtehen, und erklärte dem König geradezu, daß die Pentapolis und das Exarchat dem heiligen Stuhle wieder übergeben werden müſſe. In dem Schreiben, welches dieſe Erklärung enthielt, und am 12. December 1277 aus Rom abging, ſprach ſich der Papſt noch dahin aus: er ſei geſonnen, zwiſchen dem König und Karl von Anjou den ſchon oft verſuchten, doch nie zu Stande gebrachten Frieden zu ſtiften; bevor aber dieſes geſchehen, möge König Rudolf weder ein Heer nach Italien ſenden, noch ſelbſt erſcheinen, dafür aber ſeine Geſandten ſchicken, um zu beſtätigen, was zu Lauſanne Papſt Gregor von König Rudolf als feierliche Zuſage erhalten hatte. —

Auf einmal hatte ſich Rudolf's bisherige Anſicht ge-

ändert — er fand sich bereitwillig die Wünsche des Papsts in jeder Beziehung zu erfüllen, und auch von dem abzustehen, auf was er bisher so hartnäckig bestanden hatte, nämlich die Oberherrlichkeit über das Exarchat und die Pentapolis aufzugeben. Vielleicht kam er zu der Einsicht, daß Papst Nikolaus erst dann einen kräftigen Schritt gegenüber dem König von Sizilien thun würde, um ihn zur Abtretung des Vikariats in Toskana zu bestimmen, wenn Rudolf seine Wünsche in Beziehung auf das Exarchat und die Pentapolis erfüllen würde. Zugleich mag auch Rudolf befürchtet haben, wenn er in seiner Behauptung der Oberherrlichkeit über die genannte Gegend hartnäckig fortführe, mit dem neuen Papst, der ein Mann von seltener Klugheit und Thatkraft war, leicht in verdrießliche Händel zu gerathen; was ihm gerade in jenem Zeitpunkt nicht gleichgültig war, in welchem sein mächtiger Gegner in Böhmen sich aufs Neue gegen ihn rüstete. Es war ein alter bewährter Grundsatz König Rudolf's, mit einem Gegner sich zuvor abzufinden, ehe er mit einem zweiten in einen Streit sich einließ. Dadurch aber, daß er gegen den Papst sich nachgiebig zeigte, konnte auch sein Streit mit Karl von Anjou ohne viele Bemühung von seiner Seite beigelegt werden. Darum besann sich König Rudolf nicht lange; er bestätigte den 19. Januar 1278 zu Wien dem Papst Nikolaus **III.** alle Privilegien des römischen Stuhls, und sandte damit den Minoriten

Konrad nach Rom. Zugleich ermächtigte er dieſen, Alles dasjenige zu wiederholen und zu beſtätigen, was einſt der königliche Kanzlar Otto von St. Guido im Namen des Königs an Papſt Gregor X. verheißen: desgleichen Alles dasjenige aufzuheben, was etwa der Kanzlar Rudolf ohne ſeine Zuſtimmung gethan habe. So klug wußte König Rudolf es anzugreifen — oder vielmehr hatte es ihm der Papſt Nikolaus eigentlich in den Mund gelegt — zur Erleichterung ſeines Gewiſſens die Schritte ſeines Kanzlars Rudolf von Hoheneck für ungültig zu erklären. Am 4. Mai beſchwur dieſer Konrad, Prieſter der Minderbrüder aus Oberalemannien, Prokurator und Geſandter König Rudolf's, Namens deſſelben in Gegenwart von 11 Cardinälen das zu Lyon Feſtgeſetzte, dann die Eide Otto's IV. und Friedrich's II. Um die Wünſche des Papſts vollkommen zu erfüllen, beauftragte König Rudolf noch in demſelben Monat einen zweiten Geſandten, den Propſt Gottfried von Maria-Saal, die Städte des Exarchats zu Gunſten der römiſchen Kirche des Huldigungseids zu entlaſſen, welchen ſie dem königlichen Kanzlar Rudolf von Hoheneck für den König geleiſtet hatten. Am 30. Juni kam dieſer nach Viterbo, und erklärte feierlich, daß die Eide, welche von den Städten des Exarchats und der Pentapolis abgelegt worden, keine Gültigkeit hätten. Zugleich erließ er Rundſchreiben an die Städte Bologna, Imola, Faenza, Forimpopoli, Ceſena, Ra-

venna, Rimini, Urbino, Cervi, Forli, Montefeltro und Bertenoso mit der Ueberweisung des Eides der Treue an die römische Kirche. Damit war aber der Papst noch nicht zufrieden; er wollte noch größere Sicherheit, als diejenige, welche ihm die beiden Gesandten des Königs hintereinander gegeben. Er verfaßte selbst ein genaues Verzeichniß aller Städte und Bezirke, welche zum Exarchat und zur Pentapolis für immer gehören sollten; legte noch die Schenkungsurkunde Kaiser Ludwig des Frommen, sowie die Privilegien Otto's I. und Heinrich's IV. bei, und übersandte dieß Alles an König Rudolf, um seine schriftliche Bestätigung zu ertheilen. Bald darauf — den 10. November des Jahrs — schickte er noch einen eigenen Nuntius, Gottfried Dekan von St. Ardomar, an den König, um ihn zu ermahnen, daß er Alles früher zwischen ihm und der Kirche Abgemachte vollziehe, und die Einwilligung der Fürsten noch beibringe. Zu gleicher Zeit richtete er ähnliche Schreiben an alle Churfürsten; denn auf solche Weise gedachte er die Sache unwiderruflich zu machen. Seine Ermahnung fand williges Gehör. Am 14. Februar des Jahrs 1279 konfirmirte König Rudolf dem Papst Nikolaus III. die Privilegien des römischen Stuhls, wie sie sein Gesandter Bruder Konrad bestätigte, erneute und von Neuem gab: er hebt Alles auf, was diesem entgegen ist, oder von den Gesandten veranlaßt worden, und beschwört es auf das Evangelium;

welchen Eid er bei seiner Ankunft in Rom zu wiederholen verspricht. Deßgleichen bestätigt er die Schenkungen von König Ludwig her, und erklärt Alles von seinem Kanzlar Rudolf dem entgegen Erlassene für nichtig. Das ist jene merkwürdige Urkunde, welche zu Wien ausgestellt wurde, und dem päpstlichen Stuhl den Besitz des Kirchenstaats auf alle fernere Zeiten sicherte, wenn sie auch nicht die Glaubwürdigkeit einer uralten Schenkung bestätigte, die billig mancher Vernünftige der früheren Zeit bezweifelte, und die noch in jetziger Zeit mit Recht angefochten werden dürfte. So hatte König Rudolf, wohl nicht aus Ueberzeugung des Herzens, sondern vielmehr bewogen von den Umständen, im vollkommensten Sinne die Wünsche des Papsts erfüllt. Die Bereitwilligkeit des Königs war eines Gegendienstes werth; diesen konnte der Papst am besten erzeigen, wenn er den schon lange zwischen Karl von Anjou und König Rudolf bestehenden Streit zu Ende führte. Unmittelbar nach der Entscheidungsschlacht auf dem Marchfeld, aus dem Lager bei Dyax in Mähren, hatte der König den schon genannten Bruder Konrad, sowie den Propst Gottfried von Maria-Saal an den Papst Nikolaus gesendet, und denselben Vollmacht gegeben, Bündniß und Freundschaft zwischen ihm und Karl von Sizilien stiften. Er war des Streitens für eine Zeit lang müde geworden nach dem hartnäckigen Kampfe mit Ottokar. — Kaum war Karl von Anjou so

sehr zum Frieden gestimmt, wie Rudolf; daher brachte es der Papst nur mit Mühe dazu. Im September 1278 entzog er ihm die Würde eines römischen Senators, und bestimmte ihn endlich, aber mit vieler Schwierigkeit, das Gebiet von Toskana zu räumen. Das niedergelegte Reichsvikariat nahm er einstweilen für König Rudolf in Besitz. Ganz in Uebereinstimmung mit dem, was der König seinen beiden Gesandten aufgegeben hatte, suchte nun Papst Nikolaus auch Bündniß und Freundschaft zwischen Rudolf und Karl zu stiften. Eine Heiraths-Verbindung zwischen beiden Häusern schien dazu das beste Mittel, und er kannte wohl den Grundsatz des Königs, der zu Verbindungen solcher Art gerne die Hand bot. Zudem war ja schon in früherer Zeit von Papst Gregor dieses Mittel vorgeschlagen worden, um die Häuser Habsburg und Anjou auf Dauer mit einander zu vereinigen. Wunderbarer Weise mußte es sich fügen, daß Clementia, die jüngste Tochter König Rudolf's, welche schon in voriger Zeit dem Sohne Karl's von Anjou, Karl Martell, bestimmt gewesen war, und dann dem Herzog von Slavonien verlobt wurde, wieder freie Hand hatte; denn unmittelbar, nachdem König Rudolf aus dem Krieg mit Ottokar zurückkehrte, kam die Nachricht, daß der genannte Herzog Andreas plötzlich Todes verschieden sei. Am 4. Juni 1279 gab König Rudolf seine Einwilligung zu dieser Vermählung. Der Papst schlug folgende Bedingungen vor:

„König Karl soll die Grafschaften Provence und Forçalquier, welche er nach des letzten Grafen Raymund Berengar's Tod, als Erbe seiner Gemahlin Beatrix, dessen jüngerer Tochter, in Besitz genommen, als eröffnetes Reichslehen für sich und seine Erben von dem römischen König empfangen, jedoch mit Vorbehalt der Rechte Margarethens, der Königin Wittwe von Frankreich, und älteren Tochter des verstorbenen Grafen.

König Rudolf soll dem König von Sizilien den Ungehorsam gegen die vorigen römischen Könige (wegen unterlassener Lehensmuthung), sowie die Behauptung Siziliens gegen das Reich verzeihen.

Dagegen verspricht König Karl für sich und seine Erben, daß weder er noch seine Erben für sich selbst oder durch Andere den König Rudolf in irgend Etwas beleidigen, noch denen, die es wollen, Rath, Hülfe oder sonstigen Vorschub, öffentlich oder im Geheimen, leisten wollen. Auch das Reich oder nur einen Theil desselben wolle weder er für sich selbst angreifen, noch es veranstalten, daß Andere dasselbe anfallen; jedoch unbeschadet des Ansehens des päpstlichen Stuhls, und wenn der Papst nicht den Befehl dazu ertheilen werde. Mit denjenigen Vasallen, die er von Reichs wegen habe, soll er Niemand gegen den Kaiser dienen können, hingegen auch nicht gehalten sein, mit jenen, welche er von dem König von Frankreich habe, einem Anderen gegen letzteren König zu dienen. Sollte

zwiſchen dem deutſchen Könige und ihm irgend eine Uneinigkeit entſtehen, ſo ſollten es beide Theile der Entſcheidung des Papſts überlaſſen, und bei ſeinem Ausſpruch ſtehen bleiben.

Dieſer Vertrag wurde von beiden Seiten genehmigt; über Letzteres, daß er dem König und dem Reich nie zu nahe treten wolle, ſtellte Karl von Anjou am 10. Mai des darauf folgenden Jahrs eine eigene Urkunde aus.

Die Vermählung mit der königlichen Prinzeſſin mit Karl Martell wurde auf daſſelbe Jahr feſtgeſetzt, in dem die letztere Urkunde ausgeſtellt wurde.

Nachdem König Rudolf dieſe beiden Verträge, einerſeits mit dem Papſt, andererſeits mit König Karl abgeſchloſſen hatte, ſo ſchien er nicht mehr gehindert, in der Lombardei, ſowie in Toskana ſeine Reichsrechte geltend zu machen. Allein König Karl von Sizilien meinte es, ungeachtet die Heirathsverbindung zu Stande kommen ſollte, eben ſo wenig aufrichtig, als zuvor; er wußte beſonders die welfiſchen Städte insgeheim abwendig zu machen, unter dem Vorgeben, daß König Rudolf ſchwerlich nach Italien kommen werde. War es bei Karl von Anjou nur eine Vermuthung, die er verbreitete, um ſeine Abſichten auf die Lombardei und Toskana aufs Neue zu fördern — es kam wirklich nie dazu, daß Rudolf nach Italien kam. Wohl hatte er die Wünſche des Papſtes in jeder Hinſicht befriedigt, das Exarchat und die Penta-

polis gänzlich abgetreten, und ſich mit Karl von Sizilien verſöhnt, aber eine fernere Einladung zur Krönung war wohl nicht mehr an ihn ergangen; denn der Papſt Nikolaus III. hatte ganz andere Abſichten. Schon auf dem Conzilium zu Lyon hatte der Dominikaner Humbert einen Plan über die Theilung des Kaiſerthums auf die Bahn gebracht. Nikolaus III. ließ die Sache nicht unbeachtet, und gedachte auf folgende Weiſe den Plan zur Ausführung zur bringen: das Königreich Burgund in Arelat, welches herzuſtellen ſchon längſt ein Lieblingsplan König Rudolf's geweſen war, ſollte der künftige Brautſchatz der Prinzeſſin Clementia werden; die Lombardei und Toskana aber ſollen als zwei beſondere Königreiche an zwei Nepoten des Papſts aus dem Hauſe Urſini kommen. Ob und wie weit Nikolaus mit König Rudolf darüber verhandelte, iſt nicht bekannt; vielleicht unterbrach ſein Tod, der am 22. Auguſt 1280 erfolgte, ſeine Plane. Das Letzte, was er noch in der Angelegenheit der Häuſer Habsburg und Anjou vor ſeinem Tode gethan hatte, war, daß er am 6. Juli zu der auf Weihnachten beſtimmten Vermählungsfeier der Prinzeſſin Clementia mit Karl Martell die nöthige Dispenſation ertheilte, daß ſie ſich, ohne die Ehrbarkeit zu verletzen, mit einander ehelich verbinden dürften, obgleich Karl Martell der Neffe des Königs Ladislaus von Ungarn wäre, der ein Bruder Herzogs Andreas von Slavonien, des früheren Bräutigams der Prin-

zessin Clementia war. Der Nachfolger des Papsts Nikolaus, Martin IV., stand in keinem so freundlichen Verhältniß mit König Rudolf, daß er ihn so dringend zur Krönung geladen hätte; er wies in vier an Frankreich angränzenden deutschen Bisthümern dem König von Frankreich alle Zehenten an, um den Krieg gegen Peter von Aragonien, den Gegner Karl's von Anjou führen zu können. Auf vertrauterem Fuße stand er mit dem Letzteren; ihm hatte er vornehmlich seine Wahl zu danken. Dafür, und weil ihm Karl von Sizilien versprach, die widerspenstigen Städte im Kirchenstaat zur Unterwerfung zu bringen, hatte er ihm die Senatorwürde wieder zurückgegeben. Unter solchen Umständen wurde König Rudolf wohl nicht mehr nach Rom eingeladen, und er selbst mochte bei dem nicht so freundlich gesinnten Papst nicht mahnen. Nur bei den Päpsten Honorius IV. und Nikolaus IV. machte König Rudolf noch einmal sein Verlangen rege, gekrönt zu werden. Da einige der Päpste, deren acht regierten, so lang Rudolf König war, Rudolf's Fahrt nach Italien wünschten, mehrere auch nicht, so hätte wohl bei solchen widersprechenden Ansichten und Gesinnungen der Statthalter Petri König Rudolf selbst zuletzt alle Lust und Liebe verlieren können, über die Alpen zu ziehen, um sich krönen zu lassen; doch trug er noch bis in seine letzten Lebensjahre diesen Gedanken in sich. Dagegen, wenn ihn je Etwas dringend bestimmen konnte, die mühselige und

koſtſpielige Fahrt über die Alpen zu machen, ſo war es der traurige Zuſtand der italieniſchen Städte, die durch den Parteihaß der Welfen und Gibellinen im Innerſten zerrüttet und zerſtört waren. Von Mailand haben wir ſchon gehört, wo die Parteien Viskonti und della Torre gegenſeitig im blutigen Kampfe lagen. Wie es in anderen Städten ausſah, erfahren wir aus den eigenen Worten eines Geſandten, den die Bewohner von Piſa wahrſcheinlich nach Lauſanne ſchickten, wo Papſt Gregor X. und König Rudolf bei einander waren. Hören wir die kurze Rede des Mannes, der noch ſo ſchön und kräftig ſprach, wie ein Redner aus den ſchönſten Zeiten der alten Römer-Republik.

„Die Geſetze behaupten es, das Herkommen billigt es, das Alterthum bezeugt es, daß das Gebiet von Tuszien, von den übrigen zu geſchweigen, dem römiſchen König dienſtpflichtig. In Betracht deſſen rede ich, der Eine für Viele, geſandt vor das Antlitz des Fürſten, als Vertreter für Alle. Siehe die Provinz Tuszien, welche durch ihre Nähe am Sitze des römiſchen Reichs, als ein Hauptglied deſſelben mit ihrem Haupte in vertraulicher Mittheilung ſtehen ſollte, liegt zerfleiſcht durch die unzähligen Spaltungen, und wird immer noch mehr durch Bürgerkriege zerrüttet; im Mutterleibe ſtoßen ſich die Brüder, und endlich wird übermächtig in Jeruſalem die Bosheit Ismaels, indem der Feind den Freund, der Fremde den Einheimiſchen, der

Guelfe den Gibellinen verfolgt. Die Söhne werden Verbannte, und die werth sind, in der Heimath zu sein, müssen ihr Leben in der Fremde zubringen. Es trauert die Stadt Pisa; denn sie fühlt noch die Wunden, welche ihr das feindliche Schwert des heiligen Vaters und des zum König erhobenen Fürsten (Karl von Anjou) geschlagen. Diese Stadt zu beschützen und ihrer Beschwerde abzuhelfen, ist um so mehr Eure Hoheit verpflichtet, als sie mit ihren Vorfahren dem Königshause (den Hohenstaufen) mit uneigennütziger fester Treue anhing, und durch Erweise besonderer Gnade hochgestellt worden ist. Also möge Eure königliche Hoheit sich angetrieben fühlen, zu beschleunigen ihre Ankunft — um entgegen zu gehen den Gunstbezeigungen Vieler von edlem Geschlechte, entgegen der Umarmung des heiligen Vaters; ja sie eile, damit uns nicht bei verzögerter Ankunft die Feinde fürder verhöhnen."

Dringend war der Ruf an das Herz des Königs, traurig die Lage, welche ihm der italische Redner mit so lebhaften Farben vor die Seele führte — und doch erfolgte nur ein Schreiben von seiner Seite, worin er den Pisanern meldet, daß er den schönen Vortrag des feurigen Redners gerne und mit Wohlgefallen angehört habe, und ihrer Bitte zu willfahren gedenke, durch Sendung eines Abgeordneten an die römische Curie, der ihre Angelegenheit dem heiligen Vater zur Besorgung ans Herz lege. Das war der ganze Trost, den König Rudolf der bedrängten

Stadt zukommen ließ. Später richteten sich die Bürger von Pisa in einem Schreiben noch einmal an den König; er versicherte sie wieder seiner Bereitwilligkeit, sich ihrer anzunehmen, aber erst im Jahre 1281 bethätigte er dieses Versprechen, indem er ihnen 300 Reiter aus Deutschland zu Hülfe sendete. Den Hauptgegenstand ihrer Wünsche berücksichtigte er nicht, daß er in eigner Person unter ihnen erschiene, um durch seine Gegenwart den streitenden Parteien Ruhe und Frieden zu gebieten. Wohl erließ er auch unmittelbar, nachdem die Pisaner die zweite Sendung an ihn gethan hatten, wie schon früher erzählt wurde, an die bedrängten Städte Italiens die für alle erfreuliche Kunde, daß er bald einziehen werde in ihren Thoren, mit großer Pracht und Herrlichkeit, aber er kam nie dazu, sein Wort zu lösen. — Trägt König Rudolf die Schuld, oder haben Andere sie, daß es nicht geschah? — es läßt sich schwer ermitteln. Am richtigsten werden wir wohl urtheilen, wenn wir den eingetretenen ungünstigen Zeiten und Umständen die Schuld beimessen. Sorglosigkeit gegen das ihm ferner Liegende von Seiten König Rudolf's war es nicht — das beweiset die Sendung seiner Abgeordneten und Statthalter nach Italien; und noch lange sandte er die sogenannten Reichsvikare' aus Deutschland nach Toskana, oder bestellte er geborne Italiener zu solchem Amte. Wohl waren unter diesen nur wenige, wie ein Graf von Fürstenberg oder ein Rudolf von Hoheneck, welcher letztere

die Rechte des Reichs und ſeines Herrn auf dem italiſchen Boden wohl kräftiger zu wahren ſuchte, als ſein König ſelbſt. Der letzte dieſer Statthalter, Prinzipale Fiesko, Graf von Lavagna, ſoll auf den Gedanken gekommen ſein, den tuskiſchen Städten die Reichsrechte zu verkaufen. Auf dieſe Weiſe eröffnete er wohl für ſeinen König reiche Geldquellen, aber die Anſprüche an den italiſchen Boden wurden ſchmählicher Weiſe aus der Hand gegeben, und dieſe waren nimmer ſo leicht zu erwerben. So können wir es bald glaublich finden, wenn derſelbe zuletzt zu dem König zurückkehrte, mit dem Bericht, daß ohne ein Kriegsheer Nichts mehr in Italien auszurichten ſei. — War alſo das Unterlaſſen der Romfahrt von vielem Nachtheil für die Städte in der Lombardei und in Toskana, indem ſie ohne das perſönliche Einſchreiten eines Mächtigen, wie König Rudolf war, ſich ſelbſt gleichſam überlaſſen waren, und keine andere Ausſicht hatten, als aus eignen Mitteln ſich Hülfe zu ſchaffen; ſo könnte man auf der andern Seite ſagen, daß König Rudolf große Vortheile aus den Händen ließ, indem er die Sorge um Italien nur zu einer Nebenſache machte. Konnte und durfte es aber auch anders ſein? Während die Hohenſtaufen ſich nur Eine große Aufgabe geſetzt, nach Süden hauptſächlich ihre Macht zu erweitern, hatte König Rudolf eine nicht minder große Aufgabe vor ſich, in Oſten eine Macht zu gründen, und noch dazu den wichtigen Beruf, ein Reich zu ordnen, das durch 25 Jahre

der Unordnung und Zerrüttung Preis gegeben war. Wie wäre es, wenn er auch noch so thatkräftig war, ihm, einem Einzigen, möglich gewesen, sich noch eine dritte Aufgabe zu stellen, und den Plan der Hohenstaufen in Italien wieder aufzunehmen? Das Letztere, was einzig und allein manches großen Mannes ganze Thatkraft in Anspruch genommen hatte, hätte vielleicht auch seine ganze Lebensthätigkeit erfaßt, oder wenigstens seine Kräfte zersplittert; wie Viel wäre dann für ein Reich geblieben, das keines Eroberers, sondern eines Retters in seiner Zerrüttung bedurfte — wie Viel wäre jenem Lande zugekommen, das erst durch seine Sorge rechte Ordnung und Einrichtung erhalten sollte? Zwei Wege standen ihm offen — entweder der über die Alpen, oder der längs der Donau. Den letzteren ging er, und der gab mehr Glück als die Fahrt über die Alpen den Hohenstaufen, und dem, der in ihre Fußstapfen trat, Heinrichen von Luxemburg. Die Hohenstaufen kämpften um einen glänzenden Thron im Lande, wo die Citronen blühn! — aber der Kampf hat ihre Lebenskraft verzehrt und nicht geendet, bis der letzte Sprößling auf dem Blutgerüst sein Leben ließ. Rudolf von Habsburg hat in einer einzigen Schlacht einen Thron erstritten, der noch auf deutschen Marken, im Land der Biederkeit und Treue steht, und von dem herab noch seine spätesten Enkel das Scepter führen über ein treues, und dadurch glückliches Volk. Das ist ihm ge-

glückt und noch Mehr — Rudolf hat das deutsche Reich, wenn auch nicht durch Erweiterung seiner Grenzen vergrößert, doch durch Herstellung der innern Ordnung wieder empor gebracht — und hiermit hat er seine Aufgabe als König der Deutschen treu gelöst.

Wir gehen wieder auf das Frühere zurück, und berichten König Rudolf's letzte Thätigkeit auf österreichischem Boden.

Während er durch Erfüllung aller Wünsche auf Seiten des Papsts, mit dem päpstlichen Hof in ein freundlicher Verhältniß zu treten suchte, um wichtigere Absichten zu erreichen, richtete er seine Gedanken auf eine andere Verbindung, die nicht nur für sein Haus sehr ehrenvoll war, sondern ihm selbst in jeder Beziehung bedeutende Vortheile bringen konnte. Er lenkte seine Augen auf England, wo damals König Eduard I. regierte, und suchte dort seinem Sohn Hartmann, nachdem die Verbindung mit der böhmischen Prinzessin vereitelt wurde, eine Gemahlin, die seiner edlen Eigenschaften und Heldentugenden werth war. König Rudolf war mit König Eduard schon früher, wenn auch nicht gerade auf freundliche Weise in Berührung gekommen; denn Eduard hatte dem König Alphons von Kastilien im Jahr 1275 verheißen, ihm gegen Rudolf von Alemannien behülflich zu sein — vielleicht eben darum suchte Rudolf längst seine Freundschaft[28]).

Schon im Jahr 1277, gerade um jene Zeit, da

Ottokar in seiner Treue gegen Rudolf anfing, wieder wankend zu werden, wurden die ersten Schritte von König Rudolf gethan, um eine Verbindung mit Eduard anzuknüpfen. Im September dieses Jahr sandte er den Bischof Heinrich von Basel und den Propst Andreas von Werden ab, um zwischen seinem Sohn Hartmann und Johannen, der Prinzessin von England, eine Verlobung einzuleiten. Rudolf hatte die Sache tüchtigen Männern anvertraut; besonders war ja Bischof Heinrich von Basel ein Mann, der in Angelegenheiten jeder Art zu gebrauchen war. — Sobald die Gesandten nach England kamen, und die Sache vortrugen, übergab es der König seinen Räthen zur Begutachtung. Das Gutachten der Räthe ging dahin, daß der König besondere Gesandten nach Deutschland abgehen lasse, um in dieser Sache zu handeln. Wirklich wurde auch eine Instruction für dieselben abgefaßt, welche die einzuleitenden Bedingungen der Heirath enthielt, um dem deutschen Könige vorgelegt zu werden. Außer der Bestimmung des Heirathsguts kommt unter andern auch die wichtige Bedingung vor: Die Gesandten sollen vom deutschen Könige verlangen: „im Fall daß er zum Kaiser gekrönt werde, und man einen Andern zum deutschen König erwählen würde, müße er seinen Sohn Hartmann zum König bestimmen und aus allen Kräften dafür sorgen, daß er wirklich diese Würde erlange.“ Eine seltsame Bedingung, deren Erfüllung we-

nigſtens in weite Ausſicht geſtellt war; ſie zeigt uns übrigens die nicht ſehr uneigennützigen Motive zu einer Verbindung auf Seiten des engliſchen Königs. — Ob eine Geſandtſchaft wirklich abgeſchickt wurde, iſt nicht bekannt; jedoch müſſen bald nach der Sendung König Rudolf's weitere Verhandlungen gepflogen worden ſein. Denn ſchon am Anfang des Jahrs 1278 erklären Rudolf's Geſandten zu London, daß zwiſchen Hartmann, Graf von Habsburg, Landgraf im Elſaß und dem Fräulein Johannen, Tochter Eduard's I., Königs von England, ein Verlöbniß-Vertrag abgeſchloſſen worden, und ſchwuren in die Seele König Rudolf's, daß, wenn möglich, die Heirath nächſte Mariä Geburt vor ſich gehen ſolle. In die Bedingungen, die König Eduard bei dieſer Heiraths-Angelegenheit ſtellte, ſcheint König Rudolf bereitwillig eingegangen zu ſein. Am 25. April des Jahrs erklärt er zu Wien öffentlich, er wolle alle Mühe anwenden, daß, nachdem er ſelbſt mit dem kaiſerlichen Diadem gekrönt ſein werde, ſein Sohn Hartmann zum römiſchen König von den Fürſten gewählt werde. An demſelben Tage erklärt er zugleich, er wolle ſich bemühen, daß ſein Sohn Hartmann mit Genehmigung der Reichsfürſten das Königreich Arelat erhalte; wohl in der wichtigen Vorausſetzung, daß noch nicht ſobald jene Hoffnung mit Hartmann's Erwählung zum deutſchen König in Erfüllung gehen würde. [29]). Im Mai darauf verſchrieb König Rudolf der ſeinem Sohn Hartmann ver-

lobten Prinzeſſin Johannin ein Witthum von 1000 M. S. jährlich, nachdem er ſchon früher die Verſicherung gegeben hatte, daß, jenachdem ſein Sohn Hartmann an Reichthum und Macht zunehme, auch das Witthum ſeiner künftigen Gattin gemehrt werden ſolle. Er wies ihr zur Verſicherung dieſes Witthums folgende erbliche Güter an: das Schloß Lenzburg, die Städte Arau und Mellingen, die Schlöſſer Kaſtel, Deidesau, die Städtl Sempach, Sürſen, die Schirmvogtei über Beromünſter, die Stadt Zug, das Thal in Egeri, das Thal in Schwyz, mit den Höfen von Kyburg und Ureburg und Zugehör; desgleichen den Hof Arce mit Zugehör, und das ganze Argau, wie es einſt Graf Hartmann der Jüngere von Kyburg, und Albert, Rudolf's Vater, ſo wie ſein Vetter Eberhard innegehabt und beſeſſen, ausgenommen die Städte Bremgarten, Mejenberg, Bruck, und das Gut, ſo man heißt in Eigen. Wir ſehen aus dieſer Aufzählung von Städten und Burgen, was bisher für Habsburger Familien-Allod gegolten, deſſen Verwaltung wohl hauptſächlich dem jungen Hartman bisher aufgetragen war, während ſein Bruder Albrecht das Landgrafiat im Elſaß verwaltete, wenn auch Hartmann mit ihm den Titel davon führte.

An demſelben Tage, da König Rudolf ſeiner künftigen Schwiegertochter ihr Witthum anwies, genehmigte er Alles, was ſeine Geſandten in Beziehung auf die Verlobung ſeines Sohnes mit der engliſchen Prinzeſſin verabredet, ſo wie den von den Geſandten in ſeine Seele geſchworenen

Eid wegen der um Mariä Geburt des Jahrs 1278 zu vollziehenden Vermählung des Paares. Ein Gleiches that die Gemahlin Rudolf's, welche, wie es ausdrücklich heißt, zu dieser Verbindung den ersten Grund gelegt hatte. Zugleich wurde auch von dem König genehmigt, daß die 10,000 Mark, welche der König von England seiner Tochter als Mitgift geben würde, durch beiderseitige Bevollmächtigte nutzbringend angelegt werden. — Durch des Königs Zug gegen Ottokar war die Vermählung Hartmann's mit Johannen vertagt worden, jetzt aber wurde der junge Hartmann jeden Tag in London erwartet, damit die Vermählung vor sich gehen könnte. Im November des Jahrs 1278 berief der König schon den Bischof von Verdau, daß er bald kommen möge, um Alles auf die Ankunft des Prinzen zu ordnen. Dem Könige selbst war es an der Beschleunigung dieser Verbindung gelegen, denn bei Gelegenheit des Glückwunsches, den er dem deutschen König zu seinem Siege darbringt, fügt er noch den ausdrücklichen Wunsch bei, daß doch die Sache mit Hartmann einmal beendet werden möge. Bald darauf werden auch einige Punkte in Betreff des Heirathsvertrags erklärt: einmal, daß, da bei dem geschloßnen Vertrage der Schreiber ein Wort ausgelassen, die der Prinzessin zu gebende Mitgift in 10,000 Mark „Sterling" zu bestehen habe, und dann — auf was schon die Gesandten an König Rudolf antragen sollten — daß die Sicher-

heit, die er für diese 10,000 Mark Silber ausstellt, ihm zurückzugeben sei, wenn Johanna den Grafen Hartmann überleben sollte. — Graf Hartmann's Abreise aus der Schweiz wurde immer mehr verzögert — wir wißen nicht, aus welchen Gründen. König Rudolf sandte deswegen den Ritter Conrad Werner von Hattstadt, denselbigen, der ihm so bereitwillig nach Oesterreich zugezogen war, im Frühling des Jahrs 1279 nach England, um diese Verzögerung zu entschuldigen, und sagte des Sohnes baldige Hinkunft dem König von England zu. Darauf traf letzterer von Neuem Anordnungen zu seinem Empfang; er schrieb an den Grafen von Geldern, daß er die Reise Hartmann's fördern möge, und auch in demselben Monat ließ er an seine Getreuen und Amtleute die Weisung ergehen, „da sein lieber Hartmann bald nach England kommen werde, so wolle er, daß derselbe bestens aufgenommen werde;" zugleich ernannte er den Bischof W. von Norwyk und Heinrich de Lacey, Grafen von Linkoln, um ihn, sein Gefolge und seine Sachen nach London und wo immer hin zu geleiten. Des Königs Freude, seinen lieben Hartmann auf englischem Boden bald zu begrüßen, von dem er wohl so viel Freundliches gehört hatte, um ihn auch ungekannt in der Ferne lieb zu gewinnen — wurde nicht erfüllt: es war anders beschloßen im Rathschluß des Himmels, wie wir später berichten werden.

Während König Rudolf einer wichtigen Familien-

gelegenheit, die doch wieder in einer Verbindung zu seinen großen Planen stand, sich zuwendete, ward Nichts versäumt, was zur Ordnung der österreichischen Lande erforderlich war; auch die Angelegenheiten des Reichs, von dem er ferne war, wurden nicht außer Acht gelassen. Nachdem er von Wien aus so manches Nöthige angeordnet hatte, war er auch darauf bedacht, die Zustände der übrigen Lande durch eignes Anschaun kennen zu lernen, da sie ihm meistens noch unbekannte Gegenden waren. Im Herbst des Jahrs 1279 trat er diese Reise an. Ueber den Hartberg zog er nach Steiermark, und fuhr überall umher, um des Landes Satzungen kennen zu lernen. Am 2. Oktober kam er nach Gráz, mit Freuden ward er allda empfangen, besonders von dem Landvolk, das er von den Böhmen erlöst hatte. Arme wie Herren erboten ihm mit Fülle ihrem Dienst, bei der Mauer auf der sieben Rast. Ehe das Eisenthor zu der Stadt ihm geöffnet wurde, soll er dem Herkommen gemäß ihre Freiheiten erneuert haben. Außerdem bestätigte er zu Gráz noch mehrere Urkunden, theils für Klöster, theils für Einzelne. Beinahe eine ganze Woche verweilte der König zu Gráz. Von da setzte er seine Reise fort bis gen Judenburg, wo wir ihn am 13. Oktober finden. Hier brachte er es dazu, daß Ulrich von Heunburg und seine Gemahlin Agnes, die Tochter der Herzogin Gertrud der Babenbergerin am 22. Oktober, auf alle von Gertrud ererbten Güter, die

ihnen von Ottokar abgedrungen worden waren, verzichteten. König Rudolf verſprach zur Entſchädigung eine Summe von 6000 Mark Silber, und verpfändete dafür bis zur Auszahlung mehrere Güter in Steiermark. Nach Judenburg beſendete er die Edlen von Kärnthen und Krain; ſie erſchienen auf ſein Gebot, und erzeigten ſich willig zu ſeinem Dienſte. Darnach entließ er ſie wieder. Auf viele Bitten des Abts von Admont, zog er mit ihm auch in ſein Kloſter. Dort erſt ſah er, welch tüchtigem Manne er ein Amt anvertraut hatte. So herrlich als möglich ward der König daſelbſt bewirthet. Von Admont ging der König über den Pirn, und erkundete ſo viel als möglich des Landes Sitten und Rechte. Er kehrte zu Thal, und beſah überall die Städte, ſo da liegen, bis gegen Linz hin. Bei Linz traf zu ihm Graf Mainhard von Tirol, und vernahm ſeine Befehle. Zu Linz ſelbſt verweilte der König wohl eine Woche; er beſtätigte daſelbſt am 10. November die Privilegien der Stadt Erfurt. Im Anfang des Decembers finden wir den König wieder in der Hauptſtadt des Landes; denn um dieſe Zeit machte er auf Anſuchen des Markgrafen von Hochberg die für alle Zeiten gültige Beſtimmung, „daß Keiner, wer er auch ſei, innerhalb einer Grafſchaft ohne Einwilligung des Grafen ein Schloß oder eine Befeſtigung anlegen dürfe.“

In der letzten Zeit ſeiner Aufenthalts zu Wien 1280 wurden ſeltſame Anträge an den König geſtellt, die nichts Gerin-

geres betrafen, als die Belehnung mit denjenigen Landen, welche er mit Vergießung so manchen Blutstropfens theuer erkauft hatte. Es erschien Graf Mainhard von Tirol wegen Kärnthen, das durch den Tod Herzog Philipps im Jahr 1279 völlig erledigt worden war, und bat um Belehnung. Wirklich fand auch die Bitte des Grafen von Tirol bei dem König Beachtung; es wurde ihm zugesagt, aber die Belehnung selbst auf spätere Zeit verschoben. Mit dem Grafen von Tirol fanden sich auch die beiden Brüder, Pfalzgraf Ludwig und Herzog Heinrich von Baiern ein; die baten um Oesterreich und Steiermark; Herzog Heinrich im Namen seines Sohns Otto, der Eidam des Königs wurde. Sie warben, heißt es, listiglich an den König, aber der war so frummig, daß er sich nicht ließ überlisten; er fristete (versagte) das Ding von Tag zu Tag, denn er hatte mit diesen Landen ganz andere Plane. — Unmittelbar, nachdem er von seiner Reise in die Lande umher zurückgekommen war, dachte er darauf, wie er seine Söhne Albrecht und Rudolf zur Herrschaft der Lande brächte, die er mit dem Schwert erworben. Er und der Burggraf von Nürnberg überlegten es dahin, daß er, sobald er das Land verließe, seinen Sohn Albrecht als Hauptmann des Landes in Oesterreich lasse, bis er mit den Kurfürsten sich weiter darüber beredet hätte. Letztere hatten Nichts dagegen, sondern sie gaben ihm gern ihren Willen, daß er die Lande verleihen möge, wem er wolle;

ja es wurde sogar jetzt schon in der Stille darauf angetragen, wie es am füglichsten ergehen sollte. An einem und demselben Tage, den 22. August 1280, ertheilten der Markgraf von Brandenburg, so wie der Herzog Albrecht von Sachsen ihre Willebriefe zu der von König Rudolf seinen Söhnen zugedachten Belehnung mit Oesterreich, Steier u. s. w. Daß die leiblichen Eidame des Königs mit gutem Beispiel vorangingen, läßt sich wohl denken, ob es aber eben so schnell von Seiten der übrigen geschah, ist nicht weiter bekannt.

Ehe König Rudolf die österreichischen Lande verließ, wäre er beinahe noch einmal veranlaßt worden, sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, das er gern auf immer zur Ruhe gelegt hätte. Schon früher wurde erwähnt, wie König Ottokar sich auch in Oesterreich einen Anhang zu verschaffen gewußt hatte; darunter gehörte außer dem nun verwiesenen Bürgermeister Paltram von Wien hauptsächlich das Haus der Chunringe, von denen Heinrich mit König Ottokar's natürlicher Tochter vermählt war. Immer blieb er der Partei Ottokar's zugethan. Ob er gleich im Jahr 1276 dem König Rudolf Treue geschworen hatte, stand er doch im Jahr 1278 gegen ihn. Um dieselbe Zeit legte er zum zweitenmal dem König ein feierliches Versprechen ab, daß ihm, so er nicht Treue hielte, sein Burg Weitra genommen werden dürfe. Doch zog er dem König von Böhmen zu Hülfe. Dafür bestrafte ihn König Ru-

dolf damals nur dadurch, daß er mehrere seiner Güter wegnahm und an Andere übergab. Aber jetzt unternahm König Rudolf eigens einen Zug gegen Weitra, den Hauptsitz des immer widerwärtigen Chunringers. Als Heinrich von Chunring von des Königs Anzug hörte, so sandte er um Hülfe nach Böhmen an Markgraf Otto von Brandenburg, den Vormund des jungen Königs von Böhmen. Ehe aber dieser seine Schaaren aufbot, um ihm zu helfen, übergab Heinrich von Chunring Burg und Herrschaft, und flüchtete sich nach Troppau, wo Herzog Niklas, ein natürlicher Sohn König Ottokar's, wohnte. König Rudolf richtete sich jetzt gegen den Markgrafen von Brandenburg, der nicht nur dadurch, daß er dem Chunringer zu Hülfe zog, sondern auch sonst den geschlossenen Friedensvertrag verletzt hatte. Er hatte sich bisher als einen üblen Verweser der böhmischen Lande und schlechten Vormünder des jungen Königes erzeigt. Unmittelbar, nachdem er ins Land gekommen war, zogen Schaaren von Sachsen und andern Bewohnern der Mark Brandenburg ins böhmische Gebiet. Es waren wohl meistens solche Leute, die in ihrer Heimath Nichts mehr zu verlieren hatten, und nun in Böhmen ihr Glück zu machen suchten. Diese Abentheurer suchten die Landeseinwohner auf die schrecklichste Weise heim; sie plünderten, brannten und mordeten, wo sie hinkamen. Da ließen die Einwohner alle ihre Habe zurück; noch froh, wenn sie nur ihr Leben davon brachten, flohen

ſie vor den Horden der Mordbrenner in unzugängliche Wälder und Gebirge, und verbargen ſich dort mit ihren Kindern und dem Wenigen, was ſie etwa noch retten konnten aus den Händen der Räuber. Die verlaſſenen Stätten nahmen jetzt die Fremdlinge in Beſitz. Als auf ſolche Weiſe das Land von ſeinen eigenen Bewohnern verlaſſen war, und die Felder nimmer bebaut wurden, entſtand, um den unendlichen Jammer des Landes noch zu mehren, eine große Theurung in Böhmen. An dem Allem war der Verweſer des Reichs Schuld; er hatte den Sachſen das Land geöffnet und unter ſeinen Augen gleichſam hatten ſie alle jene Gräuel gegen die Landeseinwohner verübt, ohne daß er auf irgend eine Weiſe Einhalt gethan hätte. Ja der Markgraf ſelbſt, ſowie der Biſchof von Brandenburg, welcher dem Markgrafen in der Vormundſchaft beigegeben war, ſchien noch die Abentheurer zu begünſtigen. Eigenmächtig hatte der Markgraf die Stadt Prag in Beſitz genommen; mit ſeiner und des Biſchofs Zuſtimmung wurde die Kirche daſelbſt beraubt und beſtohlen. Man nahm aus ihr die königlichen Schätze, Paramente, den Schmuck der Reliquien, was Alles durch die Wohlthätigkeit der böhmiſchen Könige von Alters her geſtiftet worden war; was ſich an Kirchenzierden von Gold und Silber und edlen Steinen daſelbſt befand, ließen ſie gottloſer Weiſe heraus nehmen, und verwendeten es zu ihrem eigenen Nutzen, wie es ihnen beliebte. Aber der Mark-

graf ging noch weiter in seinem Unrecht. Nach seiner eigenmächtigen Besetzung Prags ließ er die Kinder König Ottokar's und seine Wittwe Kunigunde zur Nachtzeit aus dem Schlosse daselbst entführen, und auf das Schloß Bezdiez bringen. Er nahm ihnen alle ihre böhmische Bedienung, und übergab die Burg zur Bewachung lauter Fremdlingen aus Sachsen. Dort durfte die Königin mit ihren Kindern nur selten, und nie ohne Erlaubniß des Burgvogts ausgehen; mit Bedürfnissen versorgte er sie kaum zur Nothdurft. Da wandte sich die Königin wegen solcher üblen Behandlung an die Edlen des Landes, zu vermitteln, daß sie der Markgraf nach Prag zurückkehren lassen möchte; er versprach es wohl, aber nie erfüllte er sein Versprechen. Nun richtete sie sich mit einem Bittschreiben an König Rudolf, von dem sie eher Hülfe in ihrer Bedrängniß hoffen konnte.

So hatte also der König doppelte Gründe, gegen den Markgrafen zu ziehen. Im Herbst des Jahres 1280 trat er seinen Zug an, zu dem er sogar Mannschaft aus dem Reich aufgeboten hatte. Schon im Sommer hatte ihm sein Sohn Albrecht im Elsaß Leute geworben. Ueber Mähren wollte der König dem Feind entgegen gehen. Am 20. September schlug er bei Brünn ein Lager; dann rückte er über Prüfeningen bis nach Böhmisch-Brod. Vielleicht kam der Markgraf von Brandenburg zur Einsicht, es würde ihm schwer werden, mit König Rudolf sich zu

messen, der ihm so schnell zu Leibe zog, ehe er es kaum noch vermuthete; er bot zuerst die Hand zum Frieden. Wohl erkannte auch Rudolf selbst, daß bei dem jammervollen Zustand, besonders der Theurung, welche ja in Böhmen gerade herrschte, für günstige Kriegsführung wenig Aussicht war. Es wurden zwischen dem König und dem Markgrafen Friedensverhandlungen angeknüpft, wobei Pfalzgraf Ludwig hauptsächlich thätig war. Ein Eheversprechen zwischen den Kindern des Pfalzgrafen und denen des Markgrafen soll den Frieden vermittelt haben. König Rudolf kehrte wieder in sein Land zurück, nachdem er vom September bis Mitte Dezembers auswärts zugebracht hatte.

Indessen war die Zeit herbeigekommen, wo die zwischen der Tochter König Rudolf's und dem Sohne Karl's von Anjou verabredete Verbindung geschlossen werden sollte. Obgleich die Vermählungsfeierlichkeit noch von Papst Nikolaus auf Weihnachten des Jahrs 1280 festgesetzt worden war, scheint doch die Königstochter erst mit dem Anfang des neuen Jahrs (1281) ihre Reise angetreten zu haben. Indessen wurden alle Vorkehrungen dazu getroffen. Da ward nun bereitet Alles, was eines so hohen Königes Kind zu solcher Fahrt haben soll. Mancher Reiseschrein wurde angefüllt mit reichen Kleidern; auch wurden wohl bekleidet die Mägdlein und Frauen, welche das Gefolge der Königstochter sein sollten. Schon jetzt

begann der Jammer der zärtlichen Königin um ihre Tochter, die von ihr ſcheiden ſollte. Wohl fühlte ſie es in ihrem Herzen, daß ſie das geliebte Kind, wenn es von dannen gefahren wäre, nimmermehr ſehen würde. Nun wurden auch diejenigen ausgeleſen, welche auf dem Wege nach Sizilien der Königstochter pflegen ſollten: Das war der Biſchof Johann von Gurk, der Graf von Sayn, Meiſter Rudolf der Kanzlar, und ein wackrer Degen von Werdenberg. Denen allen empfahl der König ſein Kind zu Herz und Handen, es zu bringen ohne Gefährde in das fremde Land. Meiſter Rudolf der Kanzlar, derſelbe, welcher ſchon früher in Italien die Geſchäfte ſeines Herrn beſorgte, hatte noch einen beſonderen Zweck bei ſeiner Reiſe; er hatte am 5. Januar zum zweitenmal die Ernennung als königlicher General Vikar in Tuszien erhalten, und ſollte nun bei Gelegenheit dieſer Begleitung ſein Amt in Italien antreten. — Als die Königstochter aus Wien zog, ward ihr von Mann und Weib mancher gute Segenswunſch nachgerufen. Vater und Mutter begleiteten ſie bis Schottwien: als es aber zum Scheiden kam zwiſchen Mutter und Tochter, da erhob ſich zwiſchen Beiden eine große Klage. — Die Königin kehrte nach Wien zurück, vielleicht auch der König, wenigſtens bald darauf; auf jeden Fall fällt ſeine Reiſe durch die Lande nicht in dieſe Zeit, ſondern in das Jahr zuvor[29]). Die Königstochter zog mit ihren Begleitern über die Alpen. Zu

Treviso wurde sie am 9. Februar von dem Podesta der Stadt, Albertino Moresini, und der ganzen Bürgerschaft feierlich empfangen; auf dem Wege nach Padua wurden ihr von den Trevisanern Geschenke von Silber überreicht. — So war nun ein Schritt geschehen, zu dem sich König Rudolf gewiß mit schwerer Mühe, vielleicht hauptsächlich nur durch Ueberredung der Päpste, entschlossen hatte. Dem Sohne des Mannes hatte er sein leibliches Kind anvertraut, der den letzten Sprößling des Hohenstaufischen Hauses auf dem Blutgerüst hatte verbluten lassen. Der große Friedrich war Rudolf's Taufpathe, dessen Sohn Konrad sein Freund gewesen, und der unglückliche Konradin hatte ihm, als einem seiner Getreuen, noch vor seinem Hingang einen Beweis seiner Huld gegeben! Solche Erinnerung mag zu Zeiten Rudolf's Seele tief geschmerzt haben — doch wie oft muß bei Königen das Gefühl des Freundes, ja des Vaters zurücktreten, wenn andere Rücksichten gebieten.

War die Absendung seiner jüngsten Tochter für den König ein schweres Opfer gewesen, noch schmerzlicher dasjenige, welches der Tod bald darauf von ihm forderte. Noch im Februar des Jahres 1281 erkrankte die Königin Anna, wohl aus Schmerz über die von ihr geschiedene Tochter Clementia, die ihr besonders am Herzen gelegen war. Bald verzagten die Aerzte an ihrem Aufkommen, und sie bereitete sich unter den Tröstungen ihres Gemahls,

der nie seine Fassung verlor, auf ihr letztes Stündlein mit christlichem Sinn.

Als der Beichtiger, den sie vor ihrem Hinscheid verlangte, vor ihrem Sterbelager erschien, so sprach sie: Ich fühle es, daß mein Sterbestündlein nahet, darum bitte ich Euch, richtet meinen Leib und meine Seele gen Himmel und in des Herrn Paradies. Der erwiderte: Alle Eure Freunde, alle Reichthümer dieses Lebens, und allen Ruhm dieser Welt schaffet soviel als möglich von Eurem Herzen; gedenkt nimmermehr daran, und versprechet, Gott und den Menschen genug zu thun. Sie sprach: Von Herzen gerne will ich solches thun. Hierauf machte sie ihr Testament, und bestimmte die Domkirche zu Basel zu ihrer Begräbnißstätte. Sie erwählte aber den genannten Ort darum, weil König Rudolf und seine Vorfahren die Kirche zu Basel oft geschädigt und ihre Bischöfe beleidigt hatten. Auch verordnete sie in ihrem Testament, daß die Einkünfte zweier Pfründen dem Stift verabfolgt würden, damit sie so Gott und Menschen genug thue. — Die Königin starb zu Wien am 23. Februar des Jahres 1281.

Ihr Leichnam wurde ausgeweidet und mit Sand und Aschen angefüllt; ihr Angesicht bestrich man mit Balsam, und der ganze Leib wurde zuerst in ein Wachstuch gehüllt; dann mit kostbaren seidenen Kleidern angethan. Ihr Haupt wurde mit einem seidenen Schleier verhüllt, und eine goldene Krone darauf gesetzt. Hierauf wurde sie in einen

kunstreich aus Buchenholz verfertigten Sarg gelegt, mit über die Brust gelegten Händen, und der Sarg mit einem eisernen Schloß verwahrt. — Als man im Lande den Tod der Königin erfuhr, so kamen die Landherren aus allen Gegenden, um ihre Theilnahme an des Königs Trauer zu bezeugen. Auch die Wiener legten an den Tag, daß des Königs Verlust ihre Herzen nicht gleichgültig gelassen hatte. In allen Kirchen zu Wien wurde um der Verstorbenen willen Gott gedient.

Bald verordnete der König, daß seiner Gemahlin letzter Wille gewissenhaft vollzogen würde. Er ließ sogleich an den Bischof von Basel den Befehl ergehen, ein feierliches Leichenbegängniß zu veranstalten. Sofort wurde der Leichnam der Königin mit 40 Pferden und vielem Geld nach Basel geführt. Ihre Hofdamen, so viel drei Wagen führen konnten, sowie zwei Predigermönche und zwei Minoriten, denen sich bei 400 Menschen anschlossen, bildeten die Leichenbegleitung. Der Bischof von Basel hatte alle Priester der Umgegend zusammenberufen, um ein feierliches Leichenbegängniß zu halten: ihre Zahl belief sich auf 1200. Diese alle zogen mit Kerzen in der Hand der Leiche entgegen, und begleiteten sie in die Domkirche. Drei Bischöfe hielten die heiligen Aemter. Der Körper der Königin wurde in dem Sarg aufgerichtet, dem Volke gezeigt und nach gehaltener Messe unter lautem Weinen in das Grab gelegt. Diese Feierlichkeit beschloß der Bischof von

Basel mit einem Mittagsmahl, das er auf seine Kosten der sämmtlichen Geistlichkeit veranstaltete. Wohl aus Erkenntlichkeit für die letzte Ehre, welche die Stadt seiner Gemahlin erwiesen hatte, schenkte der König im Jahr 1285 dem Bisthum Basel die Kirchensätze zu Augst und Zeiningen, welche dem Reich zugehörten, um daraus zwei Altäre und zwei Pfründen zu errichten.

Während König Rudolf noch um seine Gemahlin trauerte, hörte er von einer Unruhe, die in Schwaben ausgebrochen war. Veranlassung dazu gab sein Vetter, Graf Rudolf von Habsburg, Bischof von Konstanz, in Verbindung mit dem Grafen Egon von Freiburg, dem ältesten Sohn und Nachfolger des Grafen Konrad's von Freiburg. Letzterer bedrängte die Stadt Freiburg durch manche Eingriffe in ihre Freiheiten, und überfiel des Reichs Bürger auf Straßen und Wegen, so daß die von Freiburg, weil sie von dem König keine Hülfe hatten, endlich selbst die Waffen ergriffen, und die alte Stammburg Zähringen zerstörten (1278). Da ließ der König den beiden Herren künden, daß er ihr Unrecht an Leib und Gut rächen würde, so er gen Schwaben käme. Und nun schickte er sich endlich an, was er schon längst Willens war, wieder in das Reich zurückzukehren. Ehe er abzog, berief er noch die Herren des Landes, und erklärte ihnen, daß sein Sohn Albrecht während seiner Abwesenheit in Schwaben der östreichischen Lande Hauptmann sein sollte, bis von den

Kurfürsten entschieden sein würde, wer als tauglich über die Lande gesetzt werden sollte, die er dem Reich erobert hatte. Sie schwuren Alle, mit Treuen und Stätigkeit ihm zugethan zu sein. Um dessen fest und sicher zu sein, daß sein Sohn Albrecht in der Mitte treuer Unterthanen wohne, ließ der König die obersten Richter der Stadt Wien, sowie mehrere angesehene Bürger noch Huldigungsbriefe auf seinen Sohn ausstellen. Als Räthe wurden demselben beigegeben: Stephan von Meissau, der lange Kapeller, der Truchseß von Lengenbach, Albrecht von Puchheim, Herr Otto von Haslau, Erchanger von Landsee, Otto von Bertholsdorf, Konrad von Summerau, Hadmar von Sumberg, Konrad von Pottendorf, Hugo von Taufers, der im Rath den Vorsitz führte.

Noch im Mai 1281 verließ König Rudolf Oesterreich, nachdem er fünftehalb Jahre darin zugebracht hatte.

Anhang

zur

Geſchichte König Rudolf's von Habsburg.

Der Verfasser der Geschichte Rudolf's von Habsburg hat alle Citate und Anmerkungen unter dem Texte absichtlich weggelassen; einmal, um den Leser im Gange der Geschichte nicht unangenehm zu unterbrechen, und dann, um nicht zu denen zu gehören, die ihren Arbeiten durch einen Schwall von gelehrten Citaten ein prunkendes Aussehen zu geben pflegen. Doch hält er es für Pflicht, von den Hauptquellen, welche er bei dieser Arbeit benutzte, treue Rechenschaft abzulegen, und dann noch einige nothwendige Anmerkungen beizufügen, wodurch einzelne Stellen dieser Geschichte näher erläutert werden.

Verzeichniß und Kritik der Hauptquellen.

A. Gleichzeitige Chroniken.

1) *Annales* sive *Fasti Colmarienses* und *Chronicon Colmariense.*

Die ersteren enthalten eine kurze Angabe der Zeitbegebenheiten vom Jahr 1211 bis zum Jahr 1303, oft mit Anführung der Monate und Tage, auf welche die Bege-

benheiten fallen. Der Verfaſſer erlebte wohl Alles, was er ſeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als geſchehen erwähnt. Von dieſer Zeit an ſind auch die Annalen reichhaltiger und ausführlicher. Das Chronicon Colmariense, oder, wie es der Herausgeber Urſtiſius nennt, *Chronici Dominicanorum Colmariensium pars altera*, hat denſelben Verfaſſer. Es iſt eine weitere Ausführung der Annalen, und beginnt mit der Geburt Rudolf's von Habsburg. Minder Wichtiges wird übergangen, dagegen Manches erzählt, was weder in den Annalen zu leſen iſt, noch ſonſt bei gleichzeitigen Schriftſtellern gefunden wird; aber Alles ohne Beobachtung einer chronologiſchen Ordnung. Auch einige Anekdoten ſind in die Geſchichte eingeſtreut. Die Chronik endet, wie die Annalen, mit der Regierung König Albrechts.

Beide, die Annalen, ſo wie die Chronik, haben denſelben Verfaſſer. Er war ein Mönch des zu Kolmar befindlichen Dominikaner-Kloſters, aber weder ſein Name, noch ſonſtige Lebens-Umſtände ſind uns bekannt. Aus ſeinen Annalen erhellt, daß er nicht gewöhnliche Kenntniſſe beſaß, denn er erzählt unter Anderm beim Jahr 1265, daß er eine Mappe der Welt auf zwölf Pergament-Blättern verfertigt habe. Auch muß er weit herumgekommen ſein, da er von manchem Merkwürdigem berichtet, was er da und dort ſelbſt geſehen. Alles, was der gelehrte Mönch erzählt, beſonders in Betreff der Geſchichte Rudolf's von

Habsburg, trägt den Stempel der Wahrheit und Unparteilichkeit. Er war weder für, noch gegen Rudolf von Habsburg; daß er das Letztere gewesen, hat der neueste Biograph Rudolf's angenommen, aber seine Behauptung wird sich nie begründen lassen. Der schlichte Dominikaner-Mönch berichtet wohl von dem in seiner Jugendkraft unbändigen Grafen von Habsburg, aber er verschweigt auch nicht seine edlen Eigenschaften; besonders ist er es, der den edlen Zug von Frömmigkeit und Gottvertrauen, den Rudolf auf seiner Fahrt nach Oesterreich dargelegt, mit vieler Liebe erzählt.

Die Annalen, so wie die Chronik des Dominikaners von Kolmar sind abgedruckt in dem seltenen Werke:

Germaniae Historicorum illustrium T. I. et II. ed. Chr. Urstisius Basileensis. Francof. 1585. f.

2) *Chronicon Sindelfingense* e manuscriptis Crusianis et Gabelcoverianis ed. C. F. Haug. Tubingae 1836. 4.

Diese Chronik begann der Chorherr am Stift zu Sindelfingen, Heinrich von Möskirch: er ließ sie unvollendet. Cunrad von Würmlingen setzte sie fort im Jahr 1273, und schloß mit dem Jahr 1294. Die Chronik ist besonders darum wichtig, weil sie genauer, als irgend ein Chronist jener Zeit, die Begebenheiten in Schwaben, besonders König Rudolf's Züge gegen die unruhigen Grafen und Herren dieses Landes erzählt. Schade, daß die Angaben

ſo gar kurz gefaßt ſind; doch ſcheinen ſie durchaus richtig zu ſein.

Bei allen Begebenheiten iſt Monat und Tag genau angegeben, und zwar noch zuverläſſiger, als bei den Annalen von Kolmar.

3) *Magni Ellenhardi Chronicon* de rebus gestis Rudolfi Habsburgici et Alberti Austriaci, ed. Pelzel. Pragae 1777. 8.

Der Verfaſſer dieſer Chronick war Gottfried von Ensningen, der ſie aus Auftrag des Straßburger Bürgers, Magnus Ellenhard, bearbeitete. — Die Arbeit iſt von ſo geringem Umfange, daß für die Geſchichte Rudolf's von Habsburg wenig Ausbeute daraus gewonnen werden konnte.

4) *Heinrici Steronis* monachi *Altahensis* excerpta ex chronico coenobii sui ab anno 1265 usq. 1300. (Germanicarum rerum scriptores e bibl. M. Freheri P. I. f. 304—404. Francof. 1600).

Wenn auch die Berichte dieſes Chroniſten über Rudolf und ſeine Zeit von keinem ſo großen Umfang ſind, ſo iſt er uns darum wichtig, weil er Alles, was er von Rudolf erzählt, ſelbſt erlebte. Heinrich Stero von Altaich iſt wohl derſelbe, welcher am Wahltag König Rudolf's zu Frankfurt, und ſpäter auf dem Reichstag zu Augsburg als Geſandter von Seiten Herzog Heinrichs von Baiern erſchien. Er heißt dort Propſt Heinrich von Oettingen.

5) *Chronicae australis antiquae* excerptum per Matth. Mareschalcum de *Pappenheim* ab a. 852 usq. 1326.

Kurze Auszüge aus einer oder auch mehreren österreichischen Chroniken, in chronologischer Ordnung. Unter Anderm erhält das Excerpt auch wörtlich Stellen, die im Chronicon Claustro-Neoburgense vom Jahr 1348 vorkommen. Wichtiger ist die daran sich anschließende *Australis historia de gestis sub Rudolfo, Adolfo et Alberto caess. ab a.* 1276 *ad a.* 1303. (Beide Chroniken in Germ. rer. script. e bibl. M. Freheri. Francof. 1600. Tom. I.). Letztere Chronik erhält ausführlichere Berichte besonders über den Krieg Rudolf's mit Ottokar. Sind es auch nur Auszüge, wie die *Chronica australis*, so sind sie wörtlich aus den Berichten alter gleichzeitiger Chronisten entnommen, und also von großem Werthe für uns. — Daß der Marschall von Pappenheim den später zu nennenden Anonymus Leobiensis an einzelnen Stellen, wo Beide wörtlich übereinstimmen, abgeschrieben habe, ist sehr wahrscheinlich, aber nicht erwiesen.

6) Ottokars von Horneck österreichische Reimchronik in deutscher Sprache. (Scriptores rer. Austriac. ed. H. Pez. Tom. III. Ratisbonae. 1745. f.).

J. G. Eckard hat zuerst auf diese merkwürdige Chronik aufmerksam gemacht, indem er außer dem Prolog noch die Geschichte der Eroberung der Stadt Akkon" aus einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek

zu Wien abdrucken ließ (Corpus hist. medii aevi Tom. II.): Aus dieſer und noch einer andern Handſchrift derſelben Bibliothek gab der gelehrte Benedictiner von Melk H. Pez das Ganze heraus. Noch ſtand ihm eine Handſchrift der Chronik zu Gebot, welche in der Abtei Admont lag, und die er beſonders bei dem erſten Theile der Chronik gut benützen konnte. Dieſe Handſchrift wurde im Jahr 1445 vollendet, und iſt, wie die beiden übrigen, auf Papier geſchrieben. Dem traurigen Umſtande, daß wir drei Handſchriften beſitzen, die alle noch dem 15. Jahrhundert angehören, haben wir es zuzuſchreiben, daß wir bis jetzt weder in der Ausgabe des genannten Benedictiners, noch ſonſt einen Text der Chronik haben, in dem uns die Arbeit des Verfaſſers in ihrer urſprünglichen Geſtalt des 13. bis 14. Jahrhunderts dargeboten wäre. Dieß wenigſtens in Beziehung auf die Schreibung und Sprache, wenn ſich auch der Ausdruck des 13. Jahrhunderts noch erhalten hat.

Die Abfaſſung der Chronik, welche aus lauter kurzen Reimpaaren beſteht, wie ſie damals bei größeren und kleineren erzählenden Gedichten angewendet wurde, geſchah zu zwei verſchiedenen Zeiten, die übrigens nicht weit aus einander liegen. Der erſte Theil des Werks wurde etwa zwiſchen den Jahren 1285 bis 1295 geſchrieben; er beginnt mit dem Jahr 1250, alſo mit dem Tod Kaiſer Friedrich's II. von Hohenſtaufen. Mit dieſem Jahr ſchloß Ottokar

von Horneck ein früheres Werk, ſeine ſogenannte Weltchronik, welche ſich in einer ſchönen Pergament-Handſchrift noch erhalten hat. Die Reimchronik von Oeſterreich iſt alſo nur als Fortſetzung der Weltchronik zu betrachten. — Der zweite Theil der öſterreichiſchen Chronik endet mit dem Jahr 1309, und erzählt noch die Krönung Heinrich VII. von Luxemburg.

Beide Theile der Chronik ſind in Beziehung auf Ausdruck und Sprache nicht im Geringſten von einander verſchieden; man vernimmt im ganzen Werke noch den ſchönſten Nachklang der Blüthezeit unſrer deutſchen Nationalliteratur. Ja, wir ſetzen einzelne Darſtellungen und Gemälde wegen ihrer Lebendigkeit und Lieblichkeit den ſchönſten Erzählungen des 13. Jahrhunderts an die Seite, und die lyriſchen Ergießungen des Chroniſten, wie der Klaggeſang bei dem Tode König Ottokar's, räumen ihm beinahe noch eine Stelle unter den deutſchen Sängern der Blüthezeit ein.

Ottokar von Horneck war Dichter und Hiſtoriker in einer Perſon. Ein Meiſter an König Manfreds Hof, Kunrad von Rotenberg, iſt ſein Lehrmeiſter im Dichten geweſen. Durch das fleißige Leſen der Meiſterwerke älterer Zeit, eines Parzivals, Titurels, der Lieder des Heldenbuchs und anderer Gedichte hat er ſich ſelbſt immer mehr zum Dichter gebildet. Er war Dichter, und nicht nur, wie der gelehrte Schacht von ihm urtheilt, „zum Betrachter der Dinge und Aufzeichner des Geſchehenen in

poetiſcher Hülle gemacht.“ Er iſt auch nicht bloßer Reimer, der nur die Geſchichte in Verſe zu zwingen ſuchte. Wer nur einige Kapitel der Chronik lieſt, wird damit einverſtanden ſein, daß es dem Verfaſſer an poetiſchen Talent nicht gefehlt habe.

Dabei iſt Ottokar dennoch Chroniſt oder Aufzeichner des Geſchehenen im ſtrengſten Sinne des Worts, und zwar ein treuer und glaubwürdiger Berichterſtatter. Während wir ihm ſeine dichteriſchen Talente vindiziren, ſichern wir ihm ſein noch wichtigeres Verdienſt um die Geſchichte. Der Dichter beeinträchtigt nicht den Chroniſten; während er das Geſchehene in eine poetiſche Hülle einkleidet, um in ſolchem Gewande die Geſchichte deſto lieblicher auftreten zu laſſen, geſchieht es nicht auf Koſten der Wahrheit. „Er iſt, wie ſich Schacht ganz treffend ausdrückt, ähnlich dem ehrwürdigen Herodotos, der ſeine Formen aus den Epikern entlehnt; er iſt ein verſtändiger ſorgſamer Mann, ſucht das wirklich Geſchehene vom Gerücht und von der Fabel zu unterſcheiden und führt an, wo er ſelbſt Augenzeuge geweſen, oder was er nur im Allgemeinen und von Wahrheit liebenden Männern vernommen hat. Er weiß, was der Geſchichtſchreiber im Ganzen ſoll, daß geſchichtliche Wahrheit von der dichteriſchen verſchieden iſt. Seine Muſe iſt die Hiſtoria, nur im poetiſchen Kleide.“ Sind wir damit einverſtanden, daß Ottokar von Horneck, obgleich Dichter, doch reinhiſtoriſche Wahrheit geben wollte, die er

durch Forschen und Sichten zu eruiren sucht, wo er nicht selbst gesehen und gehört hat; so ist er uns darum um so wichtiger, da er auch, wie Wenige, die Wahrheit geben konnte, vermöge seiner Stellung im Leben.

Wir wissen über Ottokar's Lebens-Umstände nur das, was er selbst von sich bei dieser oder jener Angelegenheit äußert. Daß Ottokar aus Steiermark war, ist keinem Zweifel unterworfen, denn wenn er von diesem Lande spricht, so sagt er ausdrücklich: unser Land. Ob er dem Geschlechte von Horneck oder Harneck angehörte, ist nur eine Muthmaßung des berüchtigten Lazius, der Manches zu behaupten pflegte, was er nicht mit Gründen erhärten konnte. Daß er aber kein so ganz unwichtiger Mann war, läßt sich aus seiner gelehrten Bildung vermuthen, die sich überall in seinem Werke kund thut. Er hatte, wohl erst nach 1266, da sich des Hohenstaufen Manfreds Hof auflöste, einen Sangesmeister zum Lehrer, und war vielleich als Edelknecht in der Umgebung Herrn Otto's von Lichtenstein, welchem Geschlecht Ulrich von Lichtenstein, der Dichter des Frauendiensts angehörte. Diesem Otto von Lichtenstein, einem der wichtigsten Herren Steiermarks unter Rudolf von Habsburg, hatte er nach seinem eigenen Geständniß „Gut und Ehren" zu verdanken; ja vielleicht seine ganze frühere Erziehung und Bildung, da sich wohl Herr Otto des jungen Mannes angenommen hatte, der einem edlen Geschlecht des Landes angehörte. Ihm hatte

aber Ottokar auch seine spätere wohl nicht unwichtige Stellung zu verdanken. Im Gefolge Herrn Otto's kam er in König Rudolf's Nähe. Daß er bei der Schlacht auf dem Marchfeld neben seinem geliebten Herrn mitkämpfte, läßt sich aus einer Aeußerung von ihm selbst mit Gewißheit schließen; auf jeden Fall befand er sich auf dem Zuge, den König Rudolf nach der Schlacht auf dem Marchfeld gen Böhmen antrat. An jenem glänzenden Tage zu Iglau, wo eine doppelte Verbindung zwischen den Kindern König Rudolf's und des gefallnen Ottokar's geschlossen wurde, sitzt er in dem Gemache, wo die Ritter sitzen, in der Nähe des Königs, und sah und hörte den freundlichen Herrn. — Als Augen- und Ohrenzeuge der meisten wichtigen Begebenheiten, die sich unter Rudolf von Habsburg in Oesterreich ereigneten, ist er für diese Lande die reichste und sicherste Quelle der Geschichte. Sobald er darstellt, was auf seinem heimathlichen oder auf österreichischem Boden vorgefallen, so wird wohl Keiner der früheren oder späteren Chronisten in Beziehung auf Reichhaltigkeit und Glaubwürdigkeit sich ihm an die Seite stellen dürfen. Dieses Prädikat der Glaubwürdigkeit muß er schon bei seinen Zeitgenossen gehabt haben, denn Gregor Hagen hat seine Berichte wörtlich in seine Chronik aufgenommen. Aber Ottokar erzählt auch mit einer erstaunlichen Genauigkeit und Ausführlichkeit die Geschichten unter Rudolf von Habsburg, die sich außerhab der österreichischen und steieri-

schen Gränzmarken zugetragen. Seine Darstellung der Kriege Rudolf's mit Burgund und Savoyen ist ebenso interessant, als die Erzählung österreichischer Geschichten. Auch über jene erfahren wir Mehr durch Ottokar, denn von allen Chronisten, die doch jenen Gegenden viel näher standen; er muß sich also genaue Kunde von Allem von überall her verschafft haben.

Besonders ist uns aber Ottokar von Horneck dadurch wichtig, daß er nicht nur ein treuer und glaubwürdiger Berichterstatter der Begebenheiten unter Rudolf von Habsburg ist, sondern, wie Keiner, ein lebendiges Bild von diesem guten König der Deutschen vor Augen stellt. Ottokar sah und hörte diesen Helden, er war Zeuge seines Scherzes und Ernstes; er schaute ihm — wir dürfen es aus seinem Werke schließen, — ins Herz, und läßt nun auch uns nach beinahe sechshundert Jahren tief in das gute Herz des Königs, des Helden, des Christen und Menschen schauen. Dadurch nimmt Ottokar eine ganz eigene Stelle ein gegenüber den Chronisten der früheren und späteren Zeit.

Chroniken, und wenn sie noch so vorzüglich sind, geben nur eine dürre Darstellung dessen, was dieser oder jener wichtige Mann zu seinem Ruhm oder zum Wohl seiner näheren und ferneren Umgebung vollführte; sie geben uns Zeit und Stunde des Geschehenen an, aber die Beweggründe, aus welchen es geschah, bleiben uns unbekannt; die Männer, welche thätig auftreten, lernen wir höchstens

aus ihrem äußeren Wirken kennen, aber ihr Inneres, die Absicht, in der sie handelten, bleibt uns verborgen. So sind die meisten Chroniken: Darstellungen des Mittelalters über Rudolf von Habsburg, wenn wir einige wenige ausnehmen, wie z. B. die Chronik von Kolmar, die Chroniken des Johann von Winterthur, Alberts von Straßburg und Christian Küchimeisters von St. Gallen, von denen später die Rede sein wird.

Ganz anders Ottokar von Horneck. Er beschreibt uns nicht nur das Handeln, sondern auch das Denken des Königs, kurz sein ganzes Wesen und Leben. Wodurch anders kommt ihm aber dieses Verdienst zu, als durch die Einkleidung seiner Geschichte in ein poetisches Gewand? wobei er nicht nur der Aufzeichner des Geschehenen ist, sondern auch der Betrachter der Dinge, die vor seinen Augen und Ohren sich zutragen.

Um ein treues Bild vom Wesen und Leben seines Helden zu geben, dienten ihm aber besonders auch die sogenannte Anekdoten aus dem Leben seines Helden, die uns da und dort begegnen.

Auch die genannten Chroniken geben solche Anekdoten, und zwar viel reichlicher, als Ottokar von Horneck, aber wir sehen, wenn wir den einzigen Küchimeister von St. Gallen ausnehmen, aus der ganzen Darstellung und oft Benennung dieser Charakterzüge, wie die Berichterstatter dieselben nicht als integrirenden Theil ihrer Geschichte,

sondern nur als Nebensache betrachtet wissen wollen; also ganz verschieden von Ottokar von Horneck, dem sie als Hauptsache gelten, die er eher voranstellt, als in den Anhang verweist; sie bilden bei ihm gleichsam den Kitt, der das aus vielen Theilen Bestehende zu einem schönen Ganzen verbindet; sie sind der Stoff, welcher seinem Bilde Glanz und Leben verleiht.

So viel über Ottokar's Darstellungsweise und seine Glaubwürdigkeit als gleichzeitiger Chronist; möge das Gesagte zugleich als Rechtfertigung dafür dienen, daß sein Werk gleichsam die Grundlage der vorangestellten Biographie bildet.

Ein Mehreres über Ottokar und seine Arbeit gibt die lebensvolle Schrift: „Aus und über Ottokar's von Horneck Reimkronik oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit von Th. Schacht. Mainz 1821. 8.

B. Fast gleichzeitige Chroniken.

7) *Anonymi Chronicon Bohemicum* ab origine ducum Bohem. usque ad annum 1329.
(Scriptores rerum German. coll. J. B. Menckenius. Tom. III. Lips. 1730 f.)

Ist besonders wichtig für die Geschichte des Kriegs zwischen Rudolf und Ottokar, so wie für die Zeit nach dessen Fall. Die Chronik schildert ausführlicher, als wir

es irgendwo finden, die traurige Zeit der Vormundschaft des Markgrafen von Brandenburg. Aus Allem läßt sich schließen, daß der unbekannte Verfasser auf dem Boden heimisch war, dessen Geschichte er beschreibt, und daß ihm Quellen zu Gebot standen, die weder Ottokar von Horneck, noch ein Andrer kannte. In seinen Berichten stimmt er so ziemlich mit den schon genannten Chronisten überein, jedoch scheint er ganz selbstständig von diesen seine Chronik abgefaßt zu haben. Seine Darstellungsweise ist so unparteiisch, daß er, ob gleich dem Lande Böhmen angehörig, doch seinen König Ottokar dem Könige Rudolf gegenüber nicht in Schutz nimmt. Nur gegen die Deutschen, die mit dem Markgrafen von Brandenburg ins Böhmerland kamen, und wie Vandalen hausten, ist sein Eifer gerichtet.

8) *Anonymi Leobiensis Chronicon* libris VI. compreh. a Chr. n. ad a. 1343.
(Script. rer. Austr. ed. H. Pez. Tom. I.).

Die erste mit historischer Kunst geschriebene Chronik von einem Verfasser, der sich wohl nicht nennt, aber nur ein Oesterreicher gewesen sein kann. Uebrigens muß dieser Anonymus Leobiensis (Mönch von Leuben) ein gelehrter Mann gewesen sein, denn er ist sehr bewandert mit den Classikern, einem Ovidius, Virgilius, Persius, Prudentius, Claudianus u. Andern. Seine ganze Chronik ist durchpflickt mit schönen Stellen aus den genannten Dichtern, daß

ſie faſt das Ausſehen einer lateiniſchen Reimchronik hat. Dabei darf man aber doch nicht ſeiner Verdienſte vergeſſen. Der Mönch von Leuben iſt der erſte, welcher die durcheinander liegende Maſſe von Chroniken-Berichten in eine ſchöne Ordnung gebracht hat; er theilte ſein Werk in größere und kleinere Abſchnitte (Bücher und Kapitel) und ſtellte jedem Abſchnitt den Inhalt voran. Bei den Büchern hebt er in der Aufſchrift den Hauptgang der Begebenheiten hervor, nennt die hauptſächlich darin handelnden Perſonen, in den Kapitel-Ueberſchriften aber führt er die einzelnen Begebenheiten auf. — So kunſtreich die Darſtellungsweiſe des Mönchs von Leuben iſt, ſo ſehr er derſelben durch prunkende Redensarten einen Werth zu geben ſucht — ſeine Berichte tragen doch das Gepräge der Glaubwürdigkeit und Wahrheit; er kann als gute Quelle gelten.

9) *Johannis de oppido Winterthur Fratrum minorum minimi Acta* et *Gesta suorum temporum praesertim* in *Alemannia* usque ad a. 1348.

(Ed. in Thesauro historiae helveticae Tig. 1735. f.).

Er iſt einer der wichtigſten Chroniſten des Mittelalters, nicht nur in Beziehung auf die Geſchichte des Schweizerlandes, ſondern auch noch der angränzenden Landſchaften. Er wurde etwa im Jahr 1303 geboren, und berichtet, was er erlebte, als Augen- und Ohrenzeuge. Wenn er auch die Zeiten Rudolf's von Habsburg nicht mehr ſelbſt erlebte, ſo konnte er noch von Zeitgenoſſen über das Leben und die

Thaten dieses bei den Schweizern in so gutem Andenken stehenden Königs die glaubwürdigsten Berichte vernehmen. In seiner Chronik ist eine interessante Notiz enthalten, die uns darthut, wie Johann von Winterthur den Zeiten König Rudolf's so nahe gestanden. Er habe — so meldet er — den Herzog Leopold von Oesterreich, als er nach seiner Niederlage am Morgarten flüchtig geworden, mit seinen Augen gesehen durch die Stadt Winterthur hindurchziehen; er sei damals (1315) mit seinen Cameraden als ein junger Schüler von zwölf Jahren seinem Vater vor das Thor entgegengelaufen, denn derselbe hatte mit andern Bürgern der Stadt die Schlacht mitgemacht.

Johann's von Winterthur Chronik hat den besonderen Werth, daß sie für die Geschichte des Grafen Rudolf's von Habsburg, betreffend seine Fehden mit den Herren von Regensberg u. dgl. die einzige Quelle ist. Unter andern überliefert er uns die meisten lieblichen Anekdoten aus König Rudolf's früherem Leben; aber auch die trefflichen Charakterzüge aus dessen späterer Zeit kennt er, und wohl hat der Mönch von Leuben aus Johann von Winterthur jenen Scherz König Rudolf's über seine lange Nase, wenn er ihn auch, statt in eine Schweizerstadt, nach Eßlingen verlegt.

10) *Gesta monasterii St. Galli* oder Geschichten von St. Gallen, in deutscher Sprache, vom Jahr

1227—1329; verfaßt von Christian Küchimeister im Jahr 1335.
(Helvetische Bibliothek V. Stück. S. 11—101. Zürch. 1736. 8.).

Diese Chronik hat nicht nur einen großen Werth für uns, weil sie ohne Zweifel die älteste, in deutscher Prosa, geschriebene ist, sondern weil ihre Darstellungsweise zugleich eine so ganz von den gewöhnlichen Chroniken abweichende ist, indem der Verfasser die Geschichten nicht blos chronologisch geordnet, wie die meisten Chronisten seiner Zeit, erzählt, sondern dieselben auch in einem gewissen historischen Zusammenhange darzustellen sucht. So gibt er, während er nur die Aufgabe hat, die Tagebücher einer merkwürdigen Abtei zu liefern, ein lebensvolles Gemälde der Zeit, in welcher er lebte, und eine lebendige Schilderung der Männer, deren Denken und Handeln er dem Leser vor Augen zu führen sucht. Wohl hat er einiges noch selbst erlebt, was er erzählt, und Männer gekannt, die er schildert; auf jeden Fall hat er sich von den glaubwürdigsten Zeugen Berichte erbeten, die er nun in einer schlichten deutschen Sprache, aber auf so liebliche und gefällige Weise seinen Lesern mittheilt, daß man nicht müde wird beim Lesen seiner Geschichten von St. Gallen, und nur bedauert, daß sie so gar bald abbrechen.

Den Charakter Rudolf's von Habsburg zeichnet er in seiner Licht- und Schattenseite so treffend, wie kein Chro-

niſt der früheren und ſpäteren Zeit, außer Ottokar von Horneck. — Küchimeiſters Erzählungen ſind wegen ihrer Lieblichkeit und Glaubwürdigkeit hie und da in die Geſchichte Rudolf's von Habsburg wörtlich aufgenommen.

11) Alberti Argentinensis Chronicon ab a. 1270 ad a. 1378.

(Germ. Histor. P. II. ed. Chr. Urstisius.)

Wohl hätte dieſem trefflichen Geſchichtſchreiber ein Platz unter den früheren gebührt, doch der Zeit nach gehört er hieher.

Aus einem Patricier-Geſchlechte der Stadt Straßburg entſtammend, widmete ſich Albert wohl ſchon frühe dem geiſtlichen Stande. In den Tagen Kaiſer Ludwigs IV. finden wir ihn in der Umgebung des Biſchofs von Straßburg. Von letzterem wurde er in Angelegenheiten Kaiſer Ludwigs nach Avignon geſendet, um mit dem Papſte zu unterhandeln. Ein Beweis, daß Albert von Straßburg ein Mann war, dem man wichtige Geſchäfte anvertrauen konnte.

Sein Hauptberuf war der des Geſchichtſchreibers, und er ſetzte ſich die ſchöne Aufgabe, die Geſchichten des wichtigen Zeitabſchnitts von 1270 bis 1278 in einer nicht chronikenmäſſigen, ſondern zuſammenhängenden Darſtellung der Nachwelt zu überliefern. — Mit der Geſchichte Rudolf's von Habsburg beginnt er ſeine Darſtellung, erzählt

dessen Fehde mit Basel und andere Geschichten, die sich vor Rudolf's Wahl zum König ereigneten, und gibt besonders interessante Berichte von dem, was unmittelbar vor der Wahl und bei der Wahl selbst vorging. Von König Rudolf's Zug nach Oesterreich, von der Schlacht auf dem Marchfeld, gibt er gleichfalls ausführliche, manchmal von den gewöhnlichen abweichende Berichte. Doch sieht man aus Allem, daß er sich von überall her glaubwürdige Berichte zu verschaffen suchte. Auch die Geschichten, welche sich in Burgund ereigneten, sind ihm ziemlich bekannt. Mit Johann von Winterthur und den Annalen von Kolmar liefert Albert von Straßburg die meisten Anekdoten und charakteristischen Züge aus dem Leben Rudolf's von Habsburg.

12) Elsaßische und Straßburgische Chronike von Jakob Twinger von Königshoven, von Anfang der Welt bis 1386; herausg. von D. J. Schilter. 1698. 4.

Als Landsmann Alberts von Straßburg, und wohl gleichzeitig mit demselben, ist der Verfasser dieser Chronik uns besonders wichtig, und gehört zu den Hauptquellen. Leider berührt er den Helden unsrer Darstellung nur wenig; erst, wenn Rudolf in Verbindung mit den Straßburgern auftritt, erwähnt er seiner, und berichtet weitläufig seine Unternehmungen im Dienste der Stadt. Die Darstellung der Bischofsfehde und des Kampfs der Straßburger um Frei-

heit und Unabhängigkeit ist wirklich ein Meisterstück historischer Schreibart, und um so interessanter, da der Chronist seiner so naiven Muttersprache sich bedient. Nach Christian Küchimeister von St. Gallen gebührt ihm in dieser Beziehung der erste Platz unter den Chronisten der mittleren Zeit.

13) *Chronicon S. Petri* sive *Sampetrinum Erffurtense* ab a. ch. usque a. **1355**.

(Script. rer. Germ. ed. Mencken. Lips. **1730**. T. III.).

Die einzige und glaubwürdigste Quelle über den so wichtigen Reichstag zu Erfurt, den der unbekannte Verfasser wohl nach den Berichten von Augen- und Ohrenzeugen beschrieb. Auch sonst gibt er wichtige Notizen über die Zeit Rudolf's von Habsburg, besonders über Verhältnisse in jenen Gegenden Deutschlands, worüber uns die süddeutschen Chronisten gar keinen Aufschluß geben. Der Verfasser scheint ein Mönch vom St. Petri Kloster in Erfurt gewesen zu sein.

14) *Chronicon Salisburgense* a. Ch. n. ad a. **1398**.

(Script. rer. Austr. ed. H. Pez. Ratisbonae **1745**. Tom I.).

Der Verfasser dieser Chronik liefert in dem ersten Theile derselben nur kurze Notizen, vielleicht Auszüge aus andern Chroniken vor ihm. Vom 13. Jahrhundert an werden seine Berichte weitläufiger, und für die späteren Zeiten ist er eine ausführliche und glaubwürdig Quelle. Seine ganz

Darstellungsweise von da an, wo er eine ihm näher stehende Zeit beschreibt, zeugt von vieler Selbstständigkeit. Schade! daß er, wie der Mönch von Leoben, nur zu oft in unnöthige Declamationen ausbricht, die den Reiz der Darstellung nicht so gar erhöhen. Uebrigens liefert der Verfasser dieser Chronik manche Notizen, die wir in Andern nicht finden. Als Salzburger belehrt er uns nächst Ottokar am besten und ausführlichsten über die Zustände in Salzburg, so wie über die Angelegenheiten des Erzbischofs Friedrich von Salzburg.

15) *Chronicon Koenigsfeldense* usque ad a. 1364. (v. Crypta San-Blasiana nova per M. Gerbert. St. Blas. 1785. p. 86—111.)

Eine in deutscher Sprache geschriebene Chronik von nicht sehr bedeutendem Umfang. Sie beginnt mit den Zeiten des Interregnums, erzählt von Rudolf von Habsburg, wie er noch Graf war; dann von seiner Erwählung zum König der Deutschen, und seinen nächsten Nachfolgern im Reich. Der Hauptgegenstand der Darstellung ist die Geschichte Kaiser Albrechts, seine Ermordung und Rache durch Königin Agnes von Ungarn, seine Tochter, mit deren Ableben in Kloster Königsfelden die Chronik eigentlich schließt. Bis hieher schrieb vielleicht der ursprüngliche Verfasser. Was sofort weiter folgt, über die Erbauung der Stadt Waldhut, so wie noch andere Geschichten bis zum Jahr 1408, hat wohl einen andern Verfasser, der

ſich am Schluß auf folgende Weiſe nennt: Item dis buoch von der herſchaft von Oeſterich Vrſprung wart geſchriben an der nechſten mitwochen vor dem ſunnentag in der Vaſten als man ſingt in der heiligen Chriſtenheit Oculi, als man zalt von Chriſtus gepurt MCCCCXXXXII. Jar.

Elewi Fryger von Waltzhuot Lermeyſter.

Wahrſcheinlich war der Genannte nur Abſchreiber der Chronik, der dann, wie es oft der Fall war, noch eigene Zuſätze beigab. Daß die Sprache der Chronik wie der Fortſetzung dieſelbe iſt, kommt daher, weil die Abſchreiber das in älterer Sprache Verfaßte immer in die Schreibweiſe ihrer Zeit umzuſetzen pflegten.

16) Matthaei cujusdam, vel Gregorii Hageni, germanicum Austriae Chronicon, a. cond. mundo usque ad a. Chr. 1298.

(Script. rer. Austriac. ed. H. Pez. Tom. I.)

Eine andere deutſche Chronik von bedeutendem Umfang. Leider hat ſie ſich nur in einem Papier-Codex aus dem 15. Jahrhundert erhalten; aus dieſem edirte ſie H. Pez mit allen ihren Mängeln, deren die Handſchrift viele hatte. Der Verfaſſer der Chronik iſt dem Namen noch eigentlich nicht bekannt; daß er Matthäus geheißen, iſt nur eine Vermuthung, welche daher rührt, weil der berühmte Gelehrte Heinrich Gundelfinger aus Conſtanz in ſeiner öſter-

reichiſchen Geſchichte, welche er gegen das Jahr 1476 verfaßte, ausdrücklich dieſen Pappenheim als Verfaſſer nennt. Richtiger mag die Anſicht ſein, daß der Verfaſſer Gregorius Hagen geweſen; ſo nennt ihn wenigſtens der vor einer Handſchrift zu Sachſen-Gotha vorangeſtellte Titel des Buchs.

Die Chronik iſt in fünf Bücher getheilt, denen der Verfaſſer eigene Benennungen gab.

„Daz erſt buch iſt dem Sehen gleichet.
„Daz andere buch wirt gleicht dem Hören.
„Daz dritt buch wirt gleicht dem Smeken.
„Daz viert buch wirt dem Koſten gleicht.
„Daz fünft buch wirt dem Greiffen gleicht.

In den erſten Büchern beſchreibt Gregor Hagen die Geſchichten vor Chriſti Geburt, und auch „was Merklichs in der Welt in jeder Zeit iſt beſchehen, und ſein bei Namen beſchrieben die Fürſten, die vor Chriſti Geburt zu Oeſterreich ſind geweſen.“

Im andern Buch erzählt er die Geſchichten des neuen Teſtaments; auch ſind darinnen enthalten alle Päpſt und Kaiſer bis auf Kaiſer Friedrich I. und Papſt Anaſtaſius IV. „und was zu jedes Papſts oder Kaiſers Zeit in der Welt iſt Merklichs beſchehen, und auch von allen Fürſten, die geweſen ſind nach Chriſti Geburt bis auf den Römiſchen König Rudolfen, des Geſchlechts von Habs-

burg, der in seine Gewalt bracht hat mit Gerechtigkeit Oesterreich und auch Steier."

In dem dritten Buch ist begriffen „von Kaiser Friedrich II. und von seinem Leben, und wie nach seinem Tod der schwarz Adler des Reichs weitbaß flog, vod daz er in daz edl Nest des roten Lewens cham geflogen, daz ist Graf Rudolf von Habspurg, und der zu des romischen Reichs hoch und wirdigchaitwart gefuret, und wie derselb durchlewchtig vnd vnüberwunden Fürst Chunig Rudolf daz Reich weiszlich vnd vestiglich hat aufgericht."

Das vierte Buch handelt von der Erhebung des Grafen Albrecht zum Fürsten von Oesterreich, und „wie er hernach auch ward zu der Höh des römischen Reichs gefüret."

Im fünften Buch steht beschrieben „wie Herzog Friedrich von Oesterreich, Albrechts Sohn, auch kam zu der Höh' des römischen Reichs" u. s. w.

In den beiden ersten Büchern ist die Darstellungsweise ganz selbstständig, und wirklich äußerst treuherzig und anmuthig; die beiden folgenden Bücher aber sind nichts Anders, als eine Umsetzung der Reimchronik Ottokars von Horneck in eine schlichte verständliche Prosa, die sich aber wirklich auch neben Ottokars Arbeit recht angenehm lesen läßt. Trotz dem, daß er sich durch Ottokars

Chronik seine Arbeit ziemlich leicht machte, verwendete er dennoch großen Fleiß auf dieses Werk. Mit Recht sagt er wohl in Beziehung darauf von sich selbst: „Und wiewol diese Kroniken dem Getichte ist ainvaltig, doch hab ich mir darumb offt am suezzen schlaff abgebrochen."

C. Spätere Chronisten.

17) *Thomae Ebendorferi* de *Haselbach* Chronicon Austriacum, libris V. comprehensum.
(Script. rer. Austriac. ed. H. Pez. T. II.).

Der Verfasser dieser Chronik, die mit dem Ursprung des österreichischen Volkes beginnt und bis auf das Jahr 1463 fortgeführt ist, wurde unter der Regierung Herzog Albrecht IV. von Oesterreich (also zwischen 1395 bis 1404) zu Haselbach in Niederösterreich geboren; daher führte er auch von diesem Städtchen den Beinamen. In seiner Jugend widmete er sich den Wissenschaften, besonders der Theologie, und scheint es bald weit darin gebracht zu haben; denn schon im Jahr 1429 wurde er auf der Universität Wien als Doktor der Theologie angestellt. So gelehrt Ebendorfer auch war, so langwierig müssen seine Vorträge über die Bibel gewesen sein. Der berühmte Aeneas Sylvius sagt in einer seiner Schriften von ihm: Ich würde seine Gelehrsamkeit loben, wenn er nur nicht zweiundzwanzig Jahre über das erste Kapitel des Jesaias gelesen hätte, ohne es zum Schluß zu bringen.

— Er ſchrieb viele theologiſche Abhandlungen, Commentarien zu bibliſchen Schriften und eine unendliche Menge Reden. Das beſte unter ſeinen Werken bleibt immerhin ſeine öſterreichiſche Chronik. „Niemand — das ſind ſeines Herausgebers Worte — hat die Geſchichte Oeſterreichs ſo ausführlich beſchrieben, beſonders die Begebenheiten des XV. Jahrhunderts, welche er ſelbſt erlebte, wie Thomas Ebendorfer. Zur Darſtellung der Geſchichte unter Rudolf von Habsburg ſcheint er gute Berichte benutzt zu haben, beſonders aber auch unſern ehrwürdigen Ottokar von Horneck, aus dem er über Rudolf's Streit mit Ottokar, ſeinen Zug gen Mähren, ſo wie über die Zuſammenkunft zu Iglau Manches entlehnt hat.“ Viel Neues gab er zur Geſchichte Rudolf's nicht.

18) *Viti Arenpeckii* Chronicon Austriacum a gentis primordiis usque ad Friderici III. Imp. tempora. (Script. rer. Austr. ed. H. Pez. T. I.)

Urſprünglich aus Baiern gebürtig, hat der Verfaſſer dieſer Chronik ſich frühe ſchon dem geiſtlichen Beruf gewidmet. Zu Wien widmete er ſich den Studien; im Jahr 1456, zu eben der Zeit, da ſich ein merkwürdiger Comet am Himmel zeigte. Im Kloſter Ebersberg wurde Arenpeck Prior; ſpäter nennt er ſich einen Kaplan des Biſchofs von Freiſingen, dem er ſeine bairiſche Chronik widmet. — Bei Bearbeitung ſeiner öſterreichiſchen Chronik ſcheint er, wie Thomas Ebendorfer, ältere Geſchichtswerke ohne Un-

terſchied benutzt zu haben. Beſonders machte er ſich mit Ottokar von Horneck bekannt. Aus ihm hat er faſt die ganze Strafrede, welche die Königin von Böhmen ihrem heimkehrenden Gemahl hielt, in ſein Werk übergetragen. — Eine hiſtoriſche Glaubwürdigkeit betreffend, ſo gibt ihm der Herausgeber H. Pez nicht das beſte Lob. „Er ſoll manche Geſchichten erzählen, wo die Wahrheit augenſcheinlich verdreht iſt.“

19) Melchior Ruſſen, Ritters von Luzern, eidgenöſſiſche Chronik, geſchrieben im Jahr 1482.

Eine der älteren, in gemüthlicher deutſcher Sprache geſchriebenen Chroniken. Sie iſt beſonders darum wichtig, weil ſie am ausführlichſten die Fehde König Rudolf's mit der Stadt Bern erzählt, und zwar in der Hauptſache mit älteren Berichten ziemlich übereinſtimmend. Da die meiſten Chroniſten ſo gar wenig, und nur ſehr kurz, von König Rudolf's Unternehmungen gegen die Stadt Bern berichten — bei Ottokar von Horneck wird mit keiner Silbe jene Kriegs mit den Bernern gedacht — ſo iſt es um ſo willkommner, einen genaueren Bericht darüber zu empfangen. Einen ſolchen haben wir in zuſammenhängender Darſtellung, in lieblicher und gemüthlicher Sprache aus der Feder des Schweizers Melchior Ruſſen.

20) *Adami Vrsini* Thüringiſche Chronik, von den älteſten Zeiten bis auf das Jahr 1500.

(Script. rer. Germ. ed. Menckenius T. III.)

Ist wohl die ausführlichste Quelle für die Angelegenheiten in Thüringen, in denen König Rudolf vermittelnd auftrat. Der Verfasser schrieb in schlichter gemüthlicher Sprache; seine Darstellung trägt überall das Gepräge der Wahrheit, und man sieht wohl, daß ihm bei seiner Arbeit gute Quellen zu Gebot standen.

21) Aegidius Tschudi Chronicon Helveticum, zwei Theile. Basel 1734.

Der Verfasser ist wohl unter den Schweizern der erste gewesen, welcher das Bedürfniß erkannt hat, unter Zugrundlegung von Urkunden eine Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben. Mit Recht gebührt ihm deswegen der erste Rang unter den schweizerischen Historikern älterer Zeit. — Der erste Theil seiner Chronik erzählt die Geschichte des habsburgischen Hauses, so wie des Grafen Rudolf's von Habsburg vor seiner Erwählung, in Verbindung mit den übrigen Geschichten des Schweizerlandes, so wie überhaupt in geordneter zusammenhängender Darstellung. Nur Schade, daß man auf den ersten Augenblick sieht, wie er da, wo ihm die Urkunden mangeln, ex suo ingenio so Manches hinzufügt, um einen schönen Zusammenhang herzustellen. Man macht noch dazu die traurige Bemerkung, daß er, statt seine Darstellung nach dem Inhalt der vorliegenden Urkunde einzurichten, im Gegentheil oft die Urkunde dem Zwecke seiner Darstellung anpaßt. Tschudi legt in die Urkunden hinein, was nie in denselben

zu finden war, und deutet ihren Inhalt manchmal nur nach eigener Willkühr. Das haben so Manche nicht bedacht, die vor zu großer Werthschätzung Tschudi's nimmer so viel die Augen offen behalten, um auch die Mängel an seiner Arbeit entdecken zu können.

Wir können keine passendere Vergleichung treffen, als wenn wir den in Aller Augen so hoch angesehenen Tschudi dem berühmtesten Historiker unsrer Zeit, dem fleißigen Johannes von Müller gegenüber stellen. Der unermüdliche Forscher in der Geschichte seines Vaterlandes, Professor Kopp aus Luzern, hat, umgeben von dem Staube der Archive, endlich den Muth gewonnen, den ehrenfesten Aegidius Tschudi in mancher Beziehung zur Rechenschaft zu ziehen, und sein Verfahren, wie seine Urkunden zu prüfen, die er oft verstümmelt geliefert; mit eben dem Rechte darf man jetzt auch den für einen Altmeister in der deutschen Historiographie anerkannten Johannes von Müller vor den Richterstuhl fordern, und seine Schweizer-Geschichte prüfen, bei deren Ausarbeitung er in Betreff der benutzten Urkunden oft nicht minder unredlich verfuhr, als Aegidius Tschudi.

22) *Francisci Guillimanni Habsburgiaca* Sive de antiqua et vera origine Domus Austriacae. Mediolani 1605. 4.

Während F. Guillimann, aus der Stadt Freiburg im Uechtland gebürtig, zum Zweck seiner, im Jahr 1598 her-

ausgegebenen *Helvetia*, die Archive und Bibliotheken seines Vaterlandes durchstöberte, stießen ihm manche Urkunden und Notizen von dem Ursprung und der Geschichte der Grafen von Habsburg auf, und er sah sich bald in den Stand gesetzt, etwas Vollständiges über diesen Gegenstand zu liefern, der bisher noch nie in einem Zusammenhang bearbeitet worden war. So entstand das Werk *Habsburgiaca*, das erste in seiner Art, indem nicht nur alle Nachrichten über das Haus Habsburg mit kritischem Fleiß zusammengetragen, und in schöne Ordnung gebracht, sondern auch eine Menge Urkunden als Belege aufgeführt sind, wobei wir nur bedauern müssen, daß nicht alle mit gehöriger diplomatischer Treue abgedruckt wurden. Auch sonst hat Guillimann seine Geschichten von Habsburg überall, wo es nur möglich war, durch gleichzeitige Chroniken oder andere schriftliche Denkmale zu belegen gesucht. Wir dürfen also die Habsburgiaca unbedingt unter die glaubwürdigen Quellen zählen, welche mit Sicherheit zum Zweck einer Darstellung über Rudolf von Habsburg benutzt werden können.

Mit Guillimanns Werk schließen wir die Klasse derjenigen Hülfsquellen, welche für einen Biographen Rudolf's von Habsburg von Wichtigkeit sind. Fast alle Chronisten, die nach ihm folgen, haben mehr oder weniger seine Sammlung benutzt, und geben also, wenige Notizen abgerechnet, nichts Neues.

Wir haben jetzt noch die hauptsächlichsten urkundlichen Sammlungen zu nennen, die immer als Hauptbasis bei allen geschichtlichen Darstellungen betrachtet werden müssen — ja, ohne welche von gar keiner wahren Geschichtschreibung die Rede sein kann.

D. Urkundliche Quellen.

23) *Origines Familiae Habsburgo-Austriacae*, ex monumentis veteribus, scriptoribus coaetaneis, diplomatibus chartisque demonstratae a. I. G. *Eccardo*. Lipsiae 1721. f.

Nicht sowohl wichtig wegen einer in die Länge gedehnten Abhandlung über das Haus Habsburg, deren Resultat ist, daß die Habsburger ursprünglich von den Etichonen abstammen; sondern vielmehr darum, weil ein Menge beweisender Urkunden, so wie Auszüge aus alten Legenden und Nekrologen beigefügt sind. Die wichtigste aller dieser Urkunden ist diejenige, welche zum erstenmal aus der Handschrift abgedruckt ist, und den Titel führt:

Acta Fundationis Murensis Monasterii,

Privilegiis Apostolicis Caesareis, Principum aliorumque Fidelium antiquis largitionibus et aliis authenticis ejusdem Coenobii monumentis insignita, atque oculatorum nonnunquam testium relatione firmata.

Ex veteri codice Msc. ecclesiae Murensis.

Auf derselben Hdsch., welche dieses merkwürdige Denk-

mal der Geſchichte von Muri enthält, iſt noch die ſogenannte *Genealogia Fundatorum* Murensis Monasterii verzeichnet mit dem alten Titel:

Ista est Genealogia nostrorum Principum.

Dieſe beiden genannten ſchriftlichen Denkmale, die Acta monast. Mur. ſo wie die Genealogia, liefern die wichtigſten Nachrichten über das Geſchlecht der Habsburger; und ſie ſind um ſo wichtiger, als ihre Abfaſſung zuverläſſig noch in das XII. Jahrhundert zu verlegen iſt. Hätten wir dieſe beiden Urkunden nicht, wir hätten keinen gewiſſen Punkt, von dem aus wir mit Sicherheit die Geſchichte des Geſchlechts der Habsburger beginnen könnten. Dazu ſind ſo manche wichtige Inſtrumente in dieſe Acta eingefügt, die wohl hauptſächlich auf dieſe Weiſe von dem Untergang gerettet wurden. — Die Wichtigkeit dieſer Acta Mur. anerkennend, hat der gelehrte Abt Dominikus vom Kloſter Muri ſeine Schrift:

Origo et Genealogia Comitum de Habspurg (1702)

einzig und allein aus denſelben zuſammengeſtellt, ohne je an der Wahrheit einzelner Angaben zu zweifeln. Dagegen haben ſich in ſpäterer Zeit Zweifel gegen das Alter und die Aechtheit dieſer A. M. erhoben; hauptſächlich wohl darum, weil noch Urkunden über die Gründung des Kloſters Muri vorhanden ſind, die dem Inhalt dieſer A. M. geradezu widerſprechen. Daß dieſe Widerſprüche nur ſcheinbar ſind, wird ſpäter mit Mehrerem dargelegt werden.

So viel ist übrigens jetzt schon gewiß, daß die A. M. in einer solchen Sprache geschrieben sind, die wohl ihre Abfassung im XII. Jahrhundert vermuthen lassen; die Sprache ist nämlich von der Art, daß sie jedem Unbefangnen ebenso alterthümlich erscheinen muß, als diejenige, welche in den in die A. M. eingefügten Urkunden vorkommt.

Haben wir keine Ursache, an dem Alter der A. M. zu zweifeln, wie sollten wir es für nöthig halten, die Glaubwürdigkeit des Inhalts in Zweifel zu setzen, oder geradezu für absichtliche Unwahrheit zu erklären, was der alte ehrwürdige Verfasser derselben berichtet? Was konnte ihn bewegen, die Nachwelt mit Lügen zu berichten? oder, wenn er je belügen wollte in Betreff der Gründung des Klosters Muri, — wäre er wohl so thöricht gewesen, und hätte in seine Darstellung (die A. M.) Etwas eingefügt, was einen sichtbaren Widerspruch gegen die A. M. selbst enthalten hätte? Nein vielmehr hätte er Alles das entfernt, was ja selbst gegen seine Angabe zeugen mußte.

Aus diesem Grunde ließen wir diese uralte ehrwürdige Schrift in ihrem Werthe, und haben sie wirklich als eine der vorzüglichsten Quellen betrachtet — ebenso auch die nicht minder alte Genealogia benutzt.

24) *Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgiacae*, qua continentur vera gentis hujus exordia, antiquitates, propagationes etc. chartis Nro 954. maxima parte hactenus ineditis asserta. Opera et

studio *R. P. Marquardi Herrgott.* T. I—III. Viennae 1737.

Der zweite und dritte Theil dieſer mit unendlichem Fleiß und vielen Koſten zuſammengetragenen Arbeit iſt der Codex diplomaticus, und für uns alſo von beſonderer Wichtigkeit. Er enthält außer einer Menge von diplomatiſch-getreu abgedruckten Urkunden einen neuen Abdruck der Acta Murensia, die alſo gewiß auch in den Augen des gelehrten Hiſtoriographen einen Werth hatten, und von ihm zuvor geprüft wurden in jeder Beziehung, ehe er ſie ſeiner Sammlung von nur koſtbaren Dokumenten einverleibte. Bis jetzt war dieſe Genealogia diplomatica wegen ihrer Urkunden eine Hauptquelle für die Geſchichte des Habsburgiſchen Hauſes, und wird es immerdar bleiben.

25) *Codex epistolaris Rudolfi I. Romanorum Regis* ex Mss. bibl. caes. Vindob. ed. et commentario illustratus; praemittuntur Fasti Rudolphini, accedunt auctaria diplomatica opera *M. Gerberti.* St. Blas. 1772.

Noch weit prachtvoller, als das obengenannte Werk, iſt dieſer Codex epistolaris ausgeſtattet.

Voran gehen die mit vielem Fleiße aus den beſten, meiſt gleichzeitigen Quellen verfaßten Rudolfiniſchen Jahrbücher, welche jetzt noch bei jeder Arbeit zu Grunde gelegt werden können. Die Hauptſache aber iſt der *Codex epistolaris* mit ſeinen ſcharfſinnigen und gelehrten Anmerkungen.

Wenn Urkunden, die nur aus Verhandlungen und Verträgen bestehen, schon ein großes Interesse für uns haben — wie viel mehr müssen solche einen großen Werth in unsern Augen haben, von denen wir, — wenigstens, was den größten Theil anbelangt — wissen, daß sie nicht nur aus der Feder, sondern auch aus dem Herzen eines großen Mannes, wie Rudolf war, hervorgegangen sind; welche wir also als den Ausdruck der Gesinnung und des Gemüths eines Solchen betrachten können.

Sind diese Briefe von Rudolf's eigener Hand geschrieben, oder von seinen gelehrten Kanzlern in seinem Sinne und nach seinem Willen abgefaßt worden, oder nicht, das ist gleichgültig. Sein großer Geist diktirte wenigstens die Gedanken in die Feder, und Männer, wie ein Heinrich von Isny, ein Rudolf von Hoheneck, ein Heinrich von Klingenberg, gaben den großen Gedanken jenes liebliche oft nur zu prunkhafte Gewand, in dem diese Briefe noch vor uns liegen. — Sind alle diese Briefe, die in der Sammlung enthalten sind, ächt oder nicht, das wäre eine zweite, nicht unwichtige Untersuchung. Von manchen derselben ist es schon erwiesen, daß sie nicht von König Rudolf herrühren.

Uebrigens zerfällt die von Abt M. Gerbert veranstaltete Sammlung in drei Bücher, wovon das I. B. 49, Briefe an Verschiedene und von Verschiedenen, das II. B. 60, und das III. B. 40 Briefe in sich faßt.

Den Beschluß des schönen Werks macht das sogenannte *auctarium diplomatum*, welches zweiundsechszig wichtige Urkunden enthält, die sich auf die im Codex epistolaris enthaltenen Briefe beziehen. Es sind darunter besonders die Urkunden der zwischen König Rudolf und König Ottokar geschlossenen Verträge zu finden.

So wird diese fleißige Arbeit des gelehrten Fürstabts für den Geschichtschreiber Rudolf's von Habsburg ein unentbehrliches Hülfsmittel.

Eine vollständigere Ausgabe der Briefe König Rudolf's hat Bodmann geliefert.

Anmerkungen.

Den Beschluß des schönen Werks macht das sogenannte *auctarium diplomatum*, welches zweiundsechszig wichtige Urkunden enthält, die sich auf die im Codex epistolaris enthaltenen Briefe beziehen. Es sind darunter besonders die Urkunden der zwischen König Rudolf und König Ottokar geschlossenen Verträge zu finden.

So wird diese fleißige Arbeit des gelehrten Fürstabts für den Geschichtschreiber Rudolf's von Habsburg ein unentbehrliches Hülfsmittel.

Eine vollständigere Ausgabe der Briefe König Rudolf's hat Bodmann geliefert.

Anmerkungen.

Den Beſchluß des ſchönen Werks macht das ſogenannte *auctarium diplomatum*, welches zweiundſechszig wichtige Urkunden enthält, die ſich auf die im Codex epistolaris enthaltenen Briefe beziehen. Es ſind darunter beſonders die Urkunden der zwiſchen König Rudolf und König Ottokar geſchloſſenen Verträge zu finden.

So wird dieſe fleißige Arbeit des gelehrten Fürſtabts für den Geſchichtſchreiber Rudolf's von Habsburg ein unentbehrliches Hülfsmittel.

Eine vollſtändigere Ausgabe der Briefe König Rudolf's hat Bodmann geliefert.

Anmerkungen.

Zur Einleitung.

1) (S. 5.) Absichtlich haben wir mit Guntram dem Reichen das Geschlecht der Habsburger begonnen. Was vor ihm liegt, gehört einer dunklen Zeit an, die zu erhellen noch keinem weder der älteren noch neueren Forscher gelungen ist.

Die Meisten haben sich im Reich der Hypothesen herumgetrieben, ohne nach langem Suchen zu einem andern Resultat zu gelangen, als dem: Guntram der Reiche ist der erste, der von den alten Kloster-Nachrichten aus Muri urkundlich an die Spitze des Geschlechts gestellt ist. Freilich knüpfen sich an diesen Namen noch manche Fragen, die zu lösen wären; wir werden in Betreff seiner Person und seiner früheren Besitzungen vielleicht nie ganz ins Reine kommen, aber wir haben doch an ihm einen Haltungspunkt, von dem wir ausgehen können.

2) (S. 18.) Knüpfen sich an Guntrams, des eigentlichen Ahnherrn der Habsburger, Person und Abstammung so manche Fragen, die noch zu beantworten wären, nicht minder ist es der Fall bei den drei Namen Werner, Radeboto und Ida.

Graf Radeboto ist nach der allgemeinen Annahme ein Bruder Bischof Werners von Straßburg, und Gemahl der Ida; die Geschichten von Muri aber berühren nicht diese Verwandtschaft zwischen Radeboto und Werner, nennen dage-

gen Radeboto's Gemahlin eine Schweſter Biſchof Werners. Außerdem ſchreiben dieſelben Acta Murensia die Gründung des Kloſters Muri nicht dem Biſchof Werner, ſondern dem Grafen Radeboto und ſeiner Gemahlin Ida zu — Letzteres ganz entgegen der im Jahr 1027 ausgeſtellten Urkunde Biſchof Werners. Die genannte Urkunde ſoll in ihrem Werthe bleiben, und ebenſo ſollen auch die Acta Murensia Nichts an ihrer Glaubwürdigkeit verlieren — um dieß zu bewerkſtelligen, müſſen wir ſehen, wie wir die alten Kloſter-Akten mit der noch älteren Urkunde in Uebereinſtimmung bringen. Hier handelt es ſich nicht darum, wie wir mit einer Genealogie ins Reine kommen, wo es gleichgültig iſt, ob wir mit einem Dezennium früher oder ſpäter die Geſchichte eines Geſchlechts beginnen, auch nicht, ob wir die Gründung eines Kloſters Dieſem oder Jenem vindiziren, ſondern wie wir die Ehre zweier alten Urkunden retten, von denen die eine, wenigſtens ſcheinbar, die Glaubwürdigkeit der andern aufhebt, die uns noch ſo Viel des Wichtigen erzählt, daß es uns nicht gleichgültig ſein kann, ob wir ihr — wir meinen die Acta Murensia — trauen dürfen oder nicht.

„Als Radeboto — ſo berichten wörtlich die Acta Murensia — es für gut fand, eine Gattin zu wählen, holte er ſich eine aus Lothringen, nemlich Ida, die Schweſter Theodorichs, Herzogs von Lothringen und Biſchof Werners von Straßburg, und gab ihr die Gegend um Muri herum zur Mitgift. Als ſie lange in deren Beſitz war, und endlich kennen lernte, auf welche Weiſe es ſich mit dieſem Gute verhielt, ſo begann ſie darauf zu denken, wie ſie es wieder von ſich brächte. Lange beſann ſie ſich hin und her, und ging darauf um, wie ſie es den rechtmäſſigen Erben wieder zuſtellte; aber da ſie nicht wußte, wo dieſe Erben

waren, oder, wenn sie auch dieselben erkundete, ihr Gatte die Wiedererstattung nicht zugab, dem sie doch nicht widerstehen mochte, so beschloß sie endlich, das Gut einem Erben zu übergeben, den kein Nachfolger darum beneiden würde. Sie holte nun den Rath ihres Bruders, des Bischof Werners, ein, und vertraute ihm ihre Gedanken, wie lieblich und bequem wohl der Ort (wo jetzt Muri steht) für eine Klosterversammlung wäre. Der freute sich in dem Herrn, und ermahnte sie, daß sie auf diesem Entschluß bestehen möchte: er versprach ihr auch, in Allem, wo er könnte, seinen Beistand zu leisten. Ida brachte es endlich auch dahin, daß ihr sonst so wilder und geiziger Gatte, Graf Radeboto, dazu ja sagte."

So wäre also nach diesem Bericht Ida die Stifterin des Klosters Muri, und mit ihr, wenn auch nur durch Zuspruch seiner Gattin, der Graf Radeboto.

Eine von dieser Angabe scheinbar verschiedene über die Stiftung und Gründung des Klosters Muri herrschte schon in früherer Zeit. Die Acta Murensia geben sie auf folgende Weise:

„Was aber eine andre Schrift erzählt, daß nämlich Bischof Werner allein Gründer dieses Klosters sei, das kommt daher, weil es weisen Männern besser schien, ihn, der unter drei Personen als der wichtigere erfunden ward, zum Stifter zu machen, da auf solche Weise die Sache fester und haltbarer dargestellt würde, als wenn es nur hieß: eine Frau hätte das Kloster gegründet."

Und an einer andern Stelle heißt es:

„Wer aber behauptet, daß Bischof Werner die Kirche gebauet habe, der irrt sich sehr, denn es hat sich Niemand gefunden, welcher sagte, daß er den Bischof Werner je an diesem Orte gesehen habe. Aber auch Vieles andre wird von ihm gesagt, was sich als unrichtig erweist."

Was die A. M. unter der obengenannten andern Schrift verstehen, das zeigt sich bald, wenn wir den Anfang der Urkunde vom Jahr 1027 vorlegen, welche der Verfasser der *Origo et genealogia Comitum de Habspurg* in ältester Gestalt gibt. „Damit nicht durch widerspenstige Spitzfündigkeit das, was wir verordnet haben, verdreht oder in kommender Zeit vergessen werde, so hinterlassen wir durch gegenwärtiges Testament dem jetzigen und künftigen Geschlechte, wie ich Werner, Bischof von Straßburg, und Erbauer des Schloßes, so man nennt Habesburch, ein Kloster auf meinem väterlichen Erbgut, an dem Ort, der Muri heißt, im Aargau, in der Grafschaft Rore, zu Ehren der heiligen und unzertrennten Dreieinigkeit und der heiligen Gottesgebärerin Mariä, so wie aller Heiligen errichtet habe; und habe solches geweiht unter dem Namen des seligen Bischofs Martinus. Dem Kloster aber habe ich übergeben alle Güter, welche mir durch Erbrecht geworden sind, durch die Hand meines leiblichen Bruders Lanzelin, der als ein Kriegsmann bisher der Schirmherr meines Erbes gewesen ist — sämmt dem rechtmässigen Besitz der Höfe, Familien, Aecker, Wälder, Wiesen, Berge und Alles dessen, was dazu gehört" u. s. w.

Nach dieser Urkunde ist also Bischof Werner von Straßburg einiger Erbauer von Habsburg und Stifter von Muri, welches letztere er auf seinem väterlichen Eigen, so von seinem leiblichen Bruder Lanzelin beschützt worden ist, erbaute.

Damit stimmt überein die Angabe des alten Nekrologs, wo es beim Jahr 1027 heißt:

„Werner, Bischof von Straßburg, unsers Klosters und des Schloßes Habesburg Gründer — und sein Bruder Lanzelin."

Da die Urkunde, deren Anfang wir eben mitgetheilt ha-

ben im Jahr 1027 ausgestellt wurde, also auf jeden Fall älter ist, als die erst im XII. Jahrhundert verfaßten Acta Murensia, und ihr Inhalt noch durch die Angabe des Nekrologs eine Bestätigung erhält, so müssen wir derselben so lange Glauben schenken, bis zu erweisen wäre, daß diese Stiftungs-Urkunde eine untergeschobene sein könnte. Das wird aber nicht so leicht geschehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil noch eine zweite Urkunde vorhanden ist, die deutlich für die Glaubwürdigkeit der ersten spricht.

Diese Urkunde, die wir füglich die zweite Stiftungs-Urkunde nennen können, wurde den 4. März 1114 ausgestellt, und enthält die Bestätigung der Freiheiten des Klosters Muri durch Kaiser Heinrich V. Wir geben die Stelle, welche hieher gehört:

„Im Namen — — — allen Jetzigen und Künftigen sei zu wissen, wie daß in unsrem Reiche ein regulirtes Kloster gelegen ist, nämlich in der Provinz Burgund, im Bisthum Konstanz, im Aargau, in der Grafschaft Rore, — welches Mure heißt, und ist zur Zeit Kaiser Kunrads zu Ehren des heiligen Bischofs Martinus erbaut und Gott geweiht worden von Werner, Bischof von Straßburg, dem Vetter (parente) nämlich des Grafen Werners von Habsburg. Nun aber hat dieser Graf, der das genannte Kloster oder Abtei nach dem Erbrecht besaß, auf Antrieb Gottes, mit Allem, was dazu gehört an Rechten, Gütern, Leibeigenen, Zinsen, Geldern, oder was es nun heißen möge, vollständig (ex toto) auf den Altar des heiligen Martinus wiedergegeben, vermacht und übergeben (reddidit, delegavit et contradidit)."

Vergleichen wir das so eben Gegebne mit dem Auszug aus der Urkunde vom Jahr 1027, so ergibt sich eine solche Uebereinstimmung zwischen der Urkunde vom Jahr 1114 und

1027, daß wir, ohne zu viel zu wagen, behaupten können, die vom Jahr 1027 sey die Grundlage der Urkunde von 1114 gewesen. Die Glaubwürdigkeit der älteren wird durch die spätere bestätigt; gegen die Aechtheit dieser späteren läßt sich aber gar Nichts einwenden, denn die Acta Murensia haben dieselbe ja selbst aufgenommen.

Wir haben also wieder einen urkundlichen Beweis, daß Bischof Werner von Straßburg das Kloster Muri gegründet und geweiht habe.

Wie lassen sich nun diese beiden, wenigstens scheinbar verschiedenen Angaben, die der Acta Murensia und der beiden genannten Urkunden mit einander in Uebereinstimmung bringen, da wir keinen Grund haben, die eine oder die andere als unrichtig zu erklären? — Voran stellen wir als Wahrheit, an der sich nicht zweifeln läßt: Bischof Werner von Straßburg ist neben Graf Radeboto und seiner Gattin Ida Mitstifter des Klosters Muri.

Das bestreiten auch die A. M. nicht; sie sagen nämlich nicht: er habe keinen Antheil an der Stiftung, sondern nur, er sei nicht der einzige Stifter des Orts (illum solum fundatorem hujus loci) gewesen; und sei einzig und allein, weil er der vornehmste unter drei Personen war, für den alleinigen Stifter ausgegeben worden. Die A. M. wollen also Nichts anderes beweisen, als daß Bischof Werner von Straßburg nicht allein die Ehre der Stiftung zuzuschreiben sei. Die andere Stelle der A. M. welche der Urkunde vom Jahr 1027 so sehr zu widersprechen scheint, läßt sich noch leichter mit der Angabe vereinigen, daß Bischof Werner Stifter von Muri gewesen.

Die A. M. sagen: „Wer behauptet, daß der Bischof Werner die Kirche (des Klosters Muri) erbaut habe, der irrt sich."

Mit diesen Worten ist die Stiftung des Klosters dem Bischof Werner durchaus nicht abgesprochen. Er war mit Radeboto und seiner Gattin Ida wohl Stifter des Klosters, aber damit ist noch nicht ausgedrückt, daß er auch den Bau desselben in eigener Person geleitet habe. Nur das besagen die A. M.: er erbaute nicht die Kirche, da dieß unter Leitung des ersten Vorstehers Reginbold geschah, der eine Kirche des Klosters an die Stelle der alten niedergerissenen zu bauen begann. Das ist auch wirklich der Geschichte gemäß, denn Bischof Werner, so wie Graf Radeboto starben, wie die A. M. melden, noch vor Vollendung des Baues, der im Jahr 1064 zu Stande kam.

Somit müssen auch die Worte beider Urkunden vom Jahr 1027 und 1114, welche besagen, daß Bischof Werner das Kloster erbaute und weihte (*construxit* et *dicavit*) nicht im buchstäblichen Sinne genommen werden. Das Wort: *construxit* läßt sich gleichbedeutend für *construi fecit* (durch Radeboto) nehmen, und unter: *dicavit* ist wohl nicht gerade die Handlung der Weihe zu verstehen, sondern vielmehr nur die Bestimmnng des Bischofs Werner, daß das künftige Kloster dereinst dem heiligen Martin geweiht sein sollte. Wäre auch in der Urkunde vom Jahr 1114 das Wort *dicavit* in der Bedeutung *consecravit* zu nehmen, so würde es wenigstens auf die Urkunde vom Jahr 1027 nicht anzuwenden sein, wo offenbar noch nicht von einer geschehenen Weihe die Rede ist. Die zweite Urkunde aber hat die Worte der ersten in dem Ausdruck erbaut (*constructum*) aufgenommen, und gibt ebenso auch das Wort geweiht (*dicavit*), was die erste Urkunde enthält; also dürfen wir dieses *dicavit* in eben der Bedeutung nehmen, wie in der ersten, und die Angabe der A. M., daß Bischof Rumold von Konstanz erst im Jahr 1064

das Kloster dem heiligen Martinus zu Ehren geweiht habe, widerstreitet nicht geradezu dem Inhalt der beiden Urkunden.

Wir glauben, die beiden scheinbar verschiedenen Angaben über die Gründer des Klosters Muri gewissermassen mit einander in Uebereinstimmung gebracht zu haben; eine Schwierigkeit liegt jetzt noch darin, wie wir die Ansicht der meisten Chronisten, daß Graf Radeboto ein Bruder des Bischof Werner gewesen, mit der Angabe der A. M. vereinigen, die ihn nur einen Schwager desselben nennen." Außerdem wäre noch zu zeigen, ob Lanzelin, den die Urkunde vom Jahr 1027 dem Bischof Werner als Bruder zuschreibt, wirklich in die Geschlechtsreihe der Habsburger gehöre, da die A. M. Nichts von ihm wissen.

Wir stellen bei unsrer Untersuchung oben an den auf die wichtige Urkunde sich gründenden Satz:

Bischof Werner von Straßburg gehört in männlicher Abstammung zum Geschlecht der Habsburger, und sein leiblicher Bruder heißt Lanzelin.

Das Erstere beweist die Stelle der Urkunde, wo es heißt: Monasterium in *patrimonio* meo, in loco, qui Mure dicitur, in comitatu Rore — construxi.

Hier in der genannten Gegend lagen die Besitzungen Guntrams des Reichen und seines Sohns Lanzelins I., also muß Werner, der hieher sein väterliches Erbgut verlegt, ein Habsburger gewesen sein, und zwar in männlicher Abstammung. So konnte man wohl auf die Ansicht geführt werden, daß Werner mit Radeboto das väterliche Erbe theilte und für sein Bruder gehalten wurde; was aber nur als eine willkührliche Annahme gelten kann.

Anders verhält es sich mit Lanzelin: dieser ist Werners

leiblicher Bruder, denn in der Urkunde heißt es von ihm: *germani fratris mei Lancelini*, und im Nekrolog vom Jahr 1027: *Wernherus Episcopus Strasburgensis — et Lancelinus frater ejus.*

Schon der Name Lanzelin ſpricht für die Anſicht, daß dieſer Bruder Werners dem habsburg'ſchen Stamme angehöre, und den Grafen Lanzelin I. zum Vater habe; denn es iſt ja eine bekannte Sache, wie in alten Zeiten bei Familien der Name des Vaters wenigſtens auf einen der Söhne ſich forterben mußte. — Wir hätten nun ſo Viel eruirt, daß die Beiden, Biſchof Werner und Lanzelin vom Habsburgiſchen Mannsſtamm herkommen; denn zählen wir den einen dazu, ſo darf auch der andere nicht ausgeſchloſſen werden. Nun aber iſt die Frage: wie ſtimmt hiemit die Angabe der A. M., die weder von einem Werner noch von Lanzelin II. von Habsburg Etwas wiſſen wollen? Die Frage wird beantwortet, wenn wir unterſuchen, in wiefern es richtig iſt, daß Werner ein Bruder Radeboto's von Habsburg geweſen.

Der gelehrte Herrgott, der das Obige als begründet annimmt, beruft ſich auf die zweite Urkunde vom Jahr 1114, wo es heißt: „a Wernhario Strasburgensi Episcopo, *parente* scilicet Wernharii comitis de Habsburg.“

Das hier vorkommende *parente* nimmt Herrgott für *patruo* (Oheim, Vatersbruder); auch der Verfaſſer der *Genealogia Comitum de Habspurg*, ſo wie J. G. Ekkard, der Herausgeber der A. M., ſcheinen dem Wort dieſe Bedeutung zu geben und ſomit wäre die Anſicht begründet, daß Biſchof Werner ein wirklicher Bruder des Grafen Radeboto geweſen; denn Graf Werner, von dem die genannte Urkunde ſpricht, war ein Sohn Radeboto's.

Dagegen bemerkt richtig Richard Röpell, der Ver-

faſſer der trefflichen Abhandlung: Die Grafen von Habsburg, daß parens eben ſo gut eine durch Frauen vermittelte Verwandtſchaft bezeichnen könne; demnach könnte es eben ſo wohl den Oheim von mütterlicher Seite, oder einen Vetter überhaupt, wie man im gewöhnlichen Leben den Ausdruck gebraucht, bedeuten.

Für Erſteres ſprechen ganz deutlich die A. M., welche ja den Biſchof Werner als einen Bruder von Ida, der Gattin Radeboto's aufführen.

Alſo gibt die Urkunde von 1114 noch keine hinlängliche Begründung der Anſicht, daß Radeboto und Werner leibliche Brüder geweſen. Erſt dann könnte man dieß für Gewißheit halten, wenn Radeboto in der Urkunde, die wir doch als glaubwürdig annehmen, genannt wäre. Aber ſonderbarer Weiſe fehlt gerade in dieſer der Name Radeboto, und Lanzelin ſteht zu ſeinem Bruder Werner bei der Kloſterſtiftung in demſelben Verhältniß, wie Radeboto zu Biſchof Werner bei der Erbauung der Habsburg. Wir finden in der ganzen Urkunde gar keine Andeutung, daß Werner außer Lanzelin noch einen Bruder gehabt habe; höchſtens könnte man Etwas der Art in einer Stelle finden, wo Biſchof Werner ſagt: abbas advocatum de *mea posteritate* — eligat. Hier könnten wir glauben, daß Werner nicht nur den Lanzelin, ſondern mehrere Glieder ſeiner Familie im Auge gehabt hätte.

Demnach iſt es keine auf Urkunden gegründete Annahme, wenn Herrgott und Andere mit ihm den Biſchof Werner gerade zu für einen leiblichen Bruder Radeboto's erklären, denn die Urkunde von 1027 nennt außer Lanzelin keinen andern Bruder Werners, und die A. M. geben dem Radeboto nur den Grafen Rudolf mit Gewißheit zum Bruder.

Wie läßt ſich nun die Angabe der A. M., die nicht

ausdrücklich den Bischof Werner einen Bruder Radeboto's nennen, und die der Urkunde von 1027, welche den Bischof Werner und seinen Bruder Lanzelin als Habsburger bezeichnet, mit einander in Einklang bringen?

Die A. M. erklären den Bischof Werner für einen Bruder Ida's, der Gattin Radeboto's. Nun, mögen wir die Bedeutung des Worts Bruder (frater) nehmen, wie wir wollen — es läßt keinen andern Begriff zu. Alles, was der gelehrte Verfasser der Genealogia com. de Habspurg darüber sprechen mag, wir können das Wort nicht anders deuteln, denn die A. M. nennen den Bischof Werner nicht nur Bruder der Ida, sondern sie sagen auch ausdrücklich: Ida, Schwester Bischof Werners von Straßburg.

Aber gerade diese Angabe der A. M., daß Werner ein leiblicher Bruder der Ida gewesen, wird durch ein mit denselben gleichzeitiges schriftliches Denkmal widerlegt.

Die alte Handschrift zu Muri, welche die Acta fundationis, so wie noch andre alte Kloster-Urkunden enthält, gibt noch, wie früher gesagt wurde, eine sogenannte Genealogia fundatorum Murensis monast., welche mit Ida, Radeboto's Gemahlin, beginnt. Zufolge dieser Genealogie kommt Bischof Werner gar nicht in die Geschlechtsreihe der Gräfin Ida; es heißt darin:

Theodoricus, dux Lotharingorum, et Chuono, Comes de Rinfelden, fratres fuerunt. Horum soror fuit Ita comitissa de Habspurg etc.

Gewiß hätte diese Genealogie, welche sonst wörtlich mit der Angabe der A. M. übereinstimmt, den Bischof Werner als Bruder der Ida genannt, wenn er wirklich ein Bruder derselben gewesen wäre.

Diese Genealogie müssen wir für so glaubwürdig halten,

als die A. M. ſelbſt, denn ſie iſt zuverläſſig mit denſelben gleichzeitig, wenn nicht ſogar älter. Wir hätten alſo einen ſcheinbaren Irrthum der A. M. aufgedeckt. Als Reſultat ergäbe ſich: Biſchof Werner von Straßburg iſt zwar nicht erwieſen für einen Bruder Radeboto's zu halten, aber er iſt auch kein Bruder der Ida. Wie finden wir nun aber einen Vereinigungspunkt beider entgegengeſetzter Meinungen und Angaben?

Der ſcharfſinnige Verfaſſer der Genealogia com. Habsp. zeigt uns einen Weg zur Vereinigung, indem er die Vermuthung aufſtellt, daß Biſchof Werner von Straßburg nur von mütterlicher Seite ein Bruder Ida's wäre. Dieſe Vermuthung iſt wirklich nicht ſo gerade aus der Luft gegriffen, und ließe ſich vielleicht noch aus den Worten der A. M. ſelbſt entnehmen; es heißt darin:

Atque ad hoc (Ita et Wernharius Episcopus) *Comitem Chuono, fratrem suum de matre*, patrem autem Rudolfi regis (Suevici) elegerunt. Dieſe Worte zeigen deutlich, daß Ida, Werner und Chuno dieſelbe Mutter hatten, und es ergäbe ſich dann folgendes genealogiſche Schema. Friedrich, Herzog von Lothringen, erzeugte mit Hedwig, Tochter Herzog Hugo des Großen von Franzien, einen Sohn, Dietrich; eine zweite Gattin aber gebar ihm Ida, die Gattin Radeboto's. Dieſe zweite Gattin Herzog Friedrichs iſt nicht genannt, darum könnte man die Vermuthung aufſtellen, daß ſie etwa die Wittwe Lanzelins I., Grafen von Altenburg geweſen. Nach Gerard de Roo hatte Graf Lanzelin (Betzlin) unterſchiedliche Frauen, mit denen er ſieben Söhne zeugte. Die letzte dieſer Frauen — ſo vermuthet der Verfaſſer der Genealogia com. Habsp. — vermählte ſich nach Lanzelins I., ihres Gemahls Tod, mit Herzog Friedrich von Lothringen, und brachte ihm zwei Söhne

erſter Ehe, Werner und Lanzelin, zu. Nach Herzog Friedrichs Tod verheirathete ſie ſich zum drittenmal mit einem Grafen von Rheinfelden, deſſen Name nicht genannt iſt; dem gebar ſie einen Sohn Cuno, welchen die A. M. *fratrem de matre* (Ida's und Werners) nennen. So wären Graf Cuno von Rheinfelden und Biſchof Werner von Straßburg beide mutterhalb (fratres uterini) Brüder der Gräfin Ida. Demnach nennen die A. M. mit allem Recht den Biſchof Werner einen Bruder der Gräfin Ida, und die genannte Genealogie aus alter Zeit hat ebenfalls nicht Unrecht, wenn ſie den Biſchof bei der Geſchlechts-Reihe der Lothringer Herzoge wegläßt, denn er gehört dem Geſchlecht der Habsburger an.

Haben wir nun aber gezeigt, daß Werner nur ein Bruder mutterhalb von Ida geweſen, ſo wiſſen wir auch, in welchen Verhältniß Werner zu dem Grafen Radeboto ſtand — er war deſſen Bruder von väterlicher Seite, während ihre Mütter verſchiedene waren. Da Lanzelin I. mehrere Frauen hatte, ſo muß eine davon Radeboto's und Rudolf's Mutter, die andere die Mutter Werners und Lanzelins II. geweſen ſein.

Das Reſultat der Unterſuchung iſt nun kurz dieſes:

Biſchof Werner von Straßburg und Lanzelin der Jüngere, ſind Stiefbrüder Radeboto's, des erſten Grafen von Habsburg und der Gräfin Ida von Lothringen. Da Ida eine Tochter der zweiten Gattin ſeines Vaters war, welche ſie mit dem Herzog von Lothringen zeugte, ſo war die Verwandtſchaft der Vermählung Radeboto's mit Ida keineswegs entgegen.

Auf ſolche Weiſe wären nun die ſcheinbaren Widerſprüche der beiden faſt gleich alten Urkunden für die Genealogie des Habsburgiſchen Hauſes gehoben, und keine derſelben hat an ihrer Glaubwürdigkeit verloren.

3) (S. 33) Schon von dem Grafen Werner III. von Habsburg heißt es in einer Urkunde vom Jahr 1144: *Wernero Comite gubernante Alsatiam* — aber erst mit Graf Adelbert III. können wir mit Gewißheit annehmen, daß die Landgrafen-Würde des oberen Elsasses bei dem Hause Habsburg war. Wohl heißt F. Guillimann auch die übrigen Grafen, welche dem Grafen Adelbert vorangehen, Landgrafen des Elsasses, aber es läßt sich nirgends durch eine Urkunde beweisen. In allen, die bisher aufgefunden wurden, haben die Vorgänger Graf Adelberts nur den Namen Grafen von Habsburg, während er selbst und die nach ihm ihrem Titel immer beifügen Landgraf von Elsaß, mögen sie nun eigene Urkunden ausstellen, oder bei andern mitzeugen. Adelbert III. nennt sich zuerst Landgraf im Elsaß in der Urkunde vom Jahr 1186. Freilich ist diese Urkunde in neuer Zeit hart angegriffen worden; mit welchem Rechte — das lassen wir unentschieden. Eine Prüfung dieses Angriffs würde uns zu weit führen; nur so Viel: die Urkunde selbst ist ächt, denn ein nicht ungelehrter Historiker des XVI. Jahrhunderts, Gottfried von Rammingen, hat sie zu St. Trutgert zuerst gesehen, und das Sigill noch daran gelesen mit der Umschrift: *Sigillum Adelberti Comitis de Habesburch et Lantgravii Alsatiae.* Also haben wir wenigstens die Gewißheit, daß Adelbert als Landgraf von Elsaß siegelte — aber auch das Pergament, an dem die Urkunde hing, läßt sich nicht mit triftigen Gründen als falsche Scriptur verwerfen; daß man die Ausdrücke, welche in der Urkunde vorkommen, verschieden erklären, oder auch ihren Sinn verdrehen kann, davon hat man seit Tschudi bis auf Johannes von Müller, besonders aber wieder in unsern Tagen die leidigsten Beispiele. Hat man unsere heiligsten Religions-Urkunden so weit herabgewürdigt, daß je-

der Studiosus, der noch voll Begierde das Wort des hochgelehrten Professors vom Katheder auffängt und in seine zierlichen Hefte treu und redlich einträgt, an ihnen schon drehen und wenden will, als an einer wächsernen Nase; wie viel weniger dürfen wir uns wundern, wenn auch über profane Urkunden solch ein Loos ergeht.

Wie die Grafen von Habsburg zu der Würde der Landgrafen im Elsaß gekommen, läßt sich immer noch nicht genau nachweisen. Da sich der spätere Graf Adelbert IV., Vater des erlauchten Rudolf's, in Urkunden von Gottes Gnaden Landgraf im Elsaß nennt, so stellt Guillimann die Vermuthung auf, es sei damit angezeigt, daß die Habsburger Niemandem, als dem einigen Gotte ihre Würde haben verdanken wollen; sie hätte also gleichsam als ein Geschenk von Gott schon seit alten Zeiten in dem Geschlechte sich fortgeerbt. So unterstützt Guillimann durch diese Erklärung seine streng durchgeführte Ansicht, daß die Grafen von Habsburg von jeher Landgrafen im Elsaß gewesen. Mit dieser Annahme werden wir aber nothwendig auch darauf geführt, daß die Grafen von Habsburg vermöge ihrer Würde, die nach dem Elsaß weist, mit dieser Landschaft von jeher in einer gewissen Verbindung gestanden. — Ihre Herkunft von dorther zu beweisen, ist eine so undankbare Untersuchung, daß wir uns gerne derselben entheben; dagegen bleibt dieß eine unbestreitbare Wahrheit, daß die Habsburger schon in alten Zeiten nahmhafte Besitzungen im Elsaß hatten. Die Güter des Stammherrn von Habsburg, Graf Guntrams des Reichen, welche er im Elsaß besessen, sind namentlich in jenen Urkunden genannt, wie sie von dem Kaiser für konfiszirt erklärt werden. Wir hören die Benennungen Brumagad (Prüomad, Brumat im untern Elsaß) Mumenheim, Grioz, Walahon, Cho-

lumbra, Hitinheim, welche Orte alle im Elsaß (in pago *Elisaze*, in *Hillisazaus*) liegen. — Sollte man aber noch Zweifel hegen, ob der in all diesen Urkunden wegen seines Vergehens gegen den Kaiser genannte Graf Guntram wirklich ein und derselbe wäre mit Guntram dem Reichen, den die Acta Murensia an die Spitze des habsburgischen Geschlechts stellen, so haben wir noch einen andern, gewiß nicht verwerflichen Beweisgrund, daß das Geschlecht im Elsaß begütert gewesen, und zwar schon in alten Zeiten.

Die A. M. melden mit deutlichen Worten, daß Lanzelin, der Sohn Guntrams des Reichen, zwei Söhne hatte, von welchen der eine, Radeboto, nach des Vaters Tod die Besitzungen im Aargau sich aneignete; der andre Sohn hieß Rudolf, und es wird von ihm berichtet, daß er die Zelle Ottmarsheim gegründet habe. Das ist kein andrer Ort, als der im Sundgau liegende dieses Namens, der ein Eigenthum Rudolf's gewesen sein muß, wenn er eine gottgeheiligte Wohnung darauf gründete. Es war also dieser Grund und Boden eine der früheren Besitzungen des Geschlechts der Grafen von Altenburg-Habsburg im Elsaß, insofern wir den Sundgau als einen District desselben betrachten. Diese Besitzung, die noch in späterer Zeit als habsburgisch erscheint, war nun Lanzelins Sohn Rudolf zugefallen, aber er gab damit nicht alle Ansprüche auf das väterliche Erbe im Aargau auf; doch sie wurden von Radeboto unbrüderlich zurückgewiesen. — Weiter wissen wir, daß einer der drei Söhne Graf Radeboto's, mit Namen Adelbert, eine Besitzung bei Hüningen hatte, die ihm bei der Theilung mit seinen Brüdern zugefallen war. Als es dort mit ihm zum Sterben kam, so vermachte er den dritten Theil von dem, was er daselbst besaß, an das Kloster Muri; ein großer Leuchter und ein seidener Mantel kam mit seinem

Leichnam in die Kirche, wo er beigesetzt wurde. — Wir hätten also wieder ein habsburgisches Eigenthum aufgefunden, das jenseits des Rheines, wenigstens an der Gränze des Elsasses lag.

So finden wir es wohl natürlich, wie solche Besitzungen im oberen Elsaß, so wie auch andere Verbindungen mit der Stadt Straßburg, deren Bischof ja ein Habsburger war, das Mittel werden konnten, wodurch ein Graf von Habsburg das Landgrafiat im Elsaß erhielt, zumal, wenn es ein Mann war, von anerkanntem Kriegsruhm, sowie von Macht und Ansehen, wie Graf Adelbert III., welcher sich zuerst einen Landgrafen im Elsaß nannte. Daß diese Würde von nun an eine erbliche wurde, ist historisch erwiesen, denn sie ging ja von Adelbert auf seine Nachfolger über, und zwar immer auf den ältesten. Auch in dem Vertrage, den Graf Adelbert IV.. Vater des glorreichen Rudolf's, mit seinem Bruder Rudolf schloß, der die Laufenburger Linie stiftete, ist ja ausdrücklich bemerkt, daß sie die Landgrafschaft zu Elsaze nicht theilten, sondern, so lang sie lebten, gemein haben wollten. Demnach wurde dieses Landgrafiat als etwas Ererbtes betrachtet, wenn es bei der Theilung der beiden Brüder von Habsburg zur Sprache kam. Das Erblichwerden einer solchen Würde aber finden wir häufig in jener Zeit vorkommend, und auch natürlich, wenn sie solchen Geschlechtern zu Theil wurde, von deren Gliedern man erwarten konnte, daß sie zu Bekleidung der übertragenen Würde tüchtig wären.

Zum ersten Buch.

4) (S. 58.) Mit einfachen Worten sagen die Annalen von Kolmar beim Jahr 1243, daß Rudolf von Habsburg Ritter geworden sei. Dr. Ernst Münch in seiner Be-

schreibung und Geschichte der Habsburg (S. die Schweiz in ihren Ritterburgen. Chur 1828. B. I. S. 58.) spricht die Ansicht aus, daß Graf Rudolf Ein Jahr nach dem Siege Kaiser Friedrichs II. bei Cortenuova (1238) bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeßin Selvaggia mit Ezzelino von Romano von der Hand seines erlauchten Taufpathen den Ritterschlag empfangen habe. Einmal widerspricht die Zeitangabe derjenigen, welche wir aus den Annalen von Kolmar entnehmen, und dann ist es eine ganz willkührliche Annahme, daß Kaiser Friedrich es gewesen, der dem jungen Grafen diese Ehre zu Theil werden ließ. Wahrscheinlich ist es, aber weder durch einen früheren Schriftsteller noch durch eine sonstige Urkunde historisch nachzuweisen. — Wir sehen, wie auch die neueren Historiker die leidige Gewohnheit haben, Wahrscheinlichkeiten zu historischen Wahrheiten zu erheben.

5) (S. 68.) Wir haben Bedenken getragen, den angeblichen Zug Rudolf's von Habsburg gen Preußen in die Geschichte aufzunehmen, obwohl sogar J. C. Pfister in seiner Geschichte der Teutschen B. III. S. 9. denselben als eine historische Thatsache aufführt, und ihn mit dem päpstlichen Bann, der auf Rudolf gelegen, in Verbindung zu bringen sucht. Um von letzterem frei zu werden, und sich mit der Kirche zu versöhnen, soll er mit König Ottokar von Böhmen eine Kreuzfahrt gegen die heidnischen Preußen mitgemacht haben. Das ist aber so wenig historisch erwiesen, als Rudolf's Aufenthalt bei diesem König, den F. Guillimann, freilich ein sehr später Berichterstatter, in den Anfang des Jahrs 1260 setzte. Wir haben nur eine Stelle von Wichtigkeit, die dafür sprechen könnte, daß Rudolf von Habsburg gegen die Preußen kämpfte; in dem Briefe, den der Erzbi-

schof von Köln an den Papst richtete wo er die Eigenschaften des Neugewählten beschreibt, heißt es unter Andern: Rudolfus in rebus bellicis contra *infideles* fortunatus. — Immerhin muß er nur kurze Zeit von der Heimath ferne gewesen sein, denn es wird ja, wie in Mehrerem dargelegt wurde, vom Jahr 1256 bis 1258 sein Name in heimischen Urkunden genannt; zudem wies ihm auch sein Würde als Landgraf im Elsaß und Aargau einen Beruf an, der ihm hinlängliche Beschäftigung bot, so daß er es wohl nicht für nöthig fand, nach Abentheuern in fremden Landen auszuziehen.

6) (S. 69.) Mit dem Landgrafiat im Aargau hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit dem im Elsaß; wir wissen nicht, wann und wie es an die Habsburger kam. Schon Rudolf der Aeltere, Graf von Habsburg, der Großvater Rudolf's, erscheint als Vogt über die Cantone am Waldstätter-See; ja er tritt im Jahr 1217 unter ihnen als ihr Herr und ihr Landgraf über den Blutbann auf, und diese Würde soll ihm vom Kaiser Otto von Sachsen, dem Gegner Friedrichs II. förmlich übertragen worden sein. Letzteres nimmt wenigstens F. Guillimann an, aber urkundlich hat er es nicht nachgewiesen. Jedoch führt weder Rudolf der Aeltere, noch einer seiner Söhne den Titel eines Landgrafen in dieser Gegend; also muß jenes Amt eher noch eine Art Schirmvogtei oder Hauptmannschaft gewesen sein, die ihm nur für seine Person übertragen wurde. Als eigentliche Landgrafenwürde ist jenes Amt Rudolf des Aelteren nicht zu betrachten, um so mehr, als es noch sehr zweifelhaft ist, daß es durch königliche Gewalt ihm übertragen wurde. Als wirklicher Landgraf im Aargau ist erst Rudolf der Jüngere zu betrachten, denn er führt diesen Titel neben dem eines Landgrafen vom Elsaß, und hat erwählte Stellvertreter für seine Person.

Wann und durch wen dem Grafen die Würde zu Theil wurde, wird ebensowenig zu eruiren sein, als es bei dem Landgrafenamt im Elsaß der Fall war. Nach des scharfsinnigen J. E. Kopp's Ansicht (Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, Luzern 1836. S. 9.) wurde sie durch königliche Gewalt übertragen, aber er läßt uns im Ungewissen, wer wohl dieser König gewesen sein möchte, durch den Solches geschah. Vielleicht war es Konrad IV. von Hohenstaufen, bei dem Rudolf von Habsburg viel galt. Wirklich sind auch Kopp's Beweise dafür, daß die Landgrafenwürde, welche Rudolf bekleidete, eine königliche gewesen, nicht ganz zu verwerfen. In einer Urkunde vom 23. Christmonat des Jahrs 1257 kommt der Ausdruck vor in dez Reiches Achte, und parallel demselben in der Urkunde vom 22. Hornung 1257 — *sub pena proscriptionis inhibentes.* Also ist hier von ein Straf-Androhung die Rede, die nicht der gewöhnliche Schirmvogt oder Richter, sondern der Landgraf in des Reichs oder Königs Namen vorhielt. Wohl sollte in der Streitsache der Urner, welche der Graf von Habsburg im Jahr 1257 in eigner Person verrichtete, ein Theil der angedrohten Geld-Strafe in seinen eigenen Fiskus fallen; aber das hindert uns nicht, anzunehmen, daß der Graf dennoch ein Amt übte, das ihm von einem Höheren übertragen war.

Noch im Jahr 1273 hatte Rudolf von Habsburg die Landgrafenwürde, aber er ließ sie, wie schon früher manchmal geschehen war, durch Stellvertreter oder Landrichter verwalten. So ist im Juni dieses Jahrs der edle Hermann von Bonstetten Richter anstatt seines Herrn, des Grafen Rudolf von Habsburg, Landgrafen im Elsaß und Aargau. Ja sogar, als Rudolf zum König erwählt war, ließ er seine Ansprüche auf

das Landgrafiat Aargau nicht schwinden; denn im August des Jahrs 1274 spricht der edle Marchward von Wolhusen als Stellvertreter des Landgrafen von Habsburg im Aargau, Namens und mit Vollmacht seines erlauchten Herrn, Rudolf's, von Gottes Gnaden römischen Königs, als Richter.

Da schon Graf Rudolf der Aeltere von Habsburg gleichsam als Herr und Landgraf über den Blutbann in den Orten am Vier-Waldstätter-See angesehen worden war, so traten auch diese unter das Landgrafiat im Aargau; sie standen von nun an unter dem Landgrafen oder seinem Stellvertreter, dem Landrichter. Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden mußten die Landtage des Aargaus besuchen, mochte dann der Graf oder sein Richter da oder dort den Stuhl aufschlagen. Das währte so lange, bis das Jahr 1291 die drei Orte Uri, Schwyz und Unterwalden bestimmte, ein ewiges Bündniß unter einander zu schließen, daß sie sich selbst gegenseitig rathen und helfen, und keinen Richter annehmen wollen, der über sie richte, als der aus ihrer Mitte wäre.

7) (S. 72.) Den ersten Bericht von dieser Begebenheit enthält das *Chronicon* des *Anonymus Leobiensis*, aber nur mit wenig Worten. Gregor Hagen ist der zweite; wenn er in seiner deutschen Chronik durchaus die Arbeit Ottokars von Horneck benutzte, so muß ihm bei der Erzählung von Rudolf's Frömmigkeit eine andre Quelle zu Gebot gestanden haben. Vielleicht war dieß die sogenannte Königshofener Chronik, in der die Geschichte gleichfalls ziemlich kurz gefaßt ist.

Nach diesen berichtet Felix Fabri im I. Buch seiner *Historia Suevorum* (p. 128) die Begebenheit. Er erzählt — abweichend von den Genannten — der Graf habe den Priester gefragt, warum er mit seinem Meßner unter solchen Um-

ſtänden nicht reite? Der Prieſter führte als Grund an, weil ſeine geringe Pfründe es ihm nicht erlaube. Darauf gab ihm der Graf nicht allein das Pferd, ſondern er verbeſſerte deſſen Pfründe ſo, daß er von nun an mit ſeinem Meßner ſolche Gänge zu Pferde machen konnte.

Vielleicht iſt Letzteres nur Ausſchmückung der Geſchichte, wie wir ſie bei den Späteren, Aegidius Tſchudi, deſſen Darſtellung wir hauptſächlich benutzten, und bei F. Guillimann finden, der, wie F. Fabri, gleichfalls aus früheren Chroniſten berichtet, daß der Graf dem Prieſter noch Güterſtücke zur Erhaltung eines Pferdes angewieſen habe.

So verſchieden die Darſtellungen dieſer Anekdote ſind, eben ſo verſchieden ſind die Anſichten über Zeit und Ort der Begebenheit. Die Einen — ſo Tſchudi — ſetzen ſie in die Zeit nach der Fehde mit dem Abt von St. Gallen; die Andern laſſen ſie auf die Regensberger Fehde folgen. Guillimann ſetzt ſie in das Jahr 1261, fügt aber bei, daß viel ältere Vorgänger, z. B. Wernher Schodeler, Stadtſchreiber von Bremgarten, ſie in eine viel frühere Zeit verlegen.

Der Ort, wo ſich die Sache zutrug, iſt die Gegend bei Habsburg, und zwar ſehr wahrſcheinlich, bei Neu-Habsburg am Luzerner-See, das ſchon in einer Urkunde vom Jahr 1244 unter dem Namen *nova Habesburch* vorkommt, und ein Land- und Sommerſitz Rudolf's von Habsburg war. In der Nähe dieſer nun in Trümmern liegenden Burg, im Beinhaus zu Meggen, dem Pfarrdorf von Neu-Habsburg, befindet ſich noch ein altes Gemälde, auf dem die Geſchichte und die Gegend von Meggen dargeſtellt iſt mit der Aufſchrift:

Steh Leser still, im wenig Wort
Betracht dies Gemähl und Lehre,
Wie Habsburg Graf an diesem Ort
So Gott als Priester ehre.
Sein Pferd gibt er dem Pfarrer
Und machet ihn zu reiten;
Empfangt zum Lohn
Die Kaiserkron
In kurz erlebten Zeiten.

Eine andrer nicht minder wichtiger Gegenstand der Untersuchung wäre die Weissagung, welche dem Grafen Rudolf von Habsburg zu Theil wurde unmittelbar nach jener Begebenheit. Der älteste Berichterstatter, der *Anonymus Leobiensis*, weiß Nichts davon. Dagegen erzählt er die in der Biographie Rudolf's von Habsburg mitgetheilte Geschichte, welche auch Albert von Straßburg mit einiger Aendrung wiedergibt. Diese hat mit der Weissagung der Klosterfrau oder Einsiedlerin, welche im Kloster Fare wohnte und des Grafen Verwandtin gewesen sein soll, große Aehnlichkeit; sie konnte wohl für die späteren Chronisten Veranlassung zu ihrer Darstellung, oder sogar die ursprüngliche Quelle werden. An die Stelle des Astrologen ließen die späteren Chronisten die Klosterfrau treten — die Weissagung aber ist dieselbe.

Ein dritter nicht unwichtiger Punkt der Untersuchung wäre, ob wirklich die fromme Handlung des Grafen in irgend einer Beziehung zu seiner späteren Erwählung zum König stände. Aegidius Tschudi hat dieß unbedingt angenommen, und die Neueren mit ihm; ja sogar noch ein Eduard Duller, der eine Geschichte unsres Volks in eigentlichen Sinne des Worts schrieb, konnte sich nicht enthalten, diese nur auf Vermuthung begründete Ansicht in seine sonst treffliche Arbeit aufzunehmen.

Keiner der genannten älteren Chroniſten, welche die Handlung des Grafen berichten, gedenkt nur mit einem Worte dieſer Beziehung; alſo haben wir durchaus keine Urſache, dem alten nicht immer ſo gar kritiſchen Tſchudi nachzuſchreiben. — Wir werden ſpäter noch weiter darüber ſprechen.

8) (S. 74.) Ueber das Verhältniß des Grafen von Habsburg zu dem Biſchof von Straßburg fehlt es uns leider, an gleichzeitigen Nachrichten, um unſre Angabe urkundlich belegen zu können. Die Annalen von Kolmar, ſowie die Chronik, könnten uns gute Aufſchlüſſe geben, aber wir erhalten nur über die Begebenheiten, die im Laufe des Kriegs ſich zutrugen, kurze Notizen. Am beſten hätte uns Albert von Straßburg belehren können, da er dem Orte angehörte, wo die Biſchofsfehde begann und beendigt wurde. Aber gerade dieſer gibt uns am wenigſten. Alles, was wir wiſſen, haben wir dem trefflichen Chroniſten J. Twinger von Königshofen zu verdanken; aber, ſo vollſtändig auch ſeine Darſtellung der Fehde iſt, ja, wir können mit Recht ſagen, der ſchönſte Theil ſeiner Chronik, ſo gibt er uns über Einiges keinen Aufſchluß, was wir wiſſen möchten. J. Twinger erzählt mit deutlichen Worten, daß Graf Rudolf von Habsburg, als die Fehde des Biſchofs mit der Stadt begann, nebſt noch einigen anderen Herren auf Seiten des Biſchofs ſtand. Er berichtet den glücklichen Fortgang der beſchöflichen Waffen, dann auch ausführlich von dem Kampfe vor den Mauern der Stadt, der für die Biſchöflichen nicht zum glücklichſten endete. Darnach wurde ein Friede (Waffenſtillſtand) zwiſchen dem Biſchof und der Stadt durch einige geiſtliche Leute vermittelt, und ſollte derſelbe währen von dem Tag nach St. Margarethen bis nach der Erndte des Jahrs 1261. In dieſe Zeit des Waffenſtillſtandes müßten nun die Verhandlungen des Gra-

fen mit dem Bischof fallen, welche F. Guillimann mit so viel rednerischem Prunk dargestellt, ohne daß er etwas Mehr vor sich hätte, als jene Urkunde des Grafen Hartmann von Kyburg das Aelteren, mit welcher der Vorgänger des Bischofs Walther Ansprüche auf das Erbe von Kyburg erhielt; ein Umstand, der auch im Chronicon Colmariense (p. 37) berichtet wird. — Unmittelbar nach Ablauf des Waffenstillstandes — so erzählt J. Twinger weiter — begann Bischof Walther die Feindseligkeit wieder; aber nicht mehr alle edlen Herren, welche früher auf seiner Seite standen, sind mit ihm. Herr Otto von Ochsenstein mit seinen Rittern und Dienern, sowie Herr Walther von Girbaden und die Brüder, genannt die Ringrafen, sind auf Seiten der Stadt um ihren Sold. Dann heißt es: „Dieweil der Krieg also währete, da kamen in die Stadt zu Straßburg Grave Rudolf von Habsburg und sein Vetter Grafe Hartmann von Kyburg, Grave Conrad von Freiburg und Herr Heinrich von Nüwenburg" u. s. w.

Die Gründe, warum Graf Rudolf von Habsburg von dem Bischof sich wandte, sind also von J. Twinger nicht genannt, und wir müssen annehmen, daß die ganze Angelegenheit mit Herausgabe der Urkunde u. dgl. von F. Guillimann in die Geschichte gelegt wurde; auch ohne Herausgabe der Urkunde von Seiten des Bischofs mag Rudolf von Habsburg sein Kyburgisches Erbe wieder an sich gezogen haben, auf das er wenigstens gerechtere Ansprüche hatte, als das Hochstift Straßburg.

Dieselbe Bewandtniß mag es auch mit dem sogenannten Edelsinn des Grafen von Habsburg haben, vermöge dessen er das Geld verschmähte, welches ihm der Bischof für gehabte Kriegskosten angeboten haben soll.

9) (S. 80.) Noch bis zum Schluß des XVIII. Jahr-

hunderts war dieſes Standbild vorhanden, welches im Jahr 1291 von den Straßburgern aufgerichtet worden ſein ſoll. Es war eine der drei Bildſäulen, welche über den Portalen des Münſters, wo des Thurmes zweites Stockwerk beginnt, an den hervorragenden Pfeilern ſtanden. Nachdem dieſe Bildſäule nebſt der des König Chlodwigs und Dagoberts 500 Jahr lang geſtanden, wurde ſie durch die Alles zerſtörende Wuth der Franzoſen in der Revolutionszeit herabgeworfen. Sonderbarer Weiſe widerfuhr auch den beiden, Chlodwig und Dagobert, daſſelbe Schickſal — ein Beweis, wie die glorreiche Nation damals das Andenken ihrer Helden und Könige aus altergrauer Zeit zu ehren wußte! Es war ein glücklicher Zufall, daß ſich Zeichnungen und Modelle von dieſen ehrwürdigen Geſtalten noch gerettet hatten. Nach dieſen wurden nun die Bildſäulen genau wieder hergeſtellt, und ihnen der vorige wohlverdiente Platz wieder angewieſen. Eine vierte Niſche war immer leer geblieben. In dieſe wurde nun die Bildſäule Ludwigs XIV. aufgeſtellt, und ein Plan ausgeführt, den die Stadt ſchon längſt gehabt haben ſoll; aus dem einzigen Grunde, weil dieſer Monarch das Münſter mit koſtbaren Kirchen-Ornaten reichlich beſchenkte. So ſteht nun Ludwig XIV. der Verminderer des deutſchen Reichs (durch die ränkevolle Wegnahme des alten deutſchen Elſaſſes) neben Rudolf von Habsburg, dem Mehrer des heiligen römiſchen Reichs. Ein ſeltſamer Contraſt, der aber wehmuthige Erinnerungen im Herzen des Deutſchen hervorruft, wenn er ohnedieß voll Schmerz auf dem Boden ſteht, der nun fremdes Land iſt, und auf den ehrwürdigen Dom hinblickt, an dem der edle Meiſter Erwin von Steinbach ſeine Kunſt verewigte, und das deutſche Volk zeigte, was es zu leiſten vermag durch Einigkeit und Bruderſinn.

Das Denkmal Rudolf's von Habsburg ſtellt den Helden dar auf dem Pferde ſitzend im Königsmantel, mit Krone und Scepter; das Poſtament hat die Aufſchrift: *Rudol(fus) d(e) Habsp(urg) R(ex) Roman(orum).* Früher war noch ein Wappen (einfacher Adler und aufrechter Löwe) dabei angebracht. So findet ſich das Denkmal abgebildet im Codex epistolaris Rudolphi I. Romanorum regis ed. Mart. Gerbert Typ. San. Blas. 1772. Alſo ſtammt dieſe Abbildung noch aus jener Zeit, wo die Vandalen-Hände noch nicht gegen das Denkmal auf dem Münſter gewüthet, und es hat auf jeden Fall mehr Werth, als die neueren Abbildungen und ſogar als das Denkmal ſelbſt, wie es jetzt ſteht.

Zum zweiten Buch.

10) (S. 116.) Was Albert von Straßburg von dem Freundesdienſt des Grafen Rudolf von Habsburg gegen den Erzbiſchof von Mainz berichtet, läßt ſich nicht bezweifeln; auch läßt ſich als wahrſcheinlich annehmen, daß dieſe Dienſtleiſtung für den Erzbiſchof von Mainz eine Veranlaſſung wurde, im Jahr 1273 die Wahl der Churfürſten auf den Grafen zu lenken. Aber ebenſowenig hiſtoriſch erwieſen, als die allgemeine Anſicht, daß eben der Prieſter, gegen den Graf Rudolf einſt ſeine Frömmigkeit erzeigt, Kaplan bei dem Erzbiſchof geworden ſei, und ihn auf den Grafen zuerſt aufmerkſam gemacht habe, iſt eine erſt in neuerer Zeit von einem italieniſchen Schriftſteller aufgeſtellte Behauptung, daß ſchon damals, als Graf Rudolf dem Erzbiſchof das Geleit gab, von der Wahl eines Königs die Rede geweſen ſei, und Rudolf von dem Erbiſchof gleichſam zum voraus das Wort für ſeine künftige Erwählung erhalten habe. War ja damals, als der Biſchof das Pallium zu Rom holte, im Jahr 1259, Richard

von Cornwallis noch König der Deutschen; wie sollte der Erzbischof schon wieder einem zweiten die Krone des Reichs verheißen haben, welche Richard zwei Jahre zuvor zu Aachen feierlich erhalten hatte? Dann wäre auch die Zeit des gegebnen Versprechens bis zu seiner Erfüllung, eine gar zu lange; wir hätten ja bereits dreizehn Jahre — so lange hatte gewiß nicht der Erzbischof schon zum Voraus das Reich dem Grafen versprochen. Sein Einfluß war es aber hauptsächlich, wodurch Rudolf auf den deutschen Thron gelangte.

Rudolf selbst mußte dieß nach seiner Erwählung anerkennen. In einem seiner Briefe vom Monat Oktober 1273 (*Cod. epist.* Nr. II.) spricht er ausdrücklich von Einem, der den ersten Grund zu seiner Erwählung gelegt habe (*primarium jactaverit lapidem*). Der, an den der König seinen Brief richtete, war wohl Niemand anders, als der Erzbischof von Mainz, und kein Cardinal am römischen Hofe, der Rudolf's Sache sich hatte angelegen sein lassen, wie M. Gerbert in der not. 4 zum genannten Brief zu beweisen sucht. Die Klausel des Briefs, worin König Rudolf verheißt, er wolle Alles fördern, was im Interesse der heiligen römischen Kirche liege, konnte ebensogut an einen Erzbischof von Mainz, als einen hochgestellten Kleriker in Rom selbst gerichtet sein.

Uebrigens müssen wir bei dem, daß der Erzbischof so einflußreich für die Erwählung Rudolf's wirkte, nicht des Verdienstes vergessen, das der Burggraf Friedrich von Nürnberg sich dabei um seinen Oheim erwarb. Seine Verheissungen in Beziehung auf Rudolf's Töchter sind wohl sehr schwer in die Wagschaale gefallen; und wer weiß, ob er nicht früher schon die Fürsten für seinen Schwager stimmte. Auffallend bleibt es immerhin, daß er, der seinen Schwager so häufig auf seinen Kriegszügen begleitete, und auch bei Basel eine Zeitlang

um ihn gewesen sein muß, gerade auf dem Wahltag zu Frankfurt zur rechten Stunde anwesend war. Ihm gebührt auf jeden Fall nach dem Erzbischof von Mainz das zweite Verdienst in Beziehung auf Rudolf's Erwählung zum König.

11) (S. 121.) Diese interessanten Worte müssen wirklich der Geschichte angehören, denn sie haben sich noch in einem Gedichte aus dem XIII. Jahrhundert erhalten. Sein Verfasser nennt sich Schulmeister von Eßlingen, ohne seinen Geschlechts-Namen näher zu bezeichnen. Er war einer der Gegner König Rudolf's, aber wohl aus keinem andern Grunde, als darum, daß sich derselbe gegen den armen Sänger nie splendid erzeigt hatte. Wir geben dieß, sowie alle auf Rudolf Bezug habende Lieder dieses Sängers in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie sie in der seltenen Sammlung von Minnesengern durch Ruedeger Manessen herausg. von Bodmer (Zürch. 1759. S. 93) enthalten sind.

I.

1. Ein Kunig hie mit gewalte vert,
Dem sich uf erde nit erwert (widersetzt),
Es sin kristen iuden oder heiden.
Swer er wil ungenade han,
Das kan eht (eben) vor im nit bestan
Es werde im iemer (je) weger (besser) halb gescheiden.
Got nu sich ze dinem riche,
Also, das er dir nit ersliche (erschleiche)
Dinen himel ane wer (ohne Wehr).
Und boch (pocht) er dar mit einem worte,
Sant Peter so sint (seid) munter,
Wan, swas der kunig wil darunder

Twingen, dast (das ist) im als ein ber;
Und pflegent wol der himel porte,
Darzuo huet als himelsch her.

2. Got herre nu warte (gib Acht) umbe dich,
Ich warn in triuwen sicherlich,
Und han gehoeret aber froemde mere (Mähre).
Der gester fuor in kiunges schin,
Der ist nu keisèr umbe den Rin;
Diu mer seit man uns stille und offenbere.
Seht, werde er gewaltig iemer
Des himels, er beriet uns niemer.
Got den habe in diner pfliht (Pflicht),
Das er uns beidenthalben (auf beiden Seiten) iht versume
(nicht versäume),
Dort, da wunne wert (währt) bi werde (Würdigkeit).
Het er den himel zuo der erde,
So engebe er nieman niht;
Er loeset mangen hie diu pfant so kume (löst ungern die
Verpfändeten),
Die man in sinem dienste siht.

3. Got und der kiunig wolten kriegen sunder wan (ohne Wahn),
Si wolten mit einandren sere bagen (streiten) und bochen;
Do sprach der kiunig: es mag nit mer alsus (also) ergan,
Got hat mich uiberteilet.
Das war (das ist wahr), es wirt an im gerochen,
Wil er die himel haben gar,
So wer sin herschaft gar ze wit,
Und min gewalt gar z'enge (zu enge);
Risse er mir bas des husen dar,

Ald (oder) unsre eltin friuntschaft kan gewern (währen) nit die lenge.
Do schied ich's, si liessen's beidenthalb ze mir.
Ich sprach: her kiunig! swas si (sei) hie niderthalb (unten), das habent ir,
Liut ir hie Got, lant sich den *Alten* dort began;
Tuont ir des niht, ich heisse iuch baltlich von dem himelriche stan.

4. Sit das Got unde der kiunig nu gescheiden sint,
So wil derselbe kiunig den tiufel us der helle (Hölle) twingen.
Da hebt sich ein gemiurde (Lärmen) von, das ist nit ein wint;
So sint si beide froedig, herre wem sol da gelingen?
Si kriegent, wer der wirser (schlimmer) si,
Der sol potstat (Potestas) ze der helle sin.
Der kiunig ist wirser vil ouwi (o weh)!
Der tievel konde in manger zit vertriben nie so sere
Liut und lant, als der kiunig vertriben hat,
Und tuot ouch noch in kurzer frist;
Des ist kein rat,
Der's an mich lat (läßt);
Ich teil's dem kunige bas danne e (zuvor),
Schied ich in von dem himelrich,
Im wirt der helle deste me.

II.

1. Wol ab, der kiunig der git iuch niht,
Wol ab, er lat iuch bi im vressen, haut ir iht (etwas);
Wol ab, sin hervart wirt ein niht;
Wol ab, swas er geheiset (verheißt), dast (das ist) ein spel (Fabel).
Wol ab, enruochet (kümmert euch nicht) wi es im erge;

Wol ab, er gebe es sinen kindene;
Wol ab, si bederften dannoch me;
Wol ab, si waren an guote gar ze kehl;
Wol ab, *sin kiuwe* (Geſchlecht) das *ist arm* (arm);
Wol ab, das wil er an uns ersparn.
Wol ab, e sin geslehte erkriuphet wirt (erhoben wird),
Wol ab, sin wir verirrt;
Wol ab, so wirt dem brater harte kleine (ſehr Wenig).

2. Miezunt harte kume guot erwirbet;
Nu merkent alle, wavon dienest vil verdirbet;
Da du dien iungen, der vergisset,
Dien alten, der erstirbet.
Ia herre Got, wer kan der rehten mittel varen,
Das er also gediene, das sin dienest iht si verlorn.
Wer selbe iht (etwas) hat, das ist guot, weis Got, fiur den zorn
Die herren kunnen gegen ir diener schalkelich gebaren (boshaft ſich benehmen).
Swer sich durch (wegen) sinen herren sumet iemer tag,
Das er sin selbes ding schaffet, ob er mag,
Der effet (bethört) sich; es ist niht, als do man triuwen phlag (Treue pflegte).

III.

Der *Scharle* (Karl von Anjou) hat driu spil fiurpflicht (verpflichtet);
Swer der keins verliuret, des leben ist en wiht (dahin);
Es gilt den lip und anders niht.
Des wil das lant Cecilie (Sizilien) bürge sin.
Das erste spil ist buf genant,

Das verlor der *Prins* (Friedrich von Baden), er brach die bunde sa ze hant;
Des gab er leben und lant.
Das ander spil verlos kiunig *Kuonradin:*
Das heisset wol von houpt, ouwe!
Wan das verklagt er niemer me.
Ze dem dritten spil so ist kiunig Rudolf nit ze gach (zu schnell);
Es mag wol heissen hakkanach,
Ich wen, der Scharl kiunne es im ze vil.

IV.

1. Wa wil diu kugel nu geligen?
Stum alumb (überall) es si verswigen,
Verboten sprechen und murmeriren (murren)
Si runent (raunen) beide dirre (dieser) und der,
Si rasent hin si rasent her,
Man siht si beide zwingen und zwieren (zweyen);
Wer sol uns den troun (Traum) erschinen (deuten)?
Her! ob si den kiunig iht meinen;
Ia si schielhent (schielen) dar.
Man siht ir vil schantlachen (höhnischlachen) under stunden,
Und des wolfes zan enpleken (blecken);
Tumbe liute in sorgen steken.
Lassa briuven (prüfen) also dar,
Es wissen wol die froemden und die kunden (Bekannten).
Her kiunig nemt uiwer selbes war.

2. Ir nement des riches schiltes war,
Den priufent (betrachtet) ordenliche dar:
In golde ein ufrecht adelar (Adler)
Hat uf den schilt gestreket sich;

Seht, das betiutet hoch geburt,
Die solten kiunge han.
Der adelar ist swarz gevar (farbig),
Sin varwe ist griusenlich (Grauſen erregend).
Her kiunig, ich sprich uch numme dar.
Wan (wen) fiurcht iuch kleine, dunket mich,
Ir gent frid als ein geschiuwe (Vogelſcheuche)
In einer gersten sunder wan;
Werint ir versuocht als des adelars kindelin,
Swels (welches) in die sunnen nit en siht,
Das tuot er hin, iuch wer alsam (ebenſo) geschehen,
Ir werint verworfen ald (oder) ir muessent
Reht und unreht bas ansehen.
Kiunig und adelar sunt (ſollen) hohe sweiben (fliegen), das ist sleht,
Her kiunig na seht, das were des schiltes reht.
Sus ziet (zeihet) iuch ritter und kneht,
Ir klokent umbe ir huebel,
Als umbe einen foulen (faulen) boun (Baum) ein speht.
Ir sint *kèrger* danne der adelar;
Der schilt, der wil iuch ubel anstan.

Wir haben in den gegebnen Liedern des Schulmeiſters von Eßlingen einen Beitrag zur Charakteriſtik Rudolf's von Habsburg, der um ſo wichtiger iſt, da der Verfaſſer dieſer Gedichte um jene Zeit lebte, da König Rudolf die Stadt Eßlingen beſuchte. Während er das kräftige Weſen des neuen Königs, auch ſonſtige Eigenſchaften, beſonders ſeine Klugheit gegenüber dem Karl von Anjou, nicht unbeachtet läßt, hebt er eine negative Eigenſchaft an ihm hervor, die zu große Kargheit, vermöge welcher er den ſogenannten fahrenden

Leuten selten Viel zukommen ließ. Das muß auch wirklich so gewesen sein, denn ein andrer Dichter, der vielleicht nicht viel später lebte, als der Genannte, und sich der Unverzagte nennt, rügt fast mit den nämlichen Worten die Sparsamkeit König Rudolf's, wenn er sagt:

Der kiunig Ruodolf lat sich dik (oft) in hohen eren schowen;
Der kiunig Ruodolf eret Got und alle werden frowen.
Der meister singen, gigen, sagen
Das hort er gern, doch git er in niht.

Wohl mögen Leute dieser Art es ein wenig übertrieben haben, wenn sie Rudolf's haushälterischen Sinn in ihren Gedichten persiflirten; aber darin hatte wirklich der Schulmeister von Eßlingen in vollem Maase Recht, wenn er an König Rudolf die zu große Sorge für seine Kinder heraushebt, denen er gerne Alles zugewendet hätte, während er es an den armen Meistern zu ersparen suchte. — Letztere, wirklich naive Bemerkungen des Schulmeisters im Liede Nr. II. Strophe 1. könnten uns auch leicht auf die Zeit führen, in der die Lieder gedichtet wurden. Es mag das Jahr 1281 oder 1282 gewesen sein, da König Rudolf seine Söhne zu Herzogen in den neuerworbenen Landen erhob; vielleicht aber auch jene Zeit in der Regierung Rudolf's, da er schon allen Gedanken aufgegeben hatte, eine Heerfahrt ins heilige Land zu machen. Das war freilich schon vor dieser Zeit der Fall und mit Recht spottete der witzige Schulmeister: wohl ab, sein Heerfahrt wird ein Nichts.

Wir haben in den Gedichten des Schulmeisters von Eßlingen eine Stimme aus der Zeit, die nicht eben darauf hinzielt, das Bild Rudolf's vor unsern Augen zu verherrlichen; hören wir nun eine Stimme derselben Zeit in fremder Sprache, welche den Jubel des deutschen Volkes ausspricht, als es

hunderts war dieses Standbild vorhanden, welches im Jahr 1291 von den Straßburgern aufgerichtet worden sein soll. Es war eine der drei Bildsäulen, welche über den Portalen des Münsters, wo des Thurmes zweites Stockwerk beginnt, an den hervorragenden Pfeilern standen. Nachdem diese Bildsäule nebst der des König Chlodwigs und Dagoberts 500 Jahr lang gestanden, wurde sie durch die Alles zerstörende Wuth der Franzosen in der Revolutionszeit herabgeworfen. Sonderbarer Weise widerfuhr auch den beiden, Chlodwig und Dagobert, dasselbe Schicksal — ein Beweis, wie die glorreiche Nation damals das Andenken ihrer Helden und Könige aus altergrauer Zeit zu ehren wußte! Es war ein glücklicher Zufall, daß sich Zeichnungen und Modelle von diesen ehrwürdigen Gestalten noch gerettet hatten. Nach diesen wurden nun die Bildsäulen genau wieder hergestellt, und ihnen der vorige wohlverdiente Platz wieder angewiesen. Eine vierte Nische war immer leer geblieben. In diese wurde nun die Bildsäule Ludwigs XIV. aufgestellt, und ein Plan ausgeführt, den die Stadt schon längst gehabt haben soll; aus dem einzigen Grunde, weil dieser Monarch das Münster mit kostbaren Kirchen-Ornaten reichlich beschenkte. So steht nun Ludwig XIV. der Verminderer des deutschen Reichs (durch die ränkevolle Wegnahme des alten deutschen Elsasses) neben Rudolf von Habsburg, dem Mehrer des heiligen römischen Reichs. Ein seltsamer Contrast, der aber wehmuthige Erinnerungen im Herzen des Deutschen hervorruft, wenn er ohnedieß voll Schmerz auf dem Boden steht, der nun fremdes Land ist, und auf den ehrwürdigen Dom hinblickt, an dem der edle Meister Erwin von Steinbach seine Kunst verewigte, und das deutsche Volk zeigte, was es zu leisten vermag durch Einigkeit und Brudersinn.

Das Denkmal Rudolf's von Habsburg stellt den Helden dar auf dem Pferde sitzend im Königsmantel, mit Krone und Scepter; das Postament hat die Aufschrift: *Rudol(fus) d(e) Habsp(urg) R(ex) Roman(orum).* Früher war noch ein Wappen (einfacher Adler und aufrechter Löwe) dabei angebracht. So findet sich das Denkmal abgebildet im Codex epistolaris Rudolphi I. Romanorum regis ed. Mart. Gerbert Typ. San. Blas. 1772. Also stammt diese Abbildung noch aus jener Zeit, wo die Vandalen-Hände noch nicht gegen das Denkmal auf dem Münster gewüthet, und es hat auf jeden Fall mehr Werth, als die neueren Abbildungen und sogar als das Denkmal selbst, wie es jetzt steht.

Zum zweiten Buch.

10) (S. 116.) Was Albert von Straßburg von dem Freundesdienst des Grafen Rudolf von Habsburg gegen den Erzbischof von Mainz berichtet, läßt sich nicht bezweifeln; auch läßt sich als wahrscheinlich annehmen, daß diese Dienstleistung für den Erzbischof von Mainz eine Veranlassung wurde, im Jahr 1273 die Wahl der Churfürsten auf den Grafen zu lenken. Aber ebensowenig historisch erwiesen, als die allgemeine Ansicht, daß eben der Priester, gegen den Graf Rudolf einst seine Frömmigkeit erzeigt, Kaplan bei dem Erzbischof geworden sei, und ihn auf den Grafen zuerst aufmerksam gemacht habe, ist eine erst in neuerer Zeit von einem italienischen Schriftsteller aufgestellte Behauptung, daß schon damals, als Graf Rudolf dem Erzbischof das Geleit gab, von der Wahl eines Königs die Rede gewesen sei, und Rudolf von dem Erbischof gleichsam zum voraus das Wort für seine künftige Erwählung erhalten habe. War ja damals, als der Bischof das Pallium zu Rom holte, im Jahr 1259, Richard

Rex Rudolfe tibi titulos dat sanguis avorum,
Forma procera, fides sincera, nitorque tuorum.
Magnanimus, largus, clemens, vitiisque molestus.
Legis amans, prudens, fortis, pius, esque modestus.
Lenis es, et *rigidus*, prout exposcunt peragenda,
Interdum servare studes medium sine menda.
Illustri prole sexus utriusque beatus,
In laicis super omne, quod est mortale, levatus.
Castus, amans castam Reginam, quae dominarum
Castarum speculum sedet exemplar quoque clarum.
Tu Comes in clypeo tuleras insigne Leonis,
Quem velut ad pugnam distento corpore ponis.
Sed Rex fers aquilam, quae transvolat omnia claris
Signans indiciis, quod tu cunctis dominaris.

In letzterem Gedicht ist uns der Stand und das Amt des Verfassers angedeutet: er war Cantor in der mit König Rudolf viel befreundeten Stadt Zürch. Der ehrwürdige J. J. Grasser in seinem Schweitzerisch Heldenbuch (Basel 1624) sagt von ihm: „Um diese Zeit lebte Conrad Mure, Chorherr zu Zürch, von Mure aus dem Ergow bürtig; ein sehr gelehrter Mann, hat viel Bücher geschrieben; und ist dem Graf Rudolf von Habsburg gar lieb und angenehm gewesen." Seine übrigen Werke kennen wir nicht; außer den obigen zwei Gedichten finden sich noch zwei von ihm in derselben Sammlung.

Wir sehen, wie eigentliche Gelehrte bei Rudolf wohl gelitten waren, wenn wir auch immerhin jene Anekdote bezweifeln müssen, daß er vor Basel einen Straßburger Gelehrten mit einer goldnen Kette beschenkt haben soll, als ihm derselbe ein Buch überreichte. Auch als König war er den Gelehrten wohlgewogen. Darum stand bei ihm in großer Gunst

und Anſehen Heinrich von Klingenberg, Doctor decretorum und Protonotarius (Kanzler) des Königs, ſpäter zum Biſchof von Conſtanz erwählt. Von ihm ſang der Dichter Hadloub, ſein Zeitgenoſſe:

Wol uns, das der *Klingenberger viurste* ie wart!
Die rechten vart die vuoren si,
Dien (die ihn) ze herren walten (wählten);
Er kan wise unde wort,
Der sinne hort
Der wont im bi,
Sin helfe sin rat
Sin Kunst sin endelich;
Des (darum) die wisen habten sin ze herren ger (Begehr).
Des heisset er *bischof Heinrich*.

Zum dritten Buch.

12) (S. 171.) Dieſe Angabe hat nur der Anonymus Leobiensis, daß erſt von Rudolf von Habsburg an die öffentlichen Urkunden in deutſcher Sprache ausgeſtellt wurden. Der ſogenannte Landfrieden, welchen Friedrich II. im Jahr 1235 zu Mainz verkünden und in Schrift verfaſſen ließ, war wohl auch in deutſcher Sprache ausgefertigt; denn König Rudolf hat ihn ja im Jahr 1281 gleichſam nur wiedergegeben, indem er einige Zuſätze hinzufügte. Ja es kommen ſchon vor dieſer Zeit deutſche Urkunden vor. So eine vom Jahr 1222, die erſt in neurer Zeit entdeckt wurde, und mit der von Hormayr in der Tiroler Geſchichte Bd. I. mitgetheilten wohl eine der älteſten ſein wird. Das Original liegt im Stadtarchiv zu Thun. Nur der Anfang und Schluß möge hier ſtehen, um zu beweiſen, wie ſchon die Sprache auf ihr hohes Alter hindeutet:

Alle, die disen brief sehent old (oder) horent lesen, nu old harnach, sullen wizzen, daz ich Johans von Husun, ein burger von Thuno, han geben und gibu an disem selben briefe vron Mechtildu Rudolfz seligen von Velschen und iro Kindin rechti eheftigi (ehliche) an der muro — — — Dirro dingen sint gezúge: Rudolf der Ogrezen, her Heinrich Reber, Chunrat Kempo, burgeren von derselben stat Tuno, und ander erber lútun genuge; und beschach zu Merzen do von gottes geburtu zwolf hundert jar und zwen und zwenzig jar.

(Die ganze Urkunde ist zu lesen in dem Neuen Jahrbuch für deutsche Sprache h. d. v. d. Hagen. Berl. 1836. Bd. II. Heft. I. S. 66, nach einer Mittheilung des ehrwürdigen Grafen von Mülinen, Altschultheißen zu Bern).

Mit der Mitte des XIII. Jahrhunderts sind Urkunden in deutscher Sprache nichts Seltenes mehr.

Also ist es historisch unbegründet, wenn der genannte Anonymus Leobiensis (Chron. Lib. II. c. II.) behauptet: ante sua tempora (sc. Rudolfi) nullae litterae vulgariter scriptae reperiuntur de negotiis vel contractibus quibuscunque."

Desgleichen kommen unmittelbar nach König Rudolf noch ebenso viele lateinische Urkunden vor, wie in früherer Zeit, sowohl öffentliche als von Einzelnen ausgestellte.

Könnte nicht die Angabe des Chronisten von Leoben von einer mißverstandnen Stelle in Ottokars Chronik herrühren, weil König Rudolf dem Bischof von Sekkau gegenüber das Wort vor der Reichsversammlung ausspricht: die Sachen sollen in deutscher und nicht in lateinischer Sprache verhandelt werden?

13) (S. 176.) „Vocibus eorundem fratrum, Ducum Bavariae Comitum Palatini Rheni *ratione ducatus* pro una in

Septem Principum jus in Electione Regis Romani habentium numero computatis.“

Das ſind die merkwürdigen Worte in der Entſcheidung König Rudolf's, die beſonders wegen des etwas zweideutigen Ausdrucks *ratione ducatus* von den Einen ſo, von Andern wieder anders gedeutet worden ſind. Oben haben wir die Anſicht gegeben, welche der Verfaſſer der Teutſchen Geſchichte J. C. Pfiſter für die richtige hielt, und durchgeführt hat. Auch früher müſſen dieſe Worte ſchon auf ſolche Weiſe aufgefaßt worden ſein, denn ſchon Mumelter von Sebernthal in ſeiner Schrift: „Ueber die Verdienſte öſterreichiſcher Regenten um das deutſche Reich (Wien 1790.) kennt eine ſolche Auffaſſungsweiſe, und widerlegt ſie.

Wir geben ſeine Widerlegung.

„Nach dieſer Anſicht hätten die Herzoge von Baiern mit Einwilligung aller übrigen Churfürſten den König von Böhmen von dem Churrecht ausgeſchloſſen; und doch waren ja nach dem Bericht von Zeitgenoſſen der Biſchof Berthold von Bamberg (procurator Regis Bohemiae) und der Biſchof Bernhard von Sekkau bei der Wahl Rudolf's zugezogen. Ja durch dieſe Urkunde wäre das Chur- und Erzſchenkenamt wenigſtens in possessorio der Krone von Böhmen ab-, und den Herzogen von Baiern wegen ihres Herzogthums zugeſprochen worden, was gewiß nicht im Sinne des Königs lag, und wozu er auch noch keine Berechtigung finden konnte, da König Ottokar nicht förmlich ſeinen Abfall dargethan hatte.

Dieſe Erklärungsweiſe erſcheint alſo als eine unſtatthafte. Die Urkunde trägt in keiner Beziehung das Gepräge eines förmlichen oberrichterlichen Erkenntniſſes gegen Böhmen. Es wird weder für noch gegen die Böhmiſche Churſtimme, die Papſt Urban IV. längſt als unbezweifelte Wahlſtimme aner-

kannt hatte, und auch bei König Richard's Wahl unangefochten geblieben war, der geringste Rechtsgrund vorgebracht, ja dieser Stimme nicht einmal mit einer Silbe gedacht: es bleibt das Erzschenkenamt, an dessen Besitz die Stimme geknüpft war, ganz unerwähnt; der Krone Böhmen wird Nichts ab- und dem Herzogthum Baiern Nichts zugesprochen auf Kosten Böhmens, überhaupt keine allgemeine Regel für die Zukunft festgesetzt. In der ganzen Urkunde kommen keine andere Ausdrücke vor, als *declaramus, recognovimus* et *recognoscimus*, welche weiter Nichts als eine feierliche Kundschaft über den Hergang der Sache anzeigen können.

Der sicherste Beweis übrigens gegen die Richtigkeit der Ansicht, daß dem Böhmenkönig seine Wahlstimme in jener Urkunde förmlich und für immer abgesprochen wurde, ist der Umstand, daß König Rudolf selbst im Jahr 1289, so wie zum zweitenmal im Jahr 1290, zu Gunsten seines Schwiegersohns, König Wenzeslaw's von Böhmen, eine Urkunde ausstellte, worin er verkündet, daß das Erzschenkenamt und die Churwürde der Krone Böhmen unstreitig gebühre, und von den Voreltern König Wenzeslaw's II. bis ins fünfte Glied, und folglich von Ottokar selbst unangefochten ausgeübt worden sei.

In dieser Urkunde geschieht der Ansprüche Baierns keine Erwähnung, auch haben die Herzoge Baierns nie dagegen protestirt. Dagegen dauerte der Streit wegen Theilnahme an der pfälzischen Churwürde von Seiten des Hauses Baiern noch bis auf Karl IV. fort; was wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn das Herzogthum Baiern die Churstimme Böhmens erhalten hätten."

Die Widerlegung dieses freilich schon längst vergessenen österreichischen Schriftstellers hat Viel für sich. Dagegen

geräth J. C. Pfister bei seiner Ansicht später mit sich selbst in eine Art von Widerspruch, wenn er in seiner Geschichte der Teutschen S. 70 sagt:

„König Rudolf hatte zwar auf den Bericht des Rheinpfalzgrafen dem Hause Baiern zwei Stimmen zuerkannt, die eine wegen des Erbtruchsessenamts bei der Rheinpfalz, die andere wegen des Herzogthums Baiern. Allein es war offenbar geschehen, um die Wahlstimme des Königs Ottokar von Böhmen, der an einigen früheren Wahlen Theil genommen hatte, auszuschließen. Sobald die Verhältnisse sich änderten, war auch jene Entscheidung nicht mehr beachtet. — Da Herzog Heinrich von Baiern nicht einmal mit Rudolf's Ausspruch zufrieden war, — — — so gab dieser dem Ottokar bei dem ersten Friedensvertrag die Zusicherung des Wahlrechts, und als nach Ottokars Tod die Wechselheirath unter den Kindern beschlossen wurde, war die Sache schon für bekannt angenommen, daß König Wenzlaw bei der Erneuerung des österreichischen Herzogsbriefs als der erste unter den Churfürsten (als König auch unter den Erzbischöfen vorangehend) aufgezählt wird." Auf diese Worte Pfister's ist nur zu bemerken, daß nirgends in einem Vertrag mit Ottokar von einer Zusicherung oder vielmehr Zurückgabe des Wahlrechts die Rede ist.

14) (S. 181.) J. C. Pfister in seiner Geschichte der Teutschen 3. Bd. S. 35 will dieß bezweifeln und beruft sich auf die Beweise, welche in Lambachers Schrift: Oesterreichisches Interregnum, aufgeführt werden. Wir können damit nicht einverstanden sein; denn, da König Ottokar und Herzog Heinrich von Baiern gleiche Widersetzlichkeit gegen König und Reich zeigten, so muß auch ein gleiches Urtheil Beide betroffen haben. Die Acht wurde wohl

über Beide ausgesprochen, aber, ob sie auch gegen Herzog Heinrich in Vollzug trat, bleibt eine Frage, die noch zu beantworten wäre. — Rudolf's vermittelnde Briefe an Herzog Heinrich sind keine triftigen Beweise für Pfister's Ansicht, denn man weiß ja nicht genau, in welcher Zeit sie an den Herzog gerichtet wurden.

15) (S. 204.) Einer andern Ansicht zu Folge hätte König Rudolf von Oberschwaben aus seinen Heerzug nach Oesterreich angetreten. In Kempten hielt er den letzten glänzenden Reichstag vor seinem Abgang nach Oesterreich, und zugleich Heersmusterung. Wir zweifeln wohl nicht an dieser Angabe des bairischen Chronisten Aventinus, denn wirklich erwähnt König Rudolf selbst in einem Briefe, den er an den Erzbischof Friedrich von Salzburg schrieb, eines glanzvollen Reichstags, welchen er noch vor seinem Abgang nach Oesterreich gehalten, aber es ermangelt uns in diesem Briefe der Ort, wo, und das Datum, wann er gehalten wurde. Der September 1276 kann es wohl nicht sein, denn schon im August ist ja der König in Nürnberg, und nach einer von ihm selbst bestimmten Annahme begann er seinen Feldzug gegen Ottokar schon am vierundzwanzigsten Juni. Hätten wir ein bestimmtes Datum, wann König Rudolf seinen Brief an den Bischof geschrieben, so könnten wir leichter die Zeit dieses angeblich zu Kempten gehaltenen Reichstags bestimmen; denn wirklich ist darin von einem Tage die Rede, der eben erst gehalten worden war. Aber der Brief selbst ist nur willkührlicher Weise, ebenso, wie der vorangehende des Erzbischofs von Salzburg, den Rudolf beantwortete, von dem Herausgeber, in den September des Jahr 1276 verlegt worden. Er könnte ebensowohl in eine frühere Zeit fallen — auf jeden Fall muß er, wie schon Hansiz mit Recht bemerkt hat,

vor den Abgang Rudolf's nach Oesterreich gesetzt werden. — Hätten nur die im Codex epistolaris enthaltenen Briefe Rudolf's und seiner Zeitgenossen immer ein genaues Datum, wir würden über manche wichtige Umstände uns sichrer und genauer belehren können!

16) (S. 265.) Der neueste Biograph Rudolf's von Habsburg, der geistreiche und gelehrte Fürst Lichnowsky, hält diese Ansicht Ottokars aus Steiermark für unrichtig, und beschuldigt ihn einer gegen Baiern überhaupt gehässigen Gesinnung, in Folge der er auch dießmal seinen Unwillen und Neid gegen Herzog Ludwig Raum gelassen habe. Daß Ottokar über die Baiern nicht immer das Beste berichtet, mag seine Gründe haben, aber Partheihaß ist es wohl nicht gewesen, auf keinen Fall bei dem vorliegenden Berichte, daß Pfalzgraf Ludwig in jener Zeit, da König Rudolf zum zweitenmal seines tapfern Arms bedurfte, sich nicht eingefunden. Daß er das erstemal den König begleitete, und sich durch mannhaftes Thun auszeichnete, wissen wir — daß er aber dießmal, da es ernstlich gegen Ottokar ging, zu Hause blieb, dürfen wir ebenso gewiß annehmen. Wenigstens tritt Pfalzgraf Ludwig weder in der Schlacht auf dem Marchfeld, noch sonst wo in der Nähe des Königs auf. Das weiß auch Fürst Lichnowsky, denn es ist zu klar am Tage, als daß es widerlegt werden könnte. Warum Pfalzgraf Ludwig nicht kam, der doch ein so treuer Anhänger des Königs war, wissen wir nicht anzugeben. Am besten helfen wir uns, wenn wir mit dem genannten Historiker annehmen, daß er indessen als Verweser des Reichs von dem König aufgestellt worden war, und also ex officio ausbleiben mußte. — Wohl hatte Pfalzgraf Ludwig dieses Amt schon in früherer Zeit bekleidet, zufolge einer Urkunde, wovon noch Erwähnung geschehen wird

— aber darüber haben wir bis jetzt noch keine aufgefunden, in der ihn von König Rudolf dieß Amt aufs Neue übertragen worden wäre. — Wer war denn Reichsverweser, als König Rudolf den Zug nach Oesterreich antrat, und Pfalzgraf Ludwig ihn begleitete?

17) (S. 266.) Der älteste Abdruck der Kolmarer Annalen bei Urstisius läßt uns im Ungewissen, denn da, wo sie von diesen Zuzügern nach Oesterreich sprechen, steht der schwäbische Graf ohne Namen, indem sich in der Handschrift eine Lücke findet. Wir haben zwischen zwei Herren zu wählen — entweder war es der genannte Albrecht von Hohenberg, oder, was ebenso gut sein könnte, der Markgraf Heinrich von Hochberg, der in der Schlacht auf dem Marchfeld sein kräftiges: sie fliehen, sie fliehen, rief. Die Lage seiner Lande gegen den Rhein hin spricht besonders für den Letzteren.

18) (S. 273.) Es soll König Rudolf's Gewohnheit gewesen sein in früherer und späterer Zeit, immer den Freitag bei entscheidenden Fällen zu wählen. — Mit welcher Stimmung König Rudolf zur Schlacht ausrückte, ob ernsten oder freudigen Muths, darüber hat uns kein Zeitgenosse genauen Bericht gegeben, nicht einmal Ottokar, der überall Veranlassung nimmt, die Gesinnung seines Helden vor den Augen darzulegen. Nur der Chronist von Leoben bemerkt, daß er große Zuversicht auf den künftigen Sieg gehabt habe, und zwar auf folgende Veranlassung. Ehe Rudolf gegen Ottokar ins Feld zog, soll er ein Traumgesicht gehabt haben. Es däuchte ihn, als sähe er einen Adler im Kampf mit einem Löwen. Lange schwankte der Sieg zwischen beiden, und sie zerfleischten sich gewaltig. Zuletzt zerhackte der Adler den Lö-

wen und brachte ihn unter seine Klauen. — Dieses Gesicht schien dem König bedeutungsvoll. Er ließ es sich von einer frommen Nonne erklären und die sprach also: Du bist der Adler, weil das römische Reich den Adler zum Wahrzeichen hat; König Ottokar ist unter dem Bilde des Löwen zu verstehen, da er wie ein Löwe mit Macht und Stärke ausgerüstet ist. Der Adler hat den höchsten Flug, das schärfste Gesicht, lebt lange, und wird wieder jung, wenn er alt geworden: das sind lauter Zeichen, welche dir deutlich den Sieg verkündigen. Der Löwe brüllt, und raset im Zorn, und aus zu großer Wuth und Hitze bereitet er sich selbst den Untergang — also ist auch Ottokars Gemüth, und das Gesicht, so Dir geworden ist, prophezeit ihm seinen Untergang. — Diese Deutung des Traums soll den König so sehr ermuthigt haben, daß er den Muth nicht verlor, als er das viel stärkere Heer seines Feindes vor sich erblickte. Dem Bericht des Chronisten von Leoben (Chron. Lib. II. c. IV.) stellen wir füglich etwas Aehnliches aus Ottokar von Horneck an die Seite, was wohl hieher gehört, denn es betrifft eine Prophezeiung über den Adler und Löwen. Wir geben die Stelle, wie sie in dem freilich unkritischen Abdruck der Chronik durch H. Pez Kap. 100 enthalten ist.

Do Herzog Fridreich erstarib,
Yetweder Sant verdarib
Von der nitewen (neuen) Herschaft,
Damit si wurden behaft,
Und die si muesten versuehen,
Unczt daz dez wolt geruehen
Got der Ain und Drei,
Daz dew Prophezei

Erfullt werden solt,
Daz dez Reichs Adler wolt
In dez Leben (Löwen) Nest nisten
Die Pfaffen die daz westen,
Die heten dez Wan (wähnten)
Daz Weissszagen wer getan
Auf den Pehaimischen Kunig;
Wann dez Lee waz so frumig (wacker)
Der mit dem zwischelischen zagel (zweifachen Schweif)
Daz er waz der Ungar Hagel,
Und aller seiner Veint;
Die wurden dikch von jm gepeint (gepeinigt);
Dieweil jm waz mit helfe snel
Von Heyr daz Pantel,
Und von Oesterreich der weisse strich.
Die weil strebt der Leb für sich,
Wem er wolt zevor,
Daz jm nichts arigs (Arges) gewar (widerfahr).
Unczt ar die Gesellschaft verlaz (verließ),
Allererst man da chaz (sah),
Daz derselben Leben Chrafft
Lag an der Gesellschaft
Von Steyr und von Oesterreich.
Wan (denn) ez ist wissenleich (bekannt),
Daz ze chainer Zeit,
Weder vordes (vorher) noch seit (seither)
Die Pehaimischen Kunig
Wurden ye so frumig,
Daz jn daz wer enplanden (sie gelüstete),
Daz si nach fremden Landen

Mit dem Swert rungen.
Wol hat betwungen
Kunig Wencza mit chlainem Her
Chrabat und Zudiner,
Aber nicht mit dem Schilt;
Er waz so gar milt,
Daz erz obercham (gewann) mit Gut,
Zwen Ritter frueh (brav)
Volhulfen jm dez seit,
Herr Wveschof und Herr Hechtscheit,
Ez wer von jm unverstriten.
Die Pfaffen solten han gepiten (gewartet)
Si versuemen (versuenen, beſannen ſich) nicht paz,
Do si sagten daz,
Daz dew Prophezei
Dez Reichs Wal frey
Dem Kunig von Pehaim maint:
Wann do sich veraint
Dez Reichs Adlar,
Welhen End (an welchen Ort) er chert oder war (fahr),
Zu Gemach und ze Nest;
In dewcht, daz jm allerpest
Ze beleiben wer
Peg Graf Rudolfen dem Habspurger.
Der was so gar kekch,
Und ganzer Manheit in Rekch (Recke, Held)
Daz dem Adlar geczam (geziemte),
Er beleib (bliebe) ane scham
Pey seinem Leen rot,
Der seint den weissen pracht in not.

19) (S. 279.) Nach dem Bericht des Chroniſten von Leoben (Lib. II. c. IV.) ſoll das Feldgeſchrei des deutſchen Heers geweſen ſein: Chriſtus, Chriſtus; und ſo mußten die Chriſten, wie die heidniſchen Kumanen und Ungarn rufen. Die Böhmen hatten das Feldgeſchrei: Praga, Praga, alſo ein Wort, das vielleicht das Nämliche bedeutet, was in dem von Ottokar von Horneck angeführten Budewezz Broha enthalten iſt. Noch ſoll König Ottokar allen ſeinen Soldaten vor dem Kampf ein weißes Tuch um den Hals gehängt haben, das die Bruſt und den Rücken bedeckte und bis zum Gürtel reichte, nach Art der geiſtlichen Stola. Vielleicht ſollten ſie dadurch einander deſto kenntlicher werden.

20) (S. 290.) Herwart, Herbort von Füllenſtein — ſo nennen die meiſten der Neueren den Ritter, der den König in der Schlacht niedergeworfen, während alle älteren Berichterſtatter, außer Ottokar von Horneck, dieſen Namen nicht kennen.

Ueberhaupt wird dieſe Begebenheit gar verſchieden berichtet. — Albert von Straßburg braucht, wenn er von dieſem Ritter ſpricht, den Ausdruck *quidam Valens*, und erzählt von ihm, er ſei, nachdem er den König niedergeworfen habe, von der Umgebung deſſelben niedergehauen worden. Ebenſo wird ſein Name nicht genannt in der Chronik von Kolmar, dann von dem Verfaſſer der Historia Australis und dem Mönch Heinrich Stero von Altaich, der die Anekdote von Rudolf's Großmuth gegen den Ritter berichtete. — Ottokar von Horneck und Gregor Hagen, ſein Echo, nennen einen Herbot von Füllenſtein, aber es iſt nicht derjenige, dem es gelang, dem König den Streithengſt unter dem Leib zu erſtechen. Vielmehr war dieß ein Ritter aus Thüringen, Einer von denjenigen, welche die dritte Schaar des böhmiſchen Heers

bildeten. Den Herbot von Füllenstein stach der König durch das Helmfenster in den Kopf, daß er starb; aber der Ritter aus Thüringen, unterstützt von vier Andern, erreicht seinen Zweck, und schlägt sich dann wieder durch die Reihen der Feinde hindurch. Der war es also, welcher später gefangen wurde. So läßt sich die Angabe Ottokars von Horneck mit der Anekdote, die Heinrich von Altaich erzählt, vereinigen, was bei dem Bericht Alberts von Straßburg nicht der Fall ist, da er den kühnen Ritter umkommen läßt. Die einzige Differenz des Berichts Stero's und Ottokars ist die, daß Stero berichtet, der Ritter sei alsbald von der Leibwache Rudolf's gefangen worden, was Ottokar übergeht. — Ottokar von Hornecks Angabe wird am besten von dem Verfasser des Chron. Leob. bekräftigt, welcher von Einem aus Thüringen spricht, der mit dem edlen Herrn von Wolkenstein Rudolf's Streithengst niederstach; wenn es auch kein Herr von Wolkenstein gewesen, so war doch ein Thüringer dabei.

21) S. 291.) Die Angabe, daß König Rudolf noch drei Tage auf dem Wahlplatz verweilte, ist durchaus unrichtig, wenn sie auch der Chronist von Leoben unsrem Ottokar von Horneck nachgeschrieben. Wenn, was wir aus König Rudolf's eigener Angabe annehmen müssen, der Schlachttag auf den sechsundzwanzigsten August fällt, so verweilte der König nur eine Nacht auf dem Wahlplatz, denn schon am siebenundzwanzigsten August schreibt er von Feldsberg aus Briefe — und dieser Ort liegt doch eine ziemliche Strecke vom Marchfeld entfernt.

22) S. 294.) Dem schönen Gesang Conrads von Würzburg stellen wir billig den Grabgesang Ottokars von Horneck auf den König Ottokar gegenüber, den er seinem Ge-

ſchichtswerke eingefügt hat, der ſchöner iſt, als jegliche Inſchrift auf Denkmalen, und noch nach fünf Jahrhunderten voll Wehmuth ans Herz der Fühlenden dringt, den Namen des unglücklichen Königs verewigend. Nur ein Theil davon möge hier ſtehen.

Ey Welt, daz du verwazzen seist! (verwünſcht ſeiſt)
Wie swachen Lon du geist
Den, die dir volgen nach,
An dem hohen Kunig daz geschach.
Dem geb (gabſt) du an Ritterschaft
Beide Ellen (Stärke) und Chraft,
Un liest jn doch unterwegen,
Do er jr solt han phlegen,
Do ez jm umb den Leib gie (gieng).
Daz ist ainer deiner Lon hie.
Er het auch den Gewalt,
Wolt er tawsentvalt
Ritter und Ritters Kind
Han gehabt ze Gesind,
Daz het er wol vermecht.
Ze jungst du jn darzu precht,
Daz er belaib (blieb) allain;
Sich (ſieh) valsche Welt unrain,
Mit diesem ungetrewem Sit
Da lonest du ze jungist mit.
Ain grosse Tugent an jm lag,
Der er wielt (waltete) und phlag,
Daz er waz ain stam
Zucht und Scham.
Dein Vngetrew groz
Macht jn ze jungist ploz

Harnasche und Klaider,
Also daz er der paider
Lag nakcht schemleich
Sein hochgepornew Leich.
Diser Tuch vnrainer
Ist deiner Lon auch ainer.
Er het so vil Guts,
Wer er gewesen dez Muts,
Daz er teigleich (täglich) wolt
Von edlem Gestain und Gold
Haben tragen Klaider an,
Daz hiet (hätt') er wol getan.
Dez liez er jm so gar zerinnnen,
Daz man ym must gewinnen
Ain Graz, daz man jn mitpedakcht,
So gar pelaib er nakcht.
Sich Welt, aller Vntrew ain Chron,
Daz ist auch ainer deiner Lon.

Daz ich nu vil herfur sait,
Und zalt sein Reichait,
Die Red ich vmbsunst swant (verſchwendete),
Wann (denn) mendleich (männlich) ist daz wol bechant,
Waz cin solch Kunig vermag,
An dem so hohe wird lag.
Dem waz so gar zerunnen,
Daz jm wart chawm gewunnen
Ain Pub, dem man ym sach holen
Ain swachen Hut wasssers vollen,
Damit man jn vergoz (begoß).
Die guldin Choph (Becher) groz

Der pracht niempt (Niemand) dhain (einen) dar;
Auf der Erden lag er par (leer),
Sein aigen Pluts naz.
Wo warn die Matras (Matratzen)
Und die Gultter (Polſter) seydein,
Darauf er solt gelegen sein?
Wo warn, die jm scholden chlagen?
Von Mannen und von Magen (Verwandten)
Pelaib er Trostes frey.
Wo warn Erczt und Erczeney (Arzeneі),
Damit man sein Wunden
Scholt han gepunden?
Wo warn, die scholden wain'n,
Die zu Preim Zeit,
Da er mit an dem Streit
Wol dreyskch man wielt (waltete)?
Ungetreu Welt, die spielt
Du vom jm so gar,
Daz dhainer (keiner) Schar
Ym Niempt volgt nach.
Vil Volkch man ob ym sach,
Die riten fuder (hinweg) und zue,
Der dhain daucht so frue,
Da mit seinem Leben
Dem Streit ain End waz geben.
Ez waz wol ain Schannd
Daz die von seinem Lannd
Dannoch Wer (Wehr) phlagen —
Ich wil der Gest gedagen (verſchweigen) —
Wie er wer verswunden,
Oder wó sy yn funden

Daz man da hiet gesuecht,
Niemd dess gerucht (kümmerte).
Sich West! daz ist dein Sold —
We ym, der dir ist hold!

Zum vierten Buch.

23) (S. 301.) Ist insofern keine unrichtige Angabe, da die Beiden, welche den König verfolgten, und ihn zuletzt vom Pferde warfen, aus der Zahl der Steiermärker waren, die nun auf Rudolf's Seite kämpften.

24) (S. 301.) Nicht nur der König hat dieß anerkannt, daß ihm Gott wunderbar den Sieg verschaffte, sondern seine Zeitgenossen selbst hielten es dafür, daß Gott auf außerordentliche Weise für Rudolf entschied. — Es befanden sich — so erzählt die Chronik von Kolmar in schlichtem gläubigem Tone — an jenem Schlachttag im Troß des deutschen Heers viele Kleriker, Mönche, Conversen aus jeder Religion; die zogen sich auf einen kleinen Hügel zurück, um den Ausgang der Schlacht zu erwarten, und beteten zu Gott für ihre Leute. Diese nun machten die Bemerkung, daß über dem Heere König Ottokars heiß die Sonne brannte, daß die Waffen hell wie Feuer erglänzten. Aber über dem Heer König Rudolf's, wohin es sich wendete, lag eine kühle Wolke, durch die es immer gedeckt wurde. Daran erkannten sie, daß Rudolf's Heer unter Gottes sichtbarem Beistand obsiegen würde.

25) (S. 314.) Diese Geschichte, welche Albert von Straßburg erzählt, und nach ihm Thomas Ebendorfer von Haselbach (Chron. Austr. Lib. V.) hat immer etwas Unwahrscheinliches, besonders auch deswegen, daß Graf Yban (Johann) späterhin wieder in kriegerischer Thätigkeit auftrat.

Fürst Lichnowsky kannte wohl auch das Widersprechende in dieser Erzählung, hat sie aber doch seiner Geschichte einverleibt; denn, um König Rudolf im herrlichsten Lichte darzustellen, konnte gewiß Nichts willkommner sein, als der Ausspruch eines solchen ritterlichen Grafen, der zuvor unter Rudolf's gefährlichste Feinde gehörte. — Ich bin sicher, denn ich habe getrunken mit dem besten Manne, der in der Welt lebt. — Diesen schönen Spruch gibt der genannte Historiker, aber auch weiter gar Nichts; er bricht ab, ohne des Folgenden zu erwähnen, was Albert von Straßburg ferner erzählt, und wodurch freilich nicht das beste Licht auf König Rudolf's Charakter fällt. Ist wohl der hochgestellte Historiker deswegen mit dieser Stelle so verfahren, daß er sie gleichsam amputirte, weil der zweite Theil eine baare Unrichtigkeit enthielt? Wohl besser hätte er daran gethan, wenn er die ganze Erzählung aus der Geschichte gestrichen hätte, um nicht eine Unredlichkeit zu begehen, die jeder, der die Quelle selbst aufsucht, früher oder später entdecken mußte. — Bei einem solchen Verfahren, wie es in diesem Falle angewendet wurde, ist es freilich ein Leichtes, aus Rudolf von Habsburg einen Mann zu machen, welcher der beste wäre, der je auf der Welt gelebt hätte.

26) (S. 315.) Es ist eine ganz irrige, aber von Vielen angenommene Ansicht, daß Bischof Heinrich von Basel schon im Sommer des Jahrs 1276 den König nach Oesterreich begleitet habe. Derselbe kam aber nach dem glaubwürdigen Berichte der Annalen von Kolmar erst um Himmelfahrt des Jahrs 1277 nach Oesterreich, um die Zeit, da König Rudolf seiner mehr, als je bedurfte. Kurz vor jenem Tage, da König Rudolf mit Ottokar die erste Sühne schloß, war er gerade von einer Reise an den römischen Hof zurückgekommen,

die für seine Gesundheit nicht die besten Folgen gehabt hatte; und doch wartete er strenge des Amts in seinem Hochstift. Er visitirte damals die Kanoniker zu St. Leonhard. Der Erfolg davon war, daß er einen der Chorherren ins Kloster nach Interlaken, einen zweiten in ein Kloster nach Paris, einen dritten gen Bollen, einen vierten gen Straßburg in das Kloster St. Arbogast sandte, um sich zu bessern. Um Weihnachten aber hielt er mit den Seinen wohl keine Fastenzeit, denn er aß Fleisch, und wer von seiner Umgebung solches nicht wollte, der erhielt große Fische zur Speise.

Von seiner angeblichen Reise nach Oesterreich im Jahr 1276 erzählt Albert von Straßburg einiges Merkwürdige worunter auch eine Zauber-Geschichte. Die letztere zeigt uns, daß auch er diesen gelehrten Bischof für einen Schwarzkünstler hielt, wofür er bei allen seinen Zeitgenossen verschrieen war.

Mit 100 Streithengsten — das sind Alberts Worte — begleitete Bischof Heinrich seinen geliebten König. Als sie durch den Böhmer-Wald zogen, mußten sie von Solchen, die sie anfielen, und wieder davon flohen, viel Ungemach leiden. Da griff der Bischof von Basel, welcher die Hinterhut des Heers hielt, die Beunruhiger, die wieder kamen, an; diese flüchteten sich in einen nahen Fluß, wie sie gewohnt waren, um hinüber zu waten. Der Bischof aber eilte ihnen nach, ritt in eigner Person in den Fluß, und die Seinigen folgten ihm. Hier fingen sie nun die Flüchtigen. Der Bischof ließ Alle nackt auf Pferde binden und führte sie so lange mit sich, bis sie unter den Stichen der Fliegen ihr Leben aufgaben. Jetzt hatte das Heer Ruhe vor solchen Feinden.

Als sie weiter vorwärts zogen, hieß es, eine große Menge Feinde sei im Walde verborgen. Der König sagte dem Bischof davon, und dieser bewerkstelligte es alsbald, daß zwei-

hundert Helmträger über dem Flusse neben dem Heer des Königs daher zogen. Als der König fragte: Wer sind jene Unbekannten, die unter Helmen daher reiten? — antwortete der Bischof: Sie sind zu Eurem Dienste. Der König aber hatte keine Lust zu ihnen, und bat den Bischof, er möge sie gehen heissen. Der that also, und jene machten sich davon auf des Bischofs Befehl.

Letztere abentheuerliche Geschichte hat auch Thomas Ebendorfer nacherzählt (Chron. Austr. Lib. V.) aber so verwirrt, daß man keinen Sinn in die Erzählung hineinbringen kann, wie er sie gibt.

27) (S. 317.) Mumelter von Sebernthal (a. a. O. S. 143. Anm. 4) behauptet, daß die gemeine Meinung von einer Versetzung des Landes Oberoesterreich zur Sicherheit des Heirathsguts an Herzog Albert ungegründet sei, da kein einziger gleichzeitiger Schriftsteller davon Erwähnung thue. Diese Behauptung ist eben schon dadurch widerlegt, daß die *Historia Australis*, so wie Ottokar dieselbe Angabe enthalten. Aber so viel ist gewiß, daß das in 40,000 Mark Silber bestehende Heirathsgut richtig ausgezahlt wurde; freilich erst in späterer Zeit. Es ist noch eine Quittung vorhanden, wo es heißt: Nos esse per Karissimum affinem nostrum, Dominum Albertum, illustrem Ducem Austrie et Styrie quiddatos plene finaliter et pagatos.

28) (S. 347.) Es mag manchem Leser nicht unlieb sein, den Inhalt des Briefs zu vernehmen, mit dem König Eduard das Bittschreiben des König Alphons von Kastilien erwiederte.

„Wir sind bereit Euch, als unsern Schwager und gleichsam liebsten leiblichen Bruder, in Betreff des römischen Reichs

gegen den Grafen Rudolf von Alemannien zu unterstützen, wie es einem solchen Fürsten geziemt, und Euch in Allem durch Rath und That bei der Hand zu sein; sintemalen wir Eure Person aus reinem Herzen lieben, und darnach trachten, wie sich Eure Ehre stets mehre, dazu auch Eure eigenen Angelegenheiten immer in Gedanken tragen. Dieß jedoch unbeschadet der Ehrfurcht und Hochachtung, zu der wir uns durch unsre christliche Religion gegen die heilige Römische Kirche verpflichtet fühlen, welche nach dem Willen eine Mutter und Lehrerin aller Gläubigen ist, und welche wir weder beleidigen noch erzürnen dürfen, und auch nicht wollen. Im Uebrigen haben wir Euch noch zu berichten, daß wir mit unsern Briefen den höchsten Papst und die Herren Cardinäle flehentlich angehen, er möge Euer Recht, das Ihr, wie mir wohl bewußt ist, auf das Römische Reich habt, unverletzt Euch erhalten, und in Betreff dessen, aus Gnaden und wegen unsrer Fürbitte, vollkommene Gerechtigkeit Euch zukommen lassen."

Wie sich doch so bald die Zeiten änderten, und die Gesinnung des Königs eine andere Richtung nahm, als von Heirathsverbindungen die Rede war!

29) (S. 349.) So wenig König Rudolf, ob er gleich bis ins höchste Alter die Waffen führte, ein Eroberer sein, dagegen durch befestigte Einigkeit in seinem Reiche, durch Zusammenhang aller inneren Theile zu einem Ganzen, in gewichtiger würdevoller Haltung gegen Außen Erfurcht gebieten wollte; so faßte er doch schon in den ersten Zeiten seiner Regierung den wichtigen Gedanken, durch Wiederherstellung des alten Königreichs Burgund (Arelat) eine kräftige, fast unabhängige Macht inmitten zwischen Frankreich und Deutschland zu setzen, wodurch besonders auch die deutschen Gränzmarken ge-

hütet werden sollten, die dem nach Eroberung süchtigen Frankreich so sehr bloß gestellt waren. Daher die freundliche Verbindung, welche er mit der Stadt Besançon, einer der wichtigsten Plätze des alten Burgunds, unterhielt, und die wirklich nicht unnöthige Sorge, sie möchte leicht von dem Könige von Frankreich auf seine Seite gezogen werden. Wir geben eine Stelle aus einem Schreiben, das er im Jahr 1277 an diese Stadt richtete.

„Weil — so heißt es unter Andern — die Nachricht vor unsern Thron gelangt ist, wie der König von Frankreich durch den Sauerteig seiner Ueberredung eure redliche Gesinnung zu verderben sucht, indem er euch von der uns und dem Reiche schuldigen Treue abwendet, und unter seine knechtische Herrschaft zu bringen sucht — so ermahnen euch nun mit allem möglichen Eifer, daß ihr Ohr und Herz von solcher Verlockung abwendet, damit ihr dem Joche ewiger Knechtschaft entgehet, und ebenso unsern Unwillen meidet; indem wir im andern Falle gezwungen wären, eurer Freiheiten euch zu berauben, und uns nach dem Rath unsrer Fürsten feindselig gegen euch richten müßten. Ferner haben wir die Fürsten, Barone, Edlen und andre Getreuen des Reichs auf St. Johanns des Täufers Tag gen Frankfurt auf einen Reichstag berufen, bei dem diese und jene Angelegenheiten zur Sprache kommen sollen; dahin nun sollt auch ihr — so verlangen wir es — eure Gesandten schicken. Dabei wäre es nach unsrem Willen, daß ihr und andre Herren, unsre Getreuen in Burgund, vor jener bestimmten Zeit zu uns an den Rhein, wo wir bald sein werden, eure Gesandten absendet, damit ihr von ihnen erfahren könnet, wir unsre Angelegenheiten einen Fortgang nehmen, und auch wir von denselben genau uns belehren lassen können, wie es in euren Gegenden stehet.“

Dieſer Brief ging aus Altenburg an der Gränze von Böhmen und Mähren ab, und belehrt uns, wie nicht nur ein freundliches Verhältniß zwiſchen jener Stadt und dem König beſtand, ſondern, wie er ſich ſogar nicht ſcheuen durfte, dieſelbe ihres alten Verbandes mit dem deutſchen Reiche zu gemahnen; und wie mächtig überhaupt ſein Einfluß auf jene Städte, ſo wie die Herren Burgunds war.

In dieſem ſchönen Lande nun, das ſchon in den älteſten Zeiten ein engverbundnes Glied des deutſchen Reichs bildete, und auch noch zu Rudolf's Zeiten willig ſeine Abhängigkeit von demſelben anerkannte, wollte König Rudolf wieder einen Königsthron herſtellen, und es wäre ihm gewiß nicht ſchwer geworden; aber die Angelegenheiten in Oeſterreich, und dann die Sorge für das Reich, welches lange den geliebten Herrn vermißt hatte, hielten ihn wohl ab, in eigner Perſon in jenen Landen zu erſcheinen, um ſeinen Plan zur Ausführung zu bringen. Die Krone dieſes Reichs, das er wieder herſtellen wollte, war ſeinem Sohn Hartmann beſtimmt, der ihm mehr, als alle ſeine übrigen Kinder am Herzen lag. Sein früher Tod vereitelte dieſen Plan, und König Rudolf mag die Sache auf ſpätere Zeit vertagt haben. Aber ſchwinden ließ er dieſen großen Gedanken nicht, ſondern er hauchte ihn erſt mit ſeiner Seele aus. Noch in ſeinem letzten Lebensjahr ſollten die Landherren von Burgund auf den Reichstag nach Frankfurt erfordert werden — wer weiß, ob nicht auch dieſe Angelegenheit daſelbſt zur Sprache gekommen wäre.

29 b.) (S. 361.) Für dieſe Annahme ſprechen deutlich die noch vorhandenen Urkunden, die der König an den Orten ausſtellte, welche er in eigener Perſon beſucht hatte.

Ottokar von Horneck ſucht die Reiſe des Königs und die Begleitung ſeiner Tochter, welche zu ihrer Vermählung

nach Italien abreiſte, miteinander in Verbindung zu bringen, aber es läßt ſich nicht thun. Laut der angeführten Urkunde empfing der Kanzlar, Meiſter Rudolf, der mit noch einigen Andern das Gefolge der Prinzeſſin bildete, ſeine Vollmacht als General-Vikar am fünften Januar 1281; demnach können wir auch die Abreiſe nicht vor dieſe Zeit ſetzen. Die Prinzeſſin ging alſo erſt im Anfang dieſes Jahrs nach Italien ab, und dieß ſtimmt auch mit dem Bericht eines italieniſchen Schriftſtellers, der ihre Ankunft zu Treviſo auf den neunten Februar verlegt, und gewiß nicht ohne Gründe. Daß Vater und Mutter die Tochter begleiteten, konnte dennoch der Fall ſein, und ebenſo, daß ſie bei Schottwien ſich von ihr verabſchiedeten. Was hindert uns auch, anzunehmen, daß König Rudolf zweimal nach einander die Lande bereiſte? Setzten wir feſt, daß die Prinzeſſin im Februar des genannten Jahrs nach Italien abging, ſo behält auch die Angabe ihre Gültigkeit, daß die Königin Anna bald darauf im Schmerz über die von ihr geſchiedene Tochter ſtarb.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Geſchichte

Rudolf's von Habsb

Königs der Deutſchen,

dargeſtellt

nach urkundlichen und meiſt gleichzeitigen

von

Ottmar F. H. Schönhuth

Pfarrer, ordentlichem Mitglied der Geſellſchaft fü
rung der Geſchichtskunde zu Freiburg im Breisg
der ſchweizeriſchen geſchichtsforſchenden Geſellſchaft
und des würtembergiſchen Vereins für Vaterlands
Stuttgart.

Zweiter Band.

Leipzig,
Friedrich Fleiſcher

1844.

nach Italien abreiſte, miteinander in Verbindung zu bringen, aber es läßt ſich nicht thun. Laut der angeführten Urkunde empfing der Kanzlar, Meiſter Rudolf, der mit noch einigen Andern das Gefolge der Prinzeſſin bildete, ſeine Vollmacht als General-Vikar am fünften Januar 1281; demnach können wir auch die Abreiſe nicht vor dieſe Zeit ſetzen. Die Prinzeſſin ging alſo erſt im Anfang dieſes Jahrs nach Italien ab, und dieß ſtimmt auch mit dem Bericht eines italieniſchen Schriftſtellers, der ihre Ankunft zu Treviſo auf den neunten Februar verlegt, und gewiß nicht ohne Gründe. Daß Vater und Mutter die Tochter begleiteten, konnte dennoch der Fall ſein, und ebenſo, daß ſie bei Schottwien ſich von ihr verabſchiedeten. Was hindert uns auch, anzunehmen, daß König Rudolf zweimal nach einander die Lande bereiſte? Setzten wir feſt, daß die Prinzeſſin im Februar des genannten Jahrs nach Italien abging, ſo behält auch die Angabe ihre Gültigkeit, daß die Königin Anna bald darauf im Schmerz über die von ihr geſchiedene Tochter ſtarb.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Geschichte

Rudolf's von Habsburg,

Königs der Deutschen,

dargestellt

nach urkundlichen und meist gleichzeitigen Quellen

von

Ottmar F. H. Schönhuth,

Pfarrer, ordentlichem Mitglied der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau, so wie der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft zu Bern, und des würtembergischen Vereins für Vaterlandskunde zu Stuttgart.

Zweiter Band.

Leipzig,

Friedrich Fleischer.

1844.

Inhaltsanzeige zum zweiten Bande.

Fünftes Buch.

König Rudolf zu Nürnberg; er verkündet einen Landfrieden 4. Die Angelegenheit des Grafen Johann von Avesnes. 5. Heinrich Schorlin und die schöne Nürnbergerin 6. Rudolf im Breisgau; er macht zwischen dem Grafen von Freiburg und der Stadt eine Richtung 7. Reichshof zu Mainz; Rudolf schlichtet den Streit zwischen dem Erzbischof und dem Grafen von Sponheim; Landesfriedens-Erneurung 10. Der König ist unerbittlich gegen adelige Räuber 11. Der hoffnungsvolle Königssohn Hartmann ertrinkt in den Wellen des Rheins 12. Reichshof zu Ulm 13. Kriegszug gegen den Bischof Siegfried von Köln 15. Glänzender Reichstag zu Augsburg; Rudolf belehnt mit der Fürsten Einstimmung seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den österreichischen Landen 21. Bestimmtere Anordnung Rudolf's in Betreff seiner Söhne, wie ein jeder und was ein jeder regieren sollte, der Hausvertrag zu Rheinfelden 26. Rudolf in der Schweiz; er tritt seine Heerfahrt gegen den Grafen Reinold von Mömpelgard an 30. Es kommt zu einer Sühne 35. Graf Phillipp von Savoyen bedrängt die Stadt Freiburg im Uechtland. 36. Rudolf nimmt sich der Stadt an und läßt dem

Grafen widersagen 38. Stadt Peterlingen wird belagert 39. Rudolf unternimmt in eigner Person einen Streifzug in das Gebiet von Savoyen, und begiebt sich nach Freiburg zurück 40. Rudolf geht dem Grafen auf's Neue zu Leibe 42. Rudolf's Entschlossenheit 43. Der Graf von Savoyen schließt Frieden mit König Rudolf 44. Er vermählt sich aufs Neue mit Isabelle von Burgund. 46. Der König hält seinem Sohn Albrecht von Schenkenberg zu Basel eine Hochzeitfeier 58. Der geistliche Kuß 51. Rudolf schlichtet einen Streit zwischen Graf Eberhard von Würtemberg und dem Kloster Steinheim 53. Er belagert die Burgen Waldeck 54. Kommt mit der Stadt Kolmar in Mißverhältnisse 55. Tile Kolup, der wiedererstandene Friedrich II. 57. Rudolf nimmt Kolmar wieder zu Gnaden an 64. Rudolf's Krönung durch den Papst wird bestimmt 65. Erste Fehde mit Graf Eberhard von Würtemberg; Stuttgart belagert 71. Friedensvertrag 72. Das Konzilium zu Würzburg; Bischof Probus von Toul. 76. Der König kriegt mit dem von Rapoltstein 79. Der Graf von Würtemberg bricht die Sühne wieder 81. Der Graf von Helfenstein wird gedemüthigt 84. Abt Wilhelm von St. Gallen in des Königs Unfrieden 85. Zweite Sühne mit Graf Eberhard 92. Heinrich von Isny stirbt 96. König Rudolf nimmt die verfolgten Juden in Schutz 97. Der gute Wernher 100. König Rudolf und die Bäckerin 102. Rudolf schont seine Leute 104. Seine erste Heerfahrt gegen die Stadt Bern 107. Zweiter Angriff auf Bern 109. Er ist auf der Burg Hohenstaufen und zu Gmünd, von wo aus er den schwäbischen Landen eine Verfassung gibt 112. Rudolf, der Sohn des Königs, beendigt glücklich den Krieg mit Bern 118. Der Abt von St. Gallen wird gedemüthigt 120.

Die Feindseligkeiten zwischen dem Grafen von Mömpelgard und dem Hochstift Basel gehen wieder an 127. König Rudolf's Zug gegen Burgund 129. Graf Otto von Burgund unterwirft sich dem König 140. Streit zwischen Bischof Mangold von Würzburg und Bischof Arnold von Bamberg 142. König Rudolf kurzweilt sich im Elsaß 143.

Sechstes Buch.

Die Folgen des Interregnums im nördlicheren Deutschland 147. Rudolf zieht nach Thüringen; feierlicher Empfang zu Erfurt 151. Der König zieht gegen die Raubritter und zerstört ihre Burgen 152. Glänzender Reichshof zu Erfurt 153. Die thüringsche Angelegenheit; Margaretha, die unglückliche Tochter Friedrich II. von Hohenstaufen; Friedrich mit der gebißnen Wange; der Vater im Streit mit den Söhnen 154. Der König verträgt die Streitenden 160. Rudolf, der Königssohn, stirbt zu Prag; feierliche Exequien zu Erfurt 163. Landgraf Albrecht zeigt sich in seiner Pracht 165. Glänzende Verlobungsfeier vom König veranstaltet 165. Herzog Albrecht kommt nach Erfurt 166. Traurige Erreignisse 167. Streitsache des Erzbischofs von Salzburg mit Herzog Albrecht von Oesterreich und Abt Heinrich von Admund 169. Der König soll Richter sein 178. Erzbischof Friedrich von Salzburg stirbt, wahrscheinlich durch Vergiftung 181. Herzog Albrecht läßt sich von seinem Vater mit dem Königreich Ungarn belehnen 187. König Rudolf bestätigt zum zweitenmal den König von Böhmen im Reichsschenken-Amt und in der Churwürde 188. Rudolf verläßt mit seiner ganzen Familie die Stadt Erfurt 189. Die Städte Constanz und Kolmar steuern in des Königs Kasse 190. Der König ver-

weiſt den Abt von St. Gallen aus ſeinem letzten Zufluchtsort 191. Die Stadt Zürch muß bei der Geldverlegenheit des Königs ins Mittel treten 192. Rudolf kommt nach Speier; Reichstag; Erneurung des Landfriedens; die Satzungen des Landfriedens 195. Reichstag zu Frankfurt; die Hoffnung des Königs in Betreff der Nachfolge Albrechts im Reich ſchlägt fehl 203. Rudolf's Plan wegen Wiederaufrichtung des burgundiſchen Reichs 210. Rudolf verlebt ſeine letzten Tage zu Straßburg 214. Des Königs Ritt zum Grabe 216. Sein Tod und Begräbniß 218. Das Bild des guten Königs 219.

Verbeſſerungen.

S.	13	L.	8	v. u.	l.	Stellenburg.
"	19	"	6	" "	"	Reiſe.
"	32	"	5	" "	"	Hochburgund
"	44	"	5	" o.	"	den
"	48	"	1	" "	"	zu ſtreichen denn
"	50	"	4	" "	"	Neffen
"	51	"	4	" o.	"	neuvermählte
"	58	"	12	" "	"	Neuß
"	60	"	12	" o.	"	Scheinkaiſer
"	67	"	13	" "	"	Truhendingen
"	72	"	5	" "	"	Wittlingeu
"	74	"	1	" o.	"	noch
"	75	"	8	" "	"	Scheerer
"	79	"	7	" "	"	abgebrannt
"	88	"	2	" o.	"	Rickenbach
"	91	"	3	" "	"	Filder
"	92	"	4	" o.	"	Horwe
"	93	"	13	" "	"	überantworten ſoll
"	107	"	12	" o.	"	je daher
"	112	"	2	" o.	"	einſt ſo werthe

S.	116	L.	4	v.	u.	l. Freyin
"	122	"	13	"	"	" Walgau
"	"	"	8	"	"	" Balzers
"	132	"	2	"	o.	" denn er
"	137	"	10	"	o.	" mir
"	138	"	6	"	o.	" das war
"	148	"	1	"	"	" Staaten
"	158	"	4	"	o.	" Bißes
"	163	"	11	"	o.	" Erequien
"	178	"	1	"	o.	" Steteneck
"	"	"	9	"	"	" abgenommen
"	180	"	3	"	o.	" Schirm
"	185	"	4	"	"	" Gränzgrafen
"	187	"	2	"	"	" einzuſchalten den König Wenzlaw von Böhmen
"	189	"	12	"	o.	" Breuberg.

Fünftes Buch.

König Rudolf,

Ordner des Reichs.

Jahr 1281 bis 1289.

Mit einem schmerzlichen Gefühl mag König Rudolf das Land verlassen haben, in dem er fast heimisch geworden war, und wohl mochte es ihm ahnen, daß er dasselbe im Leben nicht mehr sehen würde. Aber ebensosehr mag es eine Sehnsucht seines Herzens gewesen sein, das Land wieder zu sehen, dem er so lange ferne gewesen war, und das doch mehr Ansprüche an ihn machen konnte, da er durch seine Geburt schon, und durch die Wahl zum deutschen Könige, ihm angehörte. An der Donau hinauf, vielleicht auf demselben Weg, der ihn zuerst in die österreichischen Lande geführt hatte, zog er bis Baiern. Hier an der Gränze verließen ihn die Landherren aus Oesterreich, welche ihm das Geleit gegeben hatten. Am 12. Juni ist er schon zu Regensburg angekommen. Er hält sich hier etliche Zeit auf, um Mancherlei zu ordnen. Den 30. Juli bestätigte er den Vergleich, welchen die beiden Herzoge von Baiern, Ludwig und Heinrich, nach langem Streit zu Vilshofen schlossen. Dann ertheilte er am 5. Juli auf eine Anfrage des Erzbischofs von Salzburg den

Rechtsspruch, daß zum Reichsfürstenlehen gehörige Güter von ihren jeweiligen Besitzern nicht veräußert werden können. Tags darauf finden wir den König schon in Nürnberg, wo er einen feierlichen Reichstag hielt. Auf diesem ließ er es seine erste Sorge sein, den Landfrieden wieder herzustellen. Zuerst ließ er am 6. Juli einen allgemeinen Landfrieden auf fünf Jahre verkünden, hierauf am 25. Juli mußten die Bischöfe, Grafen und Herren, so wie alles Volk in Franken, noch einen besonderen Frieden am St. Jakobs Tag, vom nächsten Michaelisfest an gerechnet, auf fünf Jahre in der Schottenkirche feierlich beschwören. Dieser Landfrieden enthielt strenge, zum Theil neue Gesetze gegen Friedensbruch, Raub und andere Gewaltthaten. Wie streng er abgefaßt wurde, beweisen unter andern folgende Artikel:

„Wer Messer in den Hosen, oder anderswo, verhohlen trägt, wird man dessen inne, dem soll man die Hand abschlahen.

Wer edelen Mann feindlich heimsucht, der soll in der Acht sein; wer einen Gebauren feindlich heimsucht, der soll für sein Laster 1 Pfund und für den Richter 2 Pfund verfallen sein, nebst Ersatz des Schadens.

Pfaffen mit langen Haaren sind außer dem Frieden."

Ferner beschäftigte ihn die Angelegenheit des Grafen Johann von Avesnes, des Jüngeren, betreffend seine Ansprüche auf die Flandrische Erbschaft. Schon im Jahr 1276

hatte ihn der König als Grafen von Hennegau anerkannt, und ihm vorläufig die Belehnung über Holland ertheilt. Im Jahr 1279 belehnte er ihn mit dem Lande Aloſt, was zugleich der Gräfin Margaretha von Flandern, ſeiner Mutter, abgeſprochen wurde. Das Alles beſtätigte jetzt der König; zugleich erklärte er den von weiland König Richard umgeſtoßenen Spruch König Wilhelm's und die davon abhängige Belehnung des Grafen Johann für gültig, und läßt an den Adel und die übrigen Einwohner des Landes Aloſt, des Landes an der Schelde u. ſ. w. den Befehl ergehen, denſelben Grafen für ihren Landesherrn zu erkennen. Der Biſchof von Cambrai aber wird beauftragt, den Johann von Avesnes in den Beſitz dieſer Lande einzuſetzen. Bei dieſer Gelegenheit gab der König auch eine wichtige Sentenz, wo es am Schluß heißt: „Alles was mit den Reichsgütern durch Schenkung, Beſtätigung oder ſonſt auf eine oder andere Weiſe durch den König Richard oder ſeine Nachfolger im Reiche geſchehen von der Zeit an, da die Abſetzung gegen Kaiſer Friedrich II. ausgeſprochen worden, das ſoll kein Recht und keine Gültigkeit haben, wenn es nicht durch den größten Theil der Kurfürſten genehmigt worden."

Zu derſelben Zeit ertheilte der König dem Pfalzgrafen Ludwig und ſeinen Söhnen die Belehnung mit den von ihm reſignirten Reichslehen, dergeſtalt, daß die beiden Söhne, wenn ſie dereinſt ihrem Vater folgen, ſowohl

Lehen als Erbgüter unter ſich und mit den noch zu erzeugenden Kindern ihres Vaters zu theilen haben. Bald darauf belehnte er den Pfalzgrafen noch mit den Lehen des verſtorbenen Grafen von Miesburg. — Während dieſes Aufenthalts zu Nürnberg ſoll ſich auch Folgendes zugetragen haben: Heinrich Schorlin, der in der Schlacht auf dem Marchfeld den Angriff eröffnet hatte, entbrannte gegen die wunderſchöne Tochter ſeines Wirths und zwang ſie zu ſeinem Willen. Ueber ſolche That wurden die Bürger bitter ergrimmt, und ſie verlangten von dem König, daß er ſeine Strafe empfange. Lange beſann ſich König Rudolf, ob Niemand erſchiene, der ſich des Angeklagten annehme. Als ſich Niemand ins Mittel legte, rief er endlich voll Unwillen: „Ich will über ihn richten, und zwar hier an dieſem Ort; aber dann will ich auch, ſo lang ich lebe, hier richten". Das ſchreckte die Bürger; ſie ſahen ein, welche Gunſt Schorlin beim König genoß, und wollten ſich jetzt gern in ſeinen Willen fügen. Aber der König richtete ganz anders, als man vermuthet hatte. Schorlin mußte das Mädchen auf der Stelle zur Gattin nehmen, und der König gab dem Pärchen 200 Mark Silber zur Ausſteuer. Da hörten die Bürger auf zu klagen. — Nach einem Aufenthalt von beinahe zwei Monaten verließ König Rudolf die Stadt Nürnberg, nachdem er noch die Güter ſeines eigenen Hauſes gemehrt hatte, indem er von dem Kloſter Ebrach die Beſitzungen zu Schwa-

bach, welche Kaiser Friedrich I. demselben geschenkt hatte, um 750 Pfund Heller erkaufte. — Von Nürnberg aus ging Rudolf nach Gmünd. Hier zeigte er sich gegen einen Mann, der bisher mehr als Viele für ihn thätig gewesen war, von Neuem erkenntlich. Er erneuerte am 4. September dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die schon im Jahr 1273 ertheilte Belehnung; zugleich verpfändet er ihm Ervendorf für 300 Mark. Der Stadt Heilbronn ertheilte er ebendaselbst dieselben Rechte und Freiheiten, welche Speier hat. Am 21. September finden wir den König zu Constanz. Von hier aus ging er im Oktober nach Kolmar, und dann zog er ins Breisgau, um den Grafen von Freiburg und die Stadt heimzusuchen, da sie gegenseitig Fehde begonnen hatten. In drei Heeres-Abtheilungen erschien er vor Stadt und Burg. Doch am 23. Oktober 1281 wurde zwischen dem König, dem Grafen von Freiburg und der Stadt eine Richtung gemacht, „der zufolge der Graf Ersatz leisten soll für das, was er dem Reich Schaden gethan, und alle Gefangenen, die auf beiden Seiten gemacht wurden, auf freien Fuß gestellt werden müssen; aber die Bürger der Stadt sollen die Burg Zähringen wieder aufbauen.“ So wurde auch zwischen dem Grafen und der Stadt Friede. Ein Beweis des wiederhergestellten guten Vernehmens zwischen der Stadt und dem Grafen ist eine andere am ersten Wintermonat des Jahrs 1282 ausgestellte Urkunde, in welcher Graf

Egon den Bürgern von Freiburg erlaubte, nicht nur ein Umgeld auf Wein und Korn zu ſetzen, ſondern auch ſelbiges auf zehn Jahre zu beziehen. Aber das friedliche Verhältniß dauerte nicht lange. Im Jahr 1283 kam es zu einem neuen Streit zwiſchen dem Grafen und der Stadt; er wurde wieder vertragen, und der König beſtätigte am 1. April im Lager vor Brumtrut die Sühne. Das Jahr darauf wäre es beinahe zu einem neuen Streit zwiſchen dem Grafen und den Bürgern von Freiburg gekommen. Eine große Schuldenlaſt, welche den Grafen drückte, verleitete ihn, von der Stadt verſchiedene Abgaben und Steuern zu erpreſſen, von denen man zuvor Nichts gewußt hatte. Das hätte ein neues Feuer im Breisgau angefacht, aber der König, welcher ſich gerade in Freiburg aufhielt, erſtickte es im Werden, und brachte beide Theile zu einer gütlichen Verhandlung. Der zufolge zahlte die Stadt dem Grafen zu Tilgung ſeiner Schulden 1400 Mark Silber, der Graf aber erlaubte derſelben, das Umgeld auf fernere 10 Jahre zu beziehen. Neben dieſer außerordentlichen Steuer verpflichtete ſich die Stadt noch, dem Grafen und ſeinen Nachfolgern 100 Mark Silber jährlich zu entrichten. So war endlich Friede im Breisgau.

Nun zog König Rudolf längs dem Rhein in das Elſaß. Noch im Oktober finden wir ihn zu Colmar. Er ſcheint ein großes Gefolge bei ſich gehabt zu haben; denn innerhalb 15. Tagen machte er allein für Lebensmittel einen Auf-

wand von 1200 Mark Silber. An Simonis und Judä übernachtete er bei seinen Vettern zu Rapoltstein. Von da begab er sich nach Straßburg; denn im Dezember stellt er daselbst eine Urkunde aus. Nicht lange dauerte sein Aufenthalt in Straßburg; mit dem Anfang des Dezembers ist der König zu Mainz, wo er einen großen Reichshof hält. Zuerst schlichtet er am 12. Dezember allen Span und Streit zwischen dem Erzbischof Werner von Mainz und den Grafen von Sponheim. Alle Gefangenen, welche in dem während des Streits vorgefallenen Treffen nahe bei Creuznach vom Sieger Erzbischof Werner gemacht wurden, wurden vermöge des Vergleichs in Freiheit gesetzt. Es befanden sich unter letzteren der Graf von Leiningen und andere vornehme Herren. Die Grafen von Sponheim aber mußten dem Erzstift Mainz den ruhigen Besitz der erkauften zwei Drittel des Schlosses Beckelheim zugestehn. Zugleich verspricht König Rudolf dem Mainzer Erzstift, bei fernerer Störung dieses Friedens mit den vier wetterauischen und den Reichsstädten Oppenheim, Wesel und Boppard zu Hülfe zu kommen. Später verordnete er noch auf Bitte der Stadt, daß dem Erzbischof wegen der in der Sponheimer Fehde erlittenen Verluste 1200, und wegen des Aufwands bei der Belagerung und Zerstörung der Burg Rheinberg 1000 Mark Silber als Vergütung gereicht werden. Veranlaßt durch die zwischen Mainz nnd Sponheim ausgebrochene Fehde ließ

König Rudolf am 13. Dezember von dem Erzbischof von Mainz und den Herren, Freien, Grafen, Dienstmannen und Städten an dem Rhein, von Constanz niederwärts, den von Kaiser Friedrich II. auf dem großen Hof zu Mainz im August 1235 mit dem Fürstenrath gesetzten Landfrieden bis Weihnachten und von da an auf fünf Jahre beschwören. Diese Landfriedens-Erneurung war besonders auch gegen Diejenigen gerichtet, welche den Frieden auf den Straßen störten, gegen Raubritter und Heckenreiter jeder Art. Aber wie das frühere schon erlassene Landfrieden-Gebot, so fand auch das jetzige wieder Uebertreter, bis der König mit Nachdruck einschritt, und durch Beispiele strenger Strafe abschreckte. Bald mußte er in eigner Person gegen zwei solche Raubritter-Burgen ziehen. Die Schlösser Schöneck und Reichenstein am Rhein waren bisher der Aufenthaltsort solcher edlen Räuber gewesen, die auf die vorüberziehenden Wanderer und Kaufleute herabstürzten, und ihnen Hab und Gut, oft auch das Leben raubten. König Rudolf erschien vor beiden Burgen, und ihre letzte Stunde war gekommen; er gewann sie im Sturm und machte sie dem Boden gleich. Die Räuber aber, welche darauf gehaust hatten, ließ er aufhängen ohne Gnade und Barmherzigkeit, mochten es nun Ritter sein oder Leute von gemeinem Stande. Bei dieser Gelegenheit soll Einer von Baldeck den König gebeten haben, er möchte doch ihrer in Betracht der edlen Abkunft schonen und

nicht auf ſo ſchmähliche Weiſe an ihnen Strafe vollziehen. „Laßt ſie nur, ſprach der König, am Strange zappeln, den ſie mit allem Recht verdient haben. Das ſind keine edlen Männer, die ſo handeln, ſondern gottloſe Räuber und Diebe, welche die Armen und Unmächtigen durch ihre Gewalt unterdrücken, den Frieden gewaltſam ſtören, und die Rechte des Reichs mit Füßen treten. Der wahre Adel hält ſein Wort, ehret die Tugend, liebt die Gerechtigkeit, beleidiget Niemand und fügt keinem Menſchen nur das geringſte Unrecht zu.“ So ſprach der ſonſt ſo liebevoll geſinnte König, und ließ ſich nimmermehr erbitten, ſondern ſah kaltblütig zu, wie man die Strafe an den Verbrechern vollzog. Solche Beiſpiele von ſtrenger Strafübung mußten wohl wirkſam ſein.

Mit dem Schluß des Jahrs 1281, deſſen Anfang für König Rudolf ſo verhängnißvoll geworden war durch den Tod ſeiner Gemahlin, kam ein neuer Schmerz über ihn. In den letzten Tagen des Dezembers beſtieg Hartmann, der hoffnungsvolle Sohn des Königs, bei Breiſach einen Nachen, und fuhr auf dem Rhein, als es ſchon dunkle Nacht war. Hartmann hatte ſich an des Schiffes Wand auf den Arm gelegt und war entſchlafen. Auch den Schiffmann hatte der Schlaf übermannt, ſo daß er es überſah, wie der Nachen zu nahe am Lande ging. An einem großen Baumaſt, der vom Ufer über das Waſſer

ragte, ſtieß der Nachen an; das Vordertheil des Nachens kam zu tief in den Fluß, ſo daß das Waſſer einlief, und das Schifflein verſank. Der hoffnungsvolle Jüngling fand mit noch 16 edlen Herren, die ihn begleiteten, den Tod in den Wellen des Rheins. Er wurde zu Baſel von vier Biſchöfen und einer ungeheuren Menſchenmenge zu Grabe beſtattet. Der Verluſt dieſes geliebten Sohnes wirkte ſchmerzlich auf das Herz des Königs; Rudolf konnte ſich lange nicht darüber tröſten. Noch im Auguſt des Jahrs 1282 ſchreibt er an den König Eduard, dem längſt durch einen ſeiner Vertrauten das traurige Ereigniß, unmittelbar nachdem es geſchehen, mitgetheilt worden war, Folgendes: „Obgleich das Verwandtſchafts-Band zwiſchen Eurem und unſerem Hauſe durch den Tod unſers erlauchten Sohnes, des Grafen Hartmann, unter ungünſtiger Vorbedeutung getrennt worden iſt, ſo ſoll doch das Band unzertrennlicher Freundſchaft unter uns nie gelöſt werden, ſondern wir wollen ſie mit Euch immer ohne Wanken erhalten. Daß wir Euch aber nicht ſchon längſt darüber geſchrieben haben, hat ſeinen Grund in dem unſäglichen Schmerze, der bei dieſem traurigen Falle unſer innerſtes Herz aufs ſchrecklichſte verwundet hat.“ Auch vergabte Rudolf im Jahr 1284 der Kirche zu Baſel, wo Hartmanns Gebeine ruhten, die Kirchenſchätze zu Augſt und Zeiningen, nicht nur zum Seelenheil ſeiner geliebten Gemahlin, ſondern auch für ſeinen theuerſten Sohn Hartmann.

Doch unterbrach auch dieſer Schmerz den ſtets Thätigen nicht in ſeiner Wirkſamkeit für das Wohl des Reichs. Den Anfang des Jahrs 1282 bringt der König größtentheils in den Städten der Elſäßer: Straßburg, Weiſenburg, Germersheim, Oppenheim und Hagenau zu. Am 9. Mai iſt er in ſeinen Stammlanden. Bei Kyburg gebeut er den Richtern des Landfriedens in Zürchgau und Argau, Streitſachen über Gut und Leute der Kirche Luzern ſo lange nicht anzunehmen, als dem Beklagten von ſeinem Herrn in den Höfen des Gotteshauſes Recht gehalten wird. Bald darauf finden wir ihn am Bodenſee. Zu Ueberlingen ſchlichtet er am 13. Mai einen Streit der Stadt mit den Johannitern daſelbſt. Am 24. Mai hält Rudolf einen Reichshof zu Ulm. Immer darauf bedacht, ſeinem Hauſe durch Ankauf von Gütern eine Macht zu verleihen, die ihm nie genommen werden konnte, kaufte er während ſeines Aufenthalts zu Ulm, oder an einem Orte nicht ferne von Ulm, von dem Grafen Mangold von Ullenburg für 1490 Mark Silber die gräflichen Rechte im Dirngau und Aargau, ſowie die Burg Friedberg mit Zugehör und die Dörfer Thiengen und Blockingen. Zu Ulm gab er am 24. Mai die Erklärung, daß Graf Mainhard von Tirol mit zwei Fürſten oder Edlen aus dem Gebirg beweiſen ſolle, welchem Land und welchem Recht Tirol angehöre, da dieſe Landſchaft weder zu dem Herzogthum Baiern, noch zu dem Lande Schwaben gerechnet

wurde. Zwei Tage darauf that er einen Schiedsſpruch in Betreff der Irrungen zwiſchen dem Grafen Gebhard von Hirſchberg und Graf Mainhard von Tirol wegen der im Gebirg und im Innthal gelegenen Güter. — Beinahe 14 Tage hatte König Rudolf zu Ulm ſich verweilt. Von hier begab er ſich nach Schwäbiſch-Hall; daſelbſt verfügte er am 5. Juni, daß die Leute des heiligen Petrus zu Wimpfen im Thal auch in Zukunft nicht mehr Dienſte und Abgaben leiſten ſollen, als ſie unter ſeinen Vorfahren geleiſtet; der Stadt Rotenburg an der Tauber verlieh er, eine jährliche Meſſe nach der Pfingſtoktave zu halten. Ueber Wimpfen kam der König nach Worms. Hier wurde am 15. Juni die Sache des Grafen Johann von Avesnes wieder vorgenommen. Als der Biſchof von Cambrai nebſt dem Grafen Florentin von Holland auf den Befehl König Rudolf's den Grafen in den Beſitz der ihm zugeſprochenen Reichslehen einſetzen wollte, fügte ihm der Graf Guido von Flandern, Sohn der Gräfin Margaretha von Flandern aus zweiter Ehe, welcher, im Einverſtändniß mit der Mutter, den Grafen Johann gar nicht zum Beſitz kommen laſſen wollte, Unbilden zu. Der König that jetzt zu Gunſten des Grafen Johann einen entſcheidenden Rechtsſpruch, und Graf Guido von Flandern wurde zwei Tage darauf in die Acht erklärt. — Von Worms ging König Rudolf nach Oppenheim, und von da nach Mainz. Hier wurde der Kriegszug gegen den

Bischof Siegfried von Köln, genannt Runchil, der mehr das Kriegskleid, als die Stola liebte, beredet und ausgeführt. Schon im Jahr 1278 hatte sich dieser dem König widersetzt. Er und seine Vorgänger hatten nämlich die Burg Starkimberg, zu welcher 5000 Mark Silber Einkünfte gehörten, wider Recht an sich gezogen. Der König zwang ihn nun, dieselbe dem Reiche wieder zurückzugeben. Das verdroß den Bischof sehr, aber er verstand sich doch dazu; freilich ungern. Bald regte sich sein kriegerischer Geist wieder. Außerdem, daß er mit der Stadt Köln wegen des Regiments einen Streit fortsetzte, den schon sein Vorgänger begonnen, hatte er sich mit dem Grafen von Berg und dem Herzoge von Brabant in Händel eingelassen.

Graf Walram V. von Limburg war gestorben, und seine Tochter Ermgard wurde als einzige Erbin angesehen, weshalb auch der Limburger Adel ihren Gemahl, den Grafen Rainald von Geldern, als Verwalter des Landes duldete. Das währte aber nur bis zu dem frühzeitigen Tode der Fürstin, worauf sie Nichts mehr von dem Grafen wissen wollten, und sich theils an Lützelburg, theils an Berg wandten, als nahe Sippen des Herzogs von Limburg. Auch der Herzog von Brabant machte Ansprüche, und der Graf von Berg trat mit ihm in Verbindung. Gegend diese Beiden stellte sich jetzt der Graf von Geldern und der Herzog von Lützelburg, welche sich zur Behauptung

der Limburgischen Herrschaft mit einander vereint hatten. Auf die Seite der Letzteren trat auch der Erzbischof von Köln, da sich die Fehde gegen den Herzog von Brabant richtete, der nebst dem Grafen Adolf von Berg ein Bundesgenosse der Bürger von Köln war. König Rudolf hielt es für Pflicht, persönlich zu erscheinen, um diesen Streit zu schlichten. In der Mitte des August brach er von Mainz auf. Am 17. schlug er schon sein Lager vor der Burg Saneck (Sonneck) am Rhein; hier empfing er von der Stadt Besançon ein Schreiben, das von vieler Anhänglichkeit an den König zeugte. Er beantwortete es mit freundlichen Worten, und drückt sich unter Andern so aus: „Euch, die wir für unsere innigsten und vorzüglichsten Getreuen in jener Gegend halten, kündigen wir hiemit an, daß wir uns durch des Höchsten Gnade im besten Wohlsein befinden; auch gehen unsere Angelegenheiten nach Wunsche überall glücklich von Statten."

Wirklich scheint es auch so gegangen zu sein. Am 25. August ist er im Schlosse Fürstenberg, und einige Tage darauf schlägt er vor Auce und Annegge sein Lager. Von diesem Lager aus, — es ist nicht entschieden, ob Burg Sanneck oder ein andrer Ort damit gemeint ist, — richtete König Rudolf am 27. August den schon oben angeführten Brief an König Eduard in England, in dem er ihm den Tod seines Sohnes Hartmann meldete. „Wir thun Euch zu wissen, — schreibt er am Schlusse des

Briefs, — daß durch Gottes Gnade alle unsere Angelegenheiten nach Wunsche gehen; denn der ehrwürdige Bischof von Köln ist zu des Reichs Ehren wieder zum Frieden gebracht, so daß Alles, was unsrer Gewalt anvertraut ist, sich nun in schönster Ruhe und Frieden findet." Daraus sollte man schließen, daß die Sache mit dem Erzbischof von Köln, sowie die Erbschafts-Angelegenheit von Limburg auf gütlichem Wege beigelegt wurde, ehe noch der König dem Erzbischof völlig zu Leibe ging. Gerhard von Lützelburg trat später seine Rechte auf Limburg gutwillig an den Herzog von Brabant ab, wie es der Graf von Berg schon im Mai 1283 gethan hatte. Uebrigens zog sich der König noch nicht zurück; denn am 28. ist er zu Boppard, weiter unten am Rhein, am 2. September vor Cochheim im Lager, am 10. in Cochheim selbst, und am 22. wieder zu Boppard bis zum 30. September. Wohl schloß der Erzbischof mit König Rudolf eine besondere Sühne, aber die Fehde mit Köln und Brabrant dauerte noch länger fort.

Von Boppard wendete sich König Rudolf wieder nach Mainz, von dort ins Elsaß und in den Schwarzwald. Am 16. November ist er zu Villingen, wo Graf Heinrich von Fürstenberg in des Königs und vieler Edlen Anwesenheit seine Söhne zu Rittern schlägt. Von da geht er wieder zurück ins Elsaß. Zu Hagenau erklärt er am

1. December, daß die ſtädtiſchen Freiheiten den geiſtlichen Freiheiten keinen Eintrag thun ſollen.

Nun nahte jener wichtige Tag, der Rudolf's bisherige Verdienſte um das deutſche Reich lohnen, und den erſten Stein zur Begründung der öſterreichiſch = habsburgiſchen Hausmacht legen ſollte. Ein Plan ſollte an demſelben zur Ausführung kommen, der ihn längere Zeit beſchäftigt hatte, und wozu er auch mit ſeltner Klugheit ſchon Alles verbereitet hatte. Längſt hatte er der Kurfürſten Gunſt gewonnen, denn er hatte ihnen eine größere Bedeutſamkeit zu geben gewußt, als bisher der Fall geweſen war, indem er ſogar bei den geringſten Verhandlungen, Vergabungen u. dgl., wie eben bei Vergabung der Kirchenſätze von Augſt und Zeiningen, ihre Willebriefe als durchaus nöthig angeſehen wiſſen wollte. Solche Willebriefe für die Belehnung ſeiner Söhne mit Oeſterreich u. ſ. w. hatte er in den Händen; von Herzog Albrecht von Sachſen und dem Markgrafen Otto von Brandenburg beſaß er ſolche ſchon längſt, die übrigen hatte er alle innerhalb der letzten Monate erhalten. Von dem Erzbiſchof von Köln empfing er einen Willebrief am Schluß des Juli 1282, noch ehe er gegen ihn zu Felde zog. Der letztere lautete merkwürdiger Weiſe: „König Rudolf mag ſeinen Söhnen ein Fürſtenthum, und was er immer will, verleihen, ausgenommen das Reich ſelbſt.“

Nach der Fürſten Rath kündete der König, vielleicht

von Oppenheim aus, wo er sich am 20. December aufhielt, einen Hof gen Augsburg an; ein besonderes Ausschreiben erging an alle Herren zu Steiermark und Oesterreich. Der Hof sollte gehalten werden bis kommende Weihnachten. Auf alle mögliche Weise rüstete sich der König, um — gegen seine sonstige Gewohnheit — in höchster Pracht zu erscheinen. Auch die Fürsten ermahnte er, sie möchten sich nicht verdrießen lassen des Aufwands zu ihrer Reise, vielmehr allen Fleiß daranlegen, daß sich Jedermann zierte mit aller der Zier, wodurch Preis und Würde an Rittern gemehret wird. Der künftige Herzog von Oesterreich gab die Verheißung, Jedem, der also erscheinen würde, daß er Ehre davon habe, reichlich zu lohnen. Nun trachteten Alle darnach, wie sie die Bitte des Königs erfüllten. Die Lande selbst suchten sie dadurch zu ehren, daß ihr Fürst voll Pracht vor dem Reich erschiene, und des Landes Güte und ihr Reichthum kund würde. Darum ward manch Stück köstlichen Tuchs verschnitten, dazu manch grüner und rother Sammt, Scharlach, Seidenzeug, Brokat, Hermelin und Grauwerk; und manch tausend Pfund für die Reiche ausgegeben.

Auf dem Reichstag erschienen drei weltliche und drei geistliche Kurfürsten, mit ihrem König Wenzeslaus von Böhmen, der kaum 12 bis 13 Jahr alt war. Außer diesen fanden sich ein Markgraf Otto von Brandenburg, Herzog Heinrich von Sachsen, die beiden Söhne des Kö-

nigs und viele Grafen, Ritter und Herren. Während man auf die Ankunft ſämmtlicher Herren zuwartete, vollzog Rudolf's Sohn Albrecht ſeine Beilager mit Eliſabeth, der Tochter des Grafen Mainhard von Tirol.

Der Reichstag begann damit, daß der König mit den Fürſten und Herren zu Rath ſaß, und ſich über Dinge beredete, welche zunächſt das Wohl des Reichs angingen. Auch ſaß er zu Gericht, hörte eines Jeglichen Klagen, und ertheilte Recht oder Strafe. Darnach wurden die ſämmtlichen Herren von Oeſterreich und Steiermark vorgefordert. Als man dieſe ſah hertraben, da entſtand ein großes Aufſehen. Ueberall ſah man Pracht und Reichthum; Gold und Edelgeſtein, die in Fülle an den Halsketten prangten, und die Gürtel, die ſie trugen, erglänzten weithin. Jedermann fragte: wer iſt der, wer iſt der? Und man antwortete: ſie ſind herkommen von Steier und Oeſterreich, und verlangen an das Reich, daß ihnen der König geruhe die Rechte zu erhalten, welche die alten Fürſten ihnen nicht entzogen, und die ihnen Kaiſer Friedrich beſtätiget. Da wich Alles vor den Herren von Steier und Oeſterreich, und man half ihnen bis zum Throne des Reichsoberhauptes.

König Rudolf begann ſeine Rede und ſprach: Ihr Herren, ihr ſollt wißen, was ich gethan hab' zu Dienſt der römiſchen Krone, dafür habe ich den Lohn von den Fürſten genommen. Betreffend die Länder, die ich dem Reiche erobert mit eurer Hülfe, ſo iſt ihr offener Wille, wem ich

ſie leihen will, dem werden ſie ihre Gunſt dazu nicht entziehen; ſpät und früh ſind ſie mir dazu bereit, das bin ich feſt überzeugt.

Auf dieß ſprachen die Fürſten alle mit Einer Stimme: Ja, Ihr habt die Gunſt um uns erworben; da die Fürſten dieſer Lande ausgeſtorben ſind und keine Erben hinterlaßen haben, ſo geſchieht es mit unſrem Willen, wenn Ihr dieſen oder jenen mit denſelben belehnen wollet.

Nun ließ der König ſeine beiden Söhne herzutreten und ſprach: Seht, ihr Herren, was ich dem Reich gedienet habe, das iſt zu allermeiſt geſchehen Gott zu Ehren, darnach um dieſer Zwei willen, die ihr hier ſehet. Darum ſoll es Niemand verdrießen, daß ſie erhoben werden zur Würde von Fürſten und ſo meiner Verdienſte genießen; wohl ſind ſie im Stande, wann ihnen Gutes vom Reich geſchieht, es um daſſelbe wieder zu verdienen, wo das Reich ihres Dienſtes bedarf.

Als der König ihnen ſo ſeine Meinung vorgelegt hatte, daß er die beiden jungen Herren mit dieſen Landen berathen wolle, ſo traten die Herren von Steier und Oeſterreich zuſammen und beriethen ſich eine Weile. Dann redeten ſie: Herr, ſeid deſſen gemahnt, daß uns Eure königliche Hand die Gnade gereicht hat, es ſoll uns an unſern alten Rechten, die uns mit guten und ſchlichten Handveſten beſtätigt ſind, kein Schaden geſchehen. Wo das nicht gehalten würde, ſo wäre es ungnädig von Euch,

um so mehr, als wir den Reich so wie Euch selbst viel gedient haben. Es ist also das Herkommen und noch unser Begehr, daß Oesterreich und Steier nur Einem Herrn soll unterthänig sein; daß Ihr uns darin entgegen seid, trauen wir euch nicht zu.

Zugleich legten sie die Handveste vor, und verlasen sie in des Königs Gegenwart, wo ihnen ihre Rechte bewährt waren.

Eine Weile blickte der König nieder, als die Herren sich so erklärt hatten, dann begann er mit sanfter Stimme seine Rede an die Herren: Ihr sollt mich recht verstehen; ich habe zwei Söhne, die ihre Lande so theilen sollen: über Oesterreich, Krain und Steiermark soll Einer Herr werden, so soll der andre Fürst heißen über die schwäbischen Lande; von denen mag er wohl ohne Scham den Namen Fürst tragen.

Dieses Wort des Königs, worin er seine Meinung deutlicher erklärte, brachte die Sache bald zur Entscheidung. Niemand setzte sich gegen seinen Willen, nur Herzog Heinrich von Baiern war nicht damit einverstanden. Er ließ sich gegen die Fürsten so vernehmen: „die Lande Oesterreich, Steier, Kärnthen und Krain seien durch seine Vorfahren, die Könige und Fürsten in Baiern, aus den Händen der Römer, Wenden, Hunnen, und anderer ungläubigen Völker mit Vergießung ihres Bluts erstritten, und ihnen dann unbilliger Weise entzogen worden. Dem-

nach sei es billig, nachdem sie erlediget, daß sie dem Haus Baiern wieder zugestellt und Niemanden als ihnen, vom Reich verliehen werden."

Doch diese Einrede wollte wenig verfangen bei den Fürsten, weil die Verdienste Rudolf's so sehr vor Aller Augen lagen, oder vielmehr, weil sein Einfluß schon zu sehr auf sie gewirkt hatte.

Also wurde dem Herzog von Baiern sein Ansuchen aufs Glimpflichste abgeschlagen. Das verdroß Herzog Heinrich so sehr, daß er, ohne sich von dem König zu beurlauben, den Reichstag verließ, und nach Hause zog. Aber ihm, den wir schon früher als Gegner des Königs kennen lernten, nützte diese Widersetzlichkeit wenig. Die Stadt Mühldorf, um welche er mit dem Erzbischof Friedrich von Salzburg Fehde geführt hatte, wurde ihm ab- und dem Erzbischof zugesprochen.

Die Belehnung der Königssöhne ging jetzt vor sich. Albrecht und Rudolf empfingen unter den üblichen Feierlichkeiten die Lehen über Oesterreich, Steiermark, Krain und Windischmark. Sie legten den Lehenseid ab, und empfingen aus des Königs Händen die Fahnen der geliehenen Lande. Der Belehnungsbrief wurde den 27. December 1282 ausgestellt, und von den Bischöfen von Straßburg, Regensburg, so wie von Bernhard von Sekkau, von dem Pfalzgrafen Ludwig von Baiern, Herzog Konrad von Teck, von den Markgrafen Hermann von

Baden, Heinrich von Burgau, Heinrich von Hochberg, von den Grafen Albert und Burkhard von Hohenberg, Friedrich und Egon von Fürstenberg, Eberhard von Habsburg, Ludwig von Oettingen, dem von Flügelau, Mainhard von Tirol, Günther von Schwarzburg, und von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg unterschrieben.

Tags darauf, nachdem die beiden Königssöhne mit den österreichischen Landen belehnt waren, wurde dem Grafen Mainhard das Fürstenthum Kärnthen feierlich zugesagt, aber die eigentliche Belehnung geschah erst im Februar des Jahrs 1286, ebenfalls zu Augsburg.

Darnach am 29. December erließ König Rudolf an die Grafen, Edlen, Ministerialen, Ritter und Vasallen in Oesterreich den Befehl, seinen mit Oesterreich belehnten Söhnen und ihren Erben gehorsam zu sein.

Auf demselben Reichstag zu Augsburg wurden auch zwei geistliche Herren, Siegfried, ein Graf von Querfurt, als Bischof von Hildesheim, und Wilhelm, Graf von Montfort, als Abt von St. Gallen, vom Könige bestätigt. Letzterer wurde, als die neubelehnten Fürsten von Oesterreich zu Augsburg großen Hof hielten, ausdrücklich eingeladen, daß er den vorkommenden Feierlichkeiten beiwohnen möchte. Das hätte Abt Wilhelm gern gethan, besonders da es der König ausdrücklich gewünscht hatte, aber es widerriethen ihm einige seiner Freunde, unter andern der Markgraf von Burgau, sein Oheim, so wie sein

Bruder und andere Herren, die sprachen: er sollte heimfahren. Also fuhr der Abt nach Hause. Das verdroß den König nicht wenig, er sprach: Nun seh' ich, daß der Abt mich und meine Kinder nit minnt. Nun will ich auch der sein, der ihn und sein Gotteshaus hindern will, so lang ich lebe. Wirklich hat auch der König dem Abt nie mehr diese Geringschätzung seines Hauses vergeßen.

Als nun Rudolf Alles nach Wunsche geordnet hatte, übergab er seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die Regierung der österreichischen Lande. Da beide noch sehr jung waren, so behielten sie mehrere Männer von Erfahrung zu Räthen bei, die ihrem Vater aus Schwaben gefolgt waren. Wir nennen Hermann von Landenberg, den von Ellerbach, so wie beide Brüder Eberhard und Ulrich von Waldsee. Des letzteren Söhne, die mit ihrem Vater zu Fuß nach Oesterreich gekommen waren, wie ein Chronist jener Zeit sich ausdrückt, also in geringen Umständen dahin zogen, brachten es durch ihr ritterlich Thun so weit, daß sie zuletzt 10,000 Mark Silber Einkommen hatten.

Um dieselbe Zeit ließ König Rudolf seine Tochter Guta, die dem jungen König von Böhmen Wenzeslaus längst verlobt war, ihrem Gemahl, der es sehnlich wünschte, nach Böhmen folgen; aber zuvor sprach er zu den mit Wenzeslaus auf dem Reichstag anwesenden böhmischen Her-

ren: „Ihr sollt mir schwören, daß ihr ihm helfet gegen Alle diejenigen, welche wider ihn sind; anders ließ ich mein Kind nimmer mit euch zu Lande fahren.“ Das schwuren ihm die Herren, und verhießen es feierlich, daß sie es gern thun, dem König zu Dienst und ihrer künftigen Königin zu Ehren.

König Rudolf's Wünsche für die Versorgung seiner Kindern waren jetzt erfüllt, sie waren beide in die österreichischen Lande eingesetzt; aber bestimmtere Anordnungen, wie ein jeder, und was ein jeder regieren sollte, waren noch nicht gegeben worden. Letzteres geschah erst mit dem folgenden Jahr (1283) auf Antrag mehrerer edlen Herren aus den österreichischen Landen. Dieselben vielleicht, die schon auf dem Reichstag bei der Belehnung ihr Bedenken geäußert hatten, traten im Mai dieses Jahrs vor den König und stellten ihm vor: „wie es ihnen ebenso unangenehm wäre, zwei Herren zu haben, wo man nicht wisse, wie und wem man gehorchen müße, als wenn es wider Herkommen und Recht zu einer Theilung der Lande käme; demnach es besser dünke, wenn dem ältesten von Beiden allein das Regiment über die Lande übertragen würde. Das bewog den König am 1. Juni des Jahrs zu Rheinfelden den bekannten Hausvertrag abzuschließen, wodurch nähere Bestimmungen in Betreff der österreichischen Lande gegeben wurden.

Demzufolge hat König Rudolf seinen beiden Söhnen

Albrecht und Rudolf mit einander das Herzogthum Oesterreich verliehen, aber unter folgender Bedingung:

Herzog Albrecht und seine Söhne sollen die österreichischen Lande allein regieren; dagegen, wann der König seinen Sohn Herzog Rudolf innerhalb fünfthalb Jahren nicht mit einem Königreich oder anderm trefflichen Fürstenthum versieht, so soll ihm der Bruder eine Summe Gelds geben, wie der Vater mittler Zeit ausspricht; wäre aber das Fürstenthum kleingefüg (gering), so soll sein Bruder Herzog Albrecht ihm abermals eine Summe Gelds nach Erkenntniß des Vaters zu einer Zubuße herausgeben; doch in allweg, wann Herzog Albrecht's Mannsstamm abginge, daß Herzog Rudolf's Mannsstamm alsdann in die Regierung der österreichischen Lande eintrete. Wo aber Herzog Albrecht seinem Bruder das gesprochene Geld nicht bezahle, so soll diese Ordnung ab sein, und Herzog Rudolf zu halber Regierung der österreichischen Lande gelangen inhalts der königlichen Belehnung. Wo der König abginge, ehe er den Spruch um das Geld thäte, so sollen Burggraf Friedrich von Nürnberg, Graf Albrecht von Hohenberg, Graf Heinrich von Fürstenberg und Graf Ludwig von Oettingen an seiner Majestät Statt darum aussprechen, und die Lebendigen an der Abgestorbenen Statt andere Spruchleute aus der Herzogen Vormundschaft setzen.

Sechs Jahre hernach entließ König Rudolf die österreichischen Stände und Vasallen ihres Eides gegen ihn,

und wies sie an zum Gehorsam gegen seine beiden Söhne, als ihre belehnten Herzöge und Herren. — So bestiegen die Habsburger den Thron der Babenberger in Oesterreich.

Als König Rudolf auf solche Weise seine höchsten Wünsche für das Wohl des eignen Hauses erfüllt sah, wandte er sich mit erneutem Eifer wieder zu den Angelegenheiten des Reichs, das ihm nicht minder, als die Seinen am Herzen lag.

Am 18. Januar 1283 ist der König zu Heilbronn in Schwaben, und belehnt den Grafen Heinrich von Fürstenberg, welcher sich im Krieg mit Ottokar so viele Verdienste um den König erworben hatte, mit dem Landgraviat oder Comitat in der Baar, das Graf Hermann von Sulz im Jahr 1282 freiwillig dem Reich wieder heimgestellt hatte. Von Heilbronn kam er nach Hagenau, wo er am 1. Februar den Reichsbeamten der Umgegend von Kaiserslautern befiehlt, dieses Kloster nicht zu beeinträchtigen. Zu Breisach hält der König am 10. Februar Reichsversammlung, und spricht die Sentenz aus, daß jeder weltliche oder geistliche Fürst des Reichs, der vom Reich Münzrecht als Lehen empfangen, seine Münze schlage oder schlagen lasse nach Recht und Herkommen, aber nicht nach dem Willen der sogenannten Hausgenossen. Dieses Gebot war besonders zu Gunsten der Bischöfe, denen die Städte nicht selten ihre bürgerlichen Rechte verhielten.

Um dieſelbe Zeit etwa kaufte der König von den Herren von Lichtenberg die Vogtei über die Stadt Straßburg, welche dieſelben bisher inne gehabt hatten.

Von Breiſach ging Rudolf nach Baſel. Hier ſtellte er am 17. Februar dem Herzog von Brabant einen Revers aus: „es ſolle ihm nicht ſchaden an ſeinen Rechten, daß er während des Königs Leben auf die 60 Wagen Wein, die Zurückgabe Nimwegens und die Regalien der Abtei Nivelle Verzicht geleiſtet habe.“

Am 4. März ertheilt er zu Luzern der Stadt Aarau verſchiedene Rechte und Freiheiten, unter andern Marktrecht auf ewige Zeiten, ſo wie das Recht „daß die Lehen, ſo die Bürger haben von der Herrſchaft von Kyburg, ihre Töchter erben ſollen, ſo ſie keine Söhne haben.“ Am 6. März iſt Rudolf zu Mellingeu und weiſt die Bürger von Zürch an, anſtatt der gewöhnlichen Stadtſteuern an vier Männer, worunter der um den König ſo verdiente Walther von Klingen ſich befindet, eine gewiſſe Summe, welche der König jenen ſchuldete, in beſtimmten Zielern zu entrichten; er verheißt für ſich und ſeine Nachfolger, weder er noch dieſe ſollen die Stadt Zürch je mehr mit irgend einer Abgabe beſchweren, welchen Namen ſie auch haben möge.

Von hier aus trat der König ſeinen Kriegszug an gegen den Grafen Reinold von Mömpelgard, den Stiefſohn des Grafen Philipp von Savoyen, mit dem

er schon seit alten Zeiten, noch da er Graf war, in Widerwillen stand. Es ist nöthig, auf den Ursprung dieser Feindschaft zurückzugehen, um das Folgende desto richtiger auffassen zu können.

Graf Peter von Savoyen war der leibliche Bruder Margaretha's, der Gemahlin Hartmann's des Aelteren gewesen. Während des Interregnums hatte er seine Herrschaft nicht nur bis gegen Neuenburg und Murten hin ausgedehnt, sondern nach dem Tode seines Schwagers, des Grafen Hartmann von Kyburg, suchte er, unter dem Vorwand, daß er seine Schwester Margaretha in ihrem Witthum schütze, bei dem Erbe von Kyburg selbst nicht leer auszugehen. Das wollte Rudolf von Habsburg, der sich als rechtmäßigen Erben der Kyburgschen Lande betrachtete, nicht geschehen lassen, und es kam zu wirklichen Feindseligkeiten. Als Peter von Savoyen starb, erbte sein Bruder Philipp die Lande seines Bruders, und mit diesen das feindselige Verhältniß gegenüber dem Habsburger. Ein andrer Umstand erhöhete noch diese feindselige Stimmung, wenigstens auf Seiten des Grafen von Savoyen, der schon gewaltig in seinen Erblanden, mit den Rechten seiner Gemahlin Alix, Wittwe des Pfalzgrafen Hugo von Hochburgund, sich noch als Grafen von Hochburgund betrachtete. Im Todesjahr seines Bruders (1268) hatten ihm, als dem mächtigsten Fürsten der Gegend, alle Bürger der Stadt Bern sammt Schultheiß

und Rath geſchworen, ſie wollen ihn für ihren Herrn und Schirmvogt halten, bis ein König oder Kaiſer dieſſeits des Rheins mächtig würde in deutſchen Landen; für dieſen Schirm wollen ſie ihm ſodann Zölle, Münzrechte und Appellationsgebühren laſſen, und getreuen Gehorſam leiſten. Als nun Rudolf von Habsburg zum König gewählt wurde, und im Jahr 1275 durch die Schweiz nach Lauſanne reiſte, da traten die Berner ihrem Vertrag gemäß unter das Reich und den König zurück, und ſagten ſich los von dem Grafen von Savoyen. Das nahm Philipp nicht gleichgültig auf, und er legte ſchon die Hand ans Schwert, um mit den Waffen ſeine alten Rechte gegen den König zu vertheidigen. Letzterer aber, der ohnedieß in ſeinen neuem Amte ſo Viel zu ordnen und auszuführen hatte, fand es für gerathner, in Güte den Streit beizulegen; er wandte ſich in einem eignen Schreiben an den Papſt, und bat um deſſen Vermittelung. Später kam es demungeachtet zum Ausbruch der Feindſeligkeit; der König, abgehalten durch wichtige Geſchäfte, ſandte ſeinen Sohn Hartmann gegen den Grafen, und deſſen Unternehmungen gegen Philipp ſcheinen nicht ohne Erfolg geweſen zu ſein, aber ſein früher Tod in den Wellen unterbrach Hartmann's ritterliches Thun. Die Fehde blieb unausgefochten, und der König ſuchte von Neuem auf dem Wege der Güte den Streit beizulegen. König Eduard von England wurde von Rudolf

angegangen, er mußte in der Sache ins Mittel treten. Von Wien aus überſendete er demſelben die Vollmacht, in ſeinem Namen mit dem Grafen von Savoyen zu einem dauernden Frieden zu unterhandeln. König Eduard übertrug im Anfang des Jahres 1281 die Handlung an Otto von Grandiſon und Meiſter Johannes von Derby, Dekan zu Hychefeld. Zwiſchen ihnen und einem gewiſſen Thomas von Savoyen, dem Graf Philipp es auftrug, wurden nun die Verhandlungen gepflogen, und es ſcheint wirklich nicht ohne Erfolg geweſen zu ſein. Aber nicht lange dauerte der Friede, denn gegen das Ende des Jahrs 1281 meldete ein Vertrauter des Königs von England, der ihm über den Tod des jungen Königſohnes Kunde giebt, zu gleicher Zeit, daß der Krieg zwiſchen König Rudolf und dem Grafen von Savoyen fortdauere, in Folge deſſen die Leute des Königs einen großen Theil des Savoyer-Landes verheereten.

Während Philipp von Savoyen mit dem König allein im Streite lag, oder wenigſtens in einer feindſeligen Stimmuug ihm gegenüber ſtand, mußte es ſich fügen, daß auch noch ſeine Stiefſöhne, Pfalzgraf Otto von Hohenburgund und Graf Reinold von Mömpelgard, ſich mit dem König überwarfen.

Bruntrut im Elsgau, welcher Ort vom Hauſe Neuchatel ums Jahr 1271 durch Kauf an das Hochſtift Baſel gekommen, und von dem Biſchof Heinrich von

Welſchneuenburg im Jahr 1274 zur Stadt erhoben worden war, wurde der Zankapfel. An die Kaſtenvogtei dieſes Orts machten die Grafen von Pfirt, die ſie urſprünglich beſeſſen hatten, ſo wie die Grafen von Mömpelgard, gemeinſchaftliche Anſprüche. Um ihre vermeintlichen Rechte geltend zu machen, wußten ſie eine Fehde mit dem Biſchof von Baſel einzuleiten; ſie zogen auf ſein Gebiet, und eroberten die Stadt Bruntrut, wornach ſie längſt ſchon lüſtern geweſen waren. Darüber klagte der Biſchof beim König, der eben zu Mellingen in der Schweiz war. Dem war der Biſchof von Baſel ein zu lieber Freund, als daß er ihm nicht alsbald mit ſeiner Hülfe bereit geweſen wäre. Zudem ging es ja gegen die Stiefſöhne ſeines alten Feindes, Philipp von Savoyen.

Den 12. März des Jahres 1283 ſtand König Rudolf mit dem Biſchof von Baſel ſchon auf feindlichem Boden. Fern und nah verheerte er, was dem Grafen angehörte; er zog dann ſtracks vor die von Graf Reinold von Mömpelgard beſetzte Stadt Bruntrut, und fing an, ſie hart und neidiglich zu belagern. Da ritten etliche Bürger aus der Stadt zu dem Grafen von Mömpelgard, und baten ihn flehentlich, er möchte ſie doch entſetzen. Der aber vertröſtete ſie damit, daß er den König von Frankreich um Hülfe gegen den deutſchen König anſprechen wolle. Wirklich wendete er ſich auch dringend an denſelben, aber der eilte nicht gar ſehr mit ſeiner Hülfe. Indeſſen wurde

die Stadt immer mehr bedrängt. Tag und Nacht ließ Rudolf aus Wurfmaſchinen jeder Art Steine gegen die Stadt werfen, weder her noch hin mochte Jemand in die Stadt kommen, ſogar nahm er den Belagerten Weg und Stege, die er mit ſeinen Leuten bewachen und beſetzen ließ, und wollte ihnen ſo alle Zufuhr an Lebensmitteln abſchneiden. Von Tag zu Tag mehrte ſich das Ungemach der Bürger, und nicht umſonſt waren ſie Leibs und Guts in Sorgen. Dabei hielten ſie ſich wacker, und erſchwerten durch ihren Widerſtand dem König die Belagerung, die ſchon in die ſechs Wochen dauerte. Als die Bürger der Stadt fanden, daß der Graf von Mömpelgard ſie umſonſt vertröſtet hatte, und ſie unvermeidliches Verderben vorausſahen, ſo ergaben ſie ſich in des Königs Gnade, die er ihnen nach langen Bitten zuſagte. Die Bürger überantworteten ihm die Stadt, verpflichteten ſich zu ſeinem Dienſte und zahlten als Buße 3000 Mark. Dagegen ließ der König die Stadt nicht plündern, ſondern übergab ſie unangetaſtet dem Biſchof von Baſel zu Wandel und zu Pfand für Alles, was er von dem Grafen erlitten hatte. Noch in Anweſenheit des Königs ließ ſich der Biſchof von den Bürgern Sicherheit ausſtellen, daß ſie ihm dienſthaft wären ſonder Wank. Mit dem Grafen von Mömpelgard war übrigens die Sache noch nicht abgethan, der König ſuchte ihn auf ſeinem Grund und Boden auf, und legte ihm die Burg Melan, von der aus des Biſchofs

Land und Leuten viel Unfugs begegnet war, in Asche. Da wurde Reinold zuletzt so sehr in die Enge getrieben, daß er es für das Beste hielt, gleich den Bürgern von Bruntrut um des Königs Huld zu werben, daß er einen Frieden schlösse. Die in des Königs Umgebung riethen Alle dazu in Betracht des vielen Schadens, der bisher geschehen wäre. Es ward ein Friede gemacht zu sieben Tagen. Graf Reinold von Mömpelgard verhieß für allen Schaden und Schmach dem Bischof Besserung zu thun, wie sie der König bestimmte; dazu sollte die Stadt Bruntrut mit ihrem Genieß dem Bischof von Basel verbleiben und wollte der Graf ihn auf keinerlei Weise mehr irren im Besitze der Stadt. Die Sühne wurde geschlossen am 17. April 1283. Der Graf schickte zur Vergewisserung des Vertrags Geiseln nach Basel; aber erst nach einem Jahr kam es zu einem dauernden Frieden zwischen dem Grafen von Mömpelgard und dem Bischof von Basel. Indessen besaß der Bischof ungestört die Stadt Bruntrut. Um sich ihres Besitzes desto mehr zu versichern, baute er, wohl auf den Rath und mit Hülfe des Königs, die Burg Goldenfels oberhalb Bruntrut, auf französischem Boden und zog das umliegende Land in ihr Bereich. Als aber der Graf von Neuenburg erklärte, daß er als Schirmvogt über die Stadt Biel das Land bis gegen Biel hin in seiner Gewalt habe, so baute der Bischof eine zweite Burg, genannt Schloßberg, und zog den ganzen Landstrich

auf zwei Meilen hin unter die Herrſchaft des Hochſtiftes von Baſel. Ferner baute er in St. Immers Thal die Burg Arguel, und verſchloß dadurch den Franzoſen den Paß in dieſe Gegenden. Auf ſolche Weiſe reihte der Biſchof von Baſel unter dem Schirm ſeines königlichen Freundes an den Beſitz der Stadt Bruntrut immer mehrere Beſitzungen, und dehnte die Herrſchaft ſeines Hochſtiftes immer weiter aus.

Kaum war die Fehde gegen den Grafen von Mömpelgard beendigt, ſo begann wieder der alte Streit mit Graf Philipp von Savoyen. Die Stadt Freiburg im Uechtland mußte die Veranlaſſung dazu werden. Dieſe hatte Graf Eberhard von Habsburg-Laufenburg, der, mit Graf Hartmann des Jüngeren Tochter vermählt, das zweite Geſchlecht von Kyburg gründete, ſchon im Jahr 1277 um 3040 Mark Silber an den König verkauft, ſo weit ihm Rechte darauf zuſtanden von Seiten ſeiner Gemahlin, der Kyburgerin. Nun glaubte ſich Margaretha von Savoyen, Wittwe des Grafen Hartmann von Kyburg des Aelteren, übervortheilt in dem Recht an die Einkünfte dieſer Stadt, welche ihr vor 63 Jahren als Morgengabe angewieſen worden war. So kam es, daß Graf Philipp von Savoyen, unter dem Vorwand, ſeiner Schweſter zu helfen, und unter dem Scheine billiger Entſchädigung, die Bürger von Freiburg mit neuen Zöllen beſchwerte. Das konnte er um ſo leichter thun,

da mehrere ſeiner Städte an ihr Gebiet gränzten. Auf dieß klagten die Freiburger bei dem König ihrem Herrn über dieſe Ungerechtigkeit ihres Nachbarn, des Grafen von Savoyen, wie er ſie auf keine Weiſe frei ließe, und auf den Straßen gleichſam beraube, um ſie von ihrem Gut zu bringen. Alsbald ließ der König die freundliche Weiſung an den Grafen ergehen, daß er von ſolcher Beſchwerung die Freiburger frei ließe; einem kleinen Genuß, ſo weit er ihm gebühre, dem wolle er nicht entgegen ſein. Doch dieſer freundliche Antrag verfing wenig Eingang bei dem Uebermüthigen, der darauf auszugehen ſchien, auch den König, ſeinen alten Gegner, damit zu verhöhnen. Er fuhr fort, die Stadt mit ſeinem Unrecht zu beſchweren. Da ſandte der König den Biſchof von Lauſanne, deſſen Bisthum in Savoyſchen Gebiet lag, an den Grafen, mit dem Auftrag, ihm vorzuſtellen: „wenn er nicht unterlaſſen würde, Schaden und Schanden gegen Freiburg zu üben, — was er ja in der Perſon der Freiburger dem ganzen Reich zufüge — ſo ſollt' er wiſſen, daß daſſelbe über ſeine eigenen Lande kommen könnte, und er auch eines Urtheilsſpruchs, wie er auch ausfallen möge, gewärtig ſein müſſe." Trotzig antwortete der Graf auf des Biſchofs Vortrag: „ſolche Drohung hätte ihm noch nie geſchadet." So ſicher war er, daß ihn der König in ſeinem eignen Lande nicht aufſuchen würde, daß er ſich nicht darum kümmerte, wie viel ihm auch Botſchaft zugeſandt

wurde. Drei und ein halbes Jahr ließ ſich der König ſolchen Uebermuth gefallen, da war er deſſen überdrüßig. Er ließ dem Grafen widerſagen des Reichs Förderung und Huld, wegen deſſen, das er um den König verſchuldete. Alsbald rüſtete ſich Rudolf mit ſeinen Fürſten, Grafen und Freien; er ließ Heerfahrt ſchreien gegen den Grafen von Savoyen, und bot beſonders die Städte auf, welche ihm willig Hülfe und Rath leiſteten. Gen Freiburg aber ließ er entbieten ſeinem Amtmann, daß er dem König ſo viel Speiſe bereite als ſein Heer bedürfe. Dieſer Amtmann, der von Maggenberg hieß, war ſo fromm und keck, daß der König ſeiner Pflege Alles anvertraute, was beſorgt werden ſollte, und ihm unterthan machte, was er beſaß in der Herrſchaft Freiburg. Er ſetzte und hob ihn hoch empor, ob er gleich zuvor nur als Bauer (Landjunker) gelebt hatte; und der von Maggenberg machte ſich auch werth des königlichen Zutrauens, indem er Alles treulich nach des Königs Willen beſorgte.

Alle dieſe Anſtalten hatte der König wohl noch im Lager vor Bruntrut getroffen. Am zweiten Tag, nachdem er daſelbſt mit Graf Reinold eine Sühne geſchloſſen hatte, bewegte er ſich mit ſeinem Heere, das noch von allen Seiten her ſich verſtärkt hatte, gegen die Stadt Peterlingen, welche dem Grafen Philipp von Savoyen angehörte. Von Bruntrut aus hatte er noch alle Arten von Wurfmaſchinen bei ſich; das ward alsbald vor der

Stadt aufgerichtet, und in Thätigkeit geſetzt. Was das Heer weiter bedurfte, das mußte man von Freiburg her vor die Stadt Peterlingen liefern; aber bei all dieſer Thätigkeit von Belagerungswerkzeugen wollte es doch mit der Belagerung nicht vor ſich gehen; die Stadt war ſo feſt, daß ſie den Belagerern wohl Trotz bieten konnte.

Da wollte der König es verſuchen, ſie im Sturm zu gewinnen; aber Viele riethen dagegen, und baten ihn, von dieſem Gedanken abzuſtehen, da er auf ſolche Weiſe leicht manchen Mann verlieren könnte, deſſen Verluſt ihm leid wäre. Wie ſehr er dem Grafen von Savoyen und ſeinen Angehörigen zürnte, er folgte denen, die den Sturm widerriethen; denn er wollte nicht das Leben ſo mancher Wackern aufs Spiel ſetzen. Darum ſuchte er jetzt die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu bringen. Auch das gelang nicht; im Gegentheil, ehe großer Mangel in derſelben eintrat, hatte ſein Heer vor der Stadt alle Vorräthe aufgezehrt. Weder fern noch nahe fand man Koſt und Futter; die Stadt Freiburg aber, welche bisher ſo viel Vorräthe und Speiſe geliefert hatte, war ſo erſchöpft an Mitteln, daß ſie ſelbſt bereits Mangel litt. Da entſchloß ſich der König, in eigner Perſon einen Streifzug zu machen, um ſeinem Heer neuen Vorrath zu ſchaffen. Die Belagerung der Stadt überließ er dem Grafen von Haigerloch, ſeinem Schwager, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den anweſenden Biſchöfen von Baſel

und Lauſanne. Er befahl ihnen, indeſſen ſo thätig zu ſein, daß es zu ihrer Ehre und ſeinem Ruhm gedeihe; dagegen würde er bald wiederkehren. Als kund gethan ward, daß der König auf einen Woldan reiten wollte, da ward Männiglich froh, und es ſchloſſen ſich nicht Wenige an ihn an. Nun ritt der muthvolle König in des Grafen von Savoyen Gebiet, eine Strecke lang und breit bis gegen die Stadt Lauſanne. Sie nahmen auf dieſem Zuge ſo viel Beute mit ſich, daß in langer Zeit weder nahe noch ferne ein ſo ſchädlicher Streifzug geſchah, wie der, welcher in das Gebiet des Grafen von Savoyen erging. Man trieb und las zuſammen mehr denn genug; mancher Schildknecht ſchleppte, während er ſein Pferd überlud, ſo ſchwer, daß er es an Achſeln und Rücken büßen mußte. Manche Brücke, die noch wohl geſtanden wäre, brach unter den Vollbelaſteten. Wo es auch müde Glieder gab, der König achtete deſſen nicht — er ließ ſich nieder an einem beſtimmten Orte und erwartete Alle, die Beute herbeiſchleppten. Oft ärgerte er ſich darüber, daß ſo Manches von des Grafen Gut durch die Plündernden ſelbſt zu Grunde ging. Während er bis in den dritten Tag in dieſer Gegend verweilte, da kam eine ſchöne Frau in Sitte und hohem Muth zu ihm geritten. Sie war die Schweſter des Biſchofs von Lauſanne. Die bat den König, er möchte ihr die Gnade erzeigen, und Genf verſchonen, was ihr eigen wäre. Der König, bekannt

als ein Mann, der die Frauen lieb hatte, und gern um ihretwillen that, was ihnen lieb war, ließ sich leicht bewegen, die Bitte der schönen Fran zu erfüllen, und hieß ihm alsbald zeigen, was ihr angehörte. Das Alles wurde jetzt ausgeschieden und blieb frei von der Plünderung seiner Leute. Nun kehrte der König wieder zu seinem Heere zurück, das sofort im Vollauf von Vorräthen lebte, die hergetragen und getrieben wurden; mit hohem Muth und Freude wurde Alles erfüllt; die Schildknechte lärmten und prahlten, denn manche hatten so viel gewonnen, daß sie es kaum Alles behalten mochten. Dem Grafen von Savoyen aber hatte dieser Streifzug großen Schaden gebracht: man berechnete ihn in Wahrheit auf 5000 Mark.

Darnach hielt sich der König nicht mehr lange vor Peterlingen auf, dem er auf keine Weise beizukommen vermochte. Die Angelegenheiten des Reichs waren zu wichtig, als daß er sie über der Belagerung einer unbedeutenden Stadt hintansetzen konnte. Er begab sich zurück nach Freiburg; hier that er am 23. August auf Anfrage König Wenzels von Böhmen den Rechtsspruch, daß Niemand durch dasjenige gebunden sei, was er bezwungen durch Gewalt oder Furcht versprochen habe; weßwegen König Wenzel aller Versprechungen und Pfandschaften entbunden ward, welche ihm der Markgraf Otto von Brandenburg abgedrungen, so lang er noch in Haft von ihm gehalten worden war. Kurz war des Königs Aufenthalt

zu Freiburg; er wurde ſchnell wieder zu den Waffen gerufen. Biſchof Wilhelm von Lauſanne, der bisher zwiſchen dem Grafen von Savoyen und dem König die Verhandlungen geleitet hatte, mußte große Unbilden von dem Grafen erleiden. Er hatte ſeine Wohnung zu Lauſanne mit Mauer und Graben umziehen laſſen. Das nahm der Graf von Savoyen für ein feindſeliges Mißtrauen auf; er ließ die Wohnung des Biſchofs überfallen und mit allen ſteinernen Häuſern der Adeligen, die in der Stadt waren, verwüſten. Darüber klagte der Biſchof vor dem König, und der zog mit dem Heer, das eben noch verſammelt war, aufs Neue gegen den Grafen von Savoyen. Dießmal legte er ſich vor die Stadt Murten, und belagerte ſie. Bei einem Ausfall der Belagerten kam es zu einem Treffen nahe am See. König Rudolf kämpfte in eigner Perſon; in der Hitze drang er zu tief in die Schaar der Feinde und trennte ſich unvorſichtiger Weiſe von den Seinigen. Da ward er von den Feinden umringt und ſein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erſtochen. Alſo mußte er ſich zu Fuß und ganz allein wider viele Reiſige zu Wehr ſetzen. Als er ſich von der Menge übermannt ſah und kein Mittel mehr wußte, aus ihren Händen zu entrinnen, ſo ſchlug er ſich durch bis an den See, und ſprang mit vollem Küraß in ſeine Fluthen. Zum Glück ragte in ſeiner Nähe ein Pfahl aus dem See; an dem hielt er ſich feſt, bis Hartmann von Baldegg, ſein

Getreuer, ihm zu Hülfe kam, ihn aus dieſer peinlichen Lage befreite, und ſicher nach Freiburg brachte, indeß ſeine Hauptleute den Feind aus dem Feld ſchlugen, und die Stadt Murten im Sturm eroberten.

Nachdem es mit Murten ſo gut gelungen war, zog der König wieder vor die Stadt Peterlingen: am 15. Oktober 1283 ſchlägt er ein Lager vor derſelben. Nicht ohne Grund läßt ſich vermuthen, daß er, wie er früher gethan, eine Abtheilung ſeines Heers unter den ſchon genannten Anführern die Belagerung fortſetzen ließ. Als der König wieder vor der Stadt lag, ſo belagerte er ſie mit derſelben Strenge, wie zuvor, fand aber auch denſelben ritterlichen Widerſtand von Seiten der Beſatzung; jedoch nicht mehr lange. Die Beharrlichkeit, welche der Belagerer zeigte, mag den Grafen von Savoyen auf den Gedanken gebracht haben, dem Gewaltigeren nachzugeben; er begann wirklich bei dem König um Sühne zu werben. Wohl mögen auch den König mancherlei Gründe beſtimmt haben, dem Grafen darin nicht zuwider zu ſein. Bald hätte er ohnedieß die Belagerung aufgeben müßen, denn ein ſo ſtrenger Winter war mit dem Schluß des Jahres 1283 hereingebrochen, daß man vor Froſt nicht länger im Freien bleiben konnte. Ueberdieß lagen ihm die Fürſten, welche ihm gegenüber Etwas ſprechen durften, Tag und Nacht in den Ohren, daß er den Grafen wieder in Huld aufnehme. — Der König ließ ſich endlich bereden, daß

zwiſchen ihnen Beiden ein Minne-Tag gemacht würde. Der Graf von Savoyen verlag den Tag nicht, ſondern kam zur beſtimmten Zeit — am 27. December 1283 — ins Lager vor Peterlingen, und nun ward der Haß und Neid zwiſchen ihnen verrichtet und geſchieden. Der Schaden, welchen der Graf den Freiburgern, ſo wie Anderen von des Königs Dienſtmännern zugefügt hatte, erbot er ſich, genügend zu erſetzen. Dann mußte er vergewißern, daß die Genannten vor aller Pein und ſolcher Beſchwerung, wie ihnen widerfahren war, von ſeiner Seite geſichert ſein ſollten.

An demſelben Tag verſpricht König Rudolf den Städten Murten und Peterlingen, er wolle allen Groll gegen ſie vergeſſen und beſtätigt ihnen ihre Freiheiten. In einem Vertrage, der von erwählten Obmännern, Biſchof Heinrich von Baſel und Wilhelm, Biſchof von Bellay, beſonders zu Lauſanne abgeſchloßen wurde, ward noch beſtimmt, daß der König dem Grafen von Savoyen die Schlößer Murten und Condamine, ſo wie die Stadt Peterlingen und andre Orte auf Lebensdauer überlaße, daß er ſie in ſeinen Schutz nehme, und Niemanden von deßen Gerichtsbarkeit abziehe; nach ſeinem Tode aber ſollen ſeine Nachfolger dem König wegen der genannten Orte ſich unterwerfen: auch verſpricht der König, er wolle es dahin bringen, daß der Biſchof von Lauſanne ſich mit dem Grafen ausſöhne. Dagegen verſpricht der Graf, den König

gegen Jedermann zu vertheidigen. — Er empfing jetzt vom König die Lehen, und ſchwur ihm Huld und Dienſt; dann kehrte er im Frieden in ſeine Lande zurück.

Mit dieſem Frieden ſchloß das für Rudolf und ſeine Familie ſo wichtig gewordene Jahr 1283. Es war im Verlauf deſſelben Alles nach ſeinen Wünſchen gegangen, ſo daß er um dieſe Zeit mit Recht an König Eduard von England ſchreiben konnte: „In Allem ſind wir glücklich, unter Gottes Beiſtand — und was wir wünſchen, geht herrlich von Statten.“

Von dem ernſten Geſchäfte des Kriegs hinweg ſchritt König Rudolf in den erſten Monaten des neuen Jahrs 1284 zu froherem Thun. Lange wollte er ſich nach dem Hingang ſeiner geliebten Anna zu keiner neuen Wahl mehr entſchließen. Nicht, daß er ſich für zu alt und kraftlos hielt, um noch einmal in dieſen Stand zu treten — wie alt er auch war, er fühlte ſich doch ſo kräftig und unverzagt, daß er um eine Jungfrau wohl noch einen Löwen beſtanden hätte. Vielmehr mochte der König glauben, er würde mit keiner mehr ſo glücklich ſein, als mit Frau Anna, in welcher ſich alle Tugenden des Weibes vereinigt hatten. Kurz, er lebte drei volle Jahre im Wittwerſtand, und nur das Zureden und Drängen der Fürſten, die ihm keine Ruhe ließen, da ſie glaubten, der ſonſt ſo friſche und lebenskräftige König könnte an Freuden und an hohem Muth laß werden,

wenn er ſo einſam dahin lebe, — konnte ihn endlich beſtimmen, dieſen Schritt zu thun. Rudolf warb in ſeinen alten Tagen, und war glücklich in ſeiner Werbung. Iſabella (nach Andern Agnes), die Tochter Hugo's IV. von Burgund, reichte dem ritterlichen Greiſe die Hand, ob ſie gleich erſt 14 Jahre zählte. Am 5. Februar 1284 wurde zu Remont die Vermählung gehalten. Der König ſpendete an dieſem Tage allen denen, die der Feſtlichkeit beiwohnten, ſo reichlich, daß Alles im Vollauf lebte. Um dieſe Feſtlichkeit ſchon durch eine Vorfeier einzuleiten, wurde Tags zuvor Iſabellens Bruder, Herzog Robert von Burgund, mit dem Delphinat belehnt, jedoch mit Vorbehalt der Rechte, welche Beatrix, Tochter Graf Peters von Savoyen, und Wittwe Wigons IX., Dauphin von Vienne, beſaß.

Durch die Vermählung mit Iſabella von Burguud, die noch in der Wiege dem Grafen Robert von Flandern beſtimmt geweſen war, trat König Rudolf in nahe Verwandtſchaft mit dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen. Johanna, die Königin von Frankkeich, war die einzige Tochter Heinrichs III., Pfalzgrafen von Champagne, der ein Bruder von Beatrix, der Mutter Iſabellens war; außerdem war auch Robert, der Bruder Iſabellens, mit Agnes, der Schweſter des Königs von Frankreich, vermählt. So fand alſo eine doppelte Verwandtſchaft Statt. Manche behaupten, König Rudolf, der

wirklich dieſer Verwandtſchaft mit Frankreichs altem Königshauſe ſich freute, habe bei ſeiner Wahl auf dieſen Umſtand geſehen, oder ſogar eigennützige Abſichten gehabt, daß er eine Erbin von Burgund erkor; wir können dieſe Anſicht nicht unbedingt annehmen, nehmen aber für gewiß an, daß hauptſächlich die Liebenswürdigkeit dieſes Fräuleins ſeine Wahl leitete.

Von Remiremont begab ſich König Rudolf mit ſeiner Neuvermählten nach Colmar. Da wurde das hohe Paar am 22. Februar von den Geiſtlichen, den Rittern und den Bürgern der Stadt ohne Unterſchied feierlich und prachtvoll empfangen. Die Bürger übernahmen auf mehrere Tage den Aufwand, welchen die königliche Familie mit ihrem Hofſtaat machte; der Königin aber verehrten ſie ſtatt der Kleinode 100 Pfunde. Am 8. März iſt der König zu Breiſach; er beruft von hier die Bürger von Lübeck zu einem Reichstag nach Nürnberg, der aber erſt im folgenden Jahr zu Stande kam. Nach dieſer Zeit kam er nach Freiburg — es iſt nicht entſchieden, ob es Freiburg im Uechtland oder im Breisgau geweſen — für das letztere ſpricht die Nähe bei Breiſach. Von hier aus ernannte er am 1. Mai den Grafen Johann von Avenes, von dem ſchon früher die Rede war, zu ſeinem General-Vikar in Tuszien, da der Kanzler Rudolf von Hoheneck, der vorige General-Vikar, Erzbiſchof von Salzburg geworden war. Am 11. beſtätigte er dem Grafen Ludwig

von Savoyen das Münzrecht; ein Beweis, daß das freundliche Verhältniß zwiſchen Savoyen und Habsburg nunmehr ein dauerndes war. Hier wurden auch die neueſten Verträge zwiſchen dem Biſchof von Baſel und dem Grafen Reinold von Mömpelgard ratifizirt. Vielleicht waren nach der erſten Sühne wieder Mißhelligkeiten zwiſchen beiden Parteien eingetreten, was zur Folge hatte, daß ausdrücklich wieder ein Vertrag abgeſchloßen werden mußte, in dem Manches genauer erläutert wurde. Das geſchah am 3. April des Jahrs 1284, betreffend Blamont, Pfaffans, Emac, die Lehen des grandvilliers, Bierrefontaine und die Lehen des Aubervilles. Dieſer Vertrag ward nun am 3. Juni von dem König beſtätigt; und am 8. Juni ein zweiter in Betreff Bruntruts, der Vogtei von Aigoza, des Hofs Bures und von Milando.

So war nun auch zwiſchen dem Hochſtift und Mömpelgard, wenigſtens eine Zeit lang, Friede.

Von 7. April bis zum 8. Juni 1284 verweilte König Rudolf in Freiburg und der Umgegend. Es iſt nicht immer ganz genau zu beſtimmen, welches Freiburg damit gemeint ſei, ob das im Uechtland, oder im Breisgau, denn ſelten wird dieſer Name mit einem Beiſatz begleitet, wie es in ſpäterer Zeit der Fall iſt.

Welches Freiburg das genannte auch ſein mag — es läßt ſich die Angabe der Chronik von Salzburg ſchwer hiermit vereinigen, denn da dieſe behauptet, daß

König Rudolf zwiſchen Oſtern und Pfingſten des Jahrs 1284 zu Regensburg geweſen, gerade um die Zeit, da die Bürger ihre Stadtmauern, ein großes und feſtes Werk ausführten, und mit großer Gewalt von der Geiſtlichkeit der Stadt einen Beitrag dazu verlangten. Da habe nun Biſchof Heinrich von Salzburg dem gerade anweſenden König die Sache vorgeſtellt, und der habe dann den Spruch gethan:

„Sie ſollten von der Geiſtlichkeit zum Behuf dieſes Werkes nichts verlangen, ſondern geſtatten, daß ſie ihre gewohnte, von Gott und den Päpſten ihnen geſtattete Freiheit, genießen.“ Er ließ durch den Biſchof von Brixen den Bürgern, die ſich um ihn verſammeln mußten, jenes Geſetz vorleſen, das weiland Kaiſer Friedrich gegeben, und König Rudolf erneuert hatte, und worin enthalten war, welche Freiheit der Geiſtlichkeit verliehen, und wie große Strafen die treffen ſollen, ſo ſie darin beeinträchtigen würden. Das wirkte auf die Gemüther der Bürger, ſie ließen ab, weiter ihre Forderung an die Geiſtlichkeit fortzuſetzen, und beeinträchtigten ſie nicht mehr in ihren Freiheiten. — In der Mitte des Monats Juni kam der König nach Baſel. Den aus dem niedern Stand emporgekommnen Mann, Herr Ulrich von Maggenberg, der ſich im Savoyer Krieg gar thätig für den König gezeigt hatte, beſchenkte er gleich bei ſeinem Eintritt in Baſel mit 60 Mark Silber, zum Zeichen ſeines Wohlwollens, und ver-

pfändete ihm und seinen Erben dafür den Ort Muns bei Condamine. Am Tage Johannis des Täufers hielt er zu Basel seinem natürlichen Sohn, Albrecht von Schenkenberg, den er mit einer gewissen Ida erzeugt hatte, eine glänzende Hochzeitfeier. Die Vermählte des Grafen war Luitgard, eine Geborne von Bonlanden. Obgleich Albrecht von Schenkenberg nur ein natürlicher Sohn des Königs war, so hatte er doch bisher auf väterliche Weise für ihn gesorgt. Auf sein Ansuchen wurden dem Grafen 600 Mark Silber Einkünfte von den Reichsgütern durch die Kurfürsten bewilligt. Im Mai 1283 erhielt er noch den Reichszehnten von Heilbronn, später aber kaufte sein Vater, der König, die Burgen Löwenstein und Welvesfelden mit der Schutzvogtei über das Kloster Murrhardt von dem Bischof von Würzburg, für 11,300 Pfund Hallischer Münze, und belehnte ihn damit. Seit jener Zeit nannte sich Albrecht von Schenkenberg einen Grafen von Löwenstein; Luitgard wurde die Stammmutter des Geschlechts, das im Jahr 1443 ausging.

An Petri und Pauli hielt König Rudolf einen Reichstag, der durch die Anwesenheit vieler Herren glänzend wurde, und noch bis in den Anfang des Juli dauerte. Auf demselben belehnte er den treuen Freund und Schwager, Burggraf Friedrich von Nürnberg mit den von dem Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg zurückgestellten Reichslehen. Am 25. Juli ist er zu Germersheim; hier

beſtätigte er die Privilegien der Stadt Worms. Nur kurz verweilte er an dieſem Ort; am 29. Juli kam er nach Speier. Wohl hatte ihn bisher auf allen ſeinen Reiſen ſeine erſt neuanvermählte Gemahlin begleitet, von deren Treue und Anhänglichkeit an den ſchon alternden Gemahl alle Chroniken zeugen. Als das Ehepaar in die Stadt einfuhr, ſoll Biſchof Friedrich von Speier, ein Geborner von Bonlanden, ehrerbietig vor den Wagen getreten ſein, um die hohen Gäſte nach Würden zu empfangen. Als er aber voll angeſtammter ritterlicher Artigkeit der Königin den Arm bot und ihr aus dem Wagen half, konnte er es nicht über ſich erhalten, der jugendlichen Königin, die in allem Liebreiz weiblicher Schönheit prangte, einen Kuß auf die blühende Wange zu drücken. Die Königin war darüber ſehr betroffen, aber doch ſchwieg ſie, ſo ſehr ſie ſich auch beleidigt fühlte, um nicht den Biſchof in Verlegenheit zu bringen, der ſo ſchnell aus ſeiner Rolle gefallen war. Nachher aber klagte ſie es doch ihrem Gemahl, wohl ohne die Abſicht, dem geiſtlichen Herrn bei ihrem Gemahl ein böſes Spiel zu machen. Auch der König nahm es nicht ſo böſe, doch konnte er ſich nicht enthalten, bei dieſer Gelegenheit eine ſcherzhafte Bemerkung anzubringen. Durch Einen bei Hof ließ er dem geiſtlichen Herrn ſagen: Der Herr Biſchof möge ſich ein ander Pazifikale (Agnus Dei) zum Küſſen anſchaffen; dieſes — er meinte ſeine Iſabella (Agnes hieß ſie nach

Anderen) gehöre ihm allein zu. — Was der König wohl nicht ſo böſe gemeint hatte, das nahm der Biſchof in ganz anderem Sinne auf. Er glaubte, er habe ſich durch jenen unſchuldigen Kuß die Ungnade des Königs zugezogen; ſogleich verließ er freiwillig das Bisthum, und kehrte erſt dann wieder in daſſelbe zurück, nachdem König Rudolf nicht mehr in Leben war [1]).

Von Speier aus kam der König gen Worms; dahin hatte er die Bürger der Rheinlande beſchieden, von denen er ſich Eide ablegen ließ. Wohl war des Königs Gegenwart auch deswegen erforderlich, weil unter dem Biſchof Simon von Schöneck Unruhe unter den Bürgern entſtanden war. Um ſein Leben in Sicherheit zu ſtellen, hatte er ſo erniedrigende und zum Nachtheil ſeiner Kirche gereichende Bedingniſſe eingegangen, daß ſich das Domkapitel ins Mittel legen mußte, und den ſo ſchändlichen Vertrag verwarf. Des Königs Einfluß ſcheint zwiſchen den Bürgern und dem Biſchof ein beſſeres Verhältniß hergeſtellt zu haben. — Nach dieſer Zeit zog König Rudolf wieder in das Innere von Schwaben. Auf der Burg zu Markgröningen hielt Graf Albrecht von Hohenberg ſeinem Sohn eine ſtattliche Hochzeit. König Rudolf und die Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern, ſo wie der Graf von Tirol und viele andere Grafen ſind dabei anweſend. Unmittelbar von dieſer Hochzeit weg ging der König im September nach Eßlingen, wo er 14 Tage ſich

aufhielt. Während dieſer Zeit ſchlichtete er einen Streit zwiſchen Graf Eberhard von Würtemberg und dem Kloſter Steinheim an der Murr. Dieſes Kloſter hatte den Kirchenſatz in der Aufkirche zu Canſtadt, welche dem Grafen zugehörte. So konnte es letzterem nicht gleichgültig ſein, wie bei vorkommender Vakatur jedwelcher Prieſter ſeinen Unterthanen aufgedrungen wurde. Gerade war um dieſe Zeit ein ſolcher gewählt, für den der Graf nicht eben geſtimmt war. Nun wollte das Kloſter ſeine Rechte handhaben, aber der Mächtigere ſetzte durch. Als nun der König nach Eßlingen kam, beſchwerte ſich die Priorin und der Convent bei demſelben, daß ſie obgedachten Kirchenſatz bisher ohne Jemandes Irrung ruhig genoſſen und ausgeübt haben, der Graf aber nunmehr ihnen Eintrag darin thue. Nachdem der König beide Theile gehört hatte, wurde Graf Eberhard durch Urkunden und Zeugniß rechtlicher Männer überwieſen, daß er auf gedachte Kirche kein Recht habe, noch haben könne. Hierauf erklärte der Graf, er wolle bei ſolchen Umſtänden wegen dieſes Kirchenſatzes des Kloſter fürder unangefochten laſſen, jedoch die dermalige Streitigkeit vor ein geiſtliches Gericht zu bringen ſich vorbehalten. Der König verlangte nun zu wiſſen, ob der Graf den Prieſter Schwigger, welcher aufgeſtellt worden war, bei ſeiner Pfründe ſchützen wolle. Weil aber dieß dem Grafen an ſeinen Rechten nachtheilig ſchien, ſo erklärte er, er könnte ſich nicht entſchließen, dasjenige

durch den übernommenen Schirm und Handlung gut zu heißen, was er zwistig gemacht habe, und vor dem Richter entscheiden zu lassen gesonnen wäre; doch sei ihm nicht zuwider, wenn ihre Majestät solchen Schirm indessen Jemanden andrem empfehle.“ Der König übergab nun den Schutz über den Priester und die Einkünfte der Kirche dem Schultheißen und Bürgermeister zu Eßlingen. Von dieser Zeit an steigerte sich immermehr die mißliebige Gesinnung des Grafen gegen den König.

Von Eßlingen aus begab sich König Rudolf nach Heilbronn, wo er sich mehrere Tage verweilt, dann in die Stadt Weil, um von da aus gegen die von Waldeck seine Waffen zu richten. Sie gehörten, ungeachtet der König durch die Erneuerung des Landfriedens das Raubritterwesen streng verpönt hatte, unter diese Sippschaft. Vermöge ihrer Lage im Dunkel der Wälder war die Waldecke besonders geeignet für solche Handthierung. Fünf mächtige Burgen, mit Allem wohl versehen, standen auf einer Anhöhe, die diesen Namen führte, weil sie ein vorspringendes Wald-Eck bildete. Diese Burgen umgab jetzt der König mit seinem Heere. Um derselben Burgen desto leichter Herr werden zu können, führte der im Gefolge des Königs befindliche Graf Albrecht von Hohenberg ein Bollwerk gleich einer Burg auf. Die Belagerung begann am 15. September, aber es ging wohl ähnlich dabei zu, wie bei der hartnäckigen Belagerung von Peterlingen; Kö-

nig Rudolf überließ nun die Mühe der Eroberung dem Grafen von Hohenberg, und rückte mit seinen Leuten vor die Stadt Würzburg, um sie zu belagern. Vielleicht sollte dieß keinen andern Zweck haben, als um die Bürger von Würzburg mit ihrem Bischof zufrieden zu stellen, mit dem sie in Irrung standen. Die Bürger zahlten 6000 Mark Silber, daß sie der König in Ruhe ließe und er zog wieder ab, ohne die Stadt seinen Zorn fühlen zu lassen.

Etwa um dieselbe Zeit kam die jugendliche Königin, was wohl selten der Fall gewesen war, nach Schwabenland: sie besuchte an St. Galli Tag die Stadt Wimpfen.

Bis in den Oktober hatte die Belagerung der Burgen zu Waldeck gedauert. Aber erst gegen das Ende dieses Monats wurden sie im Sturm genommen und von Grund aus zerstört; denn noch am 21. Oktober ist König Rudolf im Lager vor der Burg, und macht eine Sühne zwischen der Geistlichkeit und dem Rathe zu Speier. Desgleichen stellt er daselbst seinem Sohn Albrecht einen Lehenbrief über Widingen aus.

Vielleicht noch mit dem Schluß des Jahrs 1284 begannen die Mißverhältniße der Stadt Kolmar gegen König Rudolf. Sie wurden durch einen Dritten veranlaßt.

Otto von Ochsenstein, der Schwesterſohn König Rudolf's, war von demselben zum Schirmvogt des Elsaßes aufgestellt worden. Aber der Schultheiß von Kolmar,

Walther Röſſelmann, den König Rudolf in das Amt eingeſetzt hatte, ſtimmte nicht in Allem mit dem Schirmvogt. Dieſer legte auf Befehl, oder wenigſtens mit Gutheißen des Königs, den Bürgern übermäßige Steuern auf; zudem, daß ſie in einem Jahr 30,000 Pfund zahlten, verlangte er noch den dreißigſten Theil von Allem, was die Bürger hatten. Dazu wollte ſich der Schultheiß und die Bürgerſchaft nicht verſtehen. Erſt im Mai des Jahrs 1285 brach der eigentliche Aufſtand aus. Die von Kolmar zerſtörten mit Feuer und Schwert den Ort Theinheim und einige andere Orte. Zu derſelben Zeit, um Pfingſten, erhoben ſich auch die von Hagenau, gleich unzufrieden mit Otto von Ochſenſtein, ihrem Schirmvogt; ſie jagten ihn mit Schmach und Schande von der Burg, die in ihrer Mitte lag, und kündigten dem König den Gehorſam auf. Dieſe Nachricht erfüllte den König mit Erbitterung; im Juni ſammelte er ein Heer, und zog vor Kolmar, willens, den Schultheißen abzuſetzen. Dieſer aber, davon in Kenntniß geſetzt, ſchloß die Stadt und ließ den König nicht herein. Da legte ſich Rudolf vor die Stadt und belagerte ſie fünf Tage. Gerade in dieſe Zeit fällt ein Ereigniß, welches uns beurkundet, wie große Männer in der Erinnerung des Volks nie ſterben, ſondern in der Sage unter dieſen oder jenen Verhältniſſen des Lebens wieder auftauchen, und ihren Einfluß beweiſen. So iſt die Herrlichkeit der Hohenſtaufen noch nicht erſtorben in der Erin-

nerung des Volks; der Herrlichste dieses Stammes sitzt im Kiffhäuser Berg auf der goldnen Aue und schläft, bis sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann wird er aufbrechen und sein Volk befreien. In den Tagen Rudolf's, da ging diese Sage von Rothbarts edelstem Nachkommen, seinem Nachfolger im Namen und in der Heldentugend, daß er noch nicht gestorben sei, sondern verborgen wäre, und würde einst wieder hervortreten in neuer Herrlichkeit. Diese unter dem Volke allgemein verbreitete Sage benutzte ein Mann von geringem Stande genannt Tile Kolup (Friedrich Holzbuch), um sich einen Namen zu erwerben. Andere halten dafür, gewisse Feinde des Königs, die seine wachsende Macht mit Neid betrachteten, hätten diesen jungen Mann, der, wenn nicht gerade Betrüger, doch etwas schwärmerischer Natur gewesen zu sein scheint, zu diesem Unternehmen aufgestiftet, um des Königs Ansehen, wenn der Pseudo-Friedrich seine Rolle mit Glück durchführen würde, vor dem Volke wankend zu machen, oder ihn gar vom Gipfel seiner Macht zu stürzen. Eine Ansicht, die wirklich wohl eine Beachtung verdient.

Während König Rudolf (1285) vor der Stadt Kolmar lag, kam ihm die Botschaft zu Ohren, daß ein Mann nach Wetzlar gekommen wäre, der öffentlich sage, er wäre Kaiser Friedrich; er sei im heiligen Lande gefangen gelegen, wohin er aus Ueberdruß vor der Regierung geflohen, indem

er an seiner Stelle einer Todten in seinem Sarge habe begraben lassen. Viele alte Ritter und Knechte, die unter Friedrich II. gedient hatten, liefen ihm zu, denn er war dem Kaiser von Angesicht, Rede und Geberde fast gleich. Dazu wußte er ihnen Dinge zu erzählen, so einst der Kaiser geredet und gethan hatte; er antwortete richtig auf alle Fragen, die man ihm vorlegte, und zwar mit solcher Umständlichkeit, daß er leicht für Den gehalten werden konnte, für welchen er sich ausgab. Er war gar einnehmend in seiner Rede, daher hingen sich auch Andere vom Volk an ihn, und es wurde von allen Seiten her gespendet, so daß er bald an die 25,000 Mark Silber erhielt und wieder verschwendete. Als er zu Wetzlar genug gelegen war, ritt er von einer Stadt zur anderen und kam auch gen Reuß. Er trank und aß aus silbernen und goldnen Gefäßen. König Rudolf fragte, woher denn der Mann das viele Gut nehme, vom dem er lebe. Da erzählte Einer von des Königs Umgebung, wie der sogenannte Friedrich es halte, daß er ein solches Leben führen könne, Folgendes.

Unlängst war sein Wirth besorgt, wer die große Zeche, die der angebliche Kaiser gemacht hatte, und die ihm lange geborgt worden war, wohl bezahlen würde. Der sogenannte Kaiser sprach: Sorge nicht um dein Geld; reit' morgen früh allein aufs Feld, ehe die Sonne erglänzt, und siehst du Gäste von Osten her kommen, frage sie, ob sie meine

Kämmerer seien. Sagen sie ja, so führe sie alsbald zu mir. Dem Wirth wurde die Nacht lange, und er gedachte manchmal, wie es ihm mit seiner Bezahlung gehen könnte. Also eilt er vor Sonnenaufgang auf die Straße. Und siehe da, drei Mohren, so recht schwarz, wie Pech, mit kurzem krausen Haare, traben daher. Er fragte sie, ob sie die Kämmerer wären, die der Kaiser erwarte. Sie bejahten es. Nun sprach er: So will ich euch alsbald zu dem Kaiser führen. Dem Wirth war schon leichter, als er zwei Saumthiere wohl geladen bei ihnen sah, und eilte mit den Gästen nach Hause. Der Kaiser begab sich auf der Stelle mit den drei Mohren in ein Gemach, und verhandelte Etwas in der Stille. Bald kam er wieder heraus und führte den Wirth vor die beiden Saumschreine Was darin ist, sprach er, mein lieber Wirth, das soll dein sein, aber thue uns noch ferner gütlich mit dem Uebrigen. Herr, entgegnete der Wirth, es soll also geschehen, aber wohin soll ich mit den schwarzen Kämmerern? Der Kaiser bat ihn, er möchte aus Artigkeit ein wenig mit ihnen vor die Stadt reiten. Der Wirth that also; er wußte aber nachher Nichts davon zu sagen, wohin die Boten gekommen wären.

Solches und Anderes ward dem König erzählt. Da lachte derselbe und sprach: So giebt doch unser Herr Gott jedem Etwas, womit er sich ein Fortkommen bereiten kann; so viel ich aber davon verstehe, so ist der Mann weiter

Nichts als ein Betrüger. Da Rudolf die Sache in einen Spaß verwandelte, so hörte der Lärmen wieder auf, und man gedachte nimmer der Geschichte. Was der König nur für einen Spaß gehalten hatte, nahm bald eine andere Richtung. Die Nachricht kam nicht lange darnach vor ihn, wie die dumme Geschichte schon so weit um sich gegriffen habe, daß sie bald zu einem Aufstand werden könnte. Es waren nämlich Einige, die trugen dem Könige Haß; solchen war es eine gute Gelegenheit, denselben jetzt gegen ihn auszulassen Sie konnten es am besten, wenn sie den Gegner Rudolf's mit ihrer Macht unterstützten. — Zuletzt war die Fahrt zu dem Rheinkaiser von allen Seiten her so groß, daß die Räthe des Königs darauf aufmerksam wurden. An Einem Tag kam zwei Boten; der eine von dem Burggrafen von Nürnberg, der andre von dem von Katzenellenbogen. Sie ließen ihm sagen, er möchte doch zusehen, daß nichts Unangenehmes über ihn komme, und solle sich Mühe geben, den Aeffer zu dämpfen, ehe er zu stark würde. Dennoch säumte der König. Da entbot ihm der Bischof von Mainz, der angebliche Kaiser hätte ihn durch heimliche Botschaft geladen, nach Wetzlar zu kommen; er hätte mit ihm zu reden, was zwischen beiden geheim bleiben müßte. Auf dieß erst ward Rudolf in Zorn entbrannt; er sprach: Pfui, jetzt erkenne ich, daß es vergebens, wie gern ich dem Betrüger gönnen möchte, sich Nahrung für seinen Leib zu gewinnen, so will er zu

hoch fliegen, und betrügt mit Gewalt. — Sogleich berief er seine Räthe zusammen; nach ihrem Gutdünken sendete er seine Boten aus nach Wetzlar, und ließ den Bürgern sagen: er hoffe von ihnen, daß sie nicht widerstreben würden, den sogenannten Kaiser Friedrich herauszugeben. Dagegen erklärten sich die Bürger und sprachen einmüthig: sie würden den Genannten durchaus nicht fahen noch angreifen; er könnte ihnen leicht zu Schaden sein: zudem hätten sie ihn ja nicht in ihre Stadt geladen. Der König möchte selbst kommen, da würde die Sache sich in Güte geben.

Als König Rudolf diese Antwort vernahm, so entbrannte sein Zorn noch heftiger. Stracks zog er vor die Stadt Wetzlar mit all seiner Macht und widersagte ihre Er schlug den 1. Juli 1285 vor derselben seine Gezelt. auf. Als die Bürger sahen, daß der König zu einer völligen Belagerung schritt, da entstand Mißhelligkeit unter ihnen. Etliche sprachen, man sollte den Afterkaiser ausliefern. Dagegen waren die vom gemeinen Volk, welche erklärten, er sei ein so wichtiger Mann, und es wäre gegen alles Recht, wenn man den Herrn seinem Knecht überantworten würde. Da übernahmen es zwei weise Männer, der Burggraf von Nürnberg und der Graf von Katzenellenbogen, in der Sache zu theidigen. Sie gingen in die Stadt unter freiem Geleit und baten, daß man ihnen erlauben möchte, mit dem sogenannten Kaiser zu

reden. Die beiden Herren wurden vor ihn gelaſſen. Mit Liſt fragte der von Nürnberg Manches, an dem er erfahren mochte, ob das, was er von ſich ausgab, auch Wahrheit ſei. Sie ſahen bald, daß es Kaiſer Friedrich nicht ſein könnte; wenn man nachrechnete, ſo erfand ſich's, daß er viel zu jung wäre. Da ſtellten die beiden Herren den Bürgern vor, wenn ſie nicht des Königs Haß über ſich nehmen wollten, ſo ſollten ſie den Afterkaiſer alsbald herausgeben. Lange waren die Bürger dagegen. Endlich traten ſie mit Zuſtimmung Aller vor den Kaiſer und ſprachen: Was ſollen wir thun? Wollt Ihr uns und Euch retten, ſo ſollt Ihr hinaus zum König reiten, und ihn bitten, daß er handle, wie es recht iſt; dünkt ihm unrecht Euer Leben, ſo möge er es vor den Rath der Fürſten bringen, um darüber zu entſcheiden.

Als der Afterkaiſer dieß hörte, ſo war es ihm nicht zum angenehmſten. Gerne hätte er es geſehen, wenn ein andrer rechtlicher Mann die Sache übernommen hätte. Als er aber ſah, daß es nicht anders geſchehen wollte, ſo bat er die vorgenannten Herren, ſie möchten ſammt den Bürgern ihm bei dem König behülflich werden. Die ſprachen zu ihm: Euer Recht wird Euer Geleit ſein. Zugleich rühmten ſie ihm des Königs Biederkeit, Frömmigkeit und gutes Gemüth, das ihn gegen jede Mißhandlung ſchützen würde. Der Afterkaiſer ſprach: Es kümmert mich nicht das Geringſte, wie viel man mich mit Recht anfechten

mag; denn mir kann kein Leid geſchehen, diewiel die drei Jahre, die mir von Gott zu leben gegeben ſind, noch nicht vorüber ſind. Was mir indeßen beſcheeret iſt, das mag ich nicht umgehen, ich muß es leiden.

Er ritt nun mit den beiden Genannten zu dem König vor die Stadt, indem er alle die Seinigen bat, gutes Muths zu ſein. „Kümmert euch nicht um mich, ſprach er, was mir auch geſchehen mag; gehet nach Frankfurt und harret dort meiner. Was mir auch der König thun wird, ich bin morgen früh wieder bei euch.“ Kaum konnte es Rudolf erwarten, bis er ihn ſah. In Allem, was man zu ihm ſagte, oder ihn fragte, antwortete er ſo erfahren, daß Mancher ihn jetzt noch für den Kaiſer Friedrich hielt.

Nun berieth ſich König Rudolf mit allen den Herren, die um ihn waren, und ſonſt von überall herkamen, was ſie glauben, daß man nach Recht dem Betrüger thun ſollte, um ihn zu beſtrafen. Da ward von ihnen allen das Urtheil geſprochen, daß man ihn verbrennen ſollte. Dieſes Urtheil wurde auch wirklich zu Friedberg öffentlich an ihm vollzogen. Er wurde ins Feuer gelegt, und es half ihm keine Zauberkunſt zur Rettung. Als man ihm zum Roſt führte, tröſtete er noch ſeine Diener: ſie möchten ja nicht traurig ſein, und feſt glauben, daß er des andern Tags nach Frankfurt komme. Da würde man ſehen, daß das, was er geſagt habe, die Wahrheit ſei, nämlich daß er die Zeit noch leben müſſe, welche ihm Gott beſtimmt habe.

Als er verbrannt war, erhob ſich ein großen Streit unter den Umſtehenden; Etliche ſprachen, er wäre ein Betrüger und hätte Zauberei verſtanden; Andere aber blieben auf dem feſten Glauben, er wäre doch der geweſen, für den er ſich ausgeben hätte. Fleißig durchſuchten dieſe die Aſche, und hatten Nichts gefunden, denn ein einziges kleines Bein, was ein Beweis ſei, daß er durch Gottes Kraft am Leben erhalten worden, um dereinſt die Pfaffen zu vertreiben.

Nach dieſer Begebenheit, die dem Anſchein nach ſo gering und unbedeutend war, und doch ſo wichtige Folgen hätte nach ſich ziehen können, bei der aber Rudolf wirklich alle Mäßigung vergaß, die er in andern Fällen ſo oft gezeigt hatte, zog er wieder vor die Stadt Kolmar, um die Belagerung fortzuſetzen. Die Bürger hatten ſich indeſſen anders beſonnen: ſie gingen jetzt dem König vor die Thore entgegen, baten ihn fußfällig um Verzeihung und übergaben ihm die Stadt. Rudolf nahm ſie wieder zu Gnaden an. Er ſetzte den Schultheißen Walther Röſſelmann ab, und gab ihnen einen andern Namens Stammheim. Die Bürger der Stadt mußten 2400 Mark Silber als Buße bezahlen. Desgleichen wurden die Ritter, die ſich den Bürgern in der Stadt nicht widerſetzt oder bei der Belagerung den König nicht unterſtützt hatten, mit den Bürgern bedeutend gebüßt.

Noch am Schluſſe des Oktobers iſt König Rudolf zu

Kolmar, denn um dieſe Zeit iſt er mit Graf Heinrich von Fürſtenberg und Walther von Klingen bei einer Verhandlung zwiſchen dem Biſchof von Straßburg und dem Grafen Theobald von Pfirt, welche zu Kolmar gepflogen ward. Bald darauf aber finden wir ihn zu Luzern, wo er auf Bitten des Biſchofs von Baſel der Stadt Kleinbaſel eben dieſelben Freiheiten und Rechte verleiht, welche damals die Stadt Kolmar genoß.

Zu Ende des Jahrs iſt König Rudolf zu Lauſanne; von hier aus ſandte er an den ſchon im Mai erwählten Papſt Honorius IV. eine Geſandtſchaft, mit dem Auftrag, ihn zu bitten, er möchte den Tag ſeiner Krönung beſtimmen. Der Sprecher der Geſandtſchaft war der Biſchof Heinrich von Baſel, welchen der König ſchon früher in ſolchen Angelegenheiten gebraucht hatte. Als Belohnung ſeiner Verdienſte ertheilte ihm der Papſt das erledigte Erzbisthum Mainz; in ſeine Stelle zu Baſel wurde Peter Reich, zuvor Dompropſt zu Mainz, eingeſetzt.

Rudolf's Antrag und Bitte wegen der Krönung wurde erſt am 31. Mai des Jahrs 1286 von dem Papſt dahin erwiedert, daß ſich der König auf Mariä Reinigung dazu bereit machen ſollte, mit der ausdrücklichen Bemerkung, er möge Alles aufbieten, um durch einen prächtigen Aufzug die Feierlichkeit der Handlung zu erhöhen. Wirklich war dem heiligen Vater Viel an der Sache gelegen, denn er ließ zu dem Ende an alle weltliche und geiſtliche Fürſten

des deutschen Reichs die Einladung ergehen: sie möchten doch ja auf jene Zeit sich einfinden, um den König zu begleiten, und den Tag zu verherrlichen.

Diese Bestimmung des Papsts mag dem Könige Rudolf nicht ganz gelegen gekommen sein; denn wohl war es nicht sehr erfreulich, gerade zur winterlichen Zeit die Romfahrt anzutreten. Uebrigens konnte noch Manches dazwischen treten, bis der Plan zur Ausführung kommen würde. Bald zeigte es sich auch, daß es nicht an Hindernissen fehlte. Mancherlei Unruhen brachen im Reiche aus, die nicht nur des Königs dauernde Anwesenheit erheischten, sondern sein persönliches Einschreiten höchst nothwendig machten. In Schwabenland war die eine und wohl die wichtigste der bisherigen und nachfolgenden Fehden für den König auszufechten.

Der Reichstag zu Augsburg, auf dem König Rudolf seine beiden Söhne mit Oesterreich belehnte, hatte nicht den besten Eindruk gemacht auf manche der schwäbischen Landherren, hauptsächlich auf diejenigen, welche früher schon, neidisch auf Habsburgs steigende Macht, sich dem König entgegengestellt hatten. Darum finden wir die Namen derselben nicht unterzeichnet in der österreichischen Belehnungs-Urkunde. Noch mehr aber wurden die meisten schwäbischen Landherren dem Könige gram, als er die Landvogtei Niederschwaben seinem Schwager Albrecht von Hohenberg, und die von Oberschwaben dem Grafen Hugo von Wer-

denberg übergab. Gerade dieſe Landvögte waren es, welche ihnen bei der Ausbreitung ihrer Landesherrſchaft gegen die Städte und Klöſter im Wege ſtanden.

An der Spitze dieſer Unzufriedenen ſtand Graf Eberhard von Würtemberg, der noch um andrer Gründe wegen dem Könige nicht mit der freundlichſten Geſinnung gegenüber ſtand. Schon im Jahr 1284 war König Rudolf, wie ſchon erzählt wurde, ihm in den Weg getreten, indem er ſich der Nonnen zu Steinheim gegenüber von dem Grafen annahm. Das Jahr darauf hatte der König in einer andern Angelegenheit wieder nicht gerade zu ſeinen Gunſten entſchieden.

Die Schweſter des Grafen Eberhard, welche an Graf Friedrich von Truhendeigen vermählt war, forderte von ihm ihr mütterliches Erbe, unter dem auch Lehen waren. Sie behauptete nämlich, daß Graf Eberhard, der Mutter halbs ihr Bruder wäre, an den von ihrer Mutter hinterlaſſenen Gütern keinen Antheil habe. Graf Eberhard hielt ihr aber entgegen, daß er befugt ſei, den Grafen Ulrich, welcher ihr leiblicher Bruder war, mit Recht zu beerben. König Rudolf, ein Anverwandter der Gräfin (ihr Bruder, der Graf von Ochſenſtein, hatte Rudolf's Schweſter Bertha zur Gemahlin) nahm ſich der Sache an und wollte ſie in Güte ſchlichten. Es kam zum Spruch, daß Graf Eberhard ſeiner Halbſchweſter die lehenbaren Güter wieder zuſtellen ſollte. Wenn aber eine Aenderung damit vorge-

gangen sei, daß er solche nicht mehr füglich herausgeben könnte, so sollte er sich nach Gutdünken des Königs oder seiner dazu ernannten Schiedsrichter mit ihr abfinden. Sollte Eberhard einen Sohn bekommen, so sollte er die Lehen behalten, damit sie bei Würtemberg bleiben, und seine Schwester dafür mit 800 Mark Silber entschädigen. Zur Versicherung solle er ihr aber die Burg Waldhausen und 100 Mark Silber verschreiben. Würde Eberhards Sohn vor Jahr und Tag sterben, so solle die Gräfin wieder alle früheren Ansprüche an die Lehen haben. So der Graf dem Ausspruch nicht nachkäme, so sollte die Gräfin ihre Ansprüche auf die Güter haben, wie wenn sie nie Verzicht darauf geleistet hätte. — Wie Eberhard diesem Ausspruch nachkam, ist nicht überliefert.

Eine wichtigere Streitigkeit, in der König Rudolf und Graf Eberhard zusammentreffen, fällt ins Jahr 1286; sie begann auf folgende Weise. Auf den sogenannten Fildern, eine halbe Meile von Stuttgardt lebte das adliche Geschlecht von Bernhausen. In diesem Geschlecht entstand eine Streitigkeit, wahrscheinlich wegen der Erbschaft eines Diebhold von Bernhausen, welcher im Jahr 1282 gestorben war. Er hatte, nach Allem zu schließen, zwei Söhne, die sich wegen der Erbschaft entzweiten. Jeder hatte seinen Beistand; dem einen, Wolfram, war wohl Eberhard zugethan, der andere, Diebhold mit Namen, mag den Herzog von Teck und den Graf Albrecht von Hohenberg

zu Beiſtänden gehabt haben. Es kam zwiſchen beiden Parteien zu Thätlichkeiten. Auf Graf Eberhards Seite ſtand Graf Ulrich von Helfenſtein, ſo wie die Grafen Friedrich von Zollern und Ulrich von Montfort. Der erſtere lag ſchon zuvor mit dem Grafen von Hohenberg und dem Pfalzgrafen von Tübingen in Fehde; dazu kam noch, daß Graf Ulrich von Helfenſtein die Klöſter Anhauſen und Herbrechtingen bedrängte, wobei ſich der Graf von Hohenberg ins Mittel ſchlug. Graf Eberhard ſtand aus dem ſchon früher angeführten Grunde nicht ungern dem Grafen von Hohenberg mit den Waffen in der Hand gegenüber. Als es zwiſchen beiden Parteien znm Ausbruch der Feindſeligkeit kam, gebot König Rudolf den Streitenden Frieden. Eberhard und ſeine Verbündeten kehrten ſich anfangs wenig daran; doch als der König von dem Reichstag zu Augsburg, den er am 20. Januar 1286 hielt, nach Eßlingen kam, fügten ſich die widerſpenſtigen Grafen von Würtemberg und Helfenſtein. Es kam zwiſchen dieſen und dem Grafen von Hohenberg eine Sühne zu Stande unter Vermittelung des Königs. Darnach im Juli theidigte der König zu Ulm mit den Grafen Eberhard von Würtemberg und Ulrich von Helfenſtein wegen der Klagen, welche der von Hohenberg mit den Städten und Klöſtern gegen ſie erhob. Graf Eberhard wollte die Forderungen der Reichsbürger an ihn nicht befriedigen, während der Graf von Helfenſtein die Klöſter

bedrängte. Zu Ulm wurde eine Sühne gemacht, in welcher der ſonſt ſo widerſpenſtige Graf Ulrich von Helfenſtein verſprach, dem Könige die Heeresfolge zur Kaiſerkrönung zu leiſten, aber der Friede kam nicht zur Ausführung, vielmehr ſcheint wieder eine Feindſeligkeit ausgebrochen zu ſein. König Rudolf ſuchte die Friedensſtörer in ihrem eignen Lande auf; von Ulm aus zog er vor die Stadt Nürtingen, die theilweiſe dem Grafen von Würtemberg gehörte. Die Stadt hatte einen befeſtigten Kirchhof, worin ſich nach damaliger Sitte Alles mit Hab und Gut flüchtete. Dieſen belagerte der König und eroberte ihn im Sturm am 14. September. Nürtingen ging ſelbſt darüber zu Grunde. Während dieß geſchah, zerſtörte Graf Eberhard von Würtemberg in Verbindung mit C. von Küſterdingen, ſo wie den Leuten des Grafen von Helfenſtein die Stadt Weil im Schönbuch von Grund aus. Sie gehörte ſeinem Gegner, dem Grafen Götz von Tübingen.

Nachdem der König Nürtingen gewonnen hatte, zog er auf die Stadt Eßlingen zu. Unterwegs bei Beihingen ſchlug er einen Haufen der Verbündeten; dann ſtracks ging er auf Stuttgardt los. Hieher hatte ſich Graf Eberhard zurückgezogen, als er, vielleicht während er Weil im Schönbuch verheerte, die Nachricht erhielt, daß König Rudolf im Anzug gegen ihn ſei. Ihm ſelbſt, dem kriegserfahrenen und mächtigen Könige, entgegenzutreten, dazu

däuchte ihn ſeine Macht zu geringe, darum warf er ſich in ſeine Stadt Stuttgardt, die ſchon ſo weit befeſtigt war, um einem Gegner längere Zeit Widerſtand zu leiſten.

Auf einer Stelle, die man noch jetzt von jener Zeit her die Wagenburg nennt, — da wo ſich der Weg gen Eßlingen zieht — ſchlug König Rudolf ſein Lager, und man ſah wohl, daß es ihm Ernſt werden würde in der Belagerung der Stadt. Graf Eberhard hatte wackre Bundesgenoſſen bei ſich in der Stadt: die Grafen von Montfort, von Freiburg und von Helfenſtein.

Die Stadt wurde oft und heftig beſtürmt; dagegen machten die Belagerten Ausfälle, wobei die Belagerer manchen Mann verloren. So wurde in einem Gefecht bei Hedelfingen Diebhold von Bernhauſen, welcher ohne Zweifel auf Seiten König Rudolf's ſtand, erſchlagen, und viele Andere gefangen genommen; auch viele Pferde kamen dabei um. Den Belagerten kam wohl damals gut zu Statten der ſogenannte Bopferberg, auf dem früher die Veſte Weißenburg ſtand. Der Graf mit ſeinen Genoſſen wehrte ſich zwei Monate lang ritterlich; am Ende ſah er wohl ein, daß er dem Uebermächtigen nicht lange mehr widerſtehen könnte, zumal, da ſich das Heer des Königs immer mehr verſtärkte. Noch am 23. Oktober kam der Erzbiſchof von Mainz mit einer bedeutenden Mannſchaft dem König zu Hülfe, und dieſer mag auch damals ſchon den König zu milderen Geſinnungen geſtimmt haben.

bedrängte. Zu Ulm wurde eine Sühne gemacht, in welcher der sonst so widerspenstige Graf Ulrich von Helfenstein versprach, dem Könige die Heeresfolge zur Kaiserkrönung zu leisten, aber der Friede kam nicht zur Ausführung, vielmehr scheint wieder eine Feindseligkeit ausgebrochen zu sein. König Rudolf suchte die Friedensstörer in ihrem eignen Lande auf; von Ulm aus zog er vor die Stadt Nürtingen, die theilweise dem Grafen von Würtemberg gehörte. Die Stadt hatte einen befestigten Kirchhof, worin sich nach damaliger Sitte Alles mit Hab und Gut flüchtete. Diesen belagerte der König und eroberte ihn im Sturm am 14. September. Nürtingen ging selbst darüber zu Grunde. Während dieß geschah, zerstörte Graf Eberhard von Würtemberg in Verbindung mit C. von Küsterdingen, so wie den Leuten des Grafen von Helfenstein die Stadt Weil im Schönbuch von Grund aus. Sie gehörte seinem Gegner, dem Grafen Götz von Tübingen.

Nachdem der König Nürtingen gewonnen hatte, zog er auf die Stadt Eßlingen zu. Unterwegs bei Beihingen schlug er einen Haufen der Verbündeten; dann stracks ging er auf Stuttgardt los. Hieher hatte sich Graf Eberhard zurückgezogen, als er, vielleicht während er Weil im Schönbuch verheerte, die Nachricht erhielt, daß König Rudolf im Anzug gegen ihn sei. Ihm selbst, dem kriegserfahrenen und mächtigen Könige, entgegenzutreten, dazu

däuchte ihn ſeine Macht zu geringe, darum warf er ſich in ſeine Stadt Stuttgardt, die ſchon ſo weit befeſtigt war, um einem Gegner längere Zeit Widerſtand zu leiſten.

Auf einer Stelle, die man noch jetzt von jener Zeit her die Wagenburg nennt, — da wo ſich der Weg gen Eßlingen zieht — ſchlug König Rudolf ſein Lager, und man ſah wohl, daß es ihm Ernſt werden würde in der Belagerung der Stadt. Graf Eberhard hatte wackre Bundesgenoſſen bei ſich in der Stadt: die Grafen von Montfort, von Freiburg und von Helfenſtein.

Die Stadt wurde oft und heftig beſtürmt; dagegen machten die Belagerten Ausfälle, wobei die Belagerer manchen Mann verloren. So wurde in einem Gefecht bei Hedelfingen Diebhold von Bernhauſen, welcher ohne Zweifel auf Seiten König Rudolf's ſtand, erſchlagen, und viele Andere gefangen genommen; auch viele Pferde kamen dabei um. Den Belagerten kam wohl damals gut zu Statten der ſogenannte Bopferberg, auf dem früher die Veſte Weißenburg ſtand. Der Graf mit ſeinen Genoſſen wehrte ſich zwei Monate lang ritterlich; am Ende ſah er wohl ein, daß er dem Uebermächtigen nicht lange mehr widerſtehen könnte, zumal, da ſich das Heer des Königs immer mehr verſtärkte. Noch am 23. Oktober kam der Erzbiſchof von Mainz mit einer bedeutenden Mannſchaft dem König zu Hülfe, und dieſer mag auch damals ſchon den König zu milderen Geſinnungen geſtimmt haben.

Schaden nach Unluſt thun, über ein Jahr, ſo fern er mit dem König zur Krone führe; ſollte es aber ſein, daß er nicht mitführe, und das Jahr auskäme, ſo ſoll er nach einem Monat, ſo er gemahnt wird, wegen der Klöſter ſich zu Recht ſtellen. Wie Graf Eberhard, ſo ſoll auch er das Chriſten und Juden redlich zahlen, was er ihnen ſchulde. Des gegenſeitigen Schaden ſoll verzichtet, und alle Gefangnen auf beiden Seiten ledig gelaſſen werden. Dagegen ſoll der Graf von Zollern und ſeine Söhne dem König Beßrung thun, nach dem Ausſpruche des Erzbiſchofs von Mainz und des Burggrafen von Nürnberg, welcher letztere mit dem Grafen von Oettingen zwiſchen den von Zollern und Haigerloch als Schiedsrichter in ihrer Streitigkeit aufgeſtellt werden ſoll. Graf Ulrich von Montfort ſoll, wie der von Zollern, des Königs Huld haben, und ſoll der Graf von Oettingen und Rudolf von Montfort die zwiſchen ihm und dem König obſchwebende Streitigkeit verrichten nach Minne oder Recht. Desgleichen ſoll auch Konrad von Landau wieder begnadigt ſein, und ſoll in der Sache, die zwiſchen ihm und Graf Albrecht von Hohenberg iſt, Jedweder zween Männer küren, die ſie verminnen (in Güte verrichten); wofern es aber nicht möglich, nach Recht zwiſchen ihnen entſcheiden.

Das war der Inhalt der Sühne zwiſchen König Rudolf und den ihm widerſpenſtigen Grafen; ſie wurde von

dem König, so wie von dem Grafen Eberhard und den übrigen Herren feierlich bestätigt und unterschrieben.

Sobald die Sühne geschlossen war, ließ König Rudolf die Ringmauer der Stadt, die bei der langen Belagerung durch häufiges Stürmen ohnedieß schon sehr zerstoßen war, vollends niederreißen und zog unverweilt über Eßlingen gen Speier, wo ihn ein päpstlicher Legat, Johann von Tuskulum, erwartete. Dieser war unmittelbar nach jenem Schreiben vom päpstlichen Stuhl aus nach Deutschland gekommen. Zu Basel, wo er zuerst Abstand nahm, weihte er den seitherigen Bischof Heinrich von Isny zum Erzbischof von Mainz. Er hatte aber noch wichtigere Geschäfte mit dem König und diese wurden wohl in Speier verhandelt. Auf seinen Antrag ließ König Rudolf den geistlichen und weltlichen Fürsten auf Ostern des folgendes Jahrs eine Versammlung gen Würzburg ansagen.

Unterwegs noch wohnte der König am 24. November der Vermählung des Pfalzgrafen Rudolfs von Tübingen, genannt Scheeren, an, die derselbe mit der Tochter des Grafen von Schelklingen feierte. Von Speier begab er sich über die Burg Hohenberg nach Rotweil. Er hielt daselbst Weihnachten. Zu gleicher Zeit schlichtete er auf immer den Streit zwischen Graf Albrecht von Hohenberg und dem Grafen von Zoller und seinen Söhnen. Was durch die in der Sühne vor Stuttgardt bestimmten Schiedsrichter, den Burggrafen von Nürnberg und den Grafen

von Oettingen wohl noch nicht geschehen war, das that König Rudolf jetzt in eigner Person, da er in das Gebiet der beiden Grafen gekommen war.

In die ersten Monate des neuen Jahrs (1287) fällt das Conzilium zu Würzburg, welches mit dem 18. März begann. Es wurde von geistlichen und weltlichen Fürsten aus der Nähe und Ferne besucht. Die Versammlung wurde in der Domkirche zu Würzburg abgehalten. Hier trat nun der päpstliche Legat, Johann von Tuskulum auf, und machte an die Geistlichen die Anforderung: sie sollten vier Jahre lang zum Krieg gegen die Ungläubigen und für andere kirchliche Angelegenheiten den vierten Theil von allen ihren Einkünften dem päpstlichen Stuhl nach Rom liefern. Als der Legat seine Rede vollendet hatte, entstand unter den versammelten Geistlichen ein lautes Gemurmel über diese ungebührliche Anforderung, während es den weltlichen angenehm däuchte, daß diese Forderung sie nicht berührte. Um so mehr war es für die Geistlichen wehthuend, daß solche Forderung an sie gemacht wurde, da sie es besser wußten, als die weltlichen Herren, auf welche Weise solche Beisteuern am päpstlichen Hofe verwendet würden. Doch die Bischöfe, Prälaten und Aebte schwiegen, aus Furcht vor dem Legaten und dem, der ihn gesendet hatte. Nur Einer, Bischof Probus von Toul, ein geborner Tübinger, der in der Kirche neben dem Taufstein stand, wagte es, ein freies Wort gegen diese unziemliche Anforderung

zu sprechen. In einer langen, aber wohlgeordneten Rede, sprach er von göttlichem und menschlichem Rechte über Kirchengüter und deren Verwendung, und berief sich zuletzt im Namen der Versammelten auf ein allgemeines Conzilium. — Diese mit so viel Muth und Entschlossenheit gehaltene Rede des Bischofs bewirkte so Viel bei den versammelten Geistlichen, daß sie einmüthig die von dem Legaten geforderte Beisteuer verweigerten. Das brachte den Legaten so sehr in die Hitze, daß er dem Bischof drohete, ob seiner vermessenen Zunge werde er nicht ungestraft bleiben. Die versammelten Fürsten aber sprachen zu dem kecken Redner: er möge nur getrost sein, denn sie würden es nicht zugeben, daß ihn Jemand wegen dieser Sache nur mit einem Finger anrühre. Als der Legat den Bischof als einen gegen den Papst Widerspenstigen sogleich in den Bann erklärte, so erhub sich in der Kirche ein förmlicher Aufstand. Jetzt befürchtete der Legat Schlimmes; in seiner Angst rief er den König, der in der Nähe war, um Hülfe an, denn seine eigenen Begleiter flohen davon, in der Meinung, daß es um den Legaten schon geschehen wäre. Da schickte der König seinen Marschall, Bernhard von Bobenhausen, mit einigen Leuten seiner Leibwache ab. Dieser nahm den Legaten, der vor Todesangst zitternd unter den Prälaten stand, beim Arme, und führte ihn sicher in seine Herberge. Beim Aufstand selbst soll wirklich ein Schwestersohn des

Legaten, so wie ein andrer vornehmer Römer umgekommen sein.

Bischof Probus mußte für Alle büßen: der neue Papst entsetzte ihn bald darauf seines Bisthums, und er mußte wieder zu seinen Barfüßern wandern; ja gerade um die Zeit, da die Münsterkirche zu Straßburg eingeweiht wurde, ward Probus durch den Guardian vom Orden der Minoriten förmlich excommunizirt.

Den Antrag des päpstlichen Legaten betreffend, so wurde, obgleich zuvor alle Geistlichen gegen denselben gestimmt hatten, unter Vermittlung der beiden Bischöfe von Köln und Trier wenigstens auf ein paar Jahre der Zehenten bewilligt, um damit den päpstlichen Hof bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Im Anfang des Mai endete das Conzilium zu Würzburg, denn um diese Zeit ist der von demselben heimkehrende Bischof Rudolf von Constanz, ein Geborner von Habsburg-Laufenburg zu Beutelspach. Vielleicht kehrte er mit seinem Vetter König Rudolf nach Schwaben zurük. Bald finden wir den König im Elsaß, wo es nothwendig ist, mit den Waffen wieder Frieden zu gebieten. Im Anfang des Jahr 1287 wurde die Veranlassung dazu gegeben. Der Freiherr von Rapoltstein hatte einen Bruder und Bruderskinder, mit welchen er sich nach dem Erbschafts-Rechte in die Herrschaft hätte theilen sollen. Er aber wollte ihnen keinen Theil geben an der Erbschaft, sondern vertrieb sie, so viel möglich, aus

der Herrschaft. Da ging der Bruder des Herrn von Rapoltstein zu König Rudolf, der mit ihm verwandt war, und zeigte ihm flehentlich an, wie unrecht sein Bruder an ihm gehandelt habe. Der König hörte ihn gnädig an, und berief sogleich den vorgenannten Herrn von Rapoltstein zu sich. Er fragte ihn, wie es komme, daß er seinem Bruder und den Bruderskindern den gehörigen Theil von der väterlichen Erbschaft nicht zukommen lasse. Darauf antwortete der Herr von Rapoltstein seinem Könige folgender Maßen: Würde ich meinem Bruder und meinen Bruderskindern von der Erbschaft abtreten, dann wäre ich ein armer und dürftiger Mann und hätte keine Herrschaft; darum mag ich das nicht thun, und werde mich auch durch keine Bitte von irgend Jemand dazu bewegen lassen. Diese Antwort gefiel dem König nicht. Er wußte, was für ein wilder und gewaltiger Mann dieser Herr von Rapoltstein war; denn wohl mag ihm nicht unbekannt gewesen sein, wie eben dieser noch vor kurzer Zeit das Dorf St. Hippolyt sammt seiner Kirche in Asche gelegt, ja auf französischem Boden 120 Orte geplündert und angebrannt hatte; es mochte ihm jetzt als gute Gelegenheit erscheinen, den frechen Raubritter seinen Unwillen fühlen zu lassen. Alsbald gab er einem seiner getreusten Diener, dem Herrn von Baldeck, den Auftrag, die Bürger von Kolmar und Keisersperg, so wie von einigen andern benachbarten Städten aufzubieten, und mit ihnen die Burg Rapoltstein zu be-

lagern. Getreu erfüllte er den Auftrag des Königs. Er sammelte die Bürger aus den genannten Städten, und belagerte Rapoltstein. Das Dorf Berchheim verheerte er mit Feuer und Schwert; Saaten und Felder verwüstete er, in den Weinbergen hieb er die Reben ab. Als aber der von Baldeck sah, daß ihn die Bürger nicht redlich unterstützten, so hob er nach drei Tagen die Belagerung auf.

Der von Rapoltstein begann jetzt den König zu fürchten; er machte sich deswegen an die benachbarten Landherren und bat sie flehentlich, sie möchten weder ihn noch die Seinigen um eines andern willen anfeinden. Das sagten Einige freundlich zu; aber der Herr von Horburg weigerte sich, seinen Wünschen zu entsprechen. Darüber wurde der von Rapoltstein über die Maßen erbittert; er griff den Herrn von Horburg feindlicher Weise an, und legte von seinen Dörfern, so viel er konnte, in Asche. Auch der von Horburg ließ die Feindseligkeit nicht unerwiedert; denn als der Herr von Rapoltstein einmal bis gen Cellisberch kam, um die während der Fehde gemachten Gefangenen mit eigner Hand wieder frei zu machen, da ritt er mit seinen Schützen aus Cellisberch, tödtete dem von Rapoltstein acht Pferde, und mehr als zwanzig wurden verwundet. Als König Rudolf von diesen neuen Feindseligkeiten hörte, die der von Rapoltstein übte, so kam er in eigner Person ins Elsaß, und belagerte ernstlich den Stein zu Rapoltstein in Verbindung mit denen

aus der Gegend. Da sollen Sieben von den Helfern des Königs, vielleicht durch den von Rapoltstein gewonnen, den Plan gefaßt haben, dem König den Untergang zu bereiten. Die Sache wurde nämlich, wie es später dem König angezeigt wurde, so angelegt: vier böse Buben erhielten Geld, und diese sollten die Lagerzelte an vier Ecken in Brand stecken. Das wurde ruchbar und der König ließ alsbald die Belagerung sein, nachdem sie drei Tage gedauert hatte. Ehe er aber das Elsaß verließ, gab er den Bürgern von Cellisberg Befehl: sie müßten stets funfzig Pferde bereit halten, mit denen sie verhindern sollten, daß Niemand dem von Rapoltstein Lebensmittel oder sonstigen Bedarf beischaffe. Darauf befahl er dem Herrn von Baldeck, daß er die Städte im Elsaß aufbiete, und im Dorfe Gemer eine hölzerne Burg aufführe. Der von Baldeck that also um Petri und Pauli; er begann, wie ihm befohlen ward, den Bau des Kastells und wurde in kurzer Zeit damit fertig. Nun wurden Kriegsleute dort zurückgelassen; die Herren aber verließen die Gegend. Auf einer andern Seite war das Kriegsfeuer wieder losgebrochen.

Die Sühne zwischen König Rudolf und dem Grafen von Würtemberg dauerte nicht lange. Kaum ein Jahr war verflossen, so brach der Krieg wieder los. Manche Forderungen des genannten Vertrags konnte und mochte der Graf nicht erfüllen. Am meisten aber schmerzte ihn,

daß er Stuttgardt verloren hatte, und zuſehen mußte, wie die Mauern der Stadt niedergeriſſen wurden. Nicht lange war der König aus dem Bereich der Stadt geſchieden, ſo ließ Graf Eberhard wieder eine neue Mauer um dieſelbe herum aufführen. Schon dadurch, daß er einen wichtigen Punkt des Vertrags verletzt hatte, mußte ſich aufs Neue des Königs Unwille gegen den Grafen richten. — Aus kluger Abſicht hätte der König das Niederreißen der Mauer um Stuttgardt zu einer Hauptbedingung des Vertrags gemacht, denn an Stuttgardt hatte der Graf einen wichtigen Stützpunkt ſeiner Macht. Mit der Niederreißung der Mauer war der Ort für kriegeriſche Unternehmungen unwichtig geworden, durch den Wiederaufbau derſelben wurde er wieder in ſeiner Wichtigkeit hergeſtellt. Es war alſo nicht nur ein Zuwiderhandeln gegen den geſchloſſenen Vertrag, ſondern ſogar als eine neue Kriegserklärung oder wenigſtens als ein Friedensbruch von Seiten Eberhard's zu betrachten. Aber der Graf war noch weiter gegangen. Nicht nur hatte er darin den Vertrag verletzt, daß er um ſeine bei Chriſten und Juden gemachte Schulden ſich zur Stunde noch wenig bekümmert hatte, ob es gleich im Vertrag feierlich gelobt worden war; er hatte aufs Neue die Waffen ergriffen und ſo den Frieden geſtört, zu dem er ſich durch Unterſchrift und Sigill verpflichtet hatte. Mit den Grafen Albrecht von Hohenberg, Ludwig von Oettingen, den Herzogen von Teck, Herrn Conrad von

Weinsberg und dem Grafen Conrad von Walhingen hatte er, — es ist nicht bekannt, aus welchen Ursachen, — offene Fehde angefangen. Dann hatte er auch sonst auf verschiedene Weise, — was aber nicht näher aufgeführt ist, — vielleicht durch Raub und Brand denen, welche er weniger leiden mochte, Schaden gethan, und zwar nicht unbedeutenden. Das Alles fiel unmittelbar in die Zeit nach der geschlossenen Sühne. Kein Wunder, wenn König Rudolf bei diesem Betragen des unruhigen Grafen nicht gleichgültig blieb, sondern sich von Neuem entschloß, ihn die Kraft seines Arms fühlen zu lassen. Auch sonst waren Unruhen in Schwaben ausgebrochen, die des Königs Anwesenheit erforderten. Markgraf Hermann von Baden der Aeltere und seine Söhne fielen mit ihren Helfern und einem Heer von mehr als 6000 Reitern und Fußgängern dem Grafen von Hohenberg ins Land. Bei der Stadt Altensteig, auf welche der Markgraf vielleicht wegen einer Heirath Ansprüche machte, kam es zwischen ihm und dem Grafen Burkhard von Hohenberg am 7. Juli zu einem Treffen, wobei Viele gefangen und getödtet wurden. Durch die von Bulach und die Burgmänner wurde die Veste zu Altensteig am 15. August übergeben, und dann von den Leuten des Markgrafen zerstört.

Ehe noch Letzteres geschah, kam König Rudolf am 15. Juli mit seinem jüngeren Sohne Rudolf und einem Heer gen Eßlingen: mehrere Grafen und Herren begleiteten

ihn; unter Andern Herzog Conrad von Teck, die Grafen Burkhard und Albrecht von Hohenberg, Graf Eberhard von Katzenellenbogen, Graf Ulrich von Schelklingen, Graf Conrad von Vaihingen, Graf Heinrich von Freiburg, Gottfried von Hohenlohe, Gerlach von Breuberg, Heinrich von Bruneck, Ulrich von Hainow, Conrad der Aeltere von Weinsberg. Von Eßlingen aus richtete er sich gegen Cannstadt, gewann dasselbe mit Gewalt, desgleichen die beiden Burgen Berg und Brie, so wie noch sieben Burgen in der Umgegend, und brach alsbald dieselben. Diese Burgen alle lagen in der Grafschaft Würtemberg, und ihre Besitzer waren Ministerialen der würtembergischen Grafen.

Hierauf zog König Rudolf über Beutelspach nach Geißlingen, dieser Zug galt dem Grafen Ulrich von Helfenstein, der gleich den Grafen von Würtemberg die ihn betreffenden Punkte im Vertrag nicht beachtet hatte. Von Geißlingen aus war der König dem Sitz der Helfensteiner nahe, denn gerade über dem Berge, unter dem die Stadt liegt, stand die starke Veste Helfenstein. Doch dieser galt es dießmal nicht, sondern der Burg Herwartstein, die gleichfalls helfensteinische Besitzung war. Diese lag oberhalb dem Ursprung des kleinen Flusses Brenz, beim Kloster Königsbronn, und war auf einem der steilen Felsen dieser romantischen Gegend erbaut. Ihre Lage war von der Art, daß sie nicht, wie die früher genannten Burgen, nur im Vorüberzug gewonnen werden konnte. Der König schritt

sogleich zu einer förmlichen Belagerung. Sechs Wurfmaschinen wurden vor der Burg aufgepflanzt, die Tag und Nacht schwere und große Steine in die Burg warfen. Je kräftiger aber die Belagerer zusetzten, desto ritterlicher vertheidigten die Belagerten ihre Burg. So geschah es, daß die Belagerung manche Tage sich hinauszog, ohne daß der König nur hoffen konnte, je zu einem Ziel zu gelangen.

Während König Rudolf vor Herwartstein lag, demüthigte sich vor ihm ein anderer Feind, der nicht zu den unmächtigsten gehörte, die ihm bisher sich gegenüber gestellt hatten, und hielt, wenigstens auf kurze Zeit, Frieden. Wir meinen den Abt Wilhelm von St. Gallen, einen Gebornen von Montfort.

Auf dem Reichstag zu Augsburg, wo König Rudolf seinen Söhnen Lehen ertheilt hatte, war sein bedeutungsvolles Wort an Abt Wilhelm ergangen, der es sich nicht zur Ehre rechnete, des Königs Hofstaat durch seine längere Gegenwart zu verherrlichen: „Ich will auch der sein, der ihn und sein Gotteshaus hindern will, so lang ich lebe.“ Was Rudolf gesprochen hatte, das hielt er auch; von nun an war er des Abts abgesagter Feind. Das Erste, was er that, um den Abt seinen Aerger fühlen zu lassen, war, daß er mitten unter den St. Gall'schen Besitzungen das Schloß und Städtchen Schwarzenbach erbaute; er bevölkerte es mit den Leuten der Abtei, lockte des Abts Dienstmannen dahin und gab ihnen Burglehen. — Eine Gele-

genheit, ſich nachdrücklicher am Abt zu rächen, gaben ihm die St. Galler Conventualen ſelbſt. Als dieſe ihre Pfründe an den Abt forderten, und er ihnen ſolche nicht gab, da wurden ſie ſeine Feinde. Während er gerade zu Verona in der Lombardei war, nachdem er erſt kurz zuvor von Frankreich zurückgekehrt war, wo er ſich faſt ein Jahr aufgehalten hatte, fuhren die Herren von dem Kloſter aus, und verklagten den Abt bei König Rudolf, wo ſie wußten, daß ſie leicht Gehör fänden. Die es thaten, das war der Pförtner, Einer von Ramſtein, der zweite, Herr Hiltbold von Werdſtein, und der dritte, Herr Heinrich von Lupfen. Alſo ward dem Abt von dem König aus entboten, von Verona zurückzukommen. Gerade war der Legat Johann von Tuskulum bei dem König; da dieſer zurück nach Rom wollte, ſo verhieß der König, erſt dann ein Geleit ihm zu geben, wann er ein Verdammungsurtheil über Abt Wilhelm von St. Gallen ausſpräche. Der Legat ſprach: er möchte es mit Recht nicht thun. Doch mußt' es ſein, und man gab ihm zu Richter den Abt von Wettingen. Da fuhren die drei Herren zu, und ſagten dem Abt einen Tag an: der erſte war zu Zürch, da gewann Abt Wilhelm zwei Meiſter von der Stadt, die ihn vertraten. Darnach legte der Abt von Wettingen das Gericht gen Dieſſenhofen; da hatte König Rudolf die drei Herren, welche auf den Abt geklagt hatten; außer dieſen waren noch Pfaffen des Gotteshauſes St. Gallen gewonnen, daß ſie Zeugen wären

gegen ihren Abt und dazu der ehrbarſten Bürger von St. Gallen noch viele. Obgleich Abt Wilhelm auch zu Dieſſenhofen Meiſter fand, welche ihn vertraten, ſo mochte er ſich doch nicht erwehren gegen ſeine Gegner: ſie thaten ihn zu Banne, es wäre mit Recht oder Unrecht. Als er nun zu Banne gethan war, zog er von St. Gallen in ſeine Stadt Wil, und zog an ſich die Gottesdienſtmannen und Andre, ſo viel er gewinnen mochte. — Alſo war der Abt und ſeine Leute zu Wil, und ſie nahmen des Gotteshauſes Gut ein, was ihnen werden mochte, auch anderer Leute Gut, obwohl der König verboten hatte, daß ihm Niemand mehr dienen ſollte. Da geſchah es eines Tags, als der Bürger von Wil Vieh in der Aue bei der Thur ging, da fuhren die von Schwarzenbach zu, nahmen das Vieh und trieben es gen Schwarzenbach, den Hirten aber ſchlugen ſie an den Kopf. Alſo blutend kam der Hirte gen Wil, und klagte es dem Abt. Der ſaß ob Tiſch zu Eſſens Zeit und ſeiner Diener viel bei ihm. Alsbald ließ er Sturm läuten in der Stadt, und alle ſeine Diener hieß er ſich aufmachen; das war den Dienern und den Bürgern leid. Die Leute des Abt zogen gen Schwarzenbach, fielen in die Stadt, und nahmen, was ihnen werden mochte; was ſie von Bürgern, die da waren, fahen mochten, die führten ſie gefangen gen Wil, die Stadt aber verbrannten ſie. Das geſchah an einem Freitag; darnach am Montag darauf, da ſammelten ſich des Königs

und seines Sohnes Herzog Rudolf's Edelleute und Städte, und legten sich für Wil zwischen Seckenbach in das Korn, das noch alles stand; sie stürmten die Stadt mit großer Macht. So trieben sie es mehr denn drei Stunden, da ließen sie einen brennenden Wagen voll Holz und Stroh an das Thor führen. Gegen das Alles aber wehrten sich die in der Stadt, denn es waren viele biderbe Leute darinnen; doch gewannen die Belagerer zuletzt die Vorstadt. In der Stadt wurden zween erschossen und Viele verwundet; deren von des Königs Seite aber wurden mehr denn 70 verwundet und erschlagen. Darnach legten sich die Königlichen auf die Burg zu Schwarzenbach; die Stadt aber, welche verbrannt wurde, bauten sie wieder auf, und kriegten sofort alle Tage mit denen, welche zu Wil waren. Das währte wohl fünf Wochen, und darnach sammelten sich des Königs Diener, darunter war der alte Graf Friedrich von Toggenburg, und der alte Herr Hartmann von Baldeck; dazu kamen noch manche Edelleute und viel Städte, die des Reichs und des Herzogen waren. Die legten einen Sturm an gegen die niedere Vorstadt von Wil, und stürmten sie diese obenan an dem niederen Thor; dieser Sturm währte gar lang. Der andre Sturm geschah da, wo die Badstube war bei dem Weiher, und waren außerhalb viele Leute; dagegen waren auch viele biderbe Leute innerhalb der Stadt, und wurde die Vorstadt vor den Feinden erwehrt. Darnach in derselben Woche ward

ein Friede gemacht, daß der Abt von St. Gallen zu dem König fahren und ſich mit ihm richten ſollte. Alſo machte ſich Abt Wilhelm auf, und war zuerſt einige Tage bei ſeinem Oheim, dem Markgrafen von Burgau, der zu Albegg ſaß. Von hier aus waren es nur vier Meilen in das Lager des Königs, das er vor Herwartſtein aufgeſchlagen hatte.

Als Abt Wilhelm in das Lager kam zu dem König, da ward er wohl empfangen von den Herren, die ſeine Verwandten waren, und von andern Herren; und lud ihn das erſtemal der Kanzlar Herr Heinrich von Klingenberg, der hernach Biſchof zu Conſtanz ward. Und als er zu dem König ging und die Herren mit ihm, da ſaß der König und ſpielte Brett in ſeinem Gezelt. Da ſprach der Burggraf von Nürnberg, Graf Friedrich der Alt, zu dem König: Mein Herr von St. Gallen iſt hier. Der König ſtand auf und grüßt' ihn, und ſprach zu dem Abt: Ihr habt dem Reich und uns das größt Laſter gethan, das ihm je geſchah, ſeit ich König ward. Alſo fiel der Abt vor dem König nieder und ſprach: Herr, darum bin ich hie; was ich gethan hab', daß ich das beſſern will, und bitt' um Eure Gnad! Auf dieß unterwand ſich der Vermittlung Graf Friedrich von Nürnberg der Alt, Graf Ludwig von Oettingen, des Abtes Muhmen Sohn, und der von Klingenberg der Kanzlar, und betrieben die Verhandlung zwiſchen dem König und dem Abt. Schon hatten ſie ſich alles

Dings überein gebracht, da rieth der von Ramſchwag, der des Kloſters St. Gallen Vogt war, dem König, daß er nicht eher eine Verhandlung abſchließe, er überantworte ihm denn die Burg Yberg. Das wollte der Abt von St. Gallen nicht thun, und die Verhandlung zerſchlug ſich wieder. Doch ſcheint es nachher dazu gekommen zu ſein, wenigſtens ſtellte Herzog Rudolf noch im Lager vor Herwartſtein am 7. Oktober 1287 folgende Urkunde aus: „Wir Rudolf von Gottes Gnaden Herzog von Oeſterreich und Steier u. ſ. w. thun hiermit kund, daß wir alle Unbill und Schaden, welche in unſerer Stadt Schwarzenbach durch den ehrwürdigen Herrn Wilhelm, Abt von St. Gallen, ſo wie durch ſeine Bürger und Andre, die zu ihm gehören, uns durch Raub, Plünderung und auf andere Weiſe zugefügt worden, in unſrem und unſers Bruders Herzogen Alberts Namen aus reinem Herzen verzeihen.“ Aber dennoch ſchieden der König und der Abt in Unfrieden. Denn es geſchah darnach, und der von Oettingen lud den König und den Abt zu Tiſche. Nun war auch Herzog Rudolf, des Königs Sohn, da, der war zuvor ſiech gelegen und begonnte gerade zu geneſen. Als man nun eſſen wollte, da ſprach der König zu ſeinem Sohn: Herr Sohn, ſtehet auf, und gebt Eurem Herren dem Abt Waſſer, von dem Ihr Lehen habt. Herzog Rudolf that es, aber der Abt nahm es ungern. Nach dem Eſſen fuhr er von dannen zu ſeinem

Oheim, der auf Albegg ſaß; darnach fuhr er heim, und richtete ſich wieder zu Wehr, ſo gut er vermochte, denn er ſah wohl, daß es ohne Gnade war. Während dieſer Verhandlungen zwiſchen dem König und Abt von St. Gallen im Lager vor Herwartſtein wurde die Burg dem König überantwortet: wie es dem Grafen von Helfenſtein ging, iſt nicht weiter bekannt worden. So viel aber wiſſen wir, daß die Burg Herwartſtein wieder an ihre Beſitzer kam; aber Ulrich von Helfenſtein, der Sohn des Genannten, mußte die Burg zuletzt verkaufen, denn ſeine Bürgen und Schuldner, noch vom Vater her, drängten ihn mehr und mehr um Bezahlung, aus Furcht, ſie möchten noch größere Verluſte leiden.

König Rudolf verließ die Gegend wieder, denn im Herzen des Schwabenlandes war ſeine Gegenwart aufs Neue nothwendig geworden.

Ehe noch der König die Burg Herwartſtein verließ, zog Graf Eberhard von Würtemberg, ungeachtet ihm Rudolf ſo nahe geweſen war, mit Graf Gottfried von Böblingen aus, und ſtritt mit den Bürgern von Eßlingen in der Nähe des Orts Türkheim. Es wurden daſelbſt Viele theils getödtet theils gefangen. Um dieſelbe Zeit wurde die Gegend von Stuttgardt bis Eßlingen und über die Felder bis Tübingen hin durch Sengen und Brennen verheert. Der Markgraf von Baden, Graf Burkhard (von Hohenberg) und Pfalzgraf Götz (von Tübingen), Eber-

hard (von Würtemberg) und der Graf von Vaihingen, diese alle, deren Namen zum Theil nicht genannt sind, hatten Fehde begonnen, und darüber wurden die Orte Bondorf, die Mühle bei Herrenberg, Affstetten, Horl bei Eßlingen, Plieningen, Berg bei Eßlingen, Bernhausen, Plattenhardt, die Burg Rorinstag, Weil und Echterdingen, so wie noch viele andere Orte mit Raub, Mord und Brand schrecklich heimgesucht.

Da kam König Rudolf am 9. Oktober noch einmal gen Eßlingen, den Ort, um den herum bisher gesengt und gebrannt worden war, und blieb daselbst bis zum 1. November. Zu den Hauptangelegenheiten, welche während dieses Aufenhalts in Eßlingen vorgenommen wurden, gehört der Abschluß einer zweiten Sühne mit Graf Eberhard von Würtemberg. Rudolf hatte wohl eine andre Absicht, als er in diese Gegend kam — er wollte zum letztenmal den widerspenstigen Grafen mit seinen Anhängern zu Paaren treiben; da trat der Mann, welcher bei dem König Alles vermochte ins Mittel: durch die Verwendung des Erzbischofs von Mainz wurde eine zweite ganze, lautere und stäte Sühne zwischen Graf Eberhard und seinen Helfern und zwischen dem Könige geschlossen, und zwar unter folgenden Bedingnissen:

1) Graf Eberhard soll dem Reich wieder getreu sein, und widerdienen, was er gegen dasselbe gethan hat. 2) Er soll des Reichs Bürgern, Christen und Juden, bezahlen, was

er ihnen ſchulde; damit ihm aber von Seiten der Gläubiger nicht Unrecht geſchehe, indem etwa ein Wucherzins oder Atzung oder ſonſt etwas Unbilliges von dem Grafen gefordert würde, ſo ſollte der Erzbiſchof von Mainz mit vier Geſchwornen die Rechnung abhören, und nach Billigkeit ausrichten. 3) Die Bezahlung ſeiner Schulden ſoll ſo geſchehen, daß er dem Schultheißen Heinrichen von Eßlingen jährlich 1200 Pf. Heller abtrage. 4) Betreffend den von Eberhard ſeit der erſten Sühne bis jetzt durch Fehde begangnen Schaden, ſo ſollen dazu erwählte Ritter denſelben anſetzen; dagegen der Graf zur Verſichrung, daß er ihn zur beſtimmten Zeit abtrage, die Burg Waldhauſen dem Schwiker von Gundelfingen überantworten mit allen dem, was dazu gehört. 5) Würde aber der Graf nicht einhalten mit der Bezahlung, ſo ſollte die genannte Burg dem König förmlich übergeben werden, ſo lang bis Schulden und Schaden abgetragen wäre. 6) Auch ſoll derſelbe ſeine zwei Burgen Rams und Wittlingen dem Grafen Burkard von Hohenberg und dem von Gundelfingen eingeben, daß er ſteten Frieden halte und keinen Schaden thue dem Lande von Martini bis über zwei Jahre; breche er aber den Frieden und thue keine Beſſerung innerhalb einem Monat, ſo ſoll man dem König die Burgen überantworten, und der Graf ſoll in allen Dingen ſein gegen dem Reich als er war vor der Sühne, alſo daß der König das Wort über ihn ſpreche, ob er

wolle. 7) Die Stadt Stuttgardt betreffend, ſo hat der König gegen Eberhard von Würtemberg keinen Erſatz zu leiſten, ſondern der König hat mit oder ohne Gericht Stuttgardt an ihn zu fordern; iſt die Stadt überantwortet, ſo ſtellt der König einen Währmann in dem Grafen Friedrich von Truhendingen, und ernennt 21 Mann oder weniger, welche des Königs oder des Grafen gemeine Freunde ſind, um darüber ein Urtheil zu ſprechen. 8) Graf Conrad von Vaihingen und alle, die auf des Königs Seite ſtanden, ſind in dieſe Sühne eingeſchloſſen, ebenſo die auf des Grafen Eberhards Seite; und ſollen die Gefangnen allenthalben ledig gelaſſen werden. 9) Haben der von Würtemberg und Conrad von Vaihingen eine Anſpracche wider einander, ſo ſollen ſie nicht kriegen, ſondern auf jeder Seite drei Mann wählen, die ſie verrichten nach Minne oder nach Recht. 10) Ebenſo ſollen die Herzoge von Teck, Hermann und Conrad, Graf Albrecht von Hohenberg, Graf Ludwig von Oettingen und Conrad von Weinsberg ſo wie der Graf von Würtemberg eine gleiche Zahl Ritter wählen, welche alle Brüche unter ihnen richten nach Minne oder nach Recht, die unter ihnen ſind oder noch auslaufen mögen bis über zwei Jahre. 11) Die Mißhellung zwiſchen denen von Bernhauſen ſollen ſie durch ihre Freunde entſcheiden laſſen.

Dieſe Sühne wurde gemacht durch den Erzbiſchof von Mainz, oberſten Kanzlar des Reichs, zu Eßlingen am 23.

Oktober 1287. Wirklich übergab Graf Eberhard die im Vertrag verzeichneten Burgen; auch Graf Gottfried von Böblingen, der mit dem Grafen von Würtemberg gegen die Eßlinger verbündet war, überantwortete, unmittelbar nach Abschließung des Vertrags, seine nahe bei Tübingen gelegene Burg Roseck. Warum die Burg Plieningen um dieselbe Zeit zerstört wurde, und ob es durch König Rudolf oder Andere geschah, läßt sich nicht genau ermitteln.

So ward Graf Eberhard mit König Rudolf auf immer vertragen, und ein dauerhafter Friede in dieser Gegend des Schwabenlandes hergestellt; ein Friede mit den mächtigen Landherren, der ihm fast mehr Mühe und Anstrengung gekostet hatte, als die Eroberung der österreichischen Lande. — Vielleicht bei diesem seinem Aufenthalt zu Eßlingen trug sich zu, was einige Chronisten jener Zeit berichten. Wann der König durch die Straßen der Stadt ging, drängte sich gewöhnlich das Volk an ihn, um den guten Herrn zu sehen. Einmal rief Einer aus demselben laut: des Königs Nase da macht, daß ich nicht durchkommen kann. Das hörte König Rudolf; schnell wandte er sein Gesicht auf die andre Seite und sprach: „Gehe vorbei, mein Freund, die große Nase soll dir nimmer im Wege sein.“ So nahm er eine schwäbische Grobheit mit Scherz, statt mit Unwillen auf, und Solches gewann ihm Aller Herzen.

In den ersten Monaten des neuen Jahrs (1288) lei-

ſtete König Rudolf einen wichtigen Freundes-Dienſt ſeinem lieben Canzlar, Erbiſchof Heinrich von Mainz. Er hatte ihm im vorigen Jahre die Erlaubniß ertheilt, über der zum Mainzer Stift gehörigen Stadt Frizlar eine Burg zu erbauen, vorausgeſetzt, daß die Bürger der Stadt Nichts dagegen einzuwenden hätten. Der Erzbiſchof führte mit Willen der Bürger ſein Vorhaben aus; aber ſpäter ſcheinen dieſe es wieder bereut zu haben, daß ſie es ihm geſtattet hatten. Sie zogen gegen die neuerbaute Burg. Da rief der Erzbiſchof den König zu Hülfe, und dieſer blieb nicht ferne; er ſammelte ein Heer, und eilte nach Frizlar, um die bedrängte Burg zu entſetzen. Dieſer Freundes-Dienſt war der letzte, den der König ſeinem treubewährten Freunde erwies. Erzbiſchof Heinrich ſtarb in den letzten Tagen des Märzen, zum großen Schmerz des Königs: in Heinrich von Isny hatte er gar Viel verloren [2]).

War König Rudolf bisher derjenige geweſen, der Frieden ſtiftete, wo Zwietracht war, hatte er ſich immer als denjenigen gezeigt, der auf die Seite der Bedrängten trat, um ihnen Recht zu ſchaffen, — wir müſſen es beſonders an ihm anerkennen als ein Zeichen ſeines edlen Herzens, und nicht minder als einen Beweis ſeines hohen Geiſtes, der weit über den Vorurtheilen ſeiner Zeit ſtand, daß er ſich eines Volkes annahm, welches ſeit ſeiner Zerſtreuung über die ganze Erde immer zu den Verfolgten und

Bedrängten gehörte. Freilich hat man dieſe Geſinnung des Königs ſchon in früheſter Zeit verſchieden zu deuten gewußt, unter andern: er habe ſich von ſeinem eigenen Vortheil dabei leiten laſſen, beſonders, da er ſich der Hülfe der Juden in ſeinen Geldverlegenheiten, die von Zeit zu Zeit wiederkehrten, öfter nicht wenig bediente. Wie dem nun ſei, und was ihn geleitet haben mag, wenn er als ihr Beſchützer auftrat, er vertheidigte wenigſtens ihre Unſchuld, in Fällen, wo nur das traurigſte Vorurtheil gegen ſie herrſchend war. Des Geſchichtſchreibers Beruf iſt nicht immer der, zu berichten, warum Etwas geſchah, da ihm die Motive mancher Handlungen und Begebenheiten trotz alles Forſchens oft ſelbſt verborgen bleiben, ſondern ſeine heilige Pflicht iſt, wahr und getreu zu erzählen, was und wie es geſchah.

Schon im Jahr 1282, bald nach Oſtern, ſo berichten freilich nur ſpätere Chroniſten, ſoll ſchon eine Judenverfolgung in Mainz entſtanden ſein. Es wurden Viele derſelben getödtet, die übrigen aber aus der Stadt gejagt und aller ihrer Güter beraubt. Bald brach in ganz Deutſchland eine allgemeine Vorfolgung gegen dieſelben aus. Was Veranlaſſung zu dieſer Verfolgung geworden, iſt nicht genau angegeben, aber es liegt nahe. Schon ſeit alten Zeiten waren die Geldgeſchäfte meiſtens in den Händen der Juden: ſie liehen Kaiſern und Königen, Grafen, Herren und Bürgern. Manche mögen ſich auf ſolche Weiſe ein

nicht unbedeutendes Vermögen erworben haben, zumal da sie es nicht fehlen ließen, oft übertriebene Zinsen anzurechnen. Während das Letztere die Schuldner erbitterte, reizte der Reichthum und Wohlstand der Juden manche Andern zum Neid. Erbitterte Schuldner, die nicht bezahlen konnten oder wollten, suchten bald eine Veranlassung, wie sie ihrer Gläubiger los würden, Andre aber, die nach den Gütern der vermöglichen Juden lüstern waren, suchten alle möglichen Gründe auf, um ihre habsüchtigen Plane durchzuführen. Waren nun keine Gründe vorhanden, so erdichtete man sie, und so wurden die schrecklichsten Unthaten den unschuldigen Juden zur Last gelegt. Wenn eine Pest entstand, gab man vor, sie hätten die Brunnen vergiftet, wurde ein Leichnam aufgefunden, so konnte Niemand anders der Mörder sein, als dieser oder jener wegen seiner Güter gehaßte und beneidete Israelite. So entzündete sich der Haß der Christen gegen die Juden immer mehr, und wir finden es erklärbar, wenn von Judenverfolgungen die Rede ist, wo solche unglückliche Opfer des Fanatismus zu Hunderten fielen oder von Haus zu Haus vertrieben wurden. So geschah es damals in Mainz, und die Veranlassung mag eine der angegebenen gewesen sein; wenigstens wird vom Jahr 1283 — welche Zeitbestimmung vielleicht die richtigere ist, in der die Verfolgung begann — gemeldet, daß ein Christenknabe zu Mainz von seiner Amme den Juden verkauft wurde, damit sie

ihn tödteten; daraus entstand eine Empörung, bei der die Amme des Kindes und noch mehrere Juden den Tod fanden. Wie das fanatische Volk wirklich als Wahrheit annahm, was immer noch so manchen Zweifeln unterworfen ist, so nahmen es auch die Chronisten für Wahrheit an, und überlieferten es in ihrem Eifer gegen die Juden, von dem die meisten angesteckt waren. Zuverlässig wurde die Sache vor König Rudolf gebracht. Erzbischof Heinrich von Mainz war der klagende Theil, und er that es vielleicht in eigner Person im Jahr 1286, gerade in der Zeit, als König Rudolf im Lager vor Stuttgardt sich befand. Von hier aus ließ Rudolf eine Ladung nach Mainz ergehen; sie war gerichtet an Moyses, weiland Rabbiner der Juden, an Joel, an Joseph, genannt Haller, an Abraham, genannt wizer (weiser) Koppelin, und die übrigen Vorsteher der Juden, so wie die andern Juden zu Mainz, alle seine Kammerknechte, und lautete dahin: „daß sie sich über 3 Wochen vor dem Könige stellen, um sich auf die Klagen des ehrwürdigen Erzbischofs Heinrich von Mainz zu verantworten.“ Was auf diese Ladung erfolgte, ist uns nicht überliefert. Aber am Schluß des Jahrs mag eine große Auswanderung Statt gefunden haben, denn am 6. Dezember 1286 befiehlt der König der Stadt Mainz, dem Erzbischof und dem Grafen von Katzenellenbogen bei der ihnen aufgetragenen Confiszirung der Güter der über das Meer entflohenen Juden in den Städten Speier,

Worms, Mainz u. ſ. w. behülflich zu ſein. Zu gleiche Zeit befahl er den Mainzer Juden, die Güter ihrer entflohenen Glaubensbrüder dem Erzbiſchof und den genannten Grafen auszuliefern. Dann hören wir, wie der genannte Erzbiſchof im Mai des Jahrs 1287 von dem König Vollmacht erhält über alle Juden in Thüringen, Meißen und Mähren, ohne daß uns klar wird, in welcher Verbindung dieß mit der Mainzer Angelegenheit ſteht. — In einer andern Gegend des Rheins geſchah um dieſelbige Zeit von Neuem eine ſchreckliche Unthat durch die Juden. Sie entführten einen Chriſtenknaben, den man den guten Wernher nannte, und der aus Wanraid gebürtig war, heimlich nach Weſel. Nachdem er ihnen längere Zeit gedient hatte, mordeten ſie ihn am Vorſabbath, um ſein Blut zu gewinnen, auf die ſchrecklichſte Weiſe. Sie zerſtachen ſeinen Körper mit Nadeln und Meſſern, bis er unter den unendlichſten Qualen verblutete. Als dieß kund wurde, erhoben ſich die Chriſten in der Stadt und ermordeten alle Juden, die ſie in den Städten und Dörfern auffinden konnten, ausgenommen die Kinder und Weiber. Ihre Güter aber plünderten ſie. Der Getödteten ſollen an Tauſend geweſen ſein. Der Leichnam des gemarterten Knaben wurde in der Stadt Bacharach begraben und dem guten Wernher zu Ehren drei Kirchen erbaut, in denen er wie ein Heiliger verehrt wurde, da Gott um ſeinetwillen daſelbſt viele Wunder übte.

Als König Rudolf im Anfang des Jahrs 1288 ins Elsaß kam, traten die Juden aus jener Gegend vor ihn, und baten ihn, er möchte über die Bürger von Wesel und Boppart richten, wo man besonders heftig gegen die Juden gewüthet hatte; und noch hatte die Verfolgung nicht aufgehört, denn sie alle schwebten fortwährend in der Gefahr, ermordet zu werden. Außerdem baten sie den König, er möchte ihren obersten Meister, den er, vielleicht nur durch Verläumdung Andrer dazu bewogen, in Haft gelegt hatte, aus seinem Kerker entlassen.

Der König hörte die Bitte der Juden an, setzte jenen Gefangnen in Freiheit, verurtheilte die von Wesel und Boppart zur Entrichtung von 2000 Mark Silbers, und befreite die Juden von der Todesgefahr. Ueberdieß ließ er den Erzbischof von Mainz feierlich von der Kanzel verkündigen, daß die Christen den Juden das größte Unrecht gethan hätten. Desgleichen gab er Befehl, daß der gute Wernher, von dem man allgemein behauptete, die Juden hätten ihn umgebracht, und den einfältige Christen für einen Heiligen verehrten, durchs Feuer verbrannt, und die Asche seines Körpers in die Winde zerstreut werden müsse, so daß Nichts mehr von ihm zu finden wäre. Während dieß von dem Erzbischof verkündigt wurde, standen mehr als 500 Juden unter den Waffen, damit sie, wenn ein Christ das Gegentheil behaupten würde, solchen mit dem Schwerte niederstießen. Ein triftiger Beweis,

wie fest Rudolf's Ansehen im Reich gegründet war, wenn er die verhaßten Juden gegenüber den Christen so kräftig in Schutz nehmen durfte. Die unparteiische Gesinnung übrigens, welche der König in diesem Falle zeigte, verliert viel an ihrem Werthe, wenn wir von Zeitgenossen hören, daß Rudolf 20,000 Mark Silber von den Juden empfangen habe, die ihn dadurch ihrer Sache geneigt zu machen suchten. Das war aber gewiß nicht der einzige Beweggrund, daß er sich auf die Seite der Juden wandte, sondern vielmehr seine Ueberzeugung, daß bei manchen Beschuldigungen den Juden Unrecht geschah. Wir haben nicht ungegründete Vermuthung, daß der König bald in eigener Person nach Mainz kam, als der Erzbischof den genannten Befehl wegen der Juden erhalten hatte. Es war die Zeit des Märzen im Jahr 1288, wovon die Chronisten berichten, daß eine Kälte geherrscht habe, wie man sich kaum denken konnte. Der Wein in den Bechern gefror in den Kirchen, oder während er auf dem Tisch stand. — Eines Tages war die Kälte des Morgens so groß, daß selbst dem König in seiner Herberge nicht recht warm werden wollte. Gegenüber war ein Bäckerladen, wo es glühende Kohlen gab. Schnell zog der König nur ein einfaches Wamms an, und ging hinüber, um sich nach den Kohlen umzusehen. Da redete ihn die Bäckerin, welche nicht wußte, daß es der König war, mit heftigen Worten an, und sprach: Soldaten müssen sich nicht zu

den armen Weibern machen. Der König antwortete ganz demüthig dem Weibe und sprach: Liebe Frau! laßt Euch nicht ärgern wegen meiner Gegenwart; ich bin ein alter Soldat, habe alle meine Habe im Dienste des lumpigten Rudolf's vergeudet, und jetzt läßt er mich gegen seine Versprechungen darben. Das Weib sagte: Folget nur Eurem hungrigen König Rudolf, welcher alle Lande verheert, und alle Armen ausgesaugt hat. Der König fragte die Frau: was hat er denn Böses gethan? So arg als möglich über den König schmähend und schimpfend, und mit großer Bitterkeit des Herzens antwortete sie: Ich und alle Bäcker dieser Stadt, zwei ausgenommen, sind durch ihn so sehr in Armuth gekommen, daß wir gegenwärtig auf keine Weise mehr zu dem Vermögen gelangen können, was wir zuvor besessen. Zuletzt setzte sie hinzu: Packet Euch, mein Herr, denn Ihr hindert uns nur an unserem Geschäfte. Der König machte im ersten Augenblick keine Miene, um dem Weibe wegen ihres Schimpfens auszuweichen. Darüber ärgerte sich das Weib über die Maaßen; sie nahm ein Gefäß mit Wasser, schüttete es über die Kohlen und richtete das Kleid des alten Soldaten oder Königs auf die schändlichste Weise zu. Jetzt nahm der König die Flucht, und eilte, was er konnte, in seine Herberge zurück. Als man an der Tafel saß, trug der Truchseß einen Schweinskopf nebst anderen Gerichten auf. Jetzt gedachte der König all der Gutthaten, die ihm die

Bäckerin erwiesen, und trachtete darnach, wie er sie der Frau wieder vergelte. Er ließ die Wirthin kommen, und sprach zu ihr: Nehmet die Schüssel mit Fleisch, und bringt sie Eurer Nacharin von dem alten Soldaten; er lasse ihr danken, daß er sich in der Frühe so gut an ihren Kohlen erwärmt habe. Als dieß gethan war, erzählte der König, wie die Bäckerin ihn geschmäht und geschimpft hatte, und erregte dadurch bei Allen ein großes Gelächter. Jetzt erfuhr auch die Bäckerin, daß der König es gewesen wäre, den sie gescholten hatte, und es that ihr über die Maßen leid. Sie machte sich schnell auf, trat vor den König und bat ihn fußfällig, er möchte ihr doch das Unrecht verzeihen, welches sie ihm angethan habe. Der König aber wollte sich erst dann dazu verstehen, ihr zu verzeihen, wenn sie ihn jetzt vor Aller Ohren auf eben die Art wieder schimpfte, wie sie zuerst unter vier Augen gethan habe. Das that auch die Frau, und erfüllte so treulich den Willen ihres Herrn. Dieß erregte bei Allen wieder neues Lachen.

Von Mainz begab sich König Rudolf nach Kolmar. Hier ließ er in den letzten Tagen des Märzen den Bischof von Straßburg, die Bürger der Stadt und die Landherren einen Frieden schwören; auch zwischen den Prediger-Mönchen in der Stadt und den Bürgern sollte vertragen werden. Am 1. April finden wir den König wieder zu Basel. Daselbst beurkundete er einen Rechtsspruch der Reichsstände

und österreichischen Landherren, „daß der König, oder in dessen Namen sein Stellvertreter, sich alles des Gutes unterwinde, was Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich in seiner Gewähr gehabt.“ Dieser Rechtsspruch war nur Bestätigung eines früheren, der schon bei einem in Oesterreich abgehaltenen Fürstenrechte gegeben, und von den Herren und Edlen des Landes gut geheißen worden war. Seine Wiedererneurung bezweckte wohl nichts Anderes, als das, den König auch in Deutschland als denjenigen darzustellen, dessen Verfahren in den österreichischen Angelegenheiten nach Fug und Recht gewesen, und nun auch in deutschen Landen als rechtskräftig betrachtet werden müsse. — Während dieses Aufenthalts des Königs zu Basel hielt sein getreuer Dienstmann, Hartmann von Baldeck, seine Vermählungsfeier. Es ging so prächtig dabei her, daß an die 700 Mark Silber — vielleicht aus des Königs Mitteln — dabei aufgewendet wurden. — Von einem Feste weg ging es wieder zu den Waffen. Das Vorspiel zum Kampfe war die Belagerung einer Raubritter-Burg im Klettgau. So streng auch der König in solchen Fällen schon Strafe geübt hatte, es gab doch noch hier und da solche Raubnester, von denen aus gefrevelt wurde. Weisenburg, nicht sehr ferne von Schafhausen am Rheinfall, hegte solches Gesindel. Obgleich die Burg nicht so gar fest und versehen war, so verzog sich doch die Belagerung bis in die sechs Wochen, da die Bela-

gerer ungern einen Sturm auf die Mauer wagen wollten. Nun rieth Einer aus der nächsten Umgebung des Königs, man sollte die Burg schärfer angreifen und an die Mauern ansetzen, weil man so nur mit großen Kosten und vielem Zeitverluste vor dem Felsennester liege. Darauf antwortete der König: „Lieber will ich langsamer die Burg gewinnen, und mehr Zeit damit zubringen, wenn ich auch mehr Kosten habe, dabei aber meine Leute schone, von denen mein Glück und Ruhm abhängt, als die Burg in kürzerer Zeit gewinnen, und ihr Leben dabei in die Schanze schlagen, da es nicht Noth thut.“ Endlich geschah es durch die Beharrlichkeit der Belagerer, daß man auf dem Wege des Unterminirens in die Burg kam und ihrer Meister ward. — Im Lager vor Weisenburg am 26. April erließ König Rudolf an die Edlen und Landherren in Oesterreich und Steiermark den erneuten Befehl, seinen Söhnen Albrecht und Rudolf, Herzogen in Oesterreich, Gehorsam zu leisten. — Jetzt besuchte der König seine Stammlande. Am 29. ist er auf Kyburg; hier beauftragt er den Anselm von Parope, Domherrn von Lüttich, und die Ritter Hartmann von Ratzenhausen und Eberhard von Landsberg, die Anmaßungen zu untersuchen, wodurch der König von Frankreich sich der zum Reich gehörigen Stadt und Diözese Verdün zu bemächtigen trachte. Hier war wohl auch der Sammelplatz für seine Kriegsmacht, die er gegen Bern führte.

Schon im Anfang des Jahres 1285 heißt es, daß

die Städte Freiburg im Uechtland und Bern dem König den Gehorsam verweigerten; warum? darüber hat der Chronist sich nicht näher erklärt. Vielleicht hatte ihn Bern nicht bei seinem Zug gegen den Grafen von Mömpelgard unterstützt, oder sich sonst unfreundlich gegen den König erwiesen. Doch Rudolf scheint es damals weniger beachtet zu haben, oder er wartete vielmehr auf eine Gelegenheit, um die Stadt seinen Unwillen fühlen zu lassen. Diese blieb auch nicht aus.

Wie viele andere Städte in Deutschland, so war auch die Stadt Bern — das sind des Chronisten eigene Worte — zu duher mit Juden beschissen worden. Die thaten auch nichts Anderes, denn daß sie die Christenleute beschädigten mit allen Sachen; öffentlich mit dem Wucher, so daß Mancher ihres Wuchers verdarb, heimlich aber mit falschem Auffetzen, was oft kund wurde. Da geschah es einmal, daß die Juden einen jungen Knaben, genannt Rufus, marterten und mordeten, und geschah dieser Mord zu Bern mitten auf der Marktgasse, in dem Haus, das zu Zeiten eines reichen Juden Haus war, der Jöly hieß. Als nun der Knabe aufgesucht und wirklich ermordet gefunden wurde, so begrub man ihn für einen unschuldigen Märtyrer in des heiligen Kreuzes Altar in der Lütkilchen zu Bern. Denselben Altar nannte man St. Ruf's Altar, und geschahen dabei große Wunderzeichen. Gegen die Thäter des Mords richtete sich aber die

ganze Wuth der Einwohner Berns. Sie wurden gefangen, die am Mord schuldig waren und auf Räder gesetzt, die übrigen aber alle aus der Stadt vertrieben, und wurde dann einhelliglich von der Gemeinde zu Bern beschlossen, daß kein Jude mehr gen Bern kommen sollte. Diese Geschichte, wie die angeblichen Mörder des Christenknaben gerädert worden waren, kam vor König Rudolf; er nahm die Sache sehr für übel, wurde gar zornig und begehrte an die von Bern, daß sie ihm Buße thäten für das Geschehene, indem alle Juden an Leib und Gut ihm zugehören und des heiligen römischen Reichs Kammer. Das verantworteten die von Bern und sprachen: „Die Juden haben einen großen Mord in unsrer Stadt Bern begangen, darum wir auch ob ihnen als von Mördern gerichtet haben; und sie trauen seiner Gnade, daß er das nicht für übel hätte.“ Doch diese Verantwortung half Nichts, sondern der König nahm die Sache bedeutend, und drang darauf, daß die von Bern ihm Buße leisten. Darnach zu ausgehendem Maien, auf einen Dienstag des Jahrs 1288, zog der König mit 30,000 Mann zu Roß und zu Fuß vor die Stadt Bern und belagerte sie mit Gewalt. Er schlug sein Lager auf das breit Feld dem Münster gegenüber, und beim Marzihli machte er eine Brücke über die Aar, damit er die Stadt allenthalben möchte nöthigen, unten und oben. Nun lag zu dieser Zeit das Kloster zu dem obern Spital vor der Stadt; das hätten die Feinde gern zerstört und verbrannt;

aber es war mit Grendeln (Palliſaden) umgeben; auch waren gar wackere Leute in das Kloſter gelegt worden, daſſelbe zu beſchirmen. Darum nahm es keinen Schaden. Auch ſtürmten die Feinde am niedern Siechenhaus, darinnen lagen friſche Leute, die es wacker behaupteten. Es ſaßen auch Alle die von Bern gewappnet in der Kreutzgaſſe, alldieweil der König vor der Stadt lag, damit man, wo es Noth thäte, bei der Hand wäre; an welchem End oben oder unten zu, ſo war man zu Stund da, um zu wehren und den Feinden zu widerſtehen. Als der König am 5. Juni einen Sturm unternahm, bei dem das genannte Kloſter ſo wie das Siechenhaus angebrannt wurde, der aber ſonſt keinen weiteren Vortheil den Belagerern brachte, ſo zog er mit ſeiner Macht und mit allem Heer von dannen, denn es verdroß ihn, daß er ſo wenig Nutzen ſchaffte. Am 23. Juli finden wir den König zu Baſel; er ſtellt an dieſem Tage einen Schutzbrief für das Kloſter Madelberg (in Schwaben) aus, und am 5. Auguſt ertheilt er dem Ritter Ulrich von Hanau für deſſen Stadt Wonecken Stadtrecht, wie auch, einen Wochenmarkt zu halten. Am 10. Auguſt iſt er ſchon wieder vor Bern.

Er begann von Neuem die Belagerung; aber auch dießmal ſchien es nicht nach ſeinen Wünſchen ſein zu wollen. Fünf Wochen hatte die Belagerung gedauert, ohne daß es von Erfolg geweſen wäre. Darnach auf den nächſten Dienſtag nach Kreuzes-Erhöhung ließ der König ſtür-

men an die Brücke zu St. Michaels Thürli, an dem Kloſter der Barfüßer, und an die Mühle auf der Aar. Große Flöſſe mit brennendem Holz, Harz und Pech beladen, wurden gegen die Brücke und die Mühle getrieben, um beide zu zerſtören. Es war aber vergebens, denn die Bürger beſchirmten die Brücke mit Schrägen (Pfählen) und abweiſenden Hölzern. Dazu hatten ſie Leute aufgeſtellt, die fuhren in Schiffen gegen die Flöſſe, und zogen mit Haken das Feuer herab, ſo daß der Brücke, ſo wie der Mühle, kein Schaden geſchah. Alſo widerſtand man den Sachen allen mit Vernunft und Mannheit.

König Rudolf mußte abermalen unverrichteter Dinge von der Stadt Bern abziehen. Bei dieſem Abzug ſoll des Königs Zwerg dieſes Sprüchlein gethan haben:

Es ſtand Joch kurz oder lang,
So wird Bern Herr im Land.

Daß des Zwergs Worte keine leere Narrenworte geweſen, beurkundete die Folgezeit.

Ehe Rudolf von Bern abzog, ſuchte er einen mächtigen Herrn, den Gatten der Schweſter ſeiner Gemahlin, Herrn Johann von Chalons, noch feſter an ſich zu knüpfen. Er belehnte ihn im Lager vor Bern mit der Grafſchaft Neuenburg, welche der junge Graf Rudolf von Welſchneuenburg dem Reich als Lehen aufgetragen hatte. Wenige Tage darauf geſtattete er ihm noch, daß er von allen Waaren, was es ſein möge, welche das Gebiet ſeiner Burg

Jogne passiren, einen Zoll fordern dürfe, vorausgesetzt wenn er den Kaufleuten noch sicheres Geleit gewähre.

Am 18. September ist König Rudolf zu Freiburg im Uechtland. Da ernennt er den Ritter Ulrich von Maggenberg, der ihm bei seinem Zug gegen Peterlingen so wichtige Dienste geleistet hatte, so wie seine Erben, zu Reichs-Castellanen auf Gümminen, und verspricht ihm dazu 200 Mark Silber; auch weist er ihm sein steinernes Haus so wie seinen Hof unterhalb der Burg Gümminen zum Wohnsitz an. Ueber Baden im Argau kommt Rudolf gen Zürch. Am 28. September erklärt er die Stadt wegen ihrer ihm früher geleisteten Dienste, besonders aber wegen einer ihm eben entrichteten Summe von 400 Mark Silber auf 2 Jahre frei und ledig von jeglicher Reichssteuer. Im Oktober ist Rudolf zu Ulm. Hier erklärt er das Schloß Marspach in Oesterreich wegen seiner Räubereien als ein dem Reich verfallenes, und belehnt damit seinen Sohn Herzog Albrecht von Oesterreich. Von Ulm zog er nach Eßlingen, wo wir ihn nach Allerheiligen finden, dann nach Martini kommt er nach Heilbronn. Vielleicht damals veranlaßte er die Bürger der Stadt, durch Erhöhung und Erweiterung ihrer Mauern gegen jegliche Unbilden ihrer Nachbarn sich Sicherheit zu verschaffen.

Von Heilbronn aus begab sich der König nach seiner Burg Hohenstaufen, die durch den Tod des letzten Hohenstaufen dem Reich anheimgefallen war. Am 23. No-

vember ſtieg er wieder herab von der alten Feſte in die nahe gelegene, den Hohenſtaufen nicht ſo werthe Stadt Gemünd. Schon lange war ſie nicht mehr zum Ort heiterer Feſtlichkeiten gewählt; dießmal feierte hier der Graf Albrecht von Hohenberg das Beilager ſeiner Tochter Margaretha mit dem noch jugendlichen Markgrafen Heinrich von Burgau, dem Enkel Heinrichs von Burgau, der immer unter den treuen Anhängern König Rudolf's ſich befand. König Rudolf, der nie bei ſolchen freudigen Veranlaſſungen fehlte, beſonders, wenn es ſeine Freunde betraf, wohnte auch dieſer Feierlichkeit an. Aber auch Ernſteres wurde in dieſen Tagen verhandelt: er traf hier verſchiedene Anordnungen in Betreff des Landes und der Landherren in Schwaben. Es war nothwendig, daß einmal etwas Beſtimmtes feſtgeſetzt wurde.

Seit jener Zeit, da das Haus der Hohenſtaufen zu ſinken begann, oder vielleicht ſchon in den Tagen, da die Hohenſtaufen über ihren Ausſichten auf das reiche Italien und Sizilien des Herzogthums Schwaben und ihrer Stammlande weniger mehr achteten, hatten es ſich die mächtigeren Landherren zu Nutzen gemacht, und da und dort eine Stück des herrenlos gewordenen Landes an ſich geriſſen. Darüber kamen ſie ſelbſt untereinander in Streit und ſo ſehen wir bald, wie Schwaben der Tummelplatz nie aufhörender Fehden unter den Landherren wurde. Aber nicht nur die gleichſam herrenlos gewordenen hohenſtauſi-

schen Güter usurpirten diese gewaltthätigen Herren, sondern sie suchten auch ihre Herrschaft über die ihnen nahe liegenden Städte und Klöster auszudehnen. Daher jene sich oft wiederholenden Streitigkeiten mit den Städten, die besonders späterhin noch heftiger ausbrachen. Als König Rudolf den Thron bestieg, nahm die Sache bald eine andere Wendung; mit den Waffen in der Hand forderte er von den vornehmen Räubern die von ihnen usurpirten Güter zurück, und erreichte — wohl nach manchem kräftigen Widerstande — nicht nur diesen Zweck, sondern stellte den Frieden sowohl zwischen den Landherren selbst als auch zwischen ihnen und den Städten wieder her. Damit aber, daß die schwäbischen Lande wieder beruhiget waren, war nicht Alles gethan. Ueber kurz oder lang konnten wieder die alten Verhältnisse eintreten, denn solchen unruhigen Köpfen, wie z. B. Graf Eberhard von Würtemberg war, konnte man nicht auf lange trauen. Um hauptsächlich die übrigen Stände des Landes bey ihren Rechten und Freiheiten zu schützen, wurden nunmehr folgende Bestimmungen getroffen:

Das längst aufgelöste Herzogthum Schwaben soll als Angefälle bei dem Reiche bleiben d. h. die gesammten Stände dieses Landes wurden als solche angesehen, welche dem Reiche ohne Mittel zugehören, jedoch nach zwei verschiedenen Classen.

Den Grafen und Landherren gab Rudolf darin nach, daß kein Herzog mehr gesetzt wurde. Es waren in der

Zeit des Interregnum ſo viele mächtige Landherren, oft nur aus gewöhnlichen alten Geſchlechtern geworden, daß ſie nicht wohl Einen über ſich anerkannt hätten, und wenn es auch Einer aus ihrer Mitte geweſen wäre; denn es hätte Keiner dem andern das Prinzipium gegönnt. Eben ſo wenig wollten ſie einen Solchen aus dem ſo ſchnell emporgekommnen Habsburg'ſchen Hauſe, was ſie wohl lange, beſonders Graf Eberhard von Würtemberg, befürchteten; daher ihr hartnäckiger Widerſtand gegen dieſes Haus, den nur ein Mann, wie König Rudolf, zu überwinden vermochte. — Der König ſetzte nun feſt, daß die Grafen und mächtigeren Landherren, ſo wie die Biſchöfe und vornehmſten Aebte, den Beſitz der geſammten ordentlichen Staatsgewalt als Lehen vom Reich behielten. So entſtanden die neuen landesherrlichen Gebiete.

Den größeren Landherren ſtand noch ein Theil des mittleren und niedern Adels, ſo wie eine Anzahl von Stiften, Klöſtern und Städten gegenüber. Alle dieſe wurden, da ſie weder den größeren Landherren gehorchen wollten, noch ſich ſelbſt zu ſchützen vermochten, in des Reichs beſonderen Schutz aufgenommen. Jene von geringerem Adel wurden jetzt Reichs-Vaſallen, die Stifte und Klöſter aber, welche nicht ſchon unter einer erblichen Schirmvogtei ſtanden, ſo wie die ſämmtlichen Städte, ſtellte der König unter des Reichs unmittelbare Verwaltung; ſie bildeten nun das Reichsland im engeren Sinne mit Reichsſtandſchaft, aber nicht einzeln,

wie die erste Classe der Stände, sondern nur zusammen als Körperschaft. Die Verwaltung dieses Reichslandes übertrug der König besonderen Vögten, die unmittelbar unter ihm standen, und nicht blos die königlichen Einkünfte einzuziehen hatten, sondern auch die Ausübung der höheren Gerichtsbarkeit, so wie die Hauptmannschaft des Landfriedens über sich nahmen. Solche Landvögte wählte er gewöhnlich aus den Landherren, die ihre Güter in demselben Bezirk hatten, der bevogtet werden sollte. So zerfiel das frühere Alemannische Herzogthum in mehrere Reichslandvogteien, wie im Elsaß, wo wir übrigens schon vor dieser Zeit bereits im Jahr 1280 solche von Rudolf angestellte Landvögte (advocati terrae) finden. Im eigentlichen Schwaben erhielt sich die schon uralte Eintheilung in die beiden Haupt-Landvogteien Ober- und Nieder-Schwaben. Letztere Anordnung aber war von keiner langen Dauer, so kurz sie eingeleitet war. Diesen Reichslandsvogteien waren die mächtigeren Landherren nie unterworfen. Dann traten auch die meisten darunter begriffenen Stände nach und nach davon aus, da sie selbst die Rechte erhielten, welche die Landvögte sonst geübt hatten; und so blieben am Ende nur noch von der Reichslandvogtei in Oberschwaben einige Ueberreste, wie das Landgericht in der Bürse, die Leutkircher Heide u. s. w. übrig.

Die Feststellung dieser Verfassung der schwäbischen Lande durch König Rudolf wurde aber wohl nicht an jenem Tage

zu Gemünd ganz vollendet; es kam noch einmal zu einer Verhandlang auf der Burg Achalm, wozu die daſelbſt geſchehenen Verlobungen, welche der Chroniſt übrigens nicht näher bezeichnet, eine Veranlaſſung wurden. Von Gemünd kam der König zu Anfang des Dezembers nach Heilbronn, wo er bis zum 18. Dezember verweilte. Von hier wendet er ſich dem Rheine zu, gen Speier, und von da, nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, nach Straßburg. Am 4. Januar (1289) des neuen Jahrs iſt er daſelbſt, und am 25. Januar zu Baſel. Hier nahm er die Bürger von Freiburg im Uechtland in ſeinen und des Reiches Schutz auf. Am 9. Februar finden wir ihn zu Nürnberg, wo er ſich über 14 Tage aufhält. Von da aus ging er nach Eger, wo er am 28. Februar einen Reichshof hält. Bei dieſer Gelegenheit verlieh er dem Burggrafen von Nürnberg die Reichsburglehen des Albrecht Rindsmaul von Werdenfeld zu Pallenhofen, Burgthan, Etzelsdorf und Schwarzenbach. Am 4. März beurkundet er daſelbſt, daß dem König Wenzeslaw von Böhmen, ſeinem Eidam, das Reichsſchenken-Amt und die Kur ſchon von Altersher erblich zuſtehe. Vier Tage darauf beſtätigt er den Tauſch zwiſchen Markgraf Friedrich, dem Sohn der Freien von Maltiz, und König Wenzeslaw, wodurch der Markgraf dem König von Böhmen alle ererbten Beſitzungen überläßt, und ertheilt ihm die Belehnung.

Ueber Rotenburg an der Tauber kommt König Rudolf

nach Eßlingen, wo er nur einige Tage verweilt. Von da aus beſucht er wieder die Stadt Heilbronn und begiebt ſich dann nach Germersheim. Am 16. April beſtätigte er hier die Privilegien der Abtei Fulda, wie ſie ihr von den früheren Königen und Kaiſern gegeben worden waren. Von da kam er am 28. April nach Kolmar. Der Chroniſt macht die Bemerkung, daß der König ein dreijähriges Kameel von ſeltener Größe mit ſich brachte. Um dieſelbe Zeit kam auch Bruder Mumio, Meiſter des Predigerordens nach Kolmar; er war auf dem Wege nach Trier, wo ein General-Kapitel gehalten werden ſollte. Seine Anweſenheit benützte König Rudolf, um ſeine Achtung gegen die Perſon des Meiſters, ſo wie gegen den Predigerorden überhaupt, dem er längſt ſehr gewogen war, an den Tag zu legen. Er hielt im Kloſter der Prediger-Mönche an Petri des Märtyrers Tag offne Tafel, und lud dazu viele Herren und Frauen ein. Das Mahl war gut und prächtig, dergleichen ſelten eines unter den Mönchen gehalten worden war. Um dieſelbe Zeit erklärte er die Herren von Gyrſperch in die Acht, denn ſie erſchlugen den Ritter Siegfried von Gundolzheim, der den Zug nach Oeſterreich mitgemacht hatte, meuchleriſcher Weiſe. Alsbald machten ſich die Bürger von Kolmar an die Burg Gyrſperch, mit deren Beſitzern ſie längſt in Fehde lebten. Um dieſelbe Zeit, da König Rudolf nach Kolmar kam, entſchied ſich die Fehde mit Bern, welche er ſeinem Sohne Rudolf übergeben hatte.

Heimlich hatte dieser mit Anfang des Jahrs 1289 eine große Heeres-Macht versammelt. Damit nicht das Gerücht von seiner Ankunft noch zuvor nach Bern gelangen könnte, ritt der Herzog mit seinen Leuten zehn Meilen in einem Futter, und versteckte sich auf dem niederen Breitfeld hinter die Schloßhalden. Wenige seiner Reisigen ließ er gegen die Stadt reiten, die Bürger herauszureizen. Nun war einer gesessen an der unteren Brücke der Stadt Bern, hieß Brugger, der war Venner (Fähndrich) der Stadt, und hatte auch die Schlüssel zu dem Thor; auch war ein mächtig Geschlecht in der Stadt, die hießen die Neunhaupte. Alsbald diese und etliche ihrer Gesellen vernahmen, daß Feinde auf der Anhöhe sich zeigten, und gegen die Stadt rannten, so zogen sie aus, und wollten nicht warten, bis man mit gemeinem Rath auszöge, aber es war nicht zum Wohl der Stadt. Denn als einer nach dem andern hinaus lief, und ein großer Theil Volks zu Roß und zu Fuß unordentlich hinauskam, da brachen die Feinde auf, die hinter der Schloßhalden lagen, und umzingelten sie. Ein heftiger Kampf entstand, und empfingen die von Bern einen großen Schaden, denn die Macht der Feinde war groß. Und als man ohne Unterlaß stürmte, da lief Jedmänniglich zu Wehr, wer zu der Stadt gehörte, und manche fanden ihren Tod im ehrenvollen Kampfe. Während des Gefechts griffen die Feinde zum Banner der Stadt und zerzerrten es ganz, so daß nur Weniges am

Schaft hängen blieb. Aber Herr Walo von Gryers, ein Ritter aus Bern, der es ersah, drang muthig in die Feinde, entriß diese wenigen Reste des Banners, und brachte es der Stadt wieder. Darum ward dieser ritterliche Mann hernach genannt der Biderbe. Also empfing die Stadt großen Schaden wegen dieses unordentlichen Ausziehens. Mehr als 100 Berner Bürger wurden erschlagen, viele gefangen genommen; Herzog Rudolf allein erlegte sechs Ritter, die heißen: Heinrich von Bern, Ulrich von Murgendon, Chuno von Habstetten, Rudi von Engi, Wernher Brugger und Chuno von Kersatz. Klein war der Verlust auf Seiten des Herzogs; wohl wurden viele edle Pferde von den Bernern niedergestochen, aber unter den Erschlagenen zählte man nur den Ritter von Hettlingen und den Grafen Ludwig von Homberg, welcher ein Verwandter der königlichen Familie war. Das Treffen geschah zu Ausgang Aprils an St. Vitalis Abend. Mit demselben hatte der Krieg zwischen König Rudolf und den Bernern ein Ende. Sie ergaben sich wieder in den Gehorsam des Königs, und ihnen wurde Gnade und Friede unter der Bedingung, daß die von Bern für den im Gefecht erschlagenen Graf Ludwig von Homberg im Kloster Wettingen einen Jahrestag stifteten. Fünf Jahre später erhielten auch die Juden von der Stadt Frieden, nachdem sie wegen des Mords, den sie, wie man sagte, begangen, 1000 Mark Silber der Stadt und 500 Mark dem Schultheißen, Ja-

kob von Kienburg, erlegt hatten. — In denſelben Tagen, da das Haus Habsburg glücklich focht gegen die Stadt Bern, beugte ſich zum zweitenmal ein Feind vor den habsburgiſchen Waffen, der es nur ſeinem Eigenſinne zuzuſchreiben hatte, wenn König Rudolf mit einer Härte und und Strenge gegen ihn verfuhr, die wir ſelten an dem guten Könige fanden. Es iſt Wilhelm von Montfort, der ſtörriſche Abt von St. Gallen. — Als die Verhandlung vor Burg Herwartſtein im Jahre 1287 nutzlos geweſen war, kehrte Abt Wilhelm wieder nach St. Gallen, und das Verhältniß zwiſchen ihm und dem Könige war, wie zuvor, ein unfreundliches. Wohl belehnte der Abt noch am Schluße des Jahrs 1287 die beiden Herzoge Albrecht und Rudolf mit Allem, was das Kloſter St. Gallen zu Neuſtadt und in Schwarzenbach hatte, aber das war auch ſeine letzte Pflichtleiſtung gegen das Haus Habsburg. Bald eröffnete Biſchof Friedrich von Chur, Abt Wilhelms Bruder, ſo wie der von Grieſſenberg, die Feindſeligkeit, indem ſie des Königs Vögte und Diener angriffen. Daß dieß im Dienſte des Abts geſchah, iſt keinem Zweifel unterworfen, wenn auch nicht erwieſen iſt, daß er ſie gerade dazu aufforderte. Dazu kam noch, daß die Kloſterherren ihre Klage gegen den Abt vor dem König wiederholten. Dem König, der nie des Abts Freund war, war es auch dießmal, wie zuvor, willkommen, eine Urſache gegen ihn zu finden. Alsbald ließ er ein geiſtli-

ches Gericht zusammentreten, und das Urtheil fiel, daß er nicht mehr sollte Abt sein, und wer ihn für einen Abt hielte, daß der im Banne sein sollte. Also mußte Abt Wilhelm aus St. Gallen, und zog sich mit all den Seinigen gen Wyl. An seine Stelle aber ward gesetzt Einer von Gundelfingen aus Kempten; den setzte König Rudolf in eigner Person in sein neues Amt ein. Mit dem König waren seine beiden Söhne Rudolf und Albrecht und viele andre Leute. In dieser und des Königs Gegenwart mußten die Bürger und die Landleute dem von Kempten schwören; ihm schwur auch ein Theil der Dienstmannen des Stifts. Das geschah in der Mitte des Oktobers im Jahr 1288, als sich König Rudolf von der Belagerung Berns hinweg nach Zürch begab und auf dem Wege nach Ulm war. — Nun hatte sich Abt Wilhelm gen Wyl gezogen; aber als der König das Gebot ergehen ließ, daß er die, welche ihn noch für einen Abt anerkennten, in die Acht erklären würde, so machte er sich auch aus der Stadt Wyl, denn er fürchtete, daß die Bürger nicht stät (treu) an ihm blieben. Er legte sich auf die alte Toggenburg mit all den Seinen, die keine eigene Burg hatten, und von da aus thaten sie gegen die Habsburgischen, was sie vermochten. Da waren in dieser Zeit auf der Toggenburg arme Knappen, beide edel und unedel, die hatten die Burg inne und gewannen darauf, was sie bedurften; darunter waren zween, von denen einer der Bodmann, der

andre Wagenbuch hieß. Die sprachen zu Abt Wilhelm, als er auf die Burg kam: Herr! sitzet, wo Ihr wollt, so wollen wir zween Euch speisen, und Euch geben gut Brod, Wein und Fleisch, und was Ihr wollt, und von Molken. Das gefiel aber den Edlen auf der Burg nicht, denn die wollten, daß er hätte gethädigt mit dem König, daß sie wären aus der Acht kommen, und ihre Güter wären ledig worden, die ihnen alle abgesprochen worden waren. Doch der Abt blieb den Winter über auf der Toggenburg, indeß der von Kempten wirklich zu St. Gallen einzog, und alle Gotteshausleute, so wie auch die von Wyl sich schwören ließ.

Während Abt Wilhelm auf der Toggenburg saß, fuhr der Bischof von Chur, sein Bruder zu, und ritt von Chur im Wolgau hinauf bis vor Feldkirch, und berannte da die von Werdenberg, und was der Feinde seines Bruders war, und wollte desselben Tags zurück nach Chur. Da hatten die von Werdenberg und Schellenberg geworben um Leute, und kamen dem Bischof in den Weg in der Aue, zu Balzens unter Vaduz; sie stritten mit ihm, gesiegeten ihm an, und fingen den Bischof und den von Griessenberg, der mit ihm war, und führten sie gen Werdenberg. In diesem Gefecht ward erschlagen Herr Eberhard von Aspermont, der bei dem Bischof war, und beidenthalb Leute zu Roß und zu Fuß. Wohl zwei Jahre lag der Bischof von Chur gefangen: als er sich mit Lailachen und Tischlachen ab dem Thurm zu Werdenberg lassen wollte, und

ſchon die Hälfte heruntergekommen war, da brachen die Stricke, und er fiel, daß er davon ſtarb. — Der Krieg dauerte den ganzen Winter hindurch auf einer andern Seite. Ein Ritter, Herr Heinrich von Siegberg, ſaß ob Feldkirch, und ſollte das der frömmſten einer ſein, die dem Stift St. Gallen anwohnten. Dem hatte Abt Wilhelm die Burg zu Appenzell befohlen, und hatte dieſelbe Burg berichtet mit Leuten und mit Speiſe, und was zu Geſäße (Belagerung) gehört. Da fuhr der von Kempten und der von Ramſchwag, Vogt des Kloſters, mit den Bergleuten insgeſammt, die zu St. Gallen gehörten, gen Appenzell, und belagerten die Burg. Sie ſchoſſen darein mit Wurfmaſchinen und anderem Geſchütz, und lagen wohl ſechs Wochen davor mit Macht, aber ſie mochten ſie auf keinem andern Wege nöthen, denn mit Würfen. Alſo kam Herr Marquart von Schellenberg gen Appenzell, der war des von Siegberg Verwandter, und gethädigte mit ihm. Dieſer wurde ein Schelm an denen, die auf der Burg waren, und beredete den von Siegberg, daß er Silber nehme und die Burg überantworte denen, die davor lägen. Der von Siegberg kam mit Marquart von Schellenberg dahin überein, daß er ihm 70 Mark Silber verhieß; und nun überantwortete er die Burg den Belagerern. Als er nun die Uebergabe beſchwören ſollte, da wagte er es nicht, die Hand aufzuheben, ſondern er ſchwur unter ſich. Er befürchtete, hätten es die auf der Burg geſehen, daß ſie

ihn nicht wieder in die Burg einließen. Die Burg wurde nun überantwortet, und die auf der Burg waren, was da Jeglicher mit ihm tragen mochte, das gönnte man ihm wohl. Hernach wurde die Burg gebrochen. — Ab der Burg zu Appenzell zogen die von St. Gallen mit den Habsburgiſchen gen Wildberg vor die Burg. Sie warfen hinein und gruben an dem Felſen der Burg; da ſie wohl ſieben Wochen davor lagen und die auf der Burg gewahr wurden, daß man den Berg graben mochte, ſo gaben ſie die Burg auf. Alſo ward dieſe Burg auch gebrochen. Sie fuhren jetzt vor Yberg, um auch dieſe Burg zu beſetzen. Sie huben an und wollten graben, und warfen auch darein, aber je länger ſie gruben, deſto minder ſchufen ſie. Nun hatte dieſelbe Burg der von Grieſſenberg inne, aber darauf ſaß Einer als Burghauptmann, der war ein Herr von Höwen (im Höhgau). Hätte nun der von Grieſſenberg die Burg' überantwortet, ſo wäre er dort zu Werdenberg ledig geworden, aber der Herr von Höwen ſprach allwegen: die Burg wäre nit ſein, ehe er ſie aber wollt' überantworten, eher wollte er ſterben, denn ſie wäre ihm nun befohlen. — Während der Abt von St. Gallen die Burgen ſeines Widerparts bekriegte, ſaß Wilhelm von Montfort, der entſetzte Abt, mit ſeinen Dienern auf der Toggenburg. Vor dieſe hatte ſich indeſſen Herzog Rudolf, des Königs Sohn, gelegt, der eben von ſeinem glücklichen Zug gegen Bern zurückgekehrt war. Nun war aber die

Toggenburg so wohl erbaut, daß man sie auf keinem Weg gewinnen mochte. So lag vielleicht Herzog Rudolf eben so lange vor derselben, wie der Abt von St. Gallen vor Yberg. Darum schlug er den Weg der Unterhandlung ein, und verhieß dem entsetzten Abt viel Gutes, so er ließe von dem Kriege und von der Abtei; aber Abt Wilhelm wollte nie hören auf solche Anträge und sprach allwegen: der König hätte ihm wider Gott, Ehr und Recht gethan, und ehe er wollt' die Burg aufgeben, wollte er lieber sterben. Da wendete sich der Herzog an des Abts Diener mit seinen Unterhandlungen; er verhieß ihnen, sie sollten außer Acht und Bann gelassen werden, und wollte man ihnen ihre Güter wiedergeben, die ihnen abgesprochen worden waren, so sie von dem Abt führen und ihn ließen, und wann sie die Toggenburg überantworteten in des Herzogs Gewalt. Diese Unterhandlung war nicht ohne Erfolg: es ward Alles, was man verlangte, gelobt und vollführt. Nun begunnten aber die Edlen den armen Knechten übel bieten, die gern bei der Burg geblieben wären, und sie gespeist hätten; sie trieben den meisten Theil alle ab der Burg. Also ward auch geredet mit Abt Wilhelmen, daß er sich ab der Burg machte, da er nicht wissen könnte, wann er darinnen ergriffen würde. In der Nacht ging er ab der Burg, und ging Niemand mit ihm, denn Herr Heinrich von Güttingen und sein Kämmerer, und sonst ein Knecht; er ging in die Aue zu der Thur unter

Grieſſenberg. Als er ab der Burg ging, ſprach er: er laſſe hinter ihm in der Burg wohl 300 Mut Mehl, da er drei Mut gefunden, als er hinauf kam. Nachdem der Abt von der Burg gezogen war, wurde ſie den Habsburgiſchen überantwortet etwa im April des Jahrs 1289. So ward Abt Wilhelm aller ſeiner feſten Plätze beraubt, und wählte von nun an bald da bald dort ſeine Zuflucht. Seit die Toggenburg in fremden Händen war, war nimmer davon die Rede, daß der Abt dem Hauſe Habsburg zu widerſtehen vermochte. König Rudolf's Sohn trug das Verdienſt davon, den alten Feind ſeines Hauſes eines Stützpunkts beraubt zu haben, durch deſſen Verluſt er von nun an ohne Macht war. Freilich war es weniger rühmlich geſchehen, als bei Bern, wo er nicht durch feilen Verrath der Knechte, ſondern durch Unvorſichtigkeit kampfgieriger Bürger ſiegte.

Wir kehren wieder auf König Rudolf zurück, der ſich, während der Krieg mit Abt Wilhelm endete, in der weſtlichen Schweiz befindet. Von Germersheim war er nach Murten und Freiburg gekommen. In letzterer Stadt traf er mit ſeinen beiden Söhnen, Albrecht und Rudolf, zuſammen, die eben am 11. Juni des Jahrs 1289 den Bürgern von Freiburg alle Rechte beſtätigt hatten, die ihnen Hartmann der Aeltere und der Jüngere von Kyburg, des letzteren Tochter Anna, und ihr Gemahl Graf Eberhard von Habsburg, ertheilt hatten, mit Ausnahme des

Schultheißenamts, des Patronatrechts der Pfarrei und aller andern Rechte, die in den früheren Freiheitbriefen vorbehalten wurden. Der von den Söhnen hierüber ausgestellten Urkunde ertheilte der König Tags darauf die feierliche Bestätigung. Von Freiburg begab sich Rudolf nach Basel, wo wir ihn schon am 17. Juni finden. Von hier aus trat er seinen Kriegszug gegen Mömpelgard und Hochburgund an.

Schon im Jahr 1287 waren die Feindseligkeiten zwischen dem Grafen Reginald von Mömpelgard und dem Hochstift Basel wieder angegangen. Nahe bei Bruntrut wurden im Sommer dieses Jahrs einige Leute des Bischofs von Basel getödtet und mehr als zwölf Rittter gefangen genommen. Auf dieß überzog Bischof Peter mit einem Heer des Grafen Gebiet und verwüstete verschiedene Dörfer. Da zog ihm der Graf von Mömpelgard entgegen; es kam zu einem Treffen, bei dem aber der Bischof von Basel nicht den Sieg davon trug. Er hatte den Grafen Egon von Freiburg als Genossen gewonnen; als aber dieser sah, daß es ans Treffen ging, zog er neben durch, und ließ die Basler im Stich. Die Niederlage des Bischofs war nicht unbedeutend: mehr als 50 der vornehmsten und reichsten Ritter des Hochstifts kamen in die Gefangenschaft des Grafen von Mömpelgard. Durch diese fehlgeschlagene Unternehmung wurde der Bischof sehr geschwächt, und er vermochte es kaum, Geld aufzubringen,

um die vielen Gefangnen zu erledigen. Er wandte ſich jetzt um Hülfe an König Rudolf, der eben mit der Belagerung von Bern beſchäftigt war. Der verſagte ſie ihm auch nicht, da er ohnedieß ſelbſt Luſt hatte, den Graf zu befehden, weil er und ſein Bruder, Pfalzgraf Otto von Burgund, ſich hatte verlauten laſſen, ſie wollten lieber ihre Lehen von dem König von Frankreich, denn von Rudolf empfangen. Unmittelbar von der Belagrung von Bern weg zog der König in das Gebiet des Grafen von Mömpelgard; er ſäumte nicht lange und richtete ſich ſtracks gegen die Stadt und Burg Mömpelgard. Als er im Angeſicht der Stadt war, da kam ein Ritter gegen ihn gezogen, der war Bernhard genannt. Dieſer trat vor den König und ſprach: „Herr, um Eurer Würdigkeit willen überhebet mich des Verderbens in dieſem Kriege, denn Alles, was ich beſitze, iſt unterthan dem Grafen von Mömpelgard; der Uebermächtige, dem mein Gut ſo nahe liegt, hat mich bezwungen, ſeines Willens zu pflegen. Drum bin ich eines jeglichen Herrn Dienſtmann, der auf Mömpelgard ſitzt, wenn auch wider meinen Willen, denn die auf der Burg ſind zu gewaltig über mich.“ Da ſprach der König zu dem Ritter: „Nun ſollt Ihr frei ſein von Ungemach, ſofern es ſich ſo verhält.“ Wirklich befahl er auch alsbald dem Marſchalk des Heers, daß er mit allem Fleiße erfüllte, was dieſer Ritter erbeten hatte. — Es begann jetzt die Belagerung der Burg, aber die war ſo gut und feſt

gelegen, daß der König bald ſahe, wie ſie kaum mit ſchwerer Mühe zu gewinnen wäre. Er ließ daher ab von der Burg, und verwüſtete fern und nah das umliegende Land. Er ſtreifte bis Bruntrut und verheerte auch dieſe Gegend mit Feuer und Schwert. Nachdem er dem Grafen genug Schaden gethan hatte, und ſich wenigſtens furchtbar gezeigt hatte, kehrte er wieder um gen Baſel, und von hier wieder zur Belagerung der Stadt Bern. Der Biſchof aber ſtellte ſich ſicher gegen die Feindſeligkeit des Grafen. Er baute und befeſtigte im September deſſelben Jahrs die Burg Schloßberg auf dem Gebiet von Bruntrut, was ſchon ſein Vorfahr Biſchof Heinrich Willens geweſen war, mit des Königs Erlaubniß auszuführen, aber es war nicht zu Stande gekommen.

Die eben erzählte Fehde war nur ein Vorſpiel zu dem wichtigeren Kriege, der nun begann. Der Zug gegen Bern war glücklich ausgefallen, die Fehde mit dem Abt von St. Gallen durch die Einnahme von Toggenburg ſo gut, wie beendet, nun hatte er freie Zeit, und gehörige Macht, um den Grafen von Hochburgund, den er noch nicht die Kraft ſeines Arm hatte fühlen laſſen, mit den Waffen in der Hand heimzuſuchen. Ehe König Rudolf ſeinen Zug gegen Burgund begann, ſandte er noch Botſchaft an den Grafen, denn er wollte es noch nicht glauben, daß derſelbe wirklich ſich der Herrſchaft des deutſchen Reichs entzogen und ſeine Lande dem König Philipp von Frankreich zu Lehen auf-

getragen habe. Dieſen Boten gab der Graf übeln Beſcheid: „er läugne es nicht — war ſeine Antwort — ſondern er ſpreche es öffentlich aus, daß Burgund zu Lehen wäre von dem Herrn der Franzoſen; er wollte ſich auch nirgend anders wohin kehren mit ſeinem Dienſte, und ob das Jemand übel aufnehme, er kümmre ſich nicht darum". Die Boten hatten den Beſcheid ihres Königs ſchon bei der Hand; „darum — ſo widerboten ſie dem Grafen — ſollt Ihr des Königs Huld und Gunſt entbehren immerdar." Ohne Urlaub und mit Zorn kehrten die Boten hinwider, und brachten den Beſcheid des Grafen dem König. Jetzt ſäumte ſich der König nicht mehr, denn des Grafen Trotz erbitterte ihn auf's Neue. Alsbald beſendete er aller Orten Herren und Städte, und ließ bieten die Heerfahrt, und verhieß zu lohnen alle diejenigen reichlich, welche an dieſer Heerfahrt Theil nähmen. So brachte er aus Schwaben, Franken und Elſaß eine große Schaar zuſammen, und auch von den Städten kam mancher wohlbereitete Mann. Zu Baſel war der Sammelplatz Aller, die ſich ſeinem Heere anſchloſſen. Als man ſie zählte, ſollen 6000 Reuter beiſammen geweſen ſein, und unter dieſen befanden ſich 2300 in vollem Harniſch. Manch ſtolz Panier ſchwebte über dieſer herrlichen Schaar. Wenige Wochen früher, als das Jahr zuvor der Zug nach Mömpelgard unternommen worden war, zog der König aus Baſel auf das Burgun-

diſche Gebiet, ſo daß er nicht ferne war von der franzöſiſchen Gränze.

Als der Graf von Burgund hörte, wie der König der Deutſchen in ſein Gebiet einrückte mit feindlichen Schaaren, ſo ritt er alsbald hinüber zum König der Franzoſen, meldete ihm die Ankunft König Rudolf's, und ſtellte ihm vor, wie er ohne ſeine Hülfe ſich der Deutſchen nicht erwehren möchte. Voll Uebermuth ſprach König Philipp zum Grafen: „Sei getroſt, Dir ſoll kein Ungemach geſchehen, darum daß Du Deine Herrſchaft von mir zu Lehen trägſt.“ Des Königs Worten folgte wirklich auch die That. — Alsbald hieß er ſeine Franzoſen, die ſtreitgierigen, ſich bereiten zur Heerfahrt; und zum Führer gab er ihnen den von Artois, ſeinen nahen Vetter, einen Mann weithin bekannt wegen ſeines Kriegsruhms. So gewann der Graf eine ſolche Macht, daß er ſich leicht gegenüber ſtellen mochte dem Heere des deutſchen Königes.

Während der Graf von Burgund mit ſeinem mächtigen Bundsgenoſſen heranzog, war König Rudolf, mit Raub und Brand Alles verheerend, ſchon vor die Stadt Beſançon gezogen. Dieſe Stadt war ſehr feſt und die beſte unter allen Städten von Hochburgund. Ein enges Thal iſt der einzige Weg, der zu derſelben führt; dieſes Thal wird gebildet von der Strömung des Doubs, der nicht fern von den Mauern der Stadt dahinſtrömt, und zu beiden Seiten ſteile Abhänge hat. Jenſeits dieſes Waſſers legte ſich Kö-

nig Rudolf; ſo konnte er ſicher ſein, daß ihm der Feind auf keine Weiſe unverſehens über den Hals käme, denn ſo mußte ja zuvor den Fluß überſchreiten. Nun war auch der Graf von Burgund vor Beſançon gekommen, um die belagerte zu entſetzen. In der Stille der Nacht rückte er heran, und legte ſich im engen Thal auf der andern Seite des Fluſſes. Als der Tag anbrach, und der König aus ſeinem Zelte ſchaute, war das ganze dieſſeitige Ufer des Doubs mit Feinden bedeckt; deſſen erſchrack er aber nicht, denn mit Recht ſagte man von ihm, daß er der theuerſte Mann war, der je Richter- (Königs-) Amt gewann. Alsbald kamen die Herren, welche ihn auf der Heerfahrt begleiteten, vor ſein Zelt, und wollten hören, was jetzt zu thun wäre. Da trat König Rudolf unter ſie, und ſprach: Ihr Herren, richtet Euch darnach, wir müſſen in Bälde ſtreiten, denn was wir länger warten, ſo wird ihre Zahl immer größer; doch rathe und lehre Euer Jeglicher das Beſte. Auf dieß nahm Burggraf Friedrich von Nürnberg das Wort, und ſprach: Was ich Gutes nur weiß, das werd' ich treulich thun, ſo auch alle die, welche Ihr hierher gebracht habt; doch wollet uns ſagen, was Ihr zu thun geſonnen ſeid. Nun ſprach Rudolf: Wie ihr alle wiſſet, ſo haben ſich unſre Feinde da niedergelegt, wo die müſſen hin und wider reiten, welche uns verſorgen mit unſern Bedürfnißen; wird uns nun dieſer Weg abgeſchnitten, daß Niemand durch die Enge hindurchkommen kann,

ſo ſchadet es uns in die Länge; darum ſollen wir nicht zögern, ſo bald als möglich den Streit anzuheben mit den Burgundern.

Was König Rudolf befürchtet hatte, das ging leider! in Erfüllung. Der Feind hatte ſich wirklich ſo geſchickt in den Weg gelegt, daß in kurzer Zeit dem Heere alle Zufuhr abgeſchnitten war. Bald war Mangel in allen Dingen; das Heer hatte weder Speiſe noch Kleidung, die durch den weiten Marſch nach und nach zu Grunde gerichtet war. Doch auch das ſchreckte den König ſo wenig, als der Anblick von dem zahlreichen Heere, das eine Nacht ihm unvermuthet über den Hals geführt hatte. Um zu zeigen, wie wenig er ſich daraus mache, daß es ihm an Speiſen fehlte, die ſonſt auf ſeiner Tafel ſtanden, riß er aus dem nächſten beſten Felde eine Rübe, und verzehrte ſie. Darüber verwunderten ſich ſeine Leute höchlich; aber als ſie ſahen, wie dieſe einfache Speiſe dem König ſo wohl ſchmeckte, ſo machten ſie ſich auch daran, und ſättigten ſich mit Rüben. Auf lange war des Murrens ein Ende. Zur ſelben Zeit ſoll er auch vor ſeinem Zelte geſeſſen ſein, und die Ellenbogen an ſeinem Wammſe mit neuen Flecken beſetzt haben. — Unter ſolchem Mangel übrigens, der von Tag zu Tag größer wurde, war wirklich zuletzt kein andrer Ausweg mehr, als daß man mit den Feinden eine Schlacht wagte. Wirklich wurde jetzt im Kriegsrath beſchloſſen, daß es am morgenden Tage zum Treffen kommen ſollte.

Als wieder Einer aus der Versammlung den Mangel an Lebensmitteln vorschützte, so sprach der König: „Deine Sorge ist unnöthig: denn werden wir unsre Feinde besiegen, so werden wir mit ihren Lebensmitteln uns sättigen, wenn sie aber uns obsiegen — so sie rechtschaffene Männer sind — werden sie wohl ihren Gefangenen den Unterhalt reichen.“

Wie König Rudolf immer gewohnt war, streng nach der Urlugs-(Kriegs-)Sitte zu handeln, so auch jetzt. Noch am Abend ließ er einen Boten hinüber reiten in das feindliche Lager, der fragte: ob sie bereit wären und gewahret zum Streit? Darauf antwortete der Graf von Burgund, und dazu Alle die, welche gesandt waren aus der Franzosen Land: Darum sind wir hergekommen, und haben uns dessen entschlossen, daß wir retten die belagerte Stadt, wie es uns auch ergehen mag.

Auf diesen Bescheid aus dem feindlichen Lager befahl der König, daß sich Jedmänniglich im Heere bereite auf die Arbeit des morgenden Tags. Er selbst wählte jetzt aus dem Heere tüchtige Männer, mit denen er sich berathen konnte, wie es mit der Rüstung des Heeres gehalten würde, damit der kommende Streit wäre bewahrt vor Schaden und vor Schanden; lauter solche erkor er, die sich wohl darauf verstanden, wie man sich zum Streit schicken soll. Diese Männer theilten das ganze Heer in vier Schaaren. Nun ward auch mit Bedacht erwogen, wie man den Streit sollte beginnen, und wer es thun sollte. Da erbot

ſich, den Sturmfahnen zu führen, Graf Albrecht von Haigerloch; daß er dazu war gerecht, dafür hielt ihn Jedermann, den Degen ſtark, mächtig und bald an ritterlichem Preis; die ſeiner mit Hülf ſollten pflegen, die wurden ihm zugeſchaffen.

Im Lager begann jetzt ein Treiben, wie man es gewöhnlich findet vor wichtigen Schlachttagen. Da entbot einer ſein letztes Geſchäft heim zu Land, das ſein Weib beſorgen ſollte, ſo er todt bleibe auf dem Schlachtfelde; ein andrer bat den, der ihm hold war, hoch und theuer, daß er ihm zur Seite bleibe des andern Tags. Da ſah einer, ob ſich kein Mangel fände an ſeinem Harniſch, den er zu beſſern hätte; dort ſchaute ein andrer, wie ſein Roß beſchlagen wäre, das ihn am Morgen zur Schlacht tragen ſollte, und was er für eine Decke über ſeinen Rücken legen wollte. Alle aber hatten die Nacht hindurch in Gedanken, wie wohl der morgende Streit geſchehen würde.

Des Morgens, als der Tag anbrach, da bereiteten ſich die Pfaffen, daß ſie im Lager die Meſſe begingen zum Troſt der Lebendigen und der Todten und derer, die vielleicht ihren letzten Gang antraten. Als dieſe heilige Handlung vorüber war, da ertönten die Poſaunen und Heer-Hörner, und gaben das Zeichen zum Aufbruch aus dem Lager. Während dieß im deutſchen Heere geſchah, waren auch die Burgunder ſchon aus ihren Zelten getreten, und auf ihre Roſſe geſtiegen. Schon trabten auch ſie wohlgerüſtet entgegen. Da auf einmal, in dem Augenblick, als es

zur Entſcheidnng kommen ſollte, nahm die Sache eine unerwartete Wendung.

Herzog Robert von Burgund, des Königs Schwager, der zu Dijon ſaß, war ſo eben, zur glücklichen Stunde mit Biſchof Wilhelm von Lauſanne in das Lager der Burgunder geritten, um den Vermittler zu machen. Dieſe beiden baten den Grafen von Burgund, ſo lange zu verziehen, bis ſie ins Lager des deutſchen Königes geritten wären. „Wer Euch rathet, ſprach Herzog Robert, daß Ihr ausziehet, um mit dem Reich zu ſtreiten, der hat Euch übel gethan; ſeid doch nicht zu ſchnell gegenüber dem römiſchen Reich; wollte ſelbſt der König von Frankreich dem Reiche widerſtreben, ich weiß gewiß, daß es ihn bald gereuen würde.“ Während Herzog Robert ſo ſprach, waren die von Burgund ſchon geſchaart und bereit, um auszuziehen, und ſie begehrten nichts anderes, denn Streit. Auch ſah man, wie von der andern Seite König Rudolf ſchon mit gezücktem Schwerte daher trabte; da wollte Herzog Robert keine Zeit mehr verlieren; er ließ den Biſchof bei denen von Burguud, er ſelbſt aber ritt über die Wieſe, woher der König kam. Kaum wartete er, bis er demſelben ins Auge ſah; ſchon von ferne richtete er ſich an ihn und ſprach: Herr, ich bitt und ermahne Euch, daß Ihr daran gedenket, wie ich durch meine Schweſter Euer Verwandter bin; erſt geſtern habe ich vernommen, daß Ihr hieher gezogen ſeid, um zu ſtreiten, denn der von Burgund hat den Landleuten überall kund gethan, daß

ſie ohne Zögern ſich verſammeln ſollen mit Wehren in dieſer Enge, damit ſie ſich einen Nutzen ſchaffen, wenn es zur Entſcheidung käme unter beiden Heeren. Nun bin ich hieher geritten, und bitte Euch innig, daß Ihr uns gönnet zu reden, ob man zwiſchen Euch Beiden möge in Güte vermitteln. „Dafür mich Gott behüte, rief der König ſeinem Schwager zu, daß ich je ſo laß und zag erfunden würde, daß ich entwiche und hinter mich ſchliche, wenn Jemand mit aufgebundnem Helm und Streitbegierde mit gegenüber ſtände; das wäre dem Reich eine Schmach und mir unehrbar. Und ob gegen uns kommen wäre der König von Frankreich, dazu der Franzoſen ganze Macht; dennoch würd' ich nimmer daran denken, daß ich umkehrte nur einen Tritt zu Schaden meiner Ehre." Da bat Herzog Robert mehr und mehr, und brachte es ſo weit, daß der König ſich ſo lange enthalten und warten wollte, bis daß der Herzog zu dem Grafen ritt, und wieder käm' ohne Säumniß. Herzog Robert ließ es ſich nicht verdrießen und ritt hinwider zu dem Grafen von Burgund. Der hielt noch an der Stätte, da er ihn zu halten gebeten hatte. Er nahm bei Seiten den Grafen, und hielt in kräftiger Rede ihm vor, wie voreilig er geweſen, daß er gegen ſeinen rechten Herrn Fehde erhoben, und gegen ihn nun zum Streit ziehe. Er wies ihn darauf hin, in welchem Anſehen von jeher Reich und Kaiſer in aller Welt, und

auch in den Augen der Könige Frankreichs geſtanden, ſo daß König Ludwig, Philipp's Vater, ſeine eignen Lande zu Lehen aus der Hand des römiſchen Kaiſers empfangen. Dieſe Würde aber habe derjenige, gegen den er kriege, wenn ihm auch noch nicht die Weihe und der Segen geworden ſei. So höret — das der Schluß der Rede des Herzogs an den Grafen — was Ihr verlieret, wenn Ihr des Königs Huld verſcherzet, und wie es Euch ergeht; beim nächſten Reichshof verurtheilt er Euch, und die Fürſten ſprechen Euch ab Euer Fürſtenthum, und was Ihr vom Reich habt. Drum hütet Euch, daß Ihr nicht fallet, Herr von Burgund, das rath ich Euch und Alle die, welche Euch Gutes gönnen. Ruhig hörte der Graf den Herzog an, dann ſprach er: „Das weiß ich wohl, daß mir der König ein überliſtiger Feind iſt, doch, eh' ich ſo verdürbe, daß ich mich nicht wehrete und meine Ehre friſte, ja eh' er mich alſo zwänge, nach ſeinem Willen zu thun, laß ich lieber todt mich ſehen. Aber darnach will ich trachten, daß er muß ſterben, und dann hat ſeine Macht an mir ein Ende.“ Auf dieß ſuchte der Herzog dem Grafen zu beweiſen, daß auch das Letztere, wenn es ihm glücken ſollte, ihm keinen Nutzen bringen könnte, ſondern, daß ſeine Schuld gegen das Reich nur größer würde, und ein andres Oberhaupt des Reichs ihm nur noch mehr Leides zufügen könnte. Er brachte den Grafen durch ſeine weiſen Reden endlich ſo weit, daß er ſich dazu ver-

ſtand, auf dem Weg der Güte mit dem König zu unterhandeln. — Der Graf bat den Herzog und den Biſchof Wilhelm von Lauſanne, ſich der Sache ſo zu unterziehen, daß ſie ihrer Treue an ihm nicht vergäſſen, und ſeine Ehre zu bewahren ſuchen.

Alſo ſah man die beiden Herren, den Herzog, und den Biſchof, über Feld kehren, dahin, wo der König mit den Seinen hielt. Noch einige verſtändige Leute hatten ſie mit ſich genommen, um mit dem König zu reden; der ſtand umgeben von einer Staubwolke mit verſtürztem Helm; als er den Herzog kaum noch erblickte, grüßt' er ihn und ſprach: Wie nun, Schwager, ſagt mir, wie lange ſollen wir Eurer hier warten? Es iſt Zeit, daß wir ſtreiten. Hochgeborner König, antwortete der Herzog, gedenket, Ihr ſeid erkoren zu ſolcher Würde, daß Ihr ſollt bereit ſein, denen Gnaden angedeihen zu laſſen, die ſolche begehren; ich bitte von Herzen zu dieſer Stunde, daß ich ſolcher Gnade von Euch gewährt werde. Seine Bitte unterſtützten die, welche er mit ſich genommen hatte. Da ſprach König Rudolf: Noch nicht habe ich vernommen, weſſen Ihr eigentlich begehret. Der Herzog und der Biſchof legten nun den Wunſch vor, den der Graf von Burgund ihnen aufgegeben hatte, daß ſie ihn in ſeinem Namen dem König vorbrächten; der beſtand darin, daß König Rudolf über eine Meile von der Stadt ſich zurückziehen ſollte. Das wollte aber der König nicht thun; er wollte weder

Frieden noch Sühne der Stadt geben, die er bisher unter so viel Müh' und Entbehrung belagert hatte. Die Nacht unterbrach die Unterhandlung; jeder Theil blieb da, wo sie zuvor lagen. Als aber der Morgen kam, da kehrten die Franzosen von dannen wohl eine Tagweite, und legten sich da nieder. Jetzt kam auch wieder der Herzog mit dem Bischof vor den König, um in der Unterhandlung fortzufahren. Nach langem Bitten brachten sie zuletzt den König dahin, daß die Sache an vier Schiedsmänner auf beiden Seiten zur Entscheidung übertragen werden sollte. Die entschieden, daß der Graf von der Verbindung mit Frankreich lasse; der König aber wurde mit Mühe dazu bestimmt, daß er des dritten Morgens früh von der Stadt fuhr, unter der Bedingung, wenn der Graf von Burgund zu einer bestimmten Zeit sich vor dem König stelle, um zu leisten, was er gelobt hatte, und was ihm weiter angesetzt würde. Wahrscheinlich bald nach seiner Heimkehr stellte Graf Otto von Burgund am 1. September 1289 eine feierliche Urkunde des Inhalts aus: „Wir versprechen den Lehenseid dem Könige zu leisten auf kommenden Sonntag nach dem Fest der Kreuzeserhöhung, so wie ihn unsre Vorfahren vor Zeiten den Kaisern geleistet, und zwar an dem Orte, welchen er noch dazu bestimmen wird. Und dieß verheissen wir mit einem feierlichen Eide, bei Strafe von 15,000 Mark Silber, für deren Zahlung wir unsern Oheim, Graf Johann von Chalons, als Bürgen stellen."

Der Graf von Burgund hielt auch, was er geſchworen. Am 20. September d. J. erſchien er zu Baſel vor dem König, und leiſtete den Lehenseid.

Der König ſprach ihn und ſeine Erben jetzt los von der Reichsacht; er verzieh ihm und ſeinen Erben Alles, was Mißfälliges von ſeiner Seite geſchehen, und belehnte ihn und ſeine Erben mit Alle dem, was er bisher vom Reiche beſeſſen hatte.

So hatte König Rudolf nicht nur einen mächtigen Fürſten wiedert in engere Verbindung mit dem deutſchen Reiche gebrach, und jenen Kreis von Vaſallen erweitert, die, wie die Markgrafen in älteſter Zeit, gleichſam die deutſchen Gränzwächter gegen die franzöſiſchen Lande bildeten; ſondern er hatte auch ſeine blühende Ritterſchaft den übermüthigen Nachbarn unter die Augen geführt; und wohl mag nur der Anblick dieſes ſchlagfertigen deutſchen Heers den Franzoſen ſchon ſo viel Ehrfurcht eingeflößt haben, daß es ihnen wünſchenswerth war, nicht die Kraft der deutſchen Fäuſte im Kampf gefühlt zu haben. Auch König Rudolf ſelbſt mag beſonders damals gefühlt haben, was es heiße, ſolche Männer die Seinen zu nennen, denn er ſoll um jene Zeit geſagt haben: mit 4000 Reitern und 40,000 Fußgängern deutſcher Nation woll' er überall in der Welt den Sieg davon tragen.

In der Zeit, da der mächtige Vaſall aus Burgund

Frieden noch Sühne der Stadt geben, die er bisher unter so viel Müh' und Entbehrung belagert hatte. Die Nacht unterbrach die Unterhandlung; jeder Theil blieb da, wo sie zuvor lagen. Als aber der Morgen kam, da kehrten die Franzosen von dannen wohl eine Tagweite, und legten sich da nieder. Jetzt kam auch wieder der Herzog mit dem Bischof vor den König, um in der Unterhandlung fortzufahren. Nach langem Bitten brachten sie zuletzt den König dahin, daß die Sache an vier Schiedsmänner auf beiden Seiten zur Entscheidung übertragen werden sollte. Die entschieden, daß der Graf von der Verbindung mit Frankreich lasse; der König aber wurde mit Mühe dazu bestimmt, daß er des dritten Morgens früh von der Stadt fuhr, unter der Bedingung, wenn der Graf von Burgund zu einer bestimmten Zeit sich vor dem König stelle, um zu leisten, was er gelobt hatte, und was ihm weiter angesetzt würde. Wahrscheinlich bald nach seiner Heimkehr stellte Graf Otto von Burgund am 1. September 1289 eine feierliche Urkunde des Inhalts aus: „Wir versprechen den Lehenseid dem Könige zu leisten auf kommenden Sonntag nach dem Fest der Kreuzeserhöhung, so wie ihn unsre Vorfahren vor Zeiten den Kaisern geleistet, und zwar an dem Orte, welchen er noch dazu bestimmen wird. Und dieß verheissen wir mit einem feierlichen Eide, bei Strafe von 15,000 Mark Silber, für deren Zahlung wir unsern Oheim, Graf Johann von Chalons, als Bürgen stellen."

Der Graf von Burgund hielt auch, was er geſchworen. Am 20. September d. J. erſchien er zu Baſel vor dem König, und leiſtete den Lehenseid.

Der König ſprach ihn und ſeine Erben jetzt los von der Reichsacht; er verzieh ihm und ſeinen Erben Alles, was Mißfälliges von ſeiner Seite geſchehen, und belehnte ihn und ſeine Erben mit Alle dem, was er bisher vom Reiche beſeſſen hatte.

So hatte König Rudolf nicht nur einen mächtigen Fürſten wiedert in engere Verbindung mit dem deutſchen Reiche gebrach, und jenen Kreis von Vaſallen erweitert, die, wie die Markgrafen in älteſter Zeit, gleichſam die deutſchen Gränzwächter gegen die franzöſiſchen Lande bildeten; ſondern er hatte auch ſeine blühende Ritterſchaft den übermüthigen Nachbarn unter die Augen geführt; und wohl mag nur der Anblick dieſes ſchlagfertigen deutſchen Heers den Franzoſen ſchon ſo viel Ehrfurcht eingeflößt haben, daß es ihnen wünſchenswerth war, nicht die Kraft der deutſchen Fäuſte im Kampf gefühlt zu haben. Auch König Rudolf ſelbſt mag beſonders damals gefühlt haben, was es heiße, ſolche Männer die Seinen zu nennen, denn er ſoll um jene Zeit geſagt haben: mit 4000 Reitern und 40,000 Fußgängern deutſcher Nation woll' er überall in der Welt den Sieg davon tragen.

In der Zeit, da der mächtige Vaſall aus Burgund

zu Baſel ſeine Lehen empfing, erhielt König Rudolf den Beruf, noch einmal den Schiedsrichter zwiſchen Graf Egon von Freiburg und der Stadt Freiburg zu machen. Desgleichen ſchlichtete er, wohl um dieſelbe Zeit, einen Handel zwiſchen den Biſchöfen Mangold von Würzburg und Arnold von Bamberg.

Der von Würzburg war für Arnold, den Biſchof von Bamberg, für eine gewiſſe Summe Bürge geworden, die derſelbe von den Juden zu Nürnberg entlehnt hatte. Als nun die Zeit kam, daß der von Bamberg zahlen ſollte, und nicht wollte oder konnte, da hielten ſich die Juden an Biſchof Mangold; ſie fuhren auf ſein Eigenthum, und machten ſich ſelbſt bezahlt. Alsbald berichtete Mangold an den Biſchof von Bamberg, und befragte ihn, was er thun ſollte; der aber kümmerte ſich wenig um den Schaden ſeines Bürgen, und that noch dazu unzeitliche Reden. Das nahm der von Würzburg nicht gleichgültig auf; es kam zwiſchen beiden geiſtlichen Herren zu einer Fehde, und es war nahe daran, daß ſie gegen einander zu Felde zogen. Aber der König trat zwiſchen ſie, als ſie ſchon die Waffen gegen einander erheben wollten. Er beſtimmte ihnen einen Tag nach Augsburg, wo ſie vor ihm erſcheinen, und ihre Sache vorlegen ſollten. Sie kamen beide zur beſtimmten Zeit. Da redete der von Würzburg, wie ſein Schaden, den er um des Herrn von Bamberg willen erlitten hätten, ſo groß wäre, daß er ſich eben gen Rom

wenden müßte, möge es nun ſein Verluſt oder Gewinn werden. Darauf ſprach der Herr von Bamberg: eh' er ſich wegen des Herrn von Würzburg nach Rom zitiren laſſe, wolle er lieber disputiren mit Schwert und Helm, daß das Gras und der Staub von dem Blute naß werde; denn Arnold von Bamberg war ein muthiger und kriegsfreudiger Herr. Als König Rudolf ſah, wie es ſchwer wäre, den Haß zwiſchen beiden, gegen einander ſo erbitterten Männern, zu ſtillen, die er doch ſo gern wieder vereinigt hätte, ſo erſann er eine Liſt, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Er ließ es nicht dazu kommen, daß die Sache vor den Papſt kam, und ſetzte einen langen Stillſtand in ihrem Streite an. So wurde kluger Weiſe der Ausbruch einer öffentlichen Fehde verhindert.

Den Spätherbſt des Jahrs 1289 verbrachte der König größtentheils im Elſaß. Wie der alte einundſiebenzigjährige Greis die von Reichsgeſchäften und Kriegen freie Zeit vertrieben, und noch ſo recht lebensmuthig war, hat uns ſein Zeitgenoſſe, Ottokar von Horneck, überliefert.

Um die traurigen Stunden ſich zu vertreiben, die bei Hoch und Nieder, bei Arm und Reich im hohen Alter nie ausbleiben, ſo mußte man überall, wo er einige Zeit ſich aufhielt, um ihn ſchauen der holden Frauen die Menge; die mußten ihm Freuden machen mit Reigen und Tanz, und andrer Kurzweil. Ja, wenn wir einem ſpäteren Berichterſtatter glauben dürfen, ſo berief er, ſo oft er von

ſeinem hektiſchen Fieber befallen wurde, die Frauen und Töchter ſeiner Fürſten und Herren zu ſich, und gab ihnen in Gegenwart der Ihrigen Küſſe. Wenn man ihn fragte, warum er alſo thue, ſo antwortete er freundlich, wie er es gewohnt war: Ich finde kein probateres Mittel, um wieder geſund zu werden, als wenn ich den zarten Hauch der Jungfrauen und Mägdlein einathme. Darüber lachten allemal die edlen Herren, und da ſie ihn gar lieb hatten, ſo führten ſie öfters ihre Frauen und Töchter ſelbſt zu dem ehrbaren Greiſen.

Sechstes Buch.

König Rudolf's letzte Thätigkeit und Tod.

Jahr 1289 bis 1291.

Von nun an (1289) wendete ſich der König mit all ſeiner Thätigkeit dem Herzen Deutſchlands zu. Leicht konnte man bisher glauben, er ſetze die nördlichen Gegenden mehr aus den Augen, denn wirklich ſehen wir ihn auf all ſeinen Reiſen nur einmal, als er gegen den Pſeudo-Friedrich zog, die Gränzen des Frankenlandes überſchreiten, und er iſt immer nur dem Süden Deutſchlands zugewendet. Daß aber ſeine Regenten-Sorge auch die nördlicheren Theile ſeines Reichs umfaßte, und daß er in der Ferne ſegensreich auf ſie wirkte, wenn nicht in eigner Perſon, doch durch vertraute Werkzeuge ſeines Willens, — das iſt außer allen Zweifel geſetzt. Aber ebenſo iſt es auch eine anerkannte Wahrheit, daß ſein Fernebleiben vom Herzen Deutſchlands manche Unordnungen entſtehen ließ, die im Angeſicht des Königs, welchen man ſo ſehr fürchtete, als liebte, nie vorgekommen wären. Beſonders waren die traurigen Folgen des Interregnums in dieſen Gegenden noch gar zu ſichtbar. Ungeſcheut bekriegte der Mächtigere den Schwächeren und da macht kein Stand eine Ausnahme. Hochgeſtellte geiſtliche Herren halten es nicht für ungeziemend,

über den Rock, in dem ſie zuvor am Altare dienten, den Ringpanzer zu ſchütten, und die Waffen in die Hand zu nehmen, welche zuvor nur die Monſtranz getragen — ſie befehden ihres Gleichen und ihre Unterthanen. Bürger erheben gegen Bürger ihre Waffen, wie zu Erfurt, wo im Jahr 1283 ein gewiſſer Vollrath von Gotha einen ſolchen Aufſtand unter den Bürgern erregte, daß es bald zu dem ſchrecklichſten Blutbad gekommen wäre. Vor Allem aber hatte eine Klaſſe immer noch ihrer alten Gewohnheit nicht entſagt, die ſie während des Interregnums als ein Recht gleichſam ſich angemaßt: die Leute vom geringeren Adel trieben auf ihren Burgen ein Handwerk, das vom Vater auf den Sohn ſich vererbte, und Niemand hinderte ſie darin, ſo daß ſie es zuletzt für keine Sünde mehr hielten, von ihren ſteilen Burgen herabzuſtürzen, um den ſorglos dahin ziehenden Wanderer zu berauben, ihn gefangen auf ihr Felſenneſt zu führen, und nur gegen große Löſegelder zu erledigen. Im Schwabenland war auch dieſe Sitte im Schwange geweſen, aber König Rudolf zog oft in eigner Perſon vor die Burgen ſolcher größeren und kleineren Raubritter, brach ihre Burgen und machte dieſem Heckenreiten ein Ende in dieſen Landen; und wo er eine ſolche Burg gebrochen hatte, da wurde ſie nimmer aufgebaut, denn der überall und zu aller Zeit Gegenwärtige war mächtig genug, um es zu wehren.

Aber in den nördlicheren Stamſen Deutſchlands war

noch das alte Weſen geblieben; beſonders im Thüringerlande. Die Höhen des Thüringerwaldes waren zu gut gelegen, um nicht die Beſitzer der zahlreichen Burgen, welche von jedem Hügel herabſchauten, zum Handwerck der Raubritter zu verlocken, und in dieſer unwürdigen Thätigkeit zu erhalten. Es war noch Keiner gekommen, wie König Rudolf, der dieſe Raubvögel in ihren Horſten aufſuchte; darum ließen ſie ſichs wohl ſein, und wurden fett von ihrem Raube im Schatten der dunkeln Wälder. Doch das Unrecht bleibt nicht verborgen, und die Klage der Unterdrückten muß einmal vor die Ohren des Rächers kommen. Warum ſollte die Klage über ſolche Räuber nicht zu dem guten König der Deutſchen, der überall half, wo er helfen konnte, überall rettete, wo noch zu retten war, gedrungen ſein? Der König hörte von dieſem Jammer und Elend in Thüringen, darum ſendete er, da er in Schwaben mit den widerſpenſtigen Grafen von Würtemberg und Helfenſtein genug zu thun hatte, in ſeinem Namen ſeinen lieben Freund, den Erzbiſchof Heinrich von Mainz im Jahr 1287 nach Thüringen. Der wurde von dem Volk und der Geiſtlichkeit zu Erfurt in allen Ehren empfangen und aufgenommen. Er rief nun die Fürſten des Landes, ſo wie die vom höheren und niederen Adel zu einer Verſammlung, und begann mit ihnen wegen eines herzuſtellenden Friedens zu unterhandeln, da ſchon manche Jahre her durch gottloſe Menſchen Raub, Mord und Brand in dieſen Gegenden verübt wor-

den war. Der Erzbischof brachte es durch die Gewalt seiner Rede mit sanften Ermahnungen bei den Fürsten und Edlen so weit, daß sie wirklich einen dauernden Frieden durch das ganze Land gelobten und herstellten.

Wenn nun auch unter jenem Jammer und Elend, das in Thüringen herrschte, und was zu beschwichtigen, der Bischof vom König dahin gesendet wurde, theils jener Aufruhr zu Erfurt, theils auch die so verderblich in die Ordnung und Ruhe des Landes eingreifende Mißhelligkeit im Thüringer-Regentenhause begriffen werden muß; so werden wir es doch nach den eigenen Worten des Chronisten für wahrscheinlicher finden, daß die Sendung des Erzbischofs besonders darauf abgesehen war, gegen jenes immer mehr über Hand nehmende Unwesen Maaßregeln zu treffen, und die Fürsten und Edlen des Landes selbst aufzufordern, zur Herstellung der Ordnung und des Friedens durch sich selbst und unter einander zu wirken. — Die Sendung des Erzbischofs nach Thüringen erreichte wohl ihre Zwecke, aber nur auf kurze Zeit. Der Landfriede, den er bewirkt hatte, wurde bald wieder gebrochen; gingen ja die Fürsten des Landes dem Adel auf den Burgen des Thüringerwaldes mit dem traurigen Beispiel der Selbstbefehdung voran. Jetzt war die persönliche Gegenwart des Reichs-Oberhaupts nöthig, wenn nicht das Land durch innere Unruhen und Befehdungen seinem gänzlichen Verderben entgegen gehen wollte. Mit dem Anfang des De-

zember 1289 verläßt König Rudolf die Stadt Gelnhausen wohin er von Worms aus gekommen war, und auf St. Luzientag (13. Dezember(finden wir ihn vor den Thoren der Stadt Erfurt.

Es muß ein freudiges Gefühl für die Bürger der Stadt gewesen sein, als sie den hochverehrten, wenn auch kaum gekannten königlichen Greisen in die Stadt einziehen sahen, die er während seiner siebzehnjährigen Regierung wohl zum ersten Mal betreten hatte. Ihn geleitete ein in blanken Waffen glänzendes Kriegsvolk, aber noch vielmehr eine prächtige Schaar von Fürsten und Herren, deren sich immer mehrere auf dem Zuge an ihn angeschlossen hatten, um ihn zu begleiten. Prachtvoll, mit Gesang, Musik und schönen Aufzügen wurde der Längsterseh nte vor den Thoren begrüßt; als er aber durch diese getreten war, wurde er erst bei der Kirche der h. Maria von der Geistlichkeit unter Vortragung der Kreuze und der Reliquien, so wie von vielem Volk, feierlich empfangen. War des Königs Ankunft für diejenigen, welche die Ordnung und das Recht liebten, eine Ursache der Freude und des Jubels, und ging für die Unglücklichen und Bedrängten ein Stern der Hoffnung auf, daß bald ihr Jammer und Elend gestillt werde durch den helfenden und rettenden Freund des Volks — so mag auf der andern Seite die Kunde vom Erscheinen des Königs auf Thüringer Boden eine erschreckende gewesen sein, für diejenigen, die bisher

lauernd ſaßen in den Verſtecken des Thüringerwaldes; denn für ſie war erſchienen ein Rächer des vielen Unrechts, das ſie bisher ungeſehen und ungeſtraft geübt hatten. Sie waren es ja vor Allen, die frechen Raubrittter, denen der Zug des Königs in dieſe Gegenden galt.

Kaum hatte der König die Stadt betreten, ſo griff er zum Rächeramt, und freudig boten ihm die Bürger der Stadt Erfurt ihre Hand zur Unterſtützung. Mit ſeinen eignen Kriegsleuten und den Bürgern der Stadt rückte er in die Gegend von Ilmenau, und fing 29 Raubritter. Er ließ ſie gefeſſelt nach Erfurt bringen, hielt öffentlich Gericht über ſie, und ließ ſie nach Fug und Recht am Abend des heilige Thomas (20. Dezember) vor den Mauern der Stadt Erfurt enthaupten. Um Quadrageſimä des folgenden Jahres aber zog er an verſchiedene Orte des Thüringerlandes mit ſeinen Schaaren und den Bürgern von Erfurt, zu denen noch Volk aus ganz Thüringen ſich verſammelt hatte. Gegen 66 Burgen, wo ſich ſolche Raubritter aufhielten, wurden aufgeſucht, belagert und gebrochen; unter andern die Raubſchlöſſer Glauberg, Lindheim, Bommesheim, Holzhauſen, Höchſt, Ruhrbach, Stolzenberg. Als die Burg Krieg gewonnen und gebrochen wurde, da ließ der König den Beſitzer derſelben, der ſich Fuwer nannte, mit noch 14 andern von Adel an Roßſchweife binden und zu Tode ſchleifen. Um dieſelbe Zeit wurde auch auf ſeinen Befehl die Burg Gyrſperg im Elſaß, deren Beſitzer längſt

ein Schrecken für die Gegend gewesen, belagert. Er ließ denen, die sie untergruben, ihre Nahrung und noch dazu 900 Pfunde reichen, um sie desto sichrer zu gewinnen, was auch geschah; denn am Morgen von Agathä Tag (5. Februar) ergaben sich die Herrn von Gyrsperg dem Landvogt von Elsaß auf Gnad' und Ungnade; aber nur ein Theil derselben wurde in Gnaden angenommen, und ihre Burg gebrochen. So widerfuhr solchen Störern des Landfriedens an allen Orten des Reichs ihr verdientes Recht.

Als König Rudolf ein so strenges Strafgericht übte, da fiel ein großer Schrecken über alle Räuber und Uebelthäter; sie flohen vor dem Angesicht des Königs und hielten sich von nun an ruhig, denn sie sahen, daß er den Landfrieden nicht nur verkündigen ließ, sondern, wie er ihn in eigner Person vollzog, und ihm Nachdruck gab mit der Schärfe des Schwerts.

Um Weihnachten hielt der König einen Reichshof zu Erfurt, den prächtigsten, der je von ihm gehalten worden. Dazu kamen aus der Nähe und Ferne viele geistliche und weltliche Fürsten, Freiherren und Edle, und welche nicht selbst erschienen, die schickten ihre Gesandten. Es kamen die Erzbischöfe von Mainz, von Salzburg und Magdeburg, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Hildesheim, Paderborn, Meißen, Halberstadt, Verdün, Eichstädt, Constanz u. a.; von weltlichen Fürsten erschienen: der Markgraf von Brandenburg der Lange, und der mit dem Pfeile,

ſein Bruder, der Markgraf Friedrich von Meißen, Landgraf Albrecht von Thüringen mit ſeinen Söhnen Friedrich und Diezmann; Herzog Heinrich von Braunſchweig, und ſeine Brüder Albert und Wilhelm, Landgraf Heinrich von Heſſen, der König von Böhmen, die Herzoge von Lüneburg und Sachſen, der Graf Gunzelin von Zwirin, der Graf von Katzenellenbogen und ſein Sohn, der Herzog von Mecklenburg, der Graf von Anhalt, zwei Gebrüder von Hohenlohe und ein Vetter derſelben, der Burggraf von Nürnberg und viele Andere. So viele erlauchte Fürſten waren noch ſelten um ihren König verſammelt. Unter die wichtigſten Verhandlungen dieſes Reichstags gehört unſtreitig die Beilegung der Mißhelligkeit zwiſchen dem Landgrafen Albrecht von Thüringen und ſeinen beiden Söhnen. Es iſt nöthig, den Leſer bis auf den Urſprung derſelben zurückzuführen.

Margaretha, die Tochter des erlauchten Kaiſer Friedrichs II. von Hohenſtaufen, hatte dem Landgrafen Albrecht von Thüringen, einem Sohne Heinrichs des Erlauchten, die Hand gegeben. Aber der Sohn verſtand es nicht, wie der Vater, zu ehren den Werth edler Frauen. Bald, nachdem ihm Margaretha zwei Söhne, Friedrich und Diezmann (Dietrich) geboren hatte, wandte Albrecht ſeine Neigung einem Kammerfräulein Margarethens, der Kunna (Kunegunde) von Iſenburg zu. Seiner Gemahlin wurde er von Stund an ſo gram, daß er Alles aufbot, eine Schuld an ihr zu finden, um ſich ſchicklicher Weiſe von

ihr trennen zu können. Die fand er aber nicht, darum wollte er einen kürzeren Weg einschlagen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er verabredete es mit einem Eselstreiber, der täglich das Holz in die Küche auf Wartburg führte, daß er die Landgräfin heimlich ermordete. Der aber hatte ein frommes Herz und eine bessere Gesinnung gegen seine Gebieterin; statt solch großes Unrecht zu üben, ließ er sich durch Kunna von Isenburg bei der Nacht in das Schlafgemach der Landgräfin führen, und offenbarte ihr, was ihr Gemahl über sie verhängt habe. Auf den Rath ihres Hofmeisters entschloß sich die Landgräfin, noch in derselben Nacht schleunig die Flucht zu ergreifen. Zuvor aber ging sie in das Gemach, wo ihre beiden Söhnlein schliefen. Die segnete sie und weinte bitterlich über ihnen. Als sie sich beabschiedete, küßte sie zum letztenmal noch die beiden; vor übergroßem Schmerz biß sie während des Küssens den Sohn Friedrich in seine Wange, daß er blutete. Das soll meinen Sohn, sprach sie beim Gehen, erinnern an mein Leid und jammervolles Scheiden, wann er groß wird. Sie nahm ihre Kleinode, um auf der Flucht ihr Leben damit zu fristen, und der Hofmeister ließ sie in einem Korbe, der an Leinlachen befestigt wurde, von dem Fenster der steilen Wartburg hinunter. Eine ihrer Jungfrauen, und derjenige, welcher statt ihres Mörders ihr Retter wurde, begleitete die edle Fürstin auf ihrer Flucht. Ueber Fulda nahm sie den Weg gen Frankfurt,

wo sie von den Bürgern freundlich aufgenommen wurde. In ihrer Mitte wählte sie ihren Aufenthalt; aber nicht auf lange, denn der Gram und die Bekümmerniß um ihre lieben Söhnlein nagte an ihrem Herzen: sie endete im Jahr 1271 ihr edles Leben — die letzte Sproße des erlauchten Hauses, das wenige Jahre zuvor mit Conradin untergegangen war. Indessen gebar Kunna von Isenburg dem Landgrafen einen Sohn; den hielt er sehr lieb, und wie er zuvor von seiner Gemahlin die Liebe seinem Kebsweibe zugewandt hatte, so wandte er jetzt sein Herz auch ab von seinen rechtmäßigen Söhnen, und Apitz, der unrechtmäßig erzeugte Sohn, wurde sein Liebling. Auch diese, die er nicht gerne um sich sah, brachte er sich auf schickliche Weise vom Halse. Als einmal sein Bruder, Markgraf Dietrich von Meißen zu ihm auf die Wartburg kam, so klagte er ihm heuchlerischer Weise, wie seine Frau untugendlich an ihm gethan hätte, und wäre mit einem Buben hinweggelaufen. Der Markgraf fragte: ob sie die Kinder mit ihr hätte? Als der Landgraf bemerkte, daß sie dieselben da gelassen habe, so sprach sein Bruder: Thut die Kinder von Euch, und gebt sie mir, so vergesset ihr der Gattin desto mehr. Dessen weigerte sich der Landgraf nicht: der von Osterland nahm die beiden Kinder, Friedrich und Diezmann, mit sich, und ließ sie an seinem Hof erziehen. Hier wurden sie in allen ritterlichen Tugenden unterrichtet, aber ihr Herz wandte sich ab von dem

unnatürlichen Vater und fiel dem ferner ſtehenden, ihrem Oheim, zu. Als die beiden jungen Herren zu Jahren kamen, da waren ſie eingedenk der Mißhandlung, welche von Seiten des Vaters der Mutter geſchehen war um des Kebsweibs willen, und wurden entgegen dem Vater und zuwider. Vielleicht mag ihnen auch damals ſchon kund geworden ſein, wie ihr Vater damit umging, ſeinem Liebling Apitz das Erbe von Thüringen zuzuwenden. Alſo erhoben ſie Fehde gegen ihren Vater, und etliche Grafen und Freiherren; auch andere ehrbare Leute aus Thüringen halfen ihnen dazu. Etliche hielten es aber auch mit dem Vater. Da geſchah es, daß Friedrich mit der gebißnen Wange im Jahre 1281 einen Rath ſeines Vaters gefangen bekam, der ihm beſonders lieb war; den führte er auf Schlaitheim und hielt ihn in Haft, bis er ſich mit 300 Mark Silbers löſte. Das verdroß gar ſehr den Landgrafen Albrecht; er verabredete es mit dem Grafen von Kefernberg, daß er hielte auf ſeinen Sohn Friedrich. Dieſer bekam ihn auch wirklich gefangen, und führte den Sohn zu ſeinem Vater auf Wartburg. Bei einem Jahr lang wurde Friedrich von ſeinem Vater in Haft gehalten; da kamen ehrbare Leute, die es heimlich mit dem Sohn hielten, auf die Wartburg, halfen ihm bei Nacht aus dem Kerker, und führten noch mit ſich, was ſie vermochten. Da, wo die Ciſterne der Burg war, ſtiegen ſie mit ihm über der Mauer, und brachten ihn alſo davon. Als ihn

nun Etliche von denen, die ihn gerettet hatten, darum straften, daß er sich wider den Vater gesetzt habe, anwortet er: „Alles, das er meinem Bruder und mir that, das vergesse ich wohl; aber des Beisses, den mir meine Mutter selig in den Backen gegeben, des kann ich so wenig vergessen, als mir die Narbe ganz vergehet.“ Im Jahr 1282 starb Markgraf Dietrich von Meißen; er hinterließ nur Einen Erben, Friedrich den Stammelnden, der gleichfalls ohne Kinder war. Darum hatte der Oheim noch bei seinen Lebzeiten die beiden Neffen Friedrich und Diezmann zu Erben seiner Lande bestimmt. Dieß verdroß seinen Bruder, den Landgrafen Albrecht von Thüringen, und wurde ihm neue Veranlassung gegen seine Söhne zu zürnen. Er ließ bald darauf seinen Sohn Apitz, den er mit Kunna von Isenburg im Ehebruch erzeugt hatte, für ehelich erklären; als Wappen erhielt er den Löwen von Thüringen mit einem Helm über das Haupt gestürzt. Der Landgraf wollte diesen seinen natürlichen Sohn jetzt förmlich zu seinem Erben und Nachfolger machen, mit Ausschließung seiner rechtmäßigen Söhne. Aber die ehrbaren Leute und Städte in Thüringen wollten ihm nicht huldigen. Nun gab er ihm die Burgen Tenneberg, Brandeberg, Braitenbach, Brandenfels und Wildeneck mit allen Leuten, die zu diesen Burgen gehörten; und er hätte ihm zum Schaden seiner Söhne noch mehr gegeben, aber die Thüringer Herren widerstanden ihm. Das erbitterte die beiden Söhne Al-

brechts über die Maßen; sie erneuerten die Fehde gegen ihren Vater. Friedrich griff ihn mit seinen Leuten zwischen Gotha und Eisenach an, bekam ihn nebst seinen Dienern gefangen, und führte ihn auf die Burg Landsberg, wo er ihn eine Weile gefangen hielt. Er glaubte ihn auf solche Weise zu nöthigen, daß er ihn und seinen Bruder Dietrich müßte zu ihrem Land kommen, und ihnen dasselbige huldigen lassen bei lebendigem Leibe. Die Söhne verfehlten eines Theils ihren Zweck nicht, aber sie mußten den Vater bald wieder losgeben, denn die Ritterschaft und die Städte des Landes warfen sich in den Handel. Auch soll sie ein Machtgebot König Rudolf's dazu bestimmt haben. Es kam zwischen beiden Theilen zu einem Vertrag. Dem zufolge überließ Landgraf Albrecht seinem Sohn Friedrich die Stadt Freiberg und das Gebirge mit allem Nutzen und allen Rechten, die Stadt Hayn mit dem Gerichte und allem Nutzen, der dazu gehört, so wie Torgau die Stadt, mit Land und Leuten und aller Zugehör; auch sollen beide Söhne Geleite, Zölle und Jahrmärkte mit einander gleich theilen. Somit sind alle Wirren und Brüche, die beide Theile zu einander haben, freundlich und gütlich geebnet und geeinet nach dem Rath der Leute, die beigezogen wurden. Geschehen zu Rochlitz im Jahr 1289, am neuen Jahrstage; es war eben an dem Ort, wohin der Landgraf Albrecht von Landsberg aus in Haft verlegt worden war. Wir sehen hieraus, daß hauptsächlich durch ein

Zusammentreten der Stände dieser Friede zwischen Vater und Söhnen geschlossen wurde; was dann zur Folge hatte, daß Landgraf Albrecht seiner Haft entlassen wurde. Mit diesem Vertrag war wohl die Feindseligkeit zwischen Vater und Söhnen gehoben, aber der Friede der Gemüther noch nicht hergestellt. Das war dem König aufbehalten, dem bekannten Vermittler und Friedefürsten. War ja einer seiner Hauptzwecke, die ihn bestimmten, nach Thüringen zu kommen, auch der gewesen, daß er die in Haß Getrennten, Vater und Söhne, welche er aus der Ferne durch seine Machtsprüche kaum zu vereinigen vermochte, nun in eigener Person zu einem dauernden Frieden brächte.

Vorerst setzte der König noch bei Lebzeiten des Markgrafen von Meißen, Friedrichs des Stammlers, fest, daß seine Vettern, Friedrich und Diezmann, in seinen Landen ihm nachfolgen sollten. Diese Bestimmung wurde auch vollzogen.

Es ist wahrscheinlich, daß Friedrich der Stammler, unmittelbar nachdem durch den König eine Bestimmung gemacht wurde, seinem Vetter Friedrich wirklich die Regierung seiner Lande abgetreten; denn in demselben Jahre noch nennt sich Friedrich mit der gebissenen Wange einen Markgrafen zu Meißen, zu Orient und zu Landisberch.

Nachdem dieß, wohl nur mit einem erzwungenen Ja des Landgrafen Albrecht von Thüringen geschehen war,

ſicherte der König den beiden Söhnen Friedrich und Diezmann auch die Nachfolge in den väterlichen Landen mit Ausſchlieſſung des unehelichen Bruders Apitz. Ueberhaupt ſtiftete er jetzt eine vollkommene Sühne zwiſchen Vater und Söhnen, und es wurde eine feierliche Urkunde darüber ausgeſtellt, des Inhalts:

Wir Albrecht, Landgrafe zu Thüringen, und Friedrich zu Miſſen, Orient und Landsberg Markgrafe, bekennen, daß wir uns gütlich und freundlich mit einander berichtet und vereinet haben um alle die Sache, die zwiſchen uns mochten ſein, es wäre um Land, um Leute, um Anſprache und gemeinliche um Alles, das unter uns beiden während war; dieß haben wir Beide treulich gelobt, zu halten, vor unſerem Herren dem römiſchen Könige Rudolfen. Das geſchah vor vielen edlen und ehrbaren Zeugen an St. Johannis des Evangeliſten Tag, der nach Oſtern iſt [a]); und König Rudolf hängte ſein eigen Sigill an die Urkunde.

Am 6. Auguſt wurde ein zweiter Vertrag, zwiſchen dem Landgrafen Albrecht und ſeinem Sohne Friedrich abgeſchloſſen. Darin gelobt der Vater dem Sohne, „daß er hinfort weder ſein Haus, noch ſeine Städte, noch ſein Land, noch ſeine Leute, noch ſein Fürſtenthum, verkaufen, verſetzen, verleihen noch vergeben ſolle wider ſeines Sohnes Willen; aber ſeinem Sohn Apitz möge er ein Erbtheil geben nach ſeinem Willen, doch nach beider Söhne Rath.“

Was Landgraf Albrecht im erſteren wie im letzteren Vertrage gelobt hatte, wurde nicht gehalten; wohl Friede, ſo lange König Rudolf anweſend war, aber mit ſeinem Eigenthum verfuhr er, wie er wollte, ohne mit ſeinen Söhnen darüber zu berathen. Er vergabte und verkaufte viele Güter: das aus letzteren erlöſte Geld aber gab er an Kunna von Iſenburg und ihren Sohn Apitz. Da ihm die Hand gebunden war, liegende Beſitzthümer demſelben zuzuwenden, ſo ſuchte er auf ſolche Weiſe dieſen Sohn zu begünſtigen. Ueberhaupt ſchien er von nun an ſein ganzes Streben darauf zu richten, wie er ſo geſchmälert als möglich ſeinen Söhnen das Erbe hinterließe, welches er ihnen nur gezwungen zugeſagt hatte. Es war gerade in Thüringen eine Zeit, wo man ſeine Mittel prächtig und herrlich anwenden konnte. Die Hofhaltung des Königs zu Erfurt gab den anweſenden Fürſten Gelegenheit, in ihrer Pracht ſich zu zeigen. Jeden Tag zogen neue Gäſte ein, um den Hof des Königs zu verherrlichen, und jedem Gaſte wurde ein neuer prächtiger Empfang bereitet. Nach Oſtern (1290) traf die Königin von Böhmen, und ihre Schweſter, die Herzogin von Sachſen, in Erfurt ein: der königliche Vater hatte ſie dahin eingeladen, um ſich wohl zum letztenmal im Leben im Umgang ſeiner geliebten Töchter zu erfreuen. Im Garten des Kloſters St. Petri hielt er ihnen ein Feſtmahl, wobei er die Ritter, welche ſie in ihrem Gefolg hatten, ſo wie ihre Diener und Dienerinnen

sämmtlich so herrlich bewirthete, wie man es nur von einem königlichen Mahle erwarten konnte. Während sich König Rudolf so mit seinen Töchtern erfreute, kam eine traurige Kunde nach Erfurt, die nicht wenig das Herz des Greisen erschüttert haben muß. Sein geliebter Sohn Rudolf, der in den meisten Kriegsunternehmungen dem Vater bisher so ritterlich zur Seite gestanden war, starb zu Prag am Hofe seines Schwagers, im Mai des Jahrs 1290. Um dem in der Ferne dahin Geschiedenen noch eine verdiente Ehre zu erweisen, ließ er demselben in St. Petri Kloster feierliche Erequien halten. In Gegenwart der versammelten Mönche aus allen Klöstern der Stadt, der Kapitel der Geistlichen und der gesammten Einwohnerschaft wurde dem Verstorbenen im Chor der Kirche ein Todtenamt gehalten. Dabei hielt die erste Messe der Bischof von Lavent, die zweite der Bischof Christian von Samnium, die dritte der Erzbischof von Salzburg. An diese kirchliche Feierlichkeit knüpften sich noch andere. Am Tage des Bonifazius wurde der neue Chor der Kapelle zur heiligen Jungfrau von Herrn Konrad dem Bischofe von Lavent in Gegenwart des ehrwürdigen Herrn Erzbischofs von Salzburg eingeweiht. Dann wurde am Tage des heiligen Barnabas der Altar St. Leonhards von dem genannten Bischof von Lavent eingeweiht, in Gegenwart des Erzbischofs von Salzburg; es wurde ein Mahl gehalten, wobei der Erzbischof zween Büßende einführte;

mehr als zweitausend Personen verschiedenen Geschlechts und Alters ertheilte der Erzbischof von Salzburg die Weihe. Eilf Wochen war dieser Erzbischof im Kloster St. Peter zur Herberge, aber nicht zum Schaden des Convents: die sämmtlichen Brüder, von dem an, der Profeß gethan hatte bis zum Novizen, sonnten sich, nach dem Ausdruck des Chronisten, unter der Gnade des hochwürdigen Erzbischofs, wie sich die Küchlein unter den Flügeln der Henne wärmen. Während seines Aufenthalts im Kloster lud er täglich die sämmtlichen Brüder zu seiner eignen Tafel, und erquickte sie so reichlich, wie es ihnen selten zu Theil wurde.

Die kirchlichen Feierlichkeiten unterbrach der verschwenderisch gewordene Landgraf Albrecht wieder durch eine weltliche Festivität; wenn auch nicht zu Haß und Widerwillen seinen Söhnen, so geschah es doch, um sich vor den auf dem Reichstag versammelten Fürsten und Herren als denjenigen zu zeigen, dem es noch nicht an Mitteln fehlte, vor Andern zu glänzen, der es auch zur Ehre sich schätzte, daß sein Herr und König so lange auf seinem Grund und Boden zu verweilen geruhte. Um Pfingsten, zu einer Zeit, wo man gewöhnlich die ritterlichen Feste beging, auf prangenden Wiesen, unter blühenden Bäumen — da hielt er auf dem St. Petersberge ein Hochfest; in Gegenwart des Königs und vieler anderer Herren und Ritter gab er sechszehn Jünglingen den Ritterschlag. Er

ertheilte ihnen dabei Lehen und Güter, köſtliche Kleider, Harniſche und Pferde; denn er achtete deſſen nimmer, ob er mehr oder weniger beſaß, oder ob es auch zu ſeiner Söhne Schaden und Nachtheil geſchah.

An St. Ulrichs Tage folgte ein anderes heiteres Feſt, von Seiten des Königs veranſtaltet. Er verlobte ein Fräulein ſeiner Verwandtſchaft, welche der Biſchof von Conſtanz mit ſich vom See her gebracht hatte, mit einem vornehmen Grafen von Kleve. Der Erzbiſchof von Salzburg führte ſie mit großer Feierlichkeit in die Kirche des St. Petri Kloſters, und hielt eine Meſſe ihr zu Ehren, in Gegenwart des Königs, ſo wie geiſtlicher und weltlicher Fürſten, und vieler Grafen, Herren und Ritter. Der König veranſtaltete darnach ein großes Feſtmahl, wozu er alle die Herren nebſt den edlen Frauen einlud, welche zur Familie der Braut gehörten, und von da und dorther ſich eingefunden hatten. Das Mahl wurde mit königlicher Pracht bereitet; die Tiſche für die Gäſte wurden im Kreuzgang des St. Petri Kloſters aufgeſtellt. Es mag ein wonnigliches Leben in dieſen Tagen zu Erfurt geweſen ſein: wohl erholte ſich das Herz des königlichen Greiſen in jenen Stunden der Freude vom Schmerz um ſeinen geliebten Sohn; und wenn er auch nicht ſo bald vergeſſen konnte, ſo mag doch unter dem Klange der Becher ſeine Bruſt wieder der Freude ſich geöffnet haben. Seine heitere Laune verließ ihn nie, weder unter den Beſchwerden des herannahenden Alters,

noch in der Stunde des Schmerzens, wo schwache Menschen gewöhnlich unterliegen. War es auch nicht in den zuletzt angeführten Tagen des Festes, so war es doch bei einer andern frohen Gelegenheit, wo er ein großes Glas mit Bier in die Hand nahm, das ihm gerade köstlich gemundet hatte, es hoch in die Höhe hob, und ausrief: hol' ein, hol' ein, ein gut Erfurtisch Bier hat Herr Sifrid von Butstädt ufgethan! Vielleicht äußerte der König wieder seine heitere Laune bei der freudigen Veranlassung, als am Sonntag nach Mariä Himmelfarth neue liebe Gäste eintrafen.

Albrecht, Herzog von Oesterreich, besuchte in Begleitung vieler Freiherren, Ritter und Knechte, und mit sich führend einen Vorrath von allen möglichen Reichthümern und Bequemlichkeiten, seinen Vater zu Erfurt. An ihn hatten sich auch der Herzog Ludwig von Baiern, so wie Herzog Mainhard von Kärnthen mit andern Herren angeschlossen. Nach dem Willen des Königs nahmen diese Alle ihre Herberge in St. Peters Kloster auf 14 Tage lang. Durch sie und ihr Gesinde wurden alle Gelasse und Magazine des Klosters, die außerhalb sich befanden, angefüllt; nur der Schlafsaal und das Winter-Refektorium blieb den Mönchen noch zur Benutzung übrig.

Der Herzog lud den König seinen Vater, so wie seinen Schwager, den König von Böhmen sammt ihrer Ritterschaft zu einem Mahle ein. Im Sommer Refek-

torium der Mönche und im Kreuzgang des Klosters wurden die Gäste gesetzt, und herrlich und prächtig, wie es nur von einem Herzog erwartet werden konnte, bewirthet.

War der Aufenthalt des Königs zu Erfurt reich an freudigen Tagen, so wurde er doch auch durch manches betrübende Ereigniß für manche der Anwesenden eine schmerzliche Erinnerung. Von dem Tode Herzog Rudolf's war schon die Rede, aber auch andere wichtige Männer raffte das Jahr 1290 dahin. Es starb in dieser Zeit der Sohn des Grafen von Katzenellenbogen, den wir so oft in König Rudolf's Begleitung gefunden; der Name des jungen Grafen ist nicht genannt.

Im Juni desselben Jahres wurde Graf Otto von Bren in seinen blühendsten Jahren vom Tode hinweggerafft. Da er keinen Erben hinterließ, so übergab seine Mutter Elisabeth seine sämmtlichen Güter, die jährlich zwei tausend Mark Silbers betrugen, an den König; und dieser belehnte damit am 31. Juli seinen Enkel, den Sohn des Herzog Albrechts von Sachsen. Von den Herren von Hohenlohe, die den Reichstag zu Erfurt besuchten, starb der eine auf demselben. Der Bruder führte seinen Leichnam in die Heimath, um ihn dort im Familien-Begräbniß beizusetzen.

An Mariä Verkündigung verschied Graf Albrecht von Gleichen; er ward in der Kirche des heiligen Petrus mit aller Ehre begraben, und mit Recht, denn er hatte sich

um dieſe Kirche vielleicht mehr, als irgend ein Einheimiſcher verdient gemacht. Seine ſämmtlichen beweglichen Güter, die er hinterließ, vergabte er der St. Petri Kirche. Dieſe Güter waren mehr, als vierzig Mark Silber werth geweſen. Auch ſonſt war das Jahr, da König Rudolf in Erfurt ſich aufhielt, nicht ohne Bedeutung, wenigſtens nach den Begriffen jener Zeit. Im September um die dritte Stunde des Tags ereignete ſich eine partiale Sonnenfinſterniß. Geraume Zeit zuvor war ein Aſtrolog mit dem Markgrafen von Brandenburg zu dem König gekommen, und hatte es vorausgeſagt, auch niedergeſchrieben, daß ſie in dem Monat, an dem Tage und in der Stunde ſich ereignen werde. Wirklich traf es ſich auch zu, wie er vorhergeſagt hatte. An St. Valentins Tage aber ereignete ſich vor der Morgenſtunde eine Mondfinſterniß.

Wir haben über den geringfügigeren Ereigniſſen zu Erfurt, die ſich während des Königs Aufenthalts daſelbſt zutrugen, nicht das Wichtigere zu vergeſſen, darum berichten wir wenigſtens doch die hauptſächlichſten ſeiner ernſten Beſchäftigungen zum Wohl des geſammten deutſchen Landes.

Außer der Beilegung des Streites zwiſchen Landgraf Albrecht und ſeinen Söhnen ward ihm der Beruf, auch auswärtige Streitigkeiten zu vermitteln. So gelangte an ihn der Streit zwiſchen dem Erzbiſchof von Salzburg und dem Herzog Albrecht von Oeſterreich, oder vielmehr dem Landeshauptmann, Abt Heinrich von Admund. Es war

ein Streit, der schon lange dauerte, ohne sich entscheiden zu wollen, nur durch den König hoffte man, daß es noch geschehen könnte. Wir müssen auf die Ursache und den Gang der Mißhelligkeit zurückführen.

Erzbischof Rudolf von Salzburg, ein Geborner von Hoheneck aus Schwaben, war zuvor Kanzler König Rudolf's, und vielfältig in italienischen Angelegenheiten verwendet worden. Er wurde im Jahr 1286 einstimmig von dem Domkapitel in Salzburg zum Erzbischof erwählt. Er war, wie wir schon gehört, freigebig, wo es darauf ankam, sich zu zeigen, aber nicht milde gegen die Armen in seinem Sprengel, sondern belegte seine Unterthanen jährlich mit großer Steuer, da die Schwaben unter seinem Gesinde ihn viel kosteten. Die an seiner Gränze wohnenden Leute von Admont beschwerten sich über die großen Zölle, die er von ihnen forderte. Zu gleicher Zeit hatte Herzog Albrecht gegen den Erzbischof einen Unwillen gefaßt, daß er ihm das heimgefallne Lehen des Herrn von Landsee nicht ertheilen wollte. Also wandte sich der Abt von Admund an den König, der seinem Sohne die Weisung zuschickte, warum er dem Abt Gewalt anthun lasse, da er ihm doch zu Vogt und Schirmer gesetzt wäre? Alsbald that der Herzog dem Erzbischof dieß kund, und letzterer zeigte sich bereitwillig, jeglichem Gebresten, über dem der Abt klage, abzuhelfen. Jetzt suchte der Herzog mancherlei Beschwerden auf, z. B. daß der Erzbischof den Ort Rastatt auf

der Admund ſchen Vogtei angelegt habe, daß Oeſterreich auf die Burg Weißeneck Fordrung habe u. dgl. Der Salzburger ſchickte Abgeordnete an den Herzog; man vereinigte ſich endlich dahin, daß über ſechs Wochen ein Tag in Neuſtadt gehalten werden ſollte. Es geſchah; das Geſpräch aber zerſchlug ſich, indem der Herzog zornig fortging, und auch des Biſchofs Abreiſe beeilt ward. Aus Bruck ſendete der Salzburger noch einmal Friedensboten an den Herzog nach Wien, aber der antwortete: Ich bin ſo oft von Eurem Herrn betrogen worden, daß ich mich fürbaß nicht an ihn kehren will. Er hat mich und manchen Biedern umſonſt zu einer Theiding gemüht; nun ſei ihm alle Freundſchaft und Liebe abgeſagt. Ich muß über kurz oder lang Weißeneck dennoch haben, es ſei ihm lieb oder leid. Sofort baute Herzog Albrecht im Ensthale die Veſte Ensburg, um denen auf Raſtatt Trotz zu bieten. Dann nahm er zwei erzbiſchöfliche Ritter, Siebod von Lampetingen und Jakob von Thurn in ſeine Dienſte; durch die erfuhr man Alles, was in Salzburg vorging und beſchloſſen wurde.

Um gegen ſeinen Widerpart Maaßregeln zu ergreifen, hielt der Erzbiſchof bei Gelegenheit, da die Gebeine des heilige Virgilius erhoben wurden, ein Conzilium aller Biſchöfe und Prälaten des Erzbisthums. Vor der Geſammtſitzung nahm er zuerſt Rückſprache mit einzelnen, in Folge derſelben ſein Schreiben über die feſtzuſtellenden Punkte

eine Handfeſte entwerfen mußte, an welche die Biſchöfe ihre Inſigel hängten. Nur Einem, dem Leupold von Sekkau, gefiel ein Artikel nicht: „Welcher Pfaff von einem weltlichen Fürſten ein Amt annehme, ſolle in den Bann verfallen.“ Dagegen redete Leupold: „Mein Gotteshaus iſt Nichts, wenn mir der Fürſt abhold iſt; ich muß mein armes Gotteshaus erhalten, wie der Salzburger das ſeinige.“ Was auch die Andern ihm vorredeten, er beſiegelte nicht, und verſprach nur, im Conzil zu des Erzbiſchofs Satzungen zu ſchweigen. Als das Conzil begonnen hatte, las Meiſter Götz vor, in was ſich der Erzbiſchof und ſeine Suffraganen bereits vereinigt hätten, und theilte die Handfeſte mit. Wiewohl es den Biſchofen däuchte, daß Manches anders, als ſie meinten, abgefaßt wäre, ſo ſchwiegen ſie dennoch ſtill, und die Conſtitution ward feſtgeſetzt, „dem Herkommen gemäß, wie man von Alters hier in einem Conzil mit den Pfaffen zu verfahren pflegt.“ Der Abt von Admund, den ebenſo wie den Leupold von Sekkau die Satzungen hauptſächlich gemeint hatten, machte ſich ſo ſchnell als möglich davon. Das geſchah im Jahr 1288.

Als der Herzog dieß vernahm, rief er: „Was nun verloren oder gewonnen werden mag, ich ſetz' es Alles auf die Wage.“ Sofort ließ er die in ſeinen Landen liegenden Güter des Erzbiſchofs in Beſchlag nehmen; dagegen rüſtete ſich der von Salzburg, fiel in des Abts

Gebiet und nahm Ensburg und andere Veſten weg. Auf dieß gewann der Herzog Freiſach und Varsburg, die Veſten des Erzbiſchofs. Um den Krieg zu enden, wurde von den Biſchöfen von Sekkau, Paſſau und Freiſingen dahin unterhandelt, daß ein Tag nach Wels angeſetzt würde, um die Streitigkeit vorzunehmen. Als aber die dazu eingeladenen Fürſten Ludwig und Heinrich von Baiern nicht erſchienen, ſo wurde über ſechs Wochen ein Tag nach Linz verkündigt Das war durch die Herzogin Eliſabeth bewirkt, die gar gerne die ſtreitenden Männer verſöhnt hätte. Als der Erzbiſchof vor dem Herzog zu Wels erſchien, nahm er und ſeine Gemahlin ihn bei der Hand und nöthigten ihn, in ihre Mitte ſich zu ſetzen. In den Tagen darauf gab es zu Wels allerlei Kurzweil, indem viel ſchöne Frauen in der Herzogin Gefolge an Tänzen und Reigen ſich ergötzten.

Der Tag zu Linz erſchien und führte zu einem beſſeren Zwecke. Acht Schiedsrichter begannen die Arbeit und wurden nach drei Tagen fertig. Zwei gleichlautende Handfeſten wurden unter ihrem Vorſitz abgefaßt, und den beiden Fürſten zu beſiegeln übergeben, ohne daß ſie noch mit dem Inhalt derſelben bekannt waren. Vor der Verſammlung übergab nun der Biſchof von Regensburg im Namen Herzog Ludwigs von Baiern die eine der Handſchriften, beſiegelt mit des Erzbiſchofs Inſiegel, dem Herzog Albrecht mit den Worten: „Was in dieſem Brief

ſteht, iſt Euch hinfüro der Biſchof zu halten verſprochen; und wie er, ſo ſeine Nachfolger.“ Dann gab er die andre Handfeſte mit dem herzoglichen Inſiegel dem Erzbiſchof ſprechend: „Was Euch dieſer Brief ſagt, das ſeid Ihr gegen Oeſterreich zu thun ſchuldig; wir wollen auch, daß alles Gehäſſige zwiſchen euch abgethan ſei; und das gebieten wir Euch Beiden kraft des Eides, den ihr uns geleiſtet habt.“

Nach der Sitzung laſen des Herzogs Schreiber die Handfeſte; als ſie darin laſen, daß der Herzog nichts antaſten ſolle, was das Conzil zu Salzburg dem Erzbiſchof über ſeine Pfaffen erlaubt habe, ſo gaben ſie dem Abt von Admund davon Bericht. Der verlor vor Zorn faſt den Verſtand, und lief ſtracks zu dem Herzog. Er fiel ihm zu Füſſen. Herr Abt, was iſt Euch? ſprach dieſer und hob ihn in die Höhe. „Ei, entgegnete Abt Heinrich, ich hab' Euer Frommen und Eure Ehre ſtets mit Fleiß beſorgt und bewacht, und das ſoll nun der Biſchof an mir rächen? Ich habe Guts ſo viel, daß ich noch manches Jahr zum Kriegen Euch geholfen hätte. Was ſoll ich nun thun? Ich muß Euch jetzt verlaſſen und mein Vermögen, womit ich Euch gedient haben könnte, ſoll nun dem Salzburger zu Gebot ſtehen. Es kränkt mich, daß ihr Euch meiner entäußert habt. Aber beſſer iſt's, ich gehe nach Schwaben zu Eurem Vater; der wird nicht dulden, daß der Salzburger mir Unrecht thut.“ Sogleich läßt der

Herzog die Handfeſte bringen; als er ſieht, wie Weißeneck darin dem Erzbiſchof zugeſchreiben wurde, ſo geräth er in ſolchen Zorn, daß er die wächſernen Siegel von der Handfeſte reißt, und ſie ſo dem Erzbiſchof zurückbringen läßt. So war treulos und gewaltſamer Weiſe der Friede zerriſſen.

Sofort begann wieder die Feindſeligkeit. Der Abt weigerte ſich von Tag zu Tag, die Burg Weißeneck herauszugeben, und ſeine wie des Herzogs Leute raubten auf dem Gebiete des Gegners. Da ſah der Erzbiſchof kein andres Mittel mehr, als das Interdikt eintreten zu laſſen. Dagegen appellirte der Herzog beim Papſt. — Am meiſten betrübte ſich über die Wiederanknüpfung des Streites die Herzogin Eliſabeth; ſie ſuchte durch die Räthe ihres Gemahls unabläſſig, Frieden zu ſtiften. Da dieſe der Meinung waren, daß es am zweckmäſſigſten wäre, wenn der Erzbiſchof in eigner Perſon nach Wien käme, ſo mußten es dieſe ſo einleiten, daß es geſchah. Wirklich fuhr der von Salzburg auf der Donau nach Wien, aber auch der Abt von Admund traf mit mehreren ſeiner Feinde daſelbſt ein. Sobald der Erzbiſchof mit der Herzogin geredet hatte, ſo begab ſie ſich zu ihrem Gemahl, und bat ihn, dem Biſchof, der ſich ſo ſehr demüthigend zu Wien eingefunden hätte, freundlich entgegen zu kommen, bedenkend, wie hoch ſein Vater der König die Demüthigung eines Mannes aufnehmen würde, dem ſo viel Würde und

Ehre verliehen wäre, wie der von Salzburg besitze. Der Herzog zeigte sich bereitwillig, des Bischofs Meinung anhören zu wollen; aber der Abt von Admund belebte aufs Neue den Widerwillen im Herzen des Herzogs. Der Erzbischof verzichtete auf seinen an 10,000 Mark gerechneten Schaden, dagegen stützte sich Herzog Albrecht beharrlich auf seine zu Neustadt gemachten Forderungen. Der Erzbischof erbot sich, die Sache einer neuen Entscheidung, aber nur durch die früheren Schiedsrichter, zu unterwerfen; dagegen rieth der Abt dem Herzog, darauf zu beharren, daß der Erzbischof die Veste Rastatt herausgebe, auf Siegenberg und Weißeneck verzichte, und Ensburg nebst Steteneck wieder aufbaue. Das einzugehen war dem Bischof unmöglich; als er sah, daß keine Hoffnung zu einer Sühne wäre, so war er nur auf seine Heimreise bedacht. Dieser aber schienen wegen des freien Geleits Hindernisse im Wege zu liegen. Da verwendete sich die Herzogin bei ihrem Gemahl, daß er dem Erzbischof solches verschaffen möge; der Herzog hieß sie warten, bis er die Sache besprochen habe. Da rief die Herzogin: Was willt Du, Herr, noch bedenken? denn wird es der Abt inne, er gestattet es Dir nicht. Der Herzog sprang auf und ging zum Abt. Die Herzogin hatte nicht unrecht geahnt; wirklich brachte es Abt Heinrich dahin, daß der Herzog am andern Morgen dem Erzbischof sagen ließ: er müsse bleiben, sofern er nicht nachgebe. Auf solche Weise mußte

ſich dieſer als Gefangnen betrachten; er beſchloß aber, ſich zu keinem Vertrag zwingen zu laſſen. Indeſſen hatte Abt Heinrich wieder Neues erſonnen, und eröffnete den Biſchöfen von Chiemſee und Lavent: der einzige Ausweg ſei, wenn der Erzbiſchof Weißeneck in des Herzogs Gewalt ſtelle, die Handfeſte des Konzils und die von Linz vernichte, und alsdann dem zu Erfurt befindlichen Könige die Schlichtung des Streits anheimſtelle. Wirklich wurde der Erzbiſchof endlich dazu gebracht; er verſprach, was man forderte und reiſte unmuthig von Wien ab. Bald kamen Geſandte zu ihm nach Salzburg und in ihrer Gegenwart wurden die Inſiegel von beiden Handfeſten abgeriſſen.

Nun rüſtete der Herzog ſeine Botſchaft an den König; dazu wurden erwählt der Abt von Admund, Herr Ulrich von Capellen, der alte Ulrich Pruſchink und zwei ſchwäbiſche Herren. Der Abt zog nicht leer von dannen; er belud manch Saumthier mit Silber und Geld, verſahe ſich mit ſolchen Handfeſten, die ihm nützen konnten, und nahm auch die Ritter mit, welche dem Erzbiſchof abtrünnig geworden waren und ſich in die Dienſte Herzog Albrecht's begeben hatten. Auch der von Salzburg machte ſich auf den Weg mit einer Menge von Geiſtlichen und Dienern, um dem König ſeine Sache vorzutragen. Um Pfingſten traf der Erzbiſchof von Salzburg mit ſeinem Suffragan, dem Biſchof Conrad von Lavent, zu Erfurt

ein, wo er von dem König freundlich aufgenommen wurde; er nahm seinen Abstand im St. Peters-Kloster. — Acht Tage lang warteten die beiden streitenden Parteien, bis sie dem Könige vorbrachten, weßwegen sie gekommen waren. Endlich bat der Erzbischof den König und seine Räthe, ihm Gehör zu geben. Derselbe verschob es auf drei Tage, bis seine Räthe alle versammelt wären. Als diese angekommen waren, da begannen beide Parteien, ihren Streit vor den König zu bringen. Zuerst brachte, geschieden von seiner Gegenpartei, der von Salzburg seine Klage vor; nach diesem wurde, auch besonders, der Abt von Admund gehört. Für den Herzog von Oesterreich, sprach der letztere, sollen meine Gesellen sprechen, für mich aber will ich reden. Auf seines Gotteshauses Eigen, so klagte er, habe der Erzbischof eine Veste gebaut; von dieser aus geschehe ihm nun groß Ungemach, so daß alles Land dadurch ihm arm geworden. Das Alles sei geschehen, ungeachtet man doch gewußt habe, daß der Herzog von Oesterreich von altem Recht her Vogt und Schirmer des Kloster Admund sei. Damit zeigte er eine Handveste, in der Letzteres erwiesen liege. Man möge übrigens, schloß der Abt seine Rede, über Alles Diejenigen vernehmen, welche mit ihm gekommen wären. Nun begann auch der Prueschink und der Kapeller zu zeugen, wie der Erzbischof an den Klöstern Berchtolsgaden und Neuburg, über die der Herzog Vogt wäre, Ungemach übe; auch sprachen sie

von den übrigen Rechten, die der Herzog hätte an Stebenek, Sinzenberg und Weiſſeneck, und wie ihm an dieſen, ſo wie an Ensberg mannigfaltig Gewalt geſchehen wäre. Um die Ausſage der Genannten zu erhärten, mußten die ſalzburgiſchen Dienſtmannen zeugen, welche dem Erzbiſchof entronnen, und zu dem Herzog übergegangen waren; dieſe waren ſo vermeſſen, daß ſie das, was von des Herzogs Geſandten vergeſſen oder mit Fleiß verſchwiegen war, hervorſuchten, und alle ihren Sinn darauf richteten, wie ſie ihrem früheren Herrn Ungemach und Schaden mehrten.

Nun ließ der König beide Parteien zur Gegenrede kommen. Da entſtand ein großer Wortſtreit. Der Erzbiſchof legte dem König und ſeinen Räthen vor Alles, was er von dem Herzog von Oeſterreich erlitten hatte; wie ihm die Stadt Frieſach und Burg Vansdorf gebrochen worden war. Dagegen ſprach der Abt und der Kapeller: ehe der Herzog ihm je ein Leid gethan hätte, habe der Erzbiſchof ihm drei Veſten in Ensthal angenommen und aus der Erde gebrochen; alſo habe ſich der Herzog nur gerächt. Darnach brachte der von Salzburg vor, wie eine Ebnung zu Wels geſchehen ſei, was dann zu Linz erging, und wie der Herzog ihn beſchwert habe, da er nach des Abts Anweiſung die Handveſte zerriß. Auch erwähnte er, wie er manchen Raub und Brand hätte erdulden müſſen, wie man ihn ſofort zu einer Sühne nach Wien beſchieden habe, um ihn daſelbſt zu verhöhnen und zu verrichten, und

ihm dabei so übel gelungen wäre wegen des Abts von Admund. Dabei zog er hervor das gewisse Wahrzeichen: die beiden Briefe gab er dar, wovon er die Insiegel zu Salzburg hatte müssen abreissen.

Der König versprach dem Erzbischof von Salzburg, er wolle sich mit seinen Räthen darüber besprechen. Vierzehn Tage lang währte die Beredung; Tag und Nacht arbeitete der König daran, wie er die Sache zu Minne und Freundschaft bringe. Darauf sprach er zu dem von Salzburg: Ihr sehet wohl, wie dem von Admund seine Briefe besagen, daß ihm der Herzog von Oesterreich vor Gewalt sein Eigen schirmen soll. Antwortete der Erzbischof: Ich kann Euch gleichfalls Urkunden zeigen, die gegen den Abt sind, aber ich will es nicht thun zu dieser Frist; bringet mich zur Sühne mit dem von Oesterreich, das bitte ich Euch aufs Innigste. Was ich mit meinen Pfaffen zu schaffen habe, und sie gegen mir, das möge jetzund darnieder liegen, bis der Papst die Weil hat, uns zu verrichten. Das wollte dem Abt nicht recht einleuchten; er sprach: Herr König, nun sehet, wie er mich haßt und ansicht, daß es ihm nicht gut dünkt, vor Euch und den Fürsten von mir das Recht zu nehmen. So sieht man es nimmer von mir, bemerkte der von Salzburg, daß ich geistlich Gericht vor die Laien ziehe. Aber ich, entgegnete der Abt, ziehe mein Recht vor das Reich; schon längst hätte er mich verdammt, doch mochte es ihm nicht gelingen, denn der Papst hat

wohl vernommen, wie mein Recht liegt. Da mahnte der Erzbischof den König: er möchte gedenken an seine Verdienste, und das Gotteshaus und ihn nicht aus seinem Schrein lassen, vor Allem aber mit Minne oder Gericht seinen Streit mit dem von Oesterreich zu Ende bringen.

Da sprach der König: Gedenket, was ich zu thun habe; ich hörte, wie Leute, die Euch und dem Gotteshaus mit Dienst unterthan waren, ehe Ihr ihnen gram wurdet, von den Gesandten des Herzogs als Zeugen angerufen wurden. Jetzt verließ den von Salzburg der frohe Muth, als er sah, wie sich der König auf das Zeugniß derer berief, die ihm nie recht hold noch getreu waren. Er sprach: Diese nehme ich nicht an, da sie mit Trug dem Gotteshaus entrunnen sind, ob sie gleich an Gut, Leib und Kindern, von altem Recht dem Gotteshaus und ihm zu eigen angehören. Thut, was ich Euch bitte; ehret Gott damit und Euch selbst, und machet weder mehr noch minder; die Acht, welche hier sind auf meinen Schaden, die stellet mir zu Recht vor den Fürsten, und sehet, ob ich sie nicht überwinden mag mit rechter Kundschaft, und wenn sie die Eigenschaft dem Gotteshaus läugnen wollen, so lasset mich um sie stellen ihre nächsten Blutsfreunde. Uebergebet mir die Leute, wie mir das Recht es ertheilt. Alsdann, zu welcher Zeit oder an welchem Tag allhier vor dem Reich dem von Oesterreich Bewährung ertheilt werden mag, laßt uns sehen, ob ihm kein Zeuge irrend

entgegen tritt. Dieſe Gnade ſuch ich heut vor Euch und den Fürſten.

Als der Abt und der Kapeller dieß hörten, da ſank ihnen der gute Muth; ſie befürchteten, wenn es ſo ginge, daß ſie daran verlieren und Nichts gewinnen.

Nun hieß der König die Verſammelten zu ihrer Herberge fahren, und erklärte: er wollte alsbald hernach mit ſeinen Fürſten und Räthen heimlich und beſſer beſprechen und berathen über das, was der Erzbiſchof gebeten hätte. Jeglicher der Herrn kehrte in ſeine Herberge zurück. Der Abt und der Kapeller ſannen jetzt die ganze Nacht darüber nach, wie ſie die acht Genannten alſo wieder von dannen brächten, wie ſie gekommen waren. Darum ſuchten ſie Rath bei manchen Herren, und jeder ſuchte ſie zu belehren ſo gut als möglich; jedoch Alle ſagten: es läge allein an dem König, was der thun wolle, das würde der Sache ein Ziel ſtecken.

Während dieß geſchah und der König mit ſeinen Räthen früh und ſpät bedachte, wie er das Ding vollenden, und die Herren, die alſo heftig gegen einander lagen, fröhlich nach Hauſe ſenden möge, da nahm die Sache ſchnell eine andere Wendung. Am erſten Auguſt hielt der Erzbiſchof in der Kirche eine Meſſe; während er am Altare ſtand und ſang, überfiel ihn eine Krankheit. Sie begann am rechten Bein, wuchs immer höher herauf, und der Schmerz wurde nach und nach heftiger; hätte das Amt

länger gedauert, am Altare wäre er der Krankheit unterlegen. Nach der Meſſe mußte man ihn führen, denn er vermochte es nicht, den Fuß zu regen; kaum duldete er es vor Schmerzen, daß man ihn zur Herberge brachte. Der Erzbiſchof verzagte ſelbſt daran, daß er wieder geneſen würde von dieſer Krankheit; darum ſorgte er jetzt für das Wohl ſeiner Seele. Er klagte den Laien und Pfaffen, daß ihm leidiger wäre, denn ſein ſelbs Tod, der Kummer und die Noth, die ſein Gotteshaus erleiden müſſe. Immer ſchneller wuchs der Schmerz ſeiner Krankheit; die rechte Seite, Füße, Augen, Hand und Ohren wurden ihm gelähmt, daß er keines der Glieder mehr rühren konnte. Wie klagten da nicht die Diener um ihn, als ſie ſahen, daß ihr lieber Herr der Krankheit unterliegen müßte. Die Sonne beſchien keinen Fürſten, der ſo lieb und gut geſinnet war gegen die Seinen, wie der von Salzburg. Nun zog ſich der Schmerz auch in die andere Seite am zweiten Tage, ſo daß er ganz gelähmt und ohne Kraft dalag. Kaum hatte er noch Zeit, ſeine Geſchäfte zu ordnen. Er ſtarb, nachdem er die heilige Oelung empfangen, am dritten Tage, früh Morgens den 1. Auguſt 1290. Große Klage war um ihn bei den Seinigen, wie bei dem ganzen Convent des St. Petrikloſters, denn die erſteren hatten in ihm einen geliebten Herrn, die andern einen Vater der Barmherzigkeit und des Troſtes verloren, der nimmer zu erſetzen war. Sein Leib ohne Gebeine wurde

mit großer Feierlichkeit in Gegenwart des Königs, der Geistlichkeit und aller Mönchssammlungen, so wie der ganzen Einwohnerschaft der Stadt vor dem Altar der h. Mutter Gottes begraben; seine Gebeine aber wurden mit großer Trauer nach Salzburg gebracht. Auch da ward er mit großen Jammer und Schmerz empfangen, und seine Gebeine am Altar des heiligen Virgilius, den er selbst geweiht hatte, begraben. Zwölf junge Gesellen aus des Erzbischofs Gefolge mußten als Pfand für die Zehrung zu Erfurt bleiben — ein Beweis, welchen Aufwand der Verstorbene gemacht hatte.

Ueber den Tod des Bischofs gingen nachher verschiedenen Gerüchte. Die Einen hielten seine Krankheit für die sogenannte Apoplexie; Andere, und zwar solche, die es wissen konnten, verbreiteten das Gerücht, daß er ein Opfer der Tücke des Abts von Admund geworden. Der Ritter Friedrich von Wolfsau, ein Vertrauter des Erzbischofs, versicherte, daß die Unthat durch seinen Kämmerling verübt worden sei, den er von Kind an erzogen und so lieb gewonnen hatte, daß er ihm Alles anvertraute. Der wurde mit 50 Mark Silber bestochen, daß er den Schuh, welchen der Bischof trug, desselben Tags allenthalben mit Gift bestrich. Wer es veranstaltete, ließ sich leicht schließen; der undankbare und ungetreue Kämmerling aber hieß Ulrich und trat später in den Orden der grauen Mönche. Diese Vermuthung von dem gewalt-

samen Tode des Erzbischofs, und daß er durch den Abt von Admund herbeigeführt wurde, hat wirklich viel Wahrscheinliches, denn der ganze Verlauf des Handels zwischen Oesterreich und Salzburg zeigt, daß der Abt von Admund den Erzbischof auf den Tod haßte; ob mit Recht oder mit Unrecht, läßt sich nicht ganz ermitteln. Vielleicht haßte der Abt von Admund den von Salzburg weniger wegen seiner Person selbst, als wegen seines wichtigen Amtes, um das er sich nicht schnell genug bewerben konnte, nachdem es erledigt war. Dem war kein freudenreicherer Tag erschienen, als der, da sein Gegner aus dem Leben ging. Aber es frommte ihm doch Nichts, trotz dem, daß er zu Salzburg sein Gold und Silber verschwendete, um sich Stimmen zu erkaufen; er mußte, ohne seinen Zweck zu erreichen, in seine Abtei zurückkehren, als er schon nach Salzburg geritten kam, mit einer solchen Pracht, als wollte er das Pallium in Rom holen.

Besser war ihm zu Erfurt bei dem König gelungen. Sei es, daß der König zu viel auf den Abt von Admund und seine falschen Zeugen hörte, oder zuviel seinen Sohn, den Herzog Albrecht von Oesterreich, berücksichtigte, was wir wohl dem Vater, aber nicht dem König verzeihen können, der sich immer so unparteiisch zeigte — die Sache wandte sich, noch ehe der Erzbischof starb, zu Gunsten des Abts und des Herzogs. Am 19. Juni war ein Spruchbrief von dem König ausgestellt, daß das Erzstift Salzburg

kein anderes Recht auf die Vogtei des Klosters Admund und auf dessen Gut habe, als daß es von demselben den Herzogen von Oesterreich zu Lehen gegeben wurde. Und am 22. desselben Monats bestätigte der König auf Bitten Abt Heinrich's dem Kloster Admund alle Privilegien der Päpste, der Erzbischöfe von Salzburg und anderer Fürsten, erklärte auch, daß die Herzoge von Oesterreich und Steier beständige Vögte desselben wären.

So viel über die Salzburgische Streitsache, die wir aus dem Grunde ausführlicher berichten zu müssen glaubten, weil sie uns Blicke in den Zustand der von Herzog Albrecht beherrschten Oesterreichischen Lande thun ließ, die wir auf einige Zeit aus dem Gebiet unsrer Darstellung hatten verschwinden lassen.

Noch andere wichtige Angelegenheiten wurden auf dem Tage zu Erfurt vorgenommen.

Auch Herzog Albrecht war nicht allein auf demselben erschienen, um durch seine Ankunft jene Tage zu Erfurt zu verherrlichen, eine wichtige Angelegenheit, die Ungarn, das schöne Grenzland, betraf, sollte bereinigt werden.

So lange König Ladislaus lebte, war zwischen Herzog Albrecht von Oesterreich und ihm ein dauernder Friede, der nur durch die unruhigen und raubgierigen Graugrafen von Güns gestört wurde. Der Herzog zog gegen dieselben; das erste Mal war er weniger glücklich, ob er gleich ein Heer von 15000 gegen sie ins Feld geführt hatte, das zweite

Mal eroberte er nach hartnäckiger Vertheidigung der Einwohner die Stadt Güns, den Hauptsitz des Grafen Ywan, und es wurde nun ein Friede geschlossen, der um so dauernder war, da der Herzog das Land und die Burgen des Grafen in seiner Gewalt hielt. Vielleicht damals mag bei dem Herzoge die Begierde nach dem Gränzlande rege geworden sein, das er erst durch seine Züge dahin in seiner Schöne und Fruchtbarkeit kennen gelernt hatte. Als daher im Sommer 1290 der König Ladislaus von Ungarn von den Kumanen ermordet wurde, und mit ihm der Arpad'sche Königstamm in gerader Linie erlosch, so richtete Herzog Albrecht seine Augen auf das erledigte Königreich Ungarn. Der jeweilige deutsche König hatte die Lehen über dieses Königreich zu ertheilen, da dasselbe von König Bela IV. von Ungarn dem Kaiser Friedrich II. als Lehen aufgetragen worden war. Das war also nicht zu bestreiten, daß ein deutscher König das Königreich Ungarn als Lehen übertragen konnte, aber es mußte vorher erwiesen sein, ob man es als ein heimgefallnes Reichslehen betrachten konnte. Dieß war aber nicht der Fall, denn es bestand noch eine Seitenlinie des Arpad'schen Stammes, die wohl nicht mit Recht ausgeschlossen werden konnte. Ein Sprößling dieser Seitenlinie war noch vorhanden in dem jungen Prinzen Andreas, der bisher unter dem Namen eines Markgrafen von Este bekannt war, und am Hofe zu Wien in ärmlichen Umständen lebte. Als Ladislaus

ermordet war, ging ihm jetzt die Hoffnung zur Nachfolge in Ungarn auf, als einem rechtmäßigen Erben. Demnach erscheint es sonderbar, wie Herzog Albrecht nur den Gedanken fassen konnte, sich das Königreich Ungarn als Lehen ertheilen zu lassen, da noch ein Andrer da war, der gegründete Ansprüche auf die Krone machte.

Wirklich begab sich Herzog Albrecht nach Erfurt zu seinem Vater, um eine Sache durchzusetzen, die durchaus in keinem Rechte begründet war. Auch König Rudolf war so schwach, dem Ansuchen seines Sohnes Gehör zu schenken. Am 31. August stellt er die Urkunde aus, daß zu den Zeiten Kaiser Friedrichs II. in seiner eigenen und anderer Fürsten, Freien und Edlen Gegenwart der damalige König von Ungarn dieses Königreich als ein Reichslehen vom Kaiser empfangen habe, und an demselben Tage belehnte er seinen Sohn Albrecht mit dem durch den Tod des Königs Ladislaus dem Reiche heimgefallnen Königreich Ungarn. Diese Belehnung war aber von keinen wichtigen Folgen; ungeachtet dieß geschehen war, wählten die Ungarn den Prinzen ihrer Abkunft zum König von Ungarn, und Andreas ließ es auch nicht fehlen, sein Recht mit den Waffen zu verfechten, gegenüber den unrechtmäßigen Ansprüchen Herzog Albrecht's von Oesterreich.

Unter die weiteren Verhandlungen zu Erfurt gehört ferner, daß König Rudolf seinen Schwiegersohn mit allen durch den Tod des Herzogs von Breslau heimgefallnen

Reichslehen belehnte. Das geschah zu Erfurt am 12. Juli; und wurde den 26. September ebenfalls zu Erfurt bestätigt, wobei namentlich die Fürstenthümer Breslau und Schlesien unter den Lehen aufgeführt sind. Tags zuvor hatte der König seinem Eidam die mit Herzog Heinrich von Breslau abgemachte Nachfolgeordnung im Herzogthum Breslau und in Schlesien bestätigt. Gleichfalls am 26. September beurkundete König Rudolf, was er schon im Jahr 1289 zu Eger gethan hatte, daß die Könige von Böhmen das Reichsschenken-Amt und die kurfürstliche Würde von Alters her besitzen.

Ferner läßt König Rudolf am 8. Mai den zu Gunsten des Grafen Guido von Flandern sich auflehnenden Ministerialen von Seeland, Rinesse, Brederode, Borseln u. a. sich den Grafen von Holland, welche vom Reich mit Seeland belehnt waren, unterwerfen; dann erklärte er am 6. Juli den von dem Grafen von Holland über Walchern im Seeland abgeschlossenen Vertrag für nichtig. Am 17. Juli that der König den Rechtsspruch, daß jeder Herr seine Vasallen vor andern seiner Vasallen belangen, und nach deren Ausspruch verurtheilen oder freisprechen könne; und am 21. Oktober spricht er auf Antrag des Abts von Werden die Sentenz aus, daß kein Vasall ohne Einwilligung des Lehensherren von dem Lehengut Etwas veräußern dürfe bei Strafe des Heimfalls.

So hatte König Rudolf in diesen Tagen seines Auf-

enthalts zu Erfurt Manches geordnet und Manches gesprochen, was der Beruf eines deutschen Reichsoberhauptes von ihm erheischte; über dem Unwichtigeren war von ihm nie das Wichtige übersehen worden. Fanden wir ihn fröhlich und heiter bei frohen Veranlassungen, so war er wieder ebenso thätig in ernsteren Dingen. Am Allerheiligen-Tag des Jahres 1290 zog der König mit seiner ganzen Familie und allem Gefolge aus der Stadt Erfurt. Er verließ das Land Thüringen, nachdem er ihm einen festen Frieden gegeben hatte. Um den Landfrieden, den er gestiftet hatte, dauernd zu erhalten, stellte er an seiner Statt einen wackern Ritter, Herrn Gerlach von Brauberg, auf, und gab ihm den Auftrag gegen die etwaigen Uebertreter des Landfriedens mit königlicher Machtvollkommenheit zu verfahren. König Rudolf nahm seinen Weg über das sogenannte Osterland, und zog die Burg und Stadt Altenburg wieder an sich, die Landgraf Albrecht und seine Söhne lange Zeit pfandweise vom Reich besessen hatten. Der Markgraf Friedrich, der sie damals mit dem Pleißnerlande in Besitz gehabt hatte, verstand sich aber erst dann zur Herausgabe, wann ihm eine ebenso große Summe erstattet würde, als die gewesen, um welche Stadt und Burg Altenburg verpfändet worden war.

Nachdem sich der König noch bis um Martini im nördlichen Deutschland aufgehalten hatte, kehrte er über Franken wieder in die südlichere Gegend zurück. Nach

Martini finden wir ihn zu Nürnberg. Hier ſtellt er am 3. Dezember Urkunde aus, daß jene dem Kraft von Hohenlohe für 600 Mark Silber verpfändeten Güter zu Heidingsfeld nach der Ablöſung wieder ans Reich zurückfallen ſollen. Um dieſelbe Zeit verſammelte er hier alle Städte (des Frankenlandes) und verlangte eine große Summe Gelds, deren er wohl bedurfte. Seine Reiſe nach Thüringen, beſonders ſein Aufenthalt in Erfurt, mag dieſer Stadt mehr zum Frommen gedient haben, als der königlichen Kaſſe — waren ja Feſte auf Feſte einander gefolgt, wo das Reichsoberhaupt nicht ohne Pracht und Aufwand auftreten konnte. Um Weihnachten erhielt der König von ſeinen getreuen Städten die gewünſchte Summa.

Mit Anfang des neuen Jahrs (1291) iſt König Rudolf zu Ulm; und noch in demſelben Monat treffen wir ihn zu Conſtanz, wo er bis in den erſten Tagen des Februars verweilt. Auch die Bürger von Conſtanz mußten es vielleicht noch entgelten, daß des Königs Kaſſe im nördlichen Deutſchland ziemlich erſchöpft worden war. Sie gaben dem König 1200 Mark Silber. Am wenigſten traf die Stadt Kolmar: ſie entrichtete nur 500 Mark Silber und zwar, wie billig, denn ſie hatte außerdem ſchon 1800 Pfund für Speiſung und Herren-Dienſte aufgewendet.

Um die Zeit, da der König ſich am See aufhielt, weilte ſein hartnäckiger Gegner, der entſetzte Abt Wilhelm

von St. Gallen, nicht ferne von ihm; nachdem er die Toggenburg übergeben hatte, war er über den See nach Sigmaringen geflohen. Das hatte sein Bruder Propst Heinrich von Chur, und war noch da Graf Hugo von Bregenz. Dessen Vogt, Graf Rudolf von Montfort, verkaufte nachher die Herrschaft. Indessen aber hielt sich Abt Wilhelm dort auf, bis die Burg in eines Fremden Hand überging; dann kam er gen Bregenz auf die Burg. Als der König zu Constanz hörte, daß sich der ihm so verhaßte Abt dort enthielt, so ließ er an den Grafen Rudolf von Montfort die Weisung ergehen, dem Vertriebenen keinen Aufenthalt zu gestatten. Der sandte ihn nun auf die alte Aspermont, die diesseits Chur liegt, und die Propst Heinrich, des Abts Bruder, gleichfalls inne hatte; da enthielt sich der unglückliche Mann, der keine frohe Stunde mehr gefunden hatte, seit der König vor Herwartstein das bedeutungsvolle Wort gesprochen hatte: „Nun will ich auch Der sein, der ihn und sein Gotteshaus hindern will, so lang ich lebe.“ Von Aspermont aus kam der Abt später wieder nach St. Gallen. Zu Constanz ordnete und sprach der König gar Manches. Am 29. Januar bestätigte er dem Bischof Bonifaz von Parenza in Istrien die Privilegien seines Hochstifts; an demselben Tage überträgt er dem Grafen Ludwig von Oettingen das von dem Ritter Walter von Poppingen resignirte Schloß Staine. Am 4. Februar verschreibt er dem Grafen

Rudolf von Montfort, daß er ihm die für das gekaufte Gut vor der Bregenzer Klause ausständigen 854 Mark Silber nächsten Martinstag bezahlen wolle. Bei dieser Gelegenheit mag die Ausweisung Abt Wilhelm's von St. Gallen geschehen sein. Tags darauf verglich sich der König Namens seiner und seiner Söhne mit dem Grafen Heinrich von Veringen und seinen Brüdern Wolfrad und Mangold über die Grafschaft Veringen.

Von Constanz begab sich der König nach Winterthur, wo er mit seiner Gemahlin zusammentraf; von da aus gingen beide nach Baden im Aargau, wo der König von 19. Februar bis Anfangs März verweilt; die Königin aber wandte sich nach Rheinfelden. Von Baden aus stellte er dasselbe Verlangen, das er zuvor an andre Städte gerichtet hatte, auch an die Stadt Zürch, deren Bürger es wohl besser vermochten, als viele andern, und die schon im Jahr 1283 in einem solchen Falle ihre Bereitwilligkeit gegen den König erzeigt hatten. Zu Erfurt, wie wir schon oben die Vermuthung ausgesprochen haben, war gar Manches aufgewendet worden, was die Einnahmen der königlichen Kammer übersteigen mochte. Doch der prächtig lebende König fand auch seine Männer zu Erfurt, die es sich zur Ehre rechneten, ihm in seiner eingetretenen Geldverlegenheit zu helfen, damit er am Ende nicht gar genöthigt werden möchte, Leute seines Gefolges als Pfand zurückzulassen, wie es bei dem hingeschiedenen

Erzbiſchof von Salzburg ergangen war. Die Namen dieſer ehrenwerthen Männer ſind uns aufbehalten worden, es waren: Herr Heinrich der Vizthum, Herr Walther der Eberlinger, Herr Conrad von Hersfelden, Herr Tile Haſermann, Herr Albrecht von Frankenhuſen, Herr Dietrich Frank, Herr Heinrich von Engersleben, Herr Heinrich Aßnud und Herr Johans von Ache, lauter Bürger von Erfurt. Waren ſie nun Bürgen für den König geworden oder hatten ſie baare Summen für ihn dargelegt, der königliche Schuldner weiſt die Bürger von Zürch an, den Genannten 1000 Mark Silber auszuzahlen. Die Bürger von Zürch weigern ſich auch nicht, und geloben vor Meiſter Heinrich von Klingenberg, Graf Eberhard von Katzenellenbogen, Graf Ludwig von Oettingen und Conrad von Weinsberg dem Aelteren, daß ſie an dem Sonntag zu ausgehender Oſterwochen tauſend Mark Silber Erfurter Gewichts den genannten Männern in die Stadt Mainz überantworten wollen, ohne allen ihren Schaden oder der Bürger ein Theil zu Erfurt, die darum dazu werden geſetzet. Gegeben zu Baden am Montag vor Matthias d. J. 1291. Für dieſe Bereitwilligkeit der Zürcher Bürger blieb der König nicht undankbar. Am Tage darauf, den 20. Februar, ſtellte er der Stadt Zürch eine Urkunde aus, daß die Bürger auf zwei Jahre lang von aller Reichsſteuer frei ſein ſollen, in Betracht, daß ſie 1000 Mark Silber an die Erfurter Bürger zu

zahlen übernommen; mit dem Beisatz, daß sie, wenn es dazu käme und der König würde seine Reise zur Kaiserkrönung antreten, ihm Dienste leisten sollten in gleichem Maße, wie die andern Städte. Wir sehen aus letzteren Worten, wie der greise König immer noch den Gedanken im Herzen trug, die Kaiserkrone aus des Papstes Händen zu empfangen.*)

Wirklich bezahlten auch die Zürcher die verheißene Summe, denn noch zu Baden stellt der König die Quittung aus, „daß die ehrsamen und weisen Bürger von Zürch 1000 Mark Silber in die Hände des ehrenfesten Herrn Hartmann von Baldeck überantwortet haben.“ Im Mai kam das Geld aus den Händen der Zürcher Bürger Hanns Pilgrim und Heinrich Goldstein zu Mainz an die ehrsamen Bürger von Erfurt, Heinrich Vizthum, Johann Albrecht und Dietrich (Frank). — Für die Schweiz ließ König Rudolf zu Baden wichtige Sprüche ergehen; einmal am 19. Februar „daß kein Eigenmann Richter sein könne über die freien, d. h. keinem andern Herrn oder Gotteshause angehörenden Leute in Schwyz;“ dann, „daß kein Eigenmann Richter sein könne über die freien Männer, welche in Unterwalden wohnen.“

Gewiß hat König Rudolf diese Gegend nicht verlassen, ohne von hier aus die nur ein Paar Meilen entfernte Burg seiner Väter heimzusuchen. Von Baden zog er nach Basel, wo er sich nur wenige Tage aufhielt und

dann weiter nach Kolmar begab. Er trifft daſelbſt ein am 12. März, und entſcheidet am 22. des Monats einen Streit zwiſchen Anſelm von Rapoltſtein und der Gräfin von Werde. Es war derſelbe Anſelm von Rapoltſtein, den König Rudolf früher bekriegt hatte, der aber nicht aufhörte, ſeine Umgebung zu befehden, und es ſo weit brachte in ſeinem Anſehen, daß er eine eigene Münze ſchlagen ließ, die den Freiburger Sechſern beinahe ähnlich war.

Von Kolmar wendet ſich der König nach Straßburg, wo er den Reſt des Märzen und noch die erſten Tage des Aprils zubringt. Am 6. April iſt er zu Speier, wo er am 8. einen Reichshof eröffnete. Hier ſtiftete König Rudolf das letzte gute Werk durch Erneuerung eines allgemeinen Landfriedens. „Das waren aber die vornehmſten Satzungen des Landfriedens, welche Rudolf, von Gottes Gnaden römiſcher König und Mehrer des Reichs, geſetzt hat zu Mainz und zu Würzburg mit Gunſt und Rath des Cardinals Legaten und der geiſtlichen und weltlichen Fürſten, und die er darauf erneuert hat in dem gebotenen Hofe zu Speier mit der Fürſten, und der Landherren und der Städte geſchwornen Eiden.“

„Wir ſetzen und gebieten, was Schaden jemandem geſchehe, daß er denſelben nicht räche, er klage allererſt ſeinem Richter und folge ſeiner Klage an das End, als recht iſt. Wenn aber Einer ſeine Klage vollführt, als vorgeſchrieben iſt, und wird ihm nicht gerichtet, und muß

er ſeinen Feinden widerſagen; ſo ſoll er das bei Tag thun, und von dem Tag der Widerſage an bis den vierten Tag ſoll keiner dem andern Schaden thun, weder an Leib noch Gut: ſo ſind drei ganzer Tage Friede. Wer dieſe Satzung bricht, und ſich nicht entſchuldigen mag halb ſieben ſendbarer (in der Verſammlung zu zeugen fähiger) Leute vor dem Richter, der iſt ehrlos und rechtlos ewiglich, alſo daß er nimmer komme zu ſeinem Recht.

„Wir ſetzen und gebieten ferner, daß alle unſere Fürſten, und Alle, die Gerichte von uns haben, wohl richten, als des Landes Sitte und Gewohnheit iſt, und daſſelbe gebieten auch denen, die Gerichte von ihnen haben. Wer dieß nicht thut, über den wollen wir richten ſcharpflich, als recht iſt.“

„Wir ſetzen und gebieten, daß man die Pfahlbürger allenthalben laſſe.“

„Wir verbieten bei unſern Hulden, daß Niemand den durch das Land geleite, er hat denn das Geleit vom Reiche deſto gewerlicher (ſichrer) fahren mögen.“

„So gebieten wir, daß Niemand einen neuen Zoll oder Geleit mache, weder zu Waſſer, noch zu Land. Wer darwider thut, der hat den Landfrieden gebrochen, und iſt in der Acht und in des Papſtes Bann.“

„Man ſoll die rechte Landſtraſſe fahren, und es ſoll Niemand den Andern von der rechten Straße drängen.“

„Wo zwei mit einander urlugen (kriegen), und der eine

oder ſie Beide das Geleit haben, wer denen zu Leid die Straßen angreift, und wird deſſen überzeugt mit Recht; über den iſt zu richten, als über einen Straßenräuber."

„Wer Burgen, Städte oder ſonſt einen Bau machen will, der ſoll es thun mit ſeinem oder ſeiner Leute Gut."

„Alle Münzen, die ſeit Kaiſer Friedrich's Zeit gemacht ſind, ſollen gar ab ſein; wer andere Münzen ſchlüge, denn vor dem Reich von Alters Herkommen iſt, den ſoll man für einen Fälſcher halten, und er ſolk ſein Landrecht verloren haben."

„In weſſen Gericht oder Geleit ein Kaufmann oder ſonſt ein Mann beraubt würde durch das Geſinde dieſes Herrn, das ſoll der Herr entgelten."

„Wir gebieten feſtiglich, daß, wo der Landfriede gebrochen würde, die nächſten, die dabei geſeſſen ſind, wo der Bruch geſchehen iſt, den Landfrieden beſchirmen und ihm beholfen ſein ſollen; und vermögen es dieſe nicht, ſo ſollen es die thun, die darnach am nächſten ſind; doch wollen wir dieſen helfen, wo es Noth wäre."

„Wir gebieten auch fleißiglich, daß man in geiſtlichen Dingen ſich halten ſolle nach Gebot und Rath der Erzbiſchöfe, der Biſchöfe und der Erzprieſter, nach geiſtlichem Recht; man ſoll aber auch das weltliche Gericht an ſeinem Recht behalten."

„Der Gotteshauſe Vogt ſoll den Gotteshäuſern vor

ſein, und ſie ſchirmen auf ihre Vogtei, als es gegen Gott wohl ſteht, und auch zu unſern Hulden.“

„Wir gebieten weiter, daß Niemand den andern pfände, ohne des Richters Urlaub; daß Niemand räuberiſch oder diebiſch Gut wiſſentlich kaufe; Räuber, Diebe und Aechter wiſſentlich behalte; wer deſſen überzeugt wird, iſt zu halten als ein Räuber.“

„Wir ſetzen endlich, daß des Reichs Hof habe einen Hofrichter, der ein Freimann ſeie; der ſoll allen Leuten richten, die ihm klagen und von allen Leuten; ohne Fürſten und andere hohe Leute, wo es geht an ihr Leib und Recht, Erbe und Lehen, das wollen wir ſelbſt richten. Der Hofrichter ſoll auch Niemand in die Acht thun oder daraus laſſen; denn das wollen wir ſelbſt thun. Alle Fürgebet ſoll man mit Briefen thun.“

„Wer dieſen Landfrieden nicht ſchwört in einem Monat, nachdem er öffentlich verkündet worden iſt, in dem Bisthum, da er ſitzt; was dem geſchieht, das ſoll Niemand richten weder mit geiſtlichem noch weltlichem Recht. Wer den Landfrieden ſchwört und darnach bricht, der ſoll in 14 Tagen den Bruch beſſern und wiederthun: thut er das nicht, ſo ſoll er meineidig ſein, und in des Biſchofs, da er ſitzt, Bann ſein, und in des Königs Acht; und der Fürſt, oder Graf, in deſſen Gericht er ſitzt, ſoll ihn in die Acht thun, bis er den Bruch beſſert. Wer den Bruch nicht beſſern will, und darum von dem Landfrieden beſeſſen

wird, oder solche, die den Landfrieden beschworen haben, zu Schaden bringt, den soll der Landfriede zwingen, daß er mit all seinem Gut den Schaden ablege."

„Was auch die Fürsten in ihrem Lande mit der Landherren Rathe setzen und machen, diesem Landfrieden zu Besserung und Festenung, das mögen sie wohl thun, und damit brechen sie den Landfrieden nicht."

„Es bindet sich aber zu diesemmale zu dem Frieden mit Eiden Niemand, denn von hinnen bis zu St. Johannis des Täufers Messe, und von dannen über drei Jahre, also doch, daß Jedermann bei seinem Recht bleibe."

Wenn wir diese Satzungen des Landfriedens betrachten, so sind sie im Grunde nur unbedeutend verschieden von denen, welche Friedrich II. von Hohenstaufen gegeben. Auf diese war ausdrücklich die zu Mainz und Würzburg gegebene Friedens-Urkunde gegründet; sind die Speier Satzungen also eine Erneuerung der Mainzer und Würzburger, so können wir sie mit Recht die letzte Bestätigung des durch Friedrich II. gegebnen Landfriedens nennen.

In sieben Punkte ist der ganze Inhalt dieses Landfriedens zusammengefaßt:

1. Die Selbsthülfe ist verboten.

2. Fürsten und Alle, welche Gerichte vom Reiche haben, sollen wohl richten; ebenso der Hofrichter, mit Vorbehalt der Rechte des Königs.

3. Nur wer vor den Gerichten keine Genugthuung

findet, darf sich selbst Recht schaffen in aufrichtiger Fehde nach drei Tage vorhergegangener Widersage. Wer da unterläßt, ist ehrlos und rechtlos.

4. Wer, wenn zwei mit einander urlugen, des Reichs Straßen angreift, ist als Straßenräuber zu richten.

5. Zoll und Geleit darf Niemand machen, als wer es vom Reich hat, weder zu Land noch zu Wasser; auch keine Burg darf Jemand anlegen außer auf seinem Gut.

6. Pfahlbürger sollen allenthalben abgeschafft werden.

7. Wenn der Landfriede gebrochen wird, sollen die Nächstgesessenen zu Hülfe eilen u. s. w.; wenn es nöthig wäre, der König selbst.

Diese Landfriedensurkunde, welche König Rudolf auf dem Tage zu Speier unter zu Grundelegung der früheren aufs Neue abfassen ließ, wurde von den nachfolgenden deutschen Königen bei mehreren Gelegenheiten feierlich bestätigt. König Adolf bestätigte sie zu Köln im J. 1293 und König Albrecht vermehrte sie mit Zusätzen. Aus diesen sogenannten Landfriedensbündnissen bildete sich nach und nach die spätere Reichsverfassung. Wie in den ältesten Zeiten die Gau- und Mark-Verfassung allmählig auf den ganzen Reichsboden überging, so wurden auch jetzt wieder die einzelnen Landfriedens-Bündnisse zu einem allgemeinen und stehenden Reichsverband erweitert. Bis dies zu Stande kam, waren die einzelnen deutschen Stände gegen einander fast nichts andres als Staaten, und der

Landfriede war in seiner Art dasselbe, was das Völkerrecht unter den größeren Staaten. Sein Zweck war, so ang er bestand, jeden Stand des Reichs in seinem Wesen zu erhalten, daß weder die kleineren Stände von den mächtigeren unterworfen, noch die Hintersassen der Landherren ohne Willen derselben in das Bürgerrecht der Städte aufgenommen werden sollten, also jedes Gebiet und jedes Recht unverletzt bliebe.

Schade, daß König Rudolf, der schon bisher im Reich gehandhabt hatte, was dieser Landfriede gebot und verbot, nur noch so kurze Zeit lebte, um denselben ausführen und schirmen zu können.

Von Speier begab sich König Rudolf über Selz, wo er sich vielleicht einige Tage aufhielt, nach Basel. Wir finden ihn hier in der zweiten Hälfte Aprils. Bedacht wie immer, durch kleinere oder größere Erwerbungen die Macht seines Hauses zu vermehren, trat er mit dem Abt von Murbach, Berthold von Falkenstein, in Unterhandlung wegen der Stadt Luzern. Dieser verschwenderische Vorsteher seines Convents trat, uneingedenk aller gegenseitigen Verpflichtungen, die bisher zwischen dem Convent Murbach und der Stadt Luzern Statt hatten, seine Rechte auf die Stadt um 2000 Mark Silber und gegen Ueberlassung von fünf Höfen und Dörfern im Elsaß an König Rudolf ab. Der Kauf geschah zu Basel am 24. April, und zwar zu Gunsten der Kinder des Königs oder vielmehr

Albrecht's und Rudolf's unmündigen Sohn, denn Rudolf lebte ja nicht mehr. Die Bürgerschaft widersetzte sich wohl dieser ungünstigen Herrschaftsänderung, die ihre Stadt mittelst eines solchen Kaufs aus der Reihe der freien Reichslehen in die Klassen einer dienstbaren Fürstenstadt herabsetzte; sie huldigte aber doch endlich unwillig und gezwungen dem Hause Habsburg, als Herzog Albrecht später selbst nach Luzern kam, und die Bürgerschaft feierlich bei ihren vorigen Rechten zu schützen versprach.

Von Basel aus besuchte Rudolf zum letztenmal die burgundischen Gegenden. Er ist mit Anfang des Maien zu Murten. Hier befiehlt er am 4. Mai den versammelten Prälaten und Herren des Königreichs Arelat, gegen die rebellischen Landherren im Gebirge sich zu vereinigen. Dann überträgt er an demselben Tage dem Dauphin Humbert, Grafen von Vienne, den Schutz und die Bewachung des Klosters und der Stadt St. Eugendi. Angelegenheiten, die noch die burgundischen Gegenden betreffen, verhandelt er vollends zu Mainz, wo er gegen das Ende des Mai sich aufhält. Daselbst verleiht er am 19. Mai dem edlen Herrn Johann von Chalons, Herzog von Arelat, wegen seiner vielfachen Verdienste um den König, mit Uebereinstimmung der Fürsten des Reichs, für ihn und seine Erben das Recht, in seinem Lande eine Münze etwa in Werth, wie die Pariser Denarien zu schlagen; und soll Johann von Chalons und seine Erben dieses

Recht lehensweise erhalten. An demselben Tage übergiebt er eben diesem Johann von Chalons die Schirmvogtei über das Kloster St. Eugendi und alle Besitzungen, welche dazu gehören; darum weil dasselbe wegen seiner zu großen Entfernung vom Reich aus nicht beschirmt werden kann. Diese Schirmvogtei wird ihm und seinen Erben als Lehen übertragen, wofür sie daher dem König und seinen Nachfolgern jeder Zeit den Lehens-Eid ablegen müssen. So hatte König Rudolf wieder Etwas gethan, um diesen mächtigen burgundischen Landherrn ihm verbindlicher und dem Reich anhängiger zu machen.

In den letzten Tagen des Mai's versammelte der König noch einmal die Fürsten des Reichs nach Frankfurt, wo Manches zum Besten der Städte des Reichs geschah. So befreite er auf Bitten des Erzbischofs Boemund von Trier die Stadt Mayen gleich andern befestigten Orten, doch so, daß der Erzbischof die hohe Criminal-Justiz daselbst behalte. Auch befahl er in denselben Tagen dem Landvogt in Thüringen, Herrn Gerlach von Breuberg, das St. Bartholomäi-Stift in Frankfurt bei seinen Privilegien zu schützen. Doch vor Allen war eine Angelegenheit ihm wichtig, die ihn wohl bestimmt hatte, noch in seinen alten Tagen, bei immer mehr abnehmenden Kräften, einen Reichshof zu halten und in Mitte der Churfürsten und Stände des Reichs sein Wort ergehen zu lassen: es war die Erfüllung eines Wunsches, zu dem er sich auch

wirklich berechtigt glauben konnte, für den er bisher nach Kräften gearbeitet und geſtrebt hatte: er betraf ſeine eigne Familie.

Schon in früherer Zeit hatte er der ſchönen Hoffnung im Herzen Raum gegönnt, ſein Sohn Hartmann, der Prinz von ſeltenen Eigenſchaften, der wie Keiner zum Nachfolger des Vaters tüchtig geweſen wäre, könnte einſt der deutſchen Krone theilhaftig werden — in den Wellen des Rheins wurde ihm dieſe ſchöne Hoffnung begraben. Herzog Rudolf, dem es wenigſtens an ritterlichen Tugenden nicht mangelte, was er vor den Thoren der Stadt Bern bewieſen, ſtarb auch im ſchönſten Mannesalter — nun war ſeine einzige Hoffnung auf den noch übrigen Sohn Albrecht gerichtet. Wohl hatte auch dieſer die Rittertugend das Habgut aller Habsburger, ererbt, aber ob er die Weisheit hatte, zu regieren wie ſein Vater, iſt eine andre Frage; ob er die große Kunſt beſaß, die Herzen der Unterthanen zu gewinnen, wie König Rudolf, das bleibt immer noch manchen Zweifeln unterworfen. Ob König Rudolf das ſelbſt erkannte, daß Letzteres ihm fehlte, oder ob er es nicht erkennen wollte, aus Liebe zu ſeinem Sohne, oder aus allzugroßem Streben, ſein Haus nur groß und mächtig zu ſehen — wir mögen es nicht entſcheiden. In der Angelegenheit mit Ungarn ſcheint ihn die Idee wirklich geleitet zu haben, daß ſein Sohn kräftig genug wäre, auch über dieſen beträchtlichen Staat noch zu herrſchen, neben

dem, daß die österreichischen Lande schon eines kräftigen Fürsten bedurften. Auch für die deutsche Krone hielt Rudolf seinen Sohn noch fähig, obgleich er sie gewiß ihm nie zugewendet hätte, wenn Hartmann oder Rudolf am Leben geblieben wären.

Diese Hoffnung, an welcher er mit ganzem Herzen hing, wähnte er nun am Tage zu Frankfurt in Erfüllung zu bringen. Unverhohlen trug er seinen Wunsch den versammelten Fürsten vor, wie er nur Eines noch erfüllt sehen möchte, daß er bei seinen Lebzeiten seinen Sohn Albrecht an seiner Statt zum deutschen Könige erwählt sähe, da seine Kraft nimmer hinreiche, wie bisher das Regiment kräftig zu führen über das vor 18 Jahren ihm anvertraute Reich. Aber es kam nicht zu dem, was König Rudolf gewünscht hatte. Was für und wider in dieser Angelegenheit gesprochen wurde, hat uns kein Chronist jener Zeit überliefert — derjenige, welcher am ausführlichsten darüber schreibt, berichtet nur so viel: da die Fürsten nicht recht einig werden konnten, so wurde nichts aus der Wahl eines neuen Königs; ein Andrer aber sagt mit kurzen Worten: es ging auf dem Reichstag nicht Alles nach des Königes Willen. Damit wissen wir aber genug: es war Nichts Gutes darauf geschehen, wie Ottokar von Horneck sagt, oder vielmehr Nichts, was den König erfreuen konnte. Ein späterer Chronist, der Abt von Trittenheim, welcher in allem andern mehr Glaubwürdigkeit

hat, als in dem, was er über König Rudolf berichtet, der eigentlich immer nur Das aufſucht, was den guten König leicht in Schatten ſtellen könnte, weiß ſchon mehr über den Gang der Verhandlung, oder will wenigſtens mehr wiſſen, ohne ſich dabei auf eine Quelle berufen zu können. König Rudolf, ſo lautet ſein Bericht, lag den Churfürſten mit vielen Bitten an, und machte ihnen ſogar große Verheißungen, daß ſie doch ſeinen Sohn, den Herzog Albrecht von Oeſterreich, zum deutſchen Könige beſtimmen möchten; deſſen weigerten ſie ſich aber durchaus, indem ſie ſprachen: ſie haben einen König noch am Leben, darum wäre es nicht am Platz, einen andern dazu zu wählen, ſie könnten kaum Einem nach Maaßgabe ſeiner königlichen Majeſtät Genüge thun, wie viel weniger würden ſie Zweien Genüge leiſten können. Damit ſie übrigens den greiſen König, der ſeinem Lebensziel entgegen ging und ſich ſo viele Verdienſte um das Reich erworben hatte, nicht zu beleidigen ſchienen, zumal da er auf ſeiner Bitte beharrte, ſo verſchoben ſie die Sache auf eine zweite Berathung, um deſto reiflicher darüber nachzudenken. Darauf gingen ſie auseinander, und ſahen fortan nicht mehr das Angeſicht des Königs.

Wie es kam, daß dem Könige die Erfüllung ſeines Wunſches auf dieſem Reichstage mißlang, das erklären wir uns ganz einfacher und natürlicher, ohne den faden und nichts beſagenden Grund Trittenheims als gültig

anzunehmen. König Rudolf hatte, wenn er den Wunsch wegen seines Sohnes Albrecht vorbrachte, nie den Gedanken, daß er förmlich zum König gewählt, sondern vielmehr nur zu seinem Nachfolger bestimmt werden sollte. Aber gerade das mochte den meisten der Fürsten, besonders den Churfürsten, zuwider gewesen sein. Einmal mochten sie Manches, und zwar nicht mit Unrecht an ihm auszusetzen haben. Der auf dem Tage zu Erfurt nur durch den Tod des Erzbischofs von Salzburg zu Ende gebrachte widrige Handel mochte den Herzog Albrecht von Oesterreich bei den Fürsten des Reichs nicht in das beste Licht gestellt haben, und wirklich war dabei von Seiten des Herzogs mehr nach Gewalt, als nach Recht verfahren worden. Auch sonst war seine Heftigkeit, seine Härte und Habsucht nicht unbekannt. Dazu kam noch ein andrer Umstand: mit König Rudolf's Erwählung waren zum erstenmal nach langer Zeit die Wahlfürsten des h. römischen Reichs wieder in ihr altes Recht und ihren eigentlichen Beruf eingetreten, denn aus freier Wahl hatten sie ihn, ohne von Jemand, höchstens dem h. Vater dazu bestimmt worden zu sein, zum König der Deutschen ernannt. Da einmal wieder dieses alte Recht ausgeübt war, mag es ihnen wünschenswerth geschienen haben, dieses Recht wieder ferner zu behaupten, und dahin ihr Bestreben zu richten, daß es immer nur von ihrem Willen, von ihrer Wahl abhinge, welchen Herrscher sie für ihr

Volk küreten. Es ſchwebte Manchem der ſchöne Gedanke vor Augen, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen wäre, Deutſchland wieder zu einem Wahlreiche zu erheben. Würde aber Herzog Albrecht — ſo mögen Einige gedacht haben — des deutſchen Reichs Oberhaupt, dann wäre nie mehr daran zu denken, daß es nach ihm je mehr dazu kommen würde, da Albrecht jetzt ſchon mächtig, ſpäter an Macht noch zunehmend, vermöge dieſer wohl auf immer ſeinem Hauſe die Erbfolge ſichern könnte.

Da war Einer auf dem Reichstage, der ſolche Gedanken, die in dem einen oder dem andern der verſammelten Fürſten mögen aufgeſtiegen ſein, lebhafter anregte; es war Gerhard von Eppenſtein, Erzbiſchof von Mainz, ein Gegner des habsburgiſchen Hauſes ſchon vor längerer Zeit. Denn als das Erzbisthum Mainz durch den Tod Herrn Werners von Falkenſtein erledigt worden war, hatte es ſich den Unwillen Gerhard's von Eppenſtein zugezogen. Ein Theil des Kapitels hatte den Ebengenannten, der noch Archidiakonus zu Trier war, ein andrer den Propſt Peter, aus dem Geſchlecht der Reiche zu Baſel, der König Rudolf's Leibarzt war, zum Erzbiſchof gewählt. Nach dem Wormſer Concordat konnte der König bei der Wahl die Entſcheidung geben; dafür übertrug er dieſe dem Papſt Honorius IV., ſchlug aber doch ſeinen Leibarzt, den er eben nach Rom ſandte, dem Papſte vor. Papſt Honorius aber wählte weder den von Eppenſtein noch den

Propſt Peter Reich, ſondern den um den König noch verdienteren Heinrich von Isny, und gab dem Propſt Peter das Bisthum Baſel. Dieſe Zurückſetzung bei der Biſchofswahl von Mainz, oder vielmehr, daß der König den Propſt Peter und nicht ihn bei dem Papſt vorgeſchlagen hatte, konnte Gerhard von Eggenſtein, als er, nach Heinrich's von Isny Tod doch zum Erzbiſchof gewählt war, nicht mehr vergeſſen. Dazu kam noch, daß König Rudolf die von dem Erzbisthum Mainz einſt eingezogenen Reichsgüter längſt zurückgefordert, und auch unter Gerhard von Eggenſtein nimmer zurückgegeben hatte. So glaubte der Erzbiſchof genug Veranlaſſung zu haben, den König zu haſſen. Klug war er, dieſen Haß nicht laut werden zu laſſen, ſo lange der König noch mächtig genug ihm gegenüber ſtand; aber auf dem Tage zu Frankfurt, da fühlte er, daß das Alter ſeine Kraft gebrochen hatte, daß er nimmer der war, wie in früheren Tagen, wo er es, wie Ottokar von Horneck von ihm ſagt, um einer Maid willen mit einem Löwen aufgenommen hätte; er ſtand den Fürſten des Reichs nicht mehr gegenüber als der Befehlende, ſondern nur als der Wollende oder Wünſchende. Jetzt ließ Gerhard von Eggenſtein zum erſtenmal ſeinem Neide Raum, er konnte ihn ungeahndet laut werden laſſen; er war es jetzt, der dem edlen Churfürſten von Trier, welcher ſich für Rudolf's Wünſche geneigt zeigte, widerſprechend entgegentrat, und den übrigen Fürſten, die ſich wohl hätten

für den König noch bestimmen lassen, Gegenvorstellungen machte, so daß sie nicht zu einer Wahl Albrecht's von Oesterreich sich entschlossen. Wirklich trug auch der Fuchs von Mainz, wie ihn Hugo von Treuberg, der gleichzeitige Dichter nennt, den Sieg davon: es wurde Nichts daraus.

Wie ganz anders wäre es gegangen, wenn Heinrich von Isny, der treue bewährte Freund des Königs, noch am Leben gewesen wäre; was hätte nicht sein Einfluß in dieser Angelegenheit bei den versammelten Fürsten gewirkt. So mußte jetzt besonders der König schmerzlich fühlen, was er zu früh in seinem Freunde verloren hatte, der ihm jetzt besonders den wichtigsten Dienst hätte leisten können. Nun trug aber der gute König von dem Reichstag zu Frankfurt einen stillen Gram hinweg, der von nun an an seinem ohne dieß schon geschwächten Leben nagte.

Nach dem Berichte eines einzigen Chronisten, der Annalen von Kolmar, erhielt König Rudolf von Frankfurt aus einen Ruf nach Lausanne. Schon früher hatte er von seinem Eidam eine Einladung dahin erhalten. Es ist nicht angegeben, welcher Eidam es war, aber es kann kein andrer, als der Sohn Karl's von Anjou gewesen sein. Zugleich ward er auch von demselben aufgefordert, den Herren in Burgund den Reichstag nach Frankfurt anzukünden. Das geschah auch: Die Veranlassung zu dieser Reise nach Lausanne soll die gewesen sein, weil der Papst

gewisse Geschäfte mit dem König abzumachen habe. Diese bestanden wohl in nichts Anderem, als in Vollführung der schon öfter beantragten Kaiserkrönung. Nach dem Bericht des genannten Chronisten machte sich König Rudolf von Frankfurt aus wirklich auf den Weg nach Lausanne, um mit seinem Eidam daselbst zusammenzutreffen. Da soll ihm unterwegs der Graf von Savoyen aufgelauert haben, um ihn aus dem Wege zu räumen. Wie viel an diesem Berichte Wahres ist, lassen wir unentschieden. Ein anderer wichtigerer Antrag sollte an König Rudolf gestellt werden gerade in der Zeit, während er noch zu Frankfurt war. Im Mai des Jahres 1291 war durch den Verlust der Stadt und Burg Akkon der letzte christliche Ort in die Hände der Ungläubigen gekommen. Das erregte große Trauer in der Christenheit, besonders am päpstlichen Hofe. Nikolaus IV. erließ in Folge dessen an alle Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten der Christenheit Umlaufschreiben, und forderte sie auf, Conzilien zu halten, auf denen berathen werden sollte, wie man dem unglücklichen heiligen Lande zu Hülfe käme. Auf der Synode zu Salzburg wurde nun neben Anderem beschlossen, daß auch König Rudolf aufgefordert werden sollte, der Noth des heiligen Landes zu Hülfe zu kommen. Schon waren Gesandte auf dem Wege nach Frankfurt, um an den König und die versammelten Fürsten den Antrag zu stellen; aber auf einmal unterblieb die Sache. Der Tod des Papstes war

wohl nicht Schuld daran, wie der Chroniſt angiebt, denn Papſt Nikolaus IV. ſtarb erſt am 4. April des Jahrs 1292.

Im Anfang des Juni iſt König Rudolf wieder zu Mainz; daß er dort bei dem Erzbiſchof verſucht habe, ihn für ſeinen Wunſch in Betreff ſeines Sohnes Albrecht geneigt zu machen, iſt eine leere Hypotheſe. Wie läßt es ſich mit dem Charakter eines Mannes, wie Rudolf war, vereinigen, daß er ſich ſo erniedrigte, einen Solchen zum zweitenmale mit einer Bitte anzugehen, der bei der Fürſten-Verſammlung zu Frankfurt deutlich an den Tag gelegt hatte, wie er nie mehr eine herzliche Geſinnung gegen das Haus Habsburg annehmen werde. Zu Mainz gab König Rudolf am 3. Juni dem Burggrafen von Nürnberg, der ihm bisher in Leid und Freud als treuer Freund zur Seite geſtanden war, den letzten Beweis ſeiner Liebe: er belehnte ihn mit dem Dorfe Ezelsdorf, welches derſelbe vom Ritter Heinrich von Tanne erkauft hatte.

Von Mainz zog der König nach Landau, wo er ſich mehrere Tage aufhielt. Schon im April hatte er dieſer Stadt von Selz aus die Rechte und Freiheiten ertheilt, welche Hagenau beſaß; am 11. Juni erlaubte er den Bürgern daſelbſt, lehenbare Güter zu erwerben und zu vererben und am 13. erhielt die Stadt die Erlaubniß, Donnerſtags einen Wochenmarkt zu halten.

Von Landau machte er noch einmal die Reiſe nach Hagenau. Am 17. Juni erklärte er daſelbſt, die Vor-

schrift, daß die ihm unterworfenen Laien sich nur vor den ihnen vorgesetzten königlichen Richtern verklagen können, solle der Abtei Weissenburg nicht zum Nachtheil gereichen dergestalt, daß deren Angehörige sich beliebig auch an das geistliche Gericht wenden können; am 19. bestätigt er der Abtei Werden die von seinen Vorfahren ihr ertheilten Privilegien, und am 20. läßt er einen Rechtsspruch wider die Stadt Valenciennes ergehen, wegen ihres Aufstands gegen den Grafen von Hennegau.

War König Rudolf immer ein besorgter Vater für seine rechtmäßigen Söhne gewesen, er vergaß auch seines natürlichen Sohnes, des Grafen Albrecht von Löwenstein nicht. Im April des Jahrs 1291 kaufte er von Conrad von Magenheim (im Zabergau) das Dorf Ramspach, den Kirchensatz daselbst, den Hof zu Flehingen, so wie Güter zu Ungersfelden und Winterhalden für 600 Heller; ferner die obere Burg Magenheim und die Stadt Bönnigheim, Dorf Reichenklingen und Alles, was der von Magenheim hatte zu Kleebrau; dann die Lehen, so gewisse Edle von ihm hatten. Das Alles waren Lehen vom Erzbisthum Mainz. — Die Burg Magenheim und die Stadt Bönnigheim sollen eigentlich durch Tausch gegen die Burgen Bolanden und Sterrenberg an König Rudolf übergegangen sein.

Alles das Genannte übergab nun der König zu Hagenau am 18. Juni des Jahres 1291 „Albrechte seinem

Sohne von Löwenstein, und soll derselbe 600 Pfund guter Heller Frauen Guten (der Wittwe Konrad's von Magenheim) geben inwendig eines Monats, wann es wird angesprochen von ihr wegen, und soll sie darum nicht hindern; gebe aber er derhalben nit, oder irret er sie in irgend eime Wege daran, so mag sie des Kaufs abe sein, und mag das vorgenannte Gut geben dem, der ihr allermeiste darum giebt." Graf Albrecht von Löwenstein behielt diese Schenkung, für die er zum Theil selbst noch den Kaufschilling erlegen mußte, nicht lange, denn er verkaufte Alles wieder nach Jahren an Gerlach von Breuberg, den Landvogt von Thüringen.

In diese Zeit, nachdem König Rudolf Hagenau verließ, mag noch sein letzter kurzer Aufenthalt in der Stadt Straßburg fallen. Seit alten Zeiten waren ihre Bürger seine lieben Freunde gewesen; er wollte auch zum letztenmale unter ihnen sich erfreuen. Seine jugendliche Gemahlin war seit dem Tage zu Erfurt nicht mehr von seiner Seite gewichen; war auch sein Sohn Albrecht nicht in seiner Nähe, denn die österreichischen Lande forderten seine Anwesenheit, so waren doch sein geliebter Sohn Albrecht von Löwenstein, so wie Herzog Ludwig von Baiern sein Eidam, und die Wittwe seines Sohnes Rudolf, vielleicht auch die eine oder andre seiner Töchter um ihn, nebst vielen seiner Freunde und getreuen Dienstmannen. Aber nur wenige Tage mag er in freudigem Umgang mit

seiner Familie und seinen alten Freunden zu Straßburg zugebracht haben, denn am 23. Juni ist er in Germersheim. An diesem Tag erklärt er einen, die Gerichtsbarkeit betreffenden Artikel, in dem durch ihn am 22. April 1275 zwischen Abtei und Stadt Weissenburg vermittelten Vertrag, und am 30. des Monats verkündet er die gerichtliche Entscheidung, daß die Veräußerungen des Pfalzgrafen Ludwig dessen Bruder, dem Pfalzgrafen Rudolf, nicht schaden sollen. Das war wohl das Letzte, was König Rudolf gethan.

Ueber die letzten Lebenstage des Königs hat sein Zeitgenosse, Ottokar von Horneck, so Schönes berichtet; wir geben es aus seiner Feder.

Wohl ein Jahr her hatten die Aerzte an dem Könige die schmerzliche Bemerkung gemacht, daß mit seinem Wesen eine Aenderung vorgegangen wäre; zwar fanden sie an ihm kein Gebrechen, das von Siechthum gekommen wäre, seine Krankheit bestand nur in einer großen Altersschwäche. Wohl ein Jahr lang hielten geschickte Aerzte mit ihrer Kunst ihn empor, aber, als er wieder an den Rhein kam, da war er immer schwächer geworden, und während seines Aufenthaltes zu Germersheim stellten sich immer deutlichere Vorboten seines nahen Todes ein. Die Aerzte suchten es den Räthen des Königs beizubringen, daß derselbe nicht mehr lange leben würde. Aerzte und Räthe gingen jetzt mit einander zu Rath, und es ward

beſchloſſen, daß man einen der Herren bäte, dem Könige die Wahrheit vorzutragen. Ungern übernahm es Einer; eben ſaß der König am Schachbrett, als dieſer vor ihn trat. Darf ich reden? fragte er den König. Rede, was dir zu Muth, ſprach derſelbe. So mög' ſich Gott erbarmen, begann nun der Genannte, daß ich ſo traurige Kunde Euch bringen muß; aber wollet nicht verzagen, lieber Herr, daß ich Euch ſagen muß: Ihr müßt Eurem Leben ein gut Ende ſetzen; denn Eure Aerzte die haben mich gemahnt, Euch kund zu thun, daß Ihr für dieſe Stunde nicht mehr lange leben möget; es müßt' Euch, ſagen dieſe, groß Heil geſchehen, wann Ihr noch lebet bis zum fünften Tage. Eine ſo böſe Kunde hätte einen Andere erſchreckt, daß er vollends verzagt wäre, und ſich an ſeiner Kraft nimmer erholt hätte. Anders König Rudolf; als zu ihm das mißliche Wort geſprochen war, da ſah er freundlich den an, der es geſagt hatte; er ſprach: ſag' an, das du geſagt haſt, iſt dieß wirklich die Wahrheit? Ja leider, antwortete Jener. Wohlauf, rief der König, ſo iſt unſer Bleibens nicht mehr dahier. Deß wunderten ſich Alle, die zugegen waren, und ſie fragten ihn, wohin er ſich begeben wollte? „Gen Speier will ich zu dieſer Friſt, zu den Andern hin, ſprach Rudolf; dort ſind noch mehr meiner Vorfahren, die auch Könige waren. Zu denen will ich reiten, dieweil ich noch lebe, ſo daß

mich Niemand dahin führen darf.“ Alsbald beurlaubte er ſich von den Seinigen zu Germersheim; aber Alle klagten, Mann und Weib, als der König von dannen ſcheiden wollte, da er nicht ſollte fürder wiederkehren. Auffaß er, um hinweg zu reiten; an jedweder Seiten ritt ein Pfaffe, die ſprachen ihm vor, und unterwieſen ihn des Guten. Nicht verkehrte ſich der König von edlem Muth an ſeinen Tugenden, wie es bei Manchem der Fall iſt, der ſeiner Tugenden ſich entäußert, ſobald er des Todes Macht fühlt. Wer krank war an Gemüthe, dem ſchwand ſeine Krankheit, ſo ihm das Glück zu Theil wurde, daß ihn der König anblickte, eh' er ſtarb. Darum begannen Alle, die ſeine Tugend erkannten, in jenen Stunden zu eilen an die Straßen, wo er vorüber ritt, daß er ſie ſah und ſie ihn. Als er nun nach Speier kam, ſo ſah man ihn pflegen alles deſſen, was der Seele nutz iſt; was man ihm vorlas, das ihm nützlich wäre, zu thun, damit er Gottes Sühne und ſeine Huld erwürbe, das that er, eh' er ſtarb. Er gab wieder und zahlte, was man ihm ſagte, daß er ſchuldig wäre, zu thun. Darnach in kurzen Stunden empfing er Gottes Leichnam, wie es ſich geziemte. Und da der Tugendreiche in Betreff ſeiner Diener ohne Unterſchied, Laien und Pfaffen, Alles geordnet hatte, ſo empfing er die heilige Oelung. So war nun Alles an ihm ergangen, das billig ergehen ſoll an einem ſolchen Manne; das Ziel war herbeikommen, wie ſeine Aerzte es

ihm zuvor gesagt hatten, und es ging an ein Scheiden zwischen seinem Leib und seiner Seele. König Rudolf verschied am achtzehnten Juli des Jahres Ein Tausend zweihundert neunzig eins. Groß war der Jammer und die Klage in der Stadt, als die Kunde von des Königs Tod unter die Bewohner kam. Darum, als die Herren sich anschickten, daß man die Leiche edel und werth zur Erde bestattete, durfte man Niemanden einladen, dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Die bei Rheins Gestaden allenthalben saßen, keiner unterließ es, sie kamen alle dar, als die Geistlichen begingen, was sich zu thun geziemt, wenn man solch ein Begängniß feiert. Man trug den König zu Grabe, und bestattete ihn da, wo er, so lange er noch lebte, bezeichnet hatte, daß er begraben liegen wollte.

Nun war ein kunstreicher Steinmetz zu Speier, der hatte wohl schon längst aus einem Marmorsteine ein sauberes und reines Bild des Königs schön gehauen. Wer das wollte schauen, der mußte ihm zugestehen, daß er nie ein Bild hätte erblickt, einem Manne so gleich; denn so der kunstreiche Meister irgend einen Mangel fand, so lief er sogleich, daß er den König sah, und nahm darnach die Gestalt ab, die er dort den Bilde gab. So gar sehr hatte der Meister des Königs Gestalt in sein Herz geprägt, daß er die Runzeln an seinem Antlitz zählte, und sie genau sich merkte. Als nun das Bild vollendet

war, wie sich's der Meister vorgenommen hatte, da geschah es, daß der König, der mit den Jahren immer mehr Gebrechen fühlte, in seinem Gesichte eine Runzel mehr bekam. Das ward dem Meister kund gethan; alsbald machte er sich auf den Weg, und lief nach Elsaß, wo er wußte, daß gerade König Rudolf war. Da erkannte er durch eigenes Anschauen, daß es wirklich so war, wie man ihm gesagt hatte. Stracks kehrte er wieder zurück nach Speier, warf das Bild nieder, und machte es von Neuem dem Könige gleich. Dieser Stein wurde nun die Decke des Grabes, in das die irdischen Reste des guten Königs der Deutschen eingesenkt wurden. Aus dem Sturm der Alles zerstörenden Zeit hat sich dieser Stein gerettet, der über das Grab des edlen Königs gelegt ward [5]). Wohl ist Vieles daran zerstört, aber doch ist noch lesbar seine alte Inschrift:

Rudolfus de Habsburg Romanorum rex anno regni sui XVIII o. anno dni MCCXCI mense Julio in die divisionis apostolorum.

Vor Allem ist kenntlich die Gestalt des Helden, wie ihn der Chronist beschreibt, welcher den König mit eigenen Augen gesehen.

„Er war ein Mann lang von Statur, maß sieben Schuhe in die Länge, war mager, hatte ein kleines Haupt, ein blasses Antlitz, eine lange Nase und wenige Haare."

Fügen wir noch hinzu, was Ottokar von Horneck

über Rudolf ſagt, ſo haben wir ſein äußeres Bild und das Bild ſeines Weſens vor unſerer Seele.

Rudolf was mild genug,
Zu Urlug witzig und klug,
Mändlich in harten Kraiſen (Anfechtungen)
Ein Schirmer Wittib und Waiſen,
Gut und gemeiner Richter.
Auch ſag ich, daß er wär'
An Treuen feſt und ganz.
Wahrheit aller Tugend ein Kranz
Seinem Haupt obt (oben ſchwebt),
Beſcheidenheit ſich ihm lobt (zuſagt)
Zu ſtetem Tageſind; (Hausgeſind)
Den Sanften gut, den Uebeln ſwind (ſcharf)
Erbarmung übt er, die man ſoll;
Weib und Pfaffen hätt (hielt) er wohl,
Und ehrt er, das was ritterlich.

Anmerkungen.

Zum fünften Buch.

1) (S. 52.) Der Erste, welcher diese liebliche Anekdote uns berichtet, ist Veit Arenpeck in seinem Chron. Austriacum; und ihm haben alle folgenden Chronisten nachgeschrieben. Sein Bericht lautet:

Deinde duxit (Rudolfus) Agnetem filiam Ottonis Burgundiae comitis, quam Friedericus de Leiningen Episcopus Spirensis levans de curru *contra suam* voluntatem osculatus est, quod regi conquesta est; ideo oportuit Episcopum vitare Almaniam.

So lieblich diese Anekdote lautet, so enthält sie Manches, das der eigentlichen Geschichte widerspricht. Denn einmal hieß die junge Königin nicht Agnes, sondern vielmehr Isabelle, wie sie immer in heimathlichen Urkunden genannt wird (S. Cod. epist. ed. M. Gerbert p. CXLI.); und dann wurde auch der Bischof von Speier, (Friedrich von Bolanden, und nicht von Leiningen), gewiß nicht wegen dieses unschuldigen Kusses, den er ja nur *contra voluntatem* der wunderholden Königin auf die Wange gedrückt hatte, ins Exil geschikt. Das hatte wohl andere Gründe. — Im Jahr 1286 — so berichten die Annalen von Kolmar — belagerte König Rudolf die Stadt Luterburg, welche unter der Herrschaft des Bischofs von Speier stand, einige Wochen lang.

Als die in der Stadt dem König nicht zu widerstehen vermochten, so ergaben sie sich auf Gnad' und Ungnade. — Demnach hatte Rudolf wichtigere Händel mit dem Bischof, als nur solche, die ein geistlicher Kuß veranlaßt hätte.

Damit stimmt auch der Bericht des Chronicon Sindelfingense, wo es heißt:

Rege (Rudolfo) mortuo Episcopus H. Spirensis venit de exilio Franciae, quod V. annis fuit in exilium missus per praedictum Rudolfum Regem: statim *castra* et *munitiones per Regem ablatas sibi et* ecclesiae Spirensi recuperavit violenter.

Aus der Angabe in dieser Stelle, daß Bischof Friedrich fünf Jahre vor König Rudolfs Tod ins Exil geschickt wurde, ergibt sich auch, daß dieß erst im Jahr 1286 geschah, gerade in der Zeit, in welche die Kolmarer Annalen die kriegerische Unternehmung König Rudolf's gegen eine Stadt des Bischofs berichten; und nicht schon unmittelbar nach der Vermählung des Königs mit der Prinzeßin Isabelle, die vielleicht auch, wie Rudolf's erste Gemahlin ihren Namen Gertraud in Anna, so den Namen Isabelle in Agnes verändert hatte.

2) (S. 96.) Von diesem merkwürdigen Manne, Heinrich von Isny, genannt Gürtelknopf, Knoderer oder Gökhlmann, hat besonders Albert von Straßburg noch Manches aufbehalten, was hier seine Stelle finden mag.

Nach dessen Berichte kam er auf folgende Weise ins Bisthum. — Heinrich von Isny wurde nach Rom abgeschickt, um für Peter Reich, der Domherr zu Basel und Propst an der Kirche zu Mainz war, bei dem Papst darum einzukommen, daß er das Bisthum Basel erhielte. Dem Papst aber muß Heinrich von Isny so wohl gefallen haben, daß nicht Peter Reich, sondern er selbst ins Bisthum kam.

Seine Zeit hielt ihn für einen großen Theologen und

Schwarzkünstler. In letzterer Eigenschaft trieb er einmal einen bösen Geist aus einer Frau, mit welcher derselbe lange Zeit in Gestalt eines Mannes zusammengewohnt hatte. Der böse Geist wollte nicht von ihr weichen, und sprach: Von Anfang meines Falls pflegte ich bei Weibern zu wohnen, aber nie habe ich eines lieber gehabt als Dich: daher will ich nicht ruhen, bis ich denjenigen, der Dich mir entrissen hat, auf eine so hohe Stufe gestellt habe, daß er ganz seines Gottes vergessen soll. — Wie Heinrich schon als Bischof von Basel streng auf Ordnung in seinem Sprengel sah, ebenso that er auch als Erzbischof von Mainz. — Als er einmal das Bisthum Constanz visitiren wollte, widersetzte sich ihm der Bischof Rudolf, ein Geborner von Habsburg, wohl, weil er darauf vertraute, daß er des Königs nächster Vetter war. Als Beide vor den König gestellt wurden, bestand der Erzbischof auf seiner Visitation. Der Bischof behauptete: sein Bisthum wäre gering und arm. Darauf sagte der Erzbischof: er wisse gut, wie es beschaffen sei. Das glaub' ich wohl, bemerkte der Bischof von Constanz, weil Ihr auf Euren Sohlen es öfter durchlaufen habt, als ich es je durchreiten konnte. Da erklärte der König: Der Erzbischof müsse zugelassen werden, und der Bischof mußte wohl oder übel die Visitation gestatten.

Heinrich von Isny liebte die Pracht schon als Bischof von Basel. Als er einmal in Kolmar mit den Minderbrüdern in ihrer Kirche Kapitel hielt, so hatte er in seinem Gefolge einen Mohren in weißen Kleidern, und einen Zwerg, genannt Ritter Conrad, dessen Größe kaum an drei Fuß reichte.

Ob Heinrich gleich dem geistlichen Stand angehörte, so hatte er doch eine größere Neigung zu den Rittern, als zu den

Geiſtlichen. — Als er nun einmal ein Feſt anſtellte, und die Geiſtlichen bälder, als die Ritter, zu Tiſche ſaßen, ſprach der Erzbiſchof: Je zwei und zwei Ritter nehmen einen Pfaffen zum Kiſſen. — Daher ſchrieb ein Gewiſſer auf ſein Grab:

Nudipes Antistes, non curat Clerus, ubi stes:
Dum non in coelis, stes ubicunque velis.

(Herr ohne Schuh, nicht kümmert's die Pfaffen, wo Du einſt ſteheſt;
Wenn in dem Himmel auch nicht, ſtehe nur, wo Dir's gefällt).

(S. 129. ff.) Alles, was bisher geſchehen war, ſollte immer wieder darauf hinwirken, um den großen wichtigen Plan zur Wiederherſtellung des Reichs Arelat zu Stand zu bringen. Daher jene Aufmerkſamkeit, die er nicht nur auf die Städte Burgunds richtete, um ſie im Reichsverband zu erhalten, daher jenes eiferſüchtige Beobachten der Landherren jener Gegend, von Seiten des Königs, wenn ſie nur Miene machten, ein Landſtück dem König von Frankreich zu Lehen aufzutragen, was ja mehrmals die Veranlaſſung zu weitläuftigen Fehden wurde; denn Nichts rügte Rudolf ſtrenger, als einen ſolchen Abfall vom Reich, der ſeinen Planen ſo gar entgegenwirkte. Daher aber auch jenes Streben, durch Vergünſtigungen jeder Art, die Landherren jener Gegend immer feſter an ſeine Perſon und das Reich anzuknüpfen. — Wollen wir weiter gehen, ſo könnten wir ſogar die Wahl des Königs, wodurch er ſich mit einer Erbin von Burgund vermählte, mit jenem großen Gedanken in eine gewiſſe Verbindung bringen. (S. Th. 18. 465.)

Zum sechsten Buch.

2) (S. 157.) Manche nahmhafte Schriftsteller behaupten, daß der von seinem Sohn gefangene und in Haft gelegte Landgraf Albrecht von Thüringen erst bei des Königs Ankunft in Erfurt durch dessen Machtgebot wieder frei geworden sei, aber es ist durchaus unrichtig. Höchstens geschah es durch ein Machtgebot des Königs aus der Ferne. Es wurde ja schon vor der Ankunft des Königs, am Neujahrstag 1289, also beinahe ein Jahr zuvor, die erste Sühne geschlossen, und in dieser Zeit geschieht mit keinem Worte des Königs Erwähnung. Diese Urkunde soll eine der ersten gewesen sein, die am Hofe zu Thüringen in deutscher Sprache ausgestellt wurde.

3) (S. 161.) Mit diesem Tage Johannis des Evangelisten nach Ostern ist derjenige Tag gemeint, den man feierte zum Gedächtniß der Marter des Evangelisten Johannis, als er vor der Porta Latina in Oel gesotten worden sein soll, ohne daß es seinem Leben schadete. Dieser Tag heißt auch dies S. Evangelistae Joannis *ante portam Latinam*, und fällt auf den sechsten Mai. (S. über diese und die vorige Anmerk. die ächt-historische Arbeit *Frederieus fortis redivivus* sive *Vita* et *fata Friderici fortis* et *admorsi* a. *W. E. Tenzelio;* apud *Mencken* Script. rer. german. Tom. II. p. 923—30, wo auch die angeführten Urkunden vollständig zu finden sind).

4) (S. 194.) Wir nehmen hier Veranlassung, eine schon in alten Zeiten verbreitete Ansicht zu widerlegen, daß König Rudolf absichtlich nie die Romfahrt zur Kaiserkrönung angetreten, sondern aus klugen Gründen dieselbe von einem Jahr zum andern vertagt habe. Schon Albert von Straßburg hat

eine Anſicht, die den Späteren Veranlaſſung werden konnte, die förmliche Behauptung aufzuſtellen, daß es dem Könige mit ſeiner Romfahrt nie rechter Ernſt geweſen. Es heißt:

Rex autem nullum motum habens ad Italiam, forsitan, quia vidit, caeteris male successisse: misit praedictum episcopum Basiliensem (Henricum) cum membranis sigillo suo sigillatis, ad civitatem Romanam, qui ibidem sedi Apostolicae Romandiolam et quaedam alia, in *damnum grave imperii*, dedit: ibi habitis quibusdam tractatibus nomine regio sigillavit.

Das Letztere iſt ganz der Geſchichte gemäß, aber nicht ſo das Erſtere, was nur auf Vermuthungen des Chroniſten beruht.

Dieſelbe Anſicht hat bald nach ihm der ehrliche J. Twinger von Königshofen in ſeiner Elſaßiſchen Chronike; wir geben die Stelle wörtlich:

„Wie frum dirre kunig was, kam er doch nie gen Rome das er keyſer worden. Do frogentent die herren dicke warumb er das lieſſe. Dis entwurtet er mit eime Byſpel und ſprach: Es wurdent vil tiere geladen für einen berg und kam der fuhs ouch dar. Die tiere gingent alle in den berg wan der fuhs der bleip alleine hußе ſtonde und warte wan die tiere herus gingent. Do kam ir gar lützel herwider us. Dovon wolte der fuhs nût in den berg. Domit gap der künig den herren zu verſtonde. Das vor manig künig über das gebirge in Welſche lant werent komen die dinne blibent. Darumb wolt er nût zu Welſchem lande noch gen Rome. Dirre künig hielt ſtrenge gerihte und mahte guten friden in tütſchen landen. Er was ein demütiger herre. Dovon bletzete er in einre reiſen ſin wambeſch zu allem erſten und ging in dem gebletzeten wambeſche für ſine Dienere. Das bet er ewent umb das das es ſine ouch betent. wan ſich ſin dovor

jederman ſchamete das ſither iſt gewönlich worden. Er ſtarp voll aller guter werke. alſo vor iſt geſeit."

Schade, daß dieſe ſo liebliche Erzählung Twingers von Königshofen, ſo weit ſie die Romfahrt betrifft, aller hiſtoriſchen Grundlage ermangelt — wir finden den Bericht bei Keinem vor ihm, alſo hat wohl der ehrliche Chroniſt dieſen Ausſpruch König Rudolf's, wie ſo manches Andere der noch zu ſeiner Zeit lebendigen Sage entnommen, während er die Geſchichte von dem Wammsflicken zuverläſſig aus Albert von Straßburg entlehnte, der ſie zuerſt berichtet.

Nach Twinger von Königshofen iſt es Thomas Ebendorfer von Haſelbach, der von der Sache ſpricht. Am Schluß der Erzählung von König Rudolf's Tod ſagt er:

Exors Imperiali corona (Rudolfus obiit) ad quam *suasionibus Papae* invitatus est, *excusans se, quia vix priscorum Regum unus sine profluvio humani sanguinis Romam venire potuit;* nec in pace coronam adeptus *propter insolentiam Romanorum*, neque se usque multa opera Regnum Alemaniae descriptum ad statum pacis potuisse reducere.

Was Thomas Ebendorfer mit dem Ausdruck: *propter insolentiam Romanorum* verſteht, iſt nicht ganz klar. Die Römer ſelbſt waren es nicht welche ihren Muthwillen und Uebermuth an König Rudolf ausließen, aber einige der Päpſte ſuchten den König mit leeren Verſprechungen hinzuhalten und mit Hoffnungen zu täuſchen, da nicht Alle es mit dem König ſo gut und redlich meinten, wie der edle Gegor X.

Seit Thomas Ebendorfor haben manche Chroniſten den angeblichen Ausſpruch König Rudol'fs in Betreff der unterlaſſenen Romfahrt berichtet; der Eine hat ihn ſo, der Andere wieder Anders gegeben. Der wohl noch dem XV. Jahrhundert angehörige Johannes Nauklerus (Vergenhans)

Kanzler Herzog Eberhards im Bart, läßt in ſeiner *Chronographia*. Gener. XLIII. den König ſchon in Verſen reden:

„Italos autem *de industria* in factionibus suis reliquit; unde aliquando interrogatus a suis, cur non iret Romam, fertur apologo respondisse: invitata fuisse animalia quondam diversi generis a leone, ut suam adirent regiam, tempore constituto venerunt, ac montem, in quo habitabat leo, intraverunt: sola vulpes, cum redire nullum ex eis animadvertisset, pedem retulit, dicens, ut Horatius scribit:

Quia me vestigia terrent,
Omnia te adversum spectantia, nulla retrorsum.

Ex hac conclusit fabula, multos ante se reges intrasse Italiam, paucos vero, ut intraverant, reversos.“

Ein Späterer, *Sigonius* de regno Italiae (Opp. T. II. col. 1101) läßt den König lakoniſcher ſprechen:

„Se ineuntium in Italiam vestigia cernere, exeuntium non item.“

Wie dem nun auch ſein mag, alle bisher angeführten Auctoritäten gelten ſo lange nicht als triftig, um zu beweiſen, daß König Rudolf abſichtlich die Romfahrt vertagt und zuletzt unterlaſſen habe, bis ſich eine gleichzeitige Urkunde auffinden läßt, die einen Ausſpruch enthält, wie ihn die bisher Genannten dem Könige in den Mund gelegt haben.

Rudolf's bekannte Redlichkeit iſt uns Bürge dafür, daß es wirklich ein Wunſch ſeines Herzens war, wenn er nach der Kaiſerkrönung verlangte, und ebenſo wirklich ſeine ernſtliche Abſicht, wenn er von der einmal anzutretenden Romfahrt ſprach. Iſt nicht in den meiſten Urkunden, die er ſeinen Vaſallen und Anderen ausſtellt, immer zur Bedingung gemacht, daß ſie ihm dereinſt nach Rom Heeresfolge leiſten oder auf andere Weiſe für dieſe Fahrt ihn unterſtützen müſſen?

So iſt in dem erſten Vertrag mit Ottokar dieß eine der Bedingungen bei der Sühne, daß er ihm einſt Heeresfolge leiſte in eigner Perſon, oder wenigſtens mit Mannſchaft ihn unterſtütze; desgleichen in der Sühne mit dem Grafen von Helfenſtein, und noch in der Urkunde, welche König Rudolf in den letzten Monaten ſeines Lebens den Zürchern ausſtellte. Wir können doch nicht annehmen, daß er Allen dieſen Etwas vorgeſpiegelt habe, woran ſein Herz ſelbſt nicht dachte. Auch ſeine Schreiben an die Päpſte, ſowie an die Städte Italiens, worin er von ſeiner baldigen Ankunft in Italien ſpricht, ſind wohl nicht aus der Feder eines Mannes gefloſſen, der anders dachte, als er geſchrieben. Rechnen wir ab die pomphaften Worte, in denen die meiſten dieſer Schreiben abgefaßt ſind, ſo waren ſie immer redlich und gut gemeint, wie es von dem biedern und ungeſchminkten Sinn des Königs auch nicht anders zu erwarten war.

Wenn wir auch die Gründe, welche M. Gerbert (Cod. epist. p. 93. 5.) aufführt, um den König zu entſchuldigen, daß es nicht zur Ausführung der Romfahrt kam, nicht gerade für die einzigen und triftigſten halten, wie z. B. denjenigen, daß Rudolf die Fahrt nicht unternommen habe, weil ſeine Vermählung mit Iſabelle von Burgund zwiſchen ſein Vorhaben trat, und ſpäter, weil er zu vorgerückt in den Jahren geweſen, um ſie anzutreten: ſo gab es doch noch ſo manche wichtige Hinderniſſe, die ihn abhalten konnten, die Fahrt anzutreten und die Erfüllung ſeines ernſtlich gemeinten Vorhabens immer weiter hinausrückten. Der Zuſtand des Reichs, dem er ein treuer König ſein wollte, bedurfte immer noch ſeiner ordnenden Hand, und der dauernden Gegenwart eines Königs, wie Rudolf war. Die Romfahrt unterblieb, nicht aus Gründen, die König Rudolf fingirte, ſondern aus Ur-

sachen, die durch Zeit und Umstände herbeiführt wurden. Für König Rudolf war es wohl kein Vortheil, daß es also ging; denn hätte er es zur Kaiserkrönung gebracht, so hätte sein Geschlecht bei der Wahl eines deutschen Königs nicht umgangen werden können, und sein Wunsch wäre leicht erfüllt worden, seinen Sohn Albrecht noch bei seinen Lebzeiten auf dem Königsthron der Deutschen zu sehen. Er hätte den Gram nicht erlebt, den die Nichterfüllung dieses sehnlichen Wunsches auf dem Tage zu Frankfurt ihm verursachte. Ob aber das Unterbleiben der Romfahrt und der damit verbundnen Kaiserkrönung wirklich zu einem unberechenbaren Nachtheil für Reich und Kirche geschah, wie noch in neuerer Zeit der scharfsinnige und gelehrte Professor Kopp von Luzern behauptete, das ist eine andere Frage. Die Kirche wenigstens hatte Nichts verloren; ja einige Päpste, wie Nikolaus IV., befürchteten vielmehr, durch Rudolf's Fahrt zu verlieren; darum hielten sie den thatkräftigen, wenn auch nachgiebigen Rudolf von sich so fern als möglich; und das Reich — diese Ansicht möchten wir unbedingt aussprechen — hat viel mehr gewonnen, denn sein König blieb in seiner Mitte, auf dem Boden, wo Treue und Redlichkeit herrschte, bis ihn ein Höherer abrief, und das Reich einen Verlust erlitt, der ihm lange Zeit nicht mehr ersetzt werden konnte.

5) (S. 219.) In der Angabe über die letzte Lebenszeit Rudolf's, besonders über sein frommes Hinscheiden, sind wir getreu dem Zeitgenossen Ottokar aus Steiermark gefolgt.

Die Annalen von Kolmar berichten mit dürren Worten am Schluß des Jahrs 1291:

Rudolfus rex moritur.

Mit Ottokars Angaben stimmt eines Theils der Bericht Alberts von Straßburg, wenn er sagt:

„Deficiente tandem rege prae senio et dicentibus sibi medicis, quod ultra certas dies durare nequiret, ipse dixit: *Eamus Spiram* ad alios reges inibi in majori ecclesia sepultos.“

Andern Theils ſtimmt er nicht mit Ottokar überein, wenn er fortfährt:

„Et manens in oppido *Germersheim* juxta Spiram, *ibique moriens Spiram ductus*, et in sepulcro regali honorifice est sepultus; anno regni ejus XVIII. cujus epitaphium in silice superposito sculptum, tale est:

Anno domini, MCCLCI. pridie Calend. Octobris, obiit Rudolfus de Habspurg, Romanorum Rex.

Da zwiſchen zwei faſt gleichzeitigen Schriftſtellern ſolche Differenz in der Angabe des Orts herrſcht, wo König Rudolf geſtorben, ſo iſt es nöthig, die Berichte Anderer zur Vergleichung anzuführen.

Der Zeit König Rudolf's nun ſteht neben Ottokar von Horneck am nächſten der Verfaſſer des Chronicon Sindelfingense, welcher mit dem Jahr 1294 ſchließt. Wir geben die Stelle, wie ſie p. 24 der neueſten Ausgabe des Chronicon enthalten iſt:

„In vigilia Rensindis (14. Juli) Rex Rud. venit ad civitatem Spiram, et Regina et filii uxor, soror Regis Boemi et dux Ludwicus de Bauwaria, et multi alii barones cum eo venerunt, et die Rensindis (15. Juli) obiit et die crastina gloriose et honorifice sepultus fuit in Monasterio S. Mariae, apud sepulcra Regum aliorum, prope sepulcrum Regis Philippi.“

Dieſer ſo glaubwürdige Bericht wird freilich durch keinen andern Chroniſten aus derſelbe Zeit bekräftigt. — Alle, die noch unmittelbar nach ihm berichten, übergehen gerade dieß mit Stillſchweigen, nur J. Twinger von Königshofen, und Drei, die wohl erſt dem Ende des XV. Jahrhunderts

angehören, sagen dasselbe, was Conrad von Würmlingen, der Verfasser des Chronicon Sindelfingense, und Ottokar von Horneck berichten. Der eine ist der längst genannte Veit Arenpek, welcher sich so ausdrückt:

Postquam regnavit annis XVIII, venit Frankofordiam — deinde ivit Argentinam, ubi octo dies mansit: valedicens, Spiram transiens, ubi anno Domini 1291 in die Divisionis Apostolorum obiit, et sepultus fuit.

Der zweite ist der bekannte Johann Trithemius, Abt von Sponheim; sein Bericht lautet im Chron. Hirsaug. (ed. Bas. 1596) p. 261, so:

„Rudolfus igitur cum amicis suis Argentinam se conferens, animi recreandi gratia, in infirmitatem incidit, quae curari nequivit. Unde cum festinatione Spiram se duci fecit, ubi antecessores sui Reges et Imperatores sepulti erant. Quo cum pervenisset, mox anno praenotato (1291) in octava divisionis Apostolorum obiit, ibique in majori ecclesia sepultus fuit.

Der dritte ist J. Nauklerus, der in seiner Chronogr. also berichtet:

Anno Domini 1291 rex Rudolphus in vigilia diuisionis Apostolorum venit ad Spiram, et cum illo regina ac filii et filia, uxor regis Boemiae, dux Ludovicus de Bauaria et multi barones cum eo. Ipsa vero die diuisionis Apostolorum obiit rex, et die crastina gloriose sepultus est in ecclesia cathedrali apud sepulturam regum, prope sepulcrum regis Philippi.

Wir sehen auf den ersten Augenblick, welche Quelle Nauklerus benützte; es war das *Chronicon Sindelfingense*, dessen Abfassungsort ihm am nächsten lag. Die Stadt Tübingen, wo Nauklerus lebte, und das ehemalige Chorherrnstift Sindelfingen liegen nur ein Paar Meilen von einander.

So wäre nun durch sechs Gewährsmänner die Angabe

Alberts von Straßburg, der den König ſchon zu Germersheim ſterben läßt, widerlegt.

Noch leichter wird dieß in Beziehung auf den Todestag König Rudolf's, den Albert von Straßburg auf den dreißigſten September (pridie Cal. Octbr.) verlegt. Hierin hat das Chron. Sindelfingense alle Chroniſten des XIV. Jahrhunderts für ſich. Das Gleiche berichten der Chroniſt von Leoben, die Annalen Stero's von Altaich, die Chronik von Salzburg, die Chronik von St. Peter zu Erfurt, daß der 15. Julius der Todestag des Königs geweſen. Nur 2 Gewährsmänner, und zwar wichtige, hat auch Albert von Straßburg, für ſich.

Einmal ſind es die Annales Colm., wo der Tod König Rudolf's, zwar ohne nähere Beſtimmung des Monats und Tags, doch, nach dem Vorangehenden zu ſchließen, auf die letzten Monate des Jahrs 1291, verlegt wird. Dann bewährt Albert von Straßburg ſeine Angabe dadurch, daß er ſie als Inſchrift eines Grabſteins aufführt. Das Gleiche iſt aber auch der Fall mit der Angabe des Chron. Sindelfingense, denn auch dieſe erſcheint als Inſchrift eines Grabſteins, der noch vorhanden; wogegen man von dem, den Albert von Straßburg nennt, keine Spur mehr finden kann.

Eine weitere Bekräftigung der Angabe des Chron. Sindelf. ſind die bekannten lateiniſchen Verſe:

Mortuus est anno milleno C. triplicato,
Sex minus atque tribus Julii Rex mense Rudolfus.

welche gewiß aus alter Zeit ſtammen, denn ſchon Felix Fabri (Histor. Suev. Lib. I. p. 137) führt ſie an; aber irriger Weiſe behauptet er, daß ſie auf ſeinem Grabmal zu Speier zu leſen ſeien.

Demnach wäre die Angabe Alberts von Straßburg als

unrichtig zu betrachten, so lange, bis jener Grabstein sich auffindet, auf dem der dreißigste September als Todestag Rudolf's von Habsburg angegeben ist.

Des Grabmal, auf dessen Angabe wir uns mit dem Chron. Sindelf. berufen, ist nur ein gewöhnlicher Sandstein — vielleicht derselbe, wie bei dem Grabmal, von dem Albert von Straßburg spricht, daß es aus einem Quader oder harten Feldstein (silex) gehauen sei. Es wurde im Jahr 1811 oder 1812 auf einer mit Schutt und Ruinen angefüllten Brandstätte des Johanniterhofs in einer weiten Entfernung von der Domkirche zu Speier gefunden. Im Jahr 1815 wurde es in den Dom gebracht, und auf dem Grabe Rudolf's von Habsburg, welches wirklich an das des Kaisers Philipp anstößt, aufgestellt. Die Länge des Steins beträgt nach rheinischem Maaß 7 Fuß, 7 Zoll; seine Breite 8 Fuß 8½ Zoll. Er ist sehr schön gearbeitet. König Rudolf's Bildniß ist in erhabener Arbeit darauf ausgehauen, und zwar mit vieler Kunst. Nur Schade, daß die Hände des Bildes und das Rohr des Scepters fehlen, der Stein aber in zwei Theile zerschlagen ist. Bildwerk so wie Inschrift, die noch nicht in gothischen, sondern in jenen runden Buchstaben älterer Zeit abgefaßt ist beurkunden das hohe Alter dieses Denkmals; und es ist wohl das merkwürdigste unter allen Denkmalen, die im Dom zu Speier aufgestellt sind.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

tafel.

Guntram, der Reiche,
Graf von Altenburg.

Lanzelin.

adeboto. Rudolf. Werner, Lanzelin.
Bischof von Straßburg.

erner, Adelbert. Richenza.
n. Habsburg.

delbert. Ita.

ſtanz. Adelheid.

Richenza.

rner. Hedwig. Gertrud.

.	Hedwig.	Clementia.	Gutta.	Catharina.	Carl.
,	Otto,	Karl,	Wenzel,	Otto,	
ſt	Markgraf	Prinz	König	Herzog	
n.	von Brandenburg.	von Neapel.	von Böhmen.	von Baiern.	